

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Zwölfter Band.

Oberhausen und Leipzig.

Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.

1873.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte der neueren Zeit.

III. Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

II. Dreißigjähriger Krieg.
(Fortsetzung.)

7. Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bis zu Gustav Adolf's Tod.

Tilly zog nach der erlittenen Niederlage mit dem Reste seiner Truppen über Halle nach Westfalen und alle zerstreuten Abtheilungen des kaiserlichen Heeres erhielten den Befehl, sich schleunig mit ihm zu vereinigen, da er den Schweden auf einem Umwege in Franken zuvorzukommen suchte. Gustav Adolf überließ es dem Kurfürsten von Sachsen, Leipzig den Kaiserlichen wieder zu entreißen; er selbst nahm zunächst Merseburg und Halle ein. Nachdem der Kurfürst am 12. September Leipzig erobert und Gustav Adolf das Haus Anhalt an sich geknüpft hatte, wurde in Halle über die schnelle Verfolgung des Sieges berathschlagt. Man kam dahin überein, daß die Schweden durch Thüringen nach Franken, sowie nachher längs dem Main herab an den Rhein und dann an diesem Flusse aufwärts marschiren, die Sachsen aber durch Böhmen und Schlesien ziehen sollten. Gustav Adolf eilte hierauf nach Thüringen, um die Hülfe von Weimar und Hessen-Kassel zu benutzen und dann die Last des Krieges auf die katholischen Fürsten zu wälzen, oder mit anderen Worten, um ebenso, wie diese vorher vermittelst des Restitutions-Edicts weltliches Gut wieder zu geistlichem gemacht hatten, umgekehrt geistliches in weltliches umzuwandeln. In Erfurt, das zum Gebiete von Kur-Mainz gehörte, befestigte er seine Verträge mit den weimarischen Fürsten und ließ dort einstweilen die Königin unter dem Schutz einer Besatzung. Ein schwedischer Officier, der ihm vorausgeschickt ward, wußte indessen die Städte Nürnberg, Ulm und Straßburg für den Bund mit Schweden zu gewinnen. Erfurt wurde am 2. October genöthigt, aller Verbindung mit Kur-Mainz zu entsagen. Gotha und Alles, was auf dem Wege nach Franken lag, wurde besetzt. Hierauf ging der Zug über Ilmenau, Königshofen und Schweinfurt; schon am 13. October erschienen die Schweden vor Würzburg. Diese Stadt wurde leicht eingenommen; das Schloß aber fiel

erst am 7. November bei einem zweiten Sturm in ihre Hände, wobei die Schweden ebenso, wie schon beim ersten Sturme geschehen war, großen Verlust erlitten. Die schöne Bibliothek der Jesuiten zu Würzburg nahm der König in Beschlag und schenkte sie der Universität von Upsala.

Unterdessen hatte Tilly, nachdem er den Grafen Pappenheim und andere Befehlshaber an sich gezogen hatte und auch durch kölnische Truppen verstärkt worden war, bei Corvei in Westfalen eine Brücke über die Weser geschlagen. Von hier war er dann eilig nach Fritzlar marschirt, um noch vor den Schweden die Stadt Nürnberg zu erreichen. Von Fritzlar zog er über Fulda nach Miltenberg, wo Herzog Karl III. von Lothringen ihm so viele Truppen zuführte, daß sein Heer zahlreicher war, als das schwedische. Gustav Adolf besetzte trotz der Verstärkung des feindlichen Heeres ganz Franken, zog über Wertheim nach Hanau, reichte dem Grafen von Hanau, dem Schwiegervater Wilhelm's V. von Hessen-Kassel, eine freundliche Hand, und erschien bereits am 17. November 1631 vor Frankfurt. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar führte bei diesen Unternehmungen die Vorschaaren; Landgraf Wilhelm vereinigte sein Heer mit dem des Königs; Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt fand sich mit den Schweden, so gut er konnte, ab; Tilly und Pappenheim aber zerfielen mit einander. Der Letztere ging nach Westfalen; Tilly dagegen marschirte auf Nürnberg los.

Gustav Adolf ließ von Offenbach aus die Stadt Frankfurt auffordern, den Durchzug zu gestatten und schwedische Besatzung einzunehmen; sie ließ ihm jedoch durch Abgesandte vorstellen, welche Gefahren ihr dies von Seiten des Kaisers für ihre Messen und Privilegien bringen würde. Gustav erwiderte, es wundere ihn sehr, daß Frankfurt in einer so großen Sache von Jahrmärkten spreche, während er selbst Leib und Leben und seines Volkes Wohlfahrt einsetze; er habe von der Insel Rügen bis zum Main die Schlüssel zu allen Festungen gefunden und werde sie auch zu Frankfurt finden. Er zog nachher vor Sachsenhausen und nun eröffnete ihm die Stadt, welche sich durch den angedrohten Zwang gegen jede Strafe gedeckt fand, ihre Thore. Er hielt seinen Einzug, begab sich noch an demselben Tage nach Höchst, das er besetzen ließ, und kehrte bald wieder zurück. Der Rath machte ihm und der Königin Eleonore stattliche Ehrengeschenke*).

---

*) Die Wohnung des Königs war im Hause zum Braunfels. Kaspar Kitsch, Bürger von Frankfurt, bemerkt in seinen Aufzeichnungen: „Es ist nicht genugsam zu beschreiben, was der König für ein gewaltig heroisch Haupt ist. Die Königin ist auch ein sehr schön Weibsbilt, von Person zart, einer mittelmessige Leng, sehr freundlich und redtsprächig, sie tregt hinden auf ihrem haupt

Tilly erschien am 28. November vor Nürnberg, als Gustav Adolf daran dachte, im Darmstädtischen über den Rhein zu gehen, weil der Kurfürst von Mainz mit Hülfe einiger tausend Spanier ihn hinderte, dies bei Mainz zu thun. Zu Höchst am Main erhielt Gustav Adolf die Nachricht, daß Tilly mit seiner ganzen Macht vor Nürnberg liege. Er beschloß anfangs, sogleich nach Franken aufzubrechen, und spricht sich über diesen Entschluß in einem seiner Briefe, welche Geijer mitgetheilt hat, sehr naiv aus. „Der alte Teufel," schreibt er, „mit allen seinen Jüngern, als Lothringen, Pappenheim, Fürstenberg, Gallas, Ossa, liegt nun vor Nürnberg. Ich marschire, will's Gott, morgen zum Succurs; der Feind ist stark; aber Gott hat uns auch ziemliche Mittel verliehen, und hoffen wir zusammt der Mannschaft des Landgrafen und des Herzogs von Weimar 17,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferde zu haben." Dies schrieb der König zu Anfang des December 1631 an seinen Stellvertreter in Schweden, den Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken Kleeburg. Ganz kurz nachher aber schrieb er an Horn, daß er nicht nöthig finde, aufzubrechen, weil die Feinde sich getrennt hätten. Nur ein Theil sei in Franken geblieben, von den beiden größeren sei der eine nach Böhmen, der andere nach Baiern gezogen; er werde also den Uebergang über den Rhein versuchen. In einem dritten Briefe, den er an den schwedischen Reichsrath schickte, bedauert er, daß er genöthigt sein werde, Schweden in feindliche Verhältnisse mit Spanien zu bringen, mit dem es bis dahin in Freundschaft gewesen sei. „Da wir," schreibt er, „neulich durch den Obersten unserer Garde zu Pferde, den Herzog Berndt zu Sachsen-Weimar, ließen den spanischen General de Silva (Befehlshaber in Mainz) besuchen, so erklärte dieser, daß er Befehl hätte, dem Kurfürsten von Mainz gegen uns beizuspringen. Als wir nun unsern Marsch von Frankfurt nach der Pfalz zu unternahmen, begannen die Spanier eine Schanze zum Schutze einer Brücke auf der Darmstädter Seite zu errichten, die wir dem Kriegsgebrauch gemäß nicht umgehen konnten. Wir haben zusagen lassen, daß die Schanze uns im Wege sei; allein da sie dieselbe nicht räumen wollten, sondern auf uns schossen, obgleich sie nicht vertheidigt werden konnte, so beschlossen wir, bei Oppenheim über den Rhein zu setzen und die in der Schanze abzuschneiden. Als wir mit einigen hundert Knechten hinüber gekommen waren, chargirte uns Don Philipp de Silva mit seiner Reiterei, ward aber zurückge-

---

eine kleine kron schön vergildt mit lauteren Diamanten versetzt, dagegen tregt sich der König gar schlecht nach seinem Standt, als Sontäglich hab ich ihm einmal an gesehen ein glater Sammetkleidt schwarz auf die französisch manier gemacht, — — das der König ist gegangen wie ein Graf oder wohl wie ein reicher Kaufmann, ohne Geschmeit."

schlagen, worauf die in der Schanze sich uns durch Accord ergaben, den 17. December." Schon am 23. December*) mußte auch Mainz capituliren. Von hier aus begann der König seine Truppen in Winterquartiere zu legen. In Mainz fand er Pulver und Geschütz in großer Menge; die Bürger mußten 80,000 Thaler erlegen und im Dom wurde evangelischer Gottesdienst gehalten.

Oxenstierna war damals mit Recht unzufrieden, daß Gustav Adolf so viele von den kleinen deutschen Fürsten in seiner Umgebung und in seinem Heere duldete, da dieselbe kleinliche Selbstsucht, welche diese vorher abgehalten hatte, der guten Sache ein Opfer zu bringen, sie jetzt zu den Schweden führen und in kurzer Zeit wieder von ihnen entfernen werde. Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel hatte, während der König heranzog, sein eigenes Land (auch Hersfeld) wieder genommen, Paderborn und den südlichen Theil Westfalens besetzt, den Grafen Pappenheim nach Köln gedrängt und ein bedeutendes Heer aufgestellt. Jetzt sollte Friedrich V. von der Pfalz auf ähnliche Weise am Ober-Rhein benutzt werden. Friedrich eilte, da der dem Könige stets voranziehende Bernhard von Weimar noch im Jahre 1631 die ganze Pfalz außer Frankenthal und Heidelberg von Feinden gesäubert hatte, im Anfange des Jahres 1632 aus dem Haag, wo er sich aufhielt, rheinaufwärts zu Gustav Adolf, in der festen Erwartung, daß dieser ihn sogleich in sein Land wieder einsetzen werde. Dies hatte der König vorher dem englischen Gesandten Vane, sowie einem Böhmen, der ihn in Friedrich's Namen darum ersuchte, ausdrücklich verweigert; er hatte aber nachher einen Brief an Friedrich geschrieben und ihn eingeladen, zu ihm nach Mainz zu kommen. Als Friedrich bei Gustav Adolf erschien, war der Letztere durch die Zumuthungen, welche ein neuer englischer Gesandter ihm machte, sehr erbittert worden. König Karl I. von England verlangte nämlich, daß Gustav Adolf seinem Schwager helfen solle, wollte aber selbst nicht, wie dieser forderte, ihn mit einem bedeutenden Heere unterstützen, weil das Parlament, mit dem er im Streite lag, ihm weder Geld noch Truppen anvertraute. Die ganze protestantische Familie Friedrich's V. war damals mit Gustav Adolf verbunden. Es befanden sich nämlich nicht nur die Pfalzgrafen Georg Gustav von Veldenz-Lauterecke und August von Sulzbach im Gefolge des schwedischen Königs, sondern es hatte auch Christian I. von Birkenfeld ein Heer für Schweden aufgestellt und der Pfalzgraf von Zweibrücken-Kleeburg, Gustav Adolf's Schwager, war dessen Stellvertreter in Schweden. Friedrich wurde daher vom Könige mit großen Ehren aufgenommen, als er am 16. Februar 1632 in Frankfurt eintraf.

*) Wir bedienen uns bei der Datirung des damals nur in den katholischen Staaten eingeführten neuen Stils.

Allein Gustav Adolf benahm sich dessen ungeachtet gegen einen Mann, den der neueste Geschichtschreiber der Pfalz als gutmüthig bezeichnet, der aber nach unserer Auffassung blos um Glanz und Prunk besorgt, um alles Ernste dagegen unbekümmert war, sehr zweideutig. Ob der König als guter Lutheraner Friedrich's Calvinismus scheute, oder ob er andere Absichten mit der Pfalz hatte, wissen wir nicht; jedenfalls ward Friedrich von ihm nicht in sein Land eingesetzt. Gleichwohl begleitete Friedrich den König acht Monate lang auf dessen weiterem Zuge und blieb stets voll guter Hoffnung. Auch hatte er von einer Seite her alle Ursache, das Beste für sich zu erwarten; denn fast ganz Deutschland war in der Gewalt der Schweden und der mit ihnen verbündeten oder eigentlich ihnen unterworfenen Protestanten, nachdem Horn, welchen Gustav Adolf in Franken zurückgelassen hatte, von dort aus gegen den Rhein und bis in das Würtembergische vorgedrungen war und auch Heilbronn besetzt hatte. Als er sich im September 1632 von seinem Beschützer trennte, erhielt er von diesem eine Aufstellung der Bedingungen, unter welchen ihm die rheinische Kurpfalz wieder ertheilt werden sollte. Er fand jedoch dieselben so beschwerlich, daß er den Abschied nicht durch eine Erörterung verbittern wollte, aber bald nachher von Frankfurt aus eine Vorstellung an den König richtete, die in gespanntem Ton beantwortet wurde. Uebrigens wurde schon damals die schwedische Disciplin, trotz alles Singens und Betens im Lager, sehr vernachlässigt und wir könnten Scenen von Raub, Mord und Brand anführen, welche dem, was Tilly's und Wallenstein's Raubhorden verübten, durchaus nicht nachstehen.

Große Talente für die Führung eines halb politischen halb religiösen Krieges zeigten zu der Zeit, als Gustav Adolf vom Rhein nach Baiern zu ziehen beschloß, im Norden Pappenheim, im Süden Tilly. Beide hatten sich vorher nie recht leiden können; sie waren aber völlig in Zwietracht gerathen, als Tilly dem übereilten Vorgehen Pappenheim's den Verlust der Schlacht bei Breitenfeld und also die Vernichtung seines Heeres zugeschrieben hatte. Pappenheim war daher am Rhein hinabgezogen, während Tilly in Franken blieb. Pappenheim, welcher Meister im kleinen Kriege war, nahm den Freunden der Schweden bald hier, bald da einen Landstrich oder eine Stadt, und war dem Landgrafen Wilhelm V., der deshalb sehr ungern dem schwedischen Könige mit seinem Heere folgte, äußerst beschwerlich. Tilly überfiel bei seinem Zuge nach Franken den General Gustav Horn, der mit 8000 Mann in Franken stand, und nahm die Stadt Bamberg, welche dieser zu seinem Hauptquartier gewählt hatte. Er nöthigte den schwedischen General sich bis nach Schweinfurt zurückzuziehen, weil Banèr, der in Thüringen stand, verschmäht hatte, dem General Horn zu Hülfe

zu eilen. Als Gustav Adolf nach Franken zog, rief er den General Banèr nebst dem Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar zu sich, und Tilly wich ihnen aus, um Baiern zu vertheidigen.

Schon um diese Zeit erfuhr Gustav Adolf, daß auf seine mächtigsten Verbündeten, die Franzosen und die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, wenig zu zählen sei. Sachsen und Brandenburg waren sehr ungern in die Verbindung mit Schweden eingegangen, weil sie in Folge derselben aufhörten, Häupter der protestantischen Partei zu sein, und gewissermaaßen zu Untergebenen der Schweden wurden. Außerdem war aber auch der leitende Minister des Kurfürsten von Brandenburg, der Katholik Schwarzenberg, und der oberste Befehlshaber des sächsischen Heeres, Wallenstein's ehemaliger Waffengenosse Arnim, im kaiserlichen Interesse, wo nicht gar insgeheim in kaiserlichen Diensten. Von der Verrätherei Schwarzenberg's, dessen Treiben selbst dem Sohne seines Kurfürsten verderblich war, ist schon oben die Rede gewesen; Arnim wirkte ebenso verderblich in Sachsen. Der Kurfürst von Sachsen zog allerdings schon am 11. November 1631 feierlich in Prag ein; doch bezog er das Schloß nicht, ließ des Kaisers Zimmer versiegeln und zeigte in allen seinen Handlungen, daß er es mit Ferdinand nicht ganz verderben wollte; auch verweilte er nur kurze Zeit in Böhmen. Arnim aber war mit Wallenstein in inniger Verbindung geblieben, störte in Prag Wallenstein's Ruhe nicht, ließ dessen Güter und Paläste ganz unversehrt, und hinderte sogar, als nachher Wallenstein den Oberbefehl wieder übernehmen wollte, dessen Werbungen und sein Eintreiben von Steuern keineswegs. Das Letztere könnte freilich auch eine Folge der sehr geringen militärischen Fähigkeiten gewesen sein, welche viele Schriftsteller diesem General aus Wallenstein's Schule zuschreiben. Gewiß ist dagegen, daß Arnim vom Kaiser gewonnen war und den ganz unfähigen Kurfürsten Johann Georg I. in dem Gedanken bestärkte, in Deutschland eine sogenannte dritte Partei zu bilden. Was diesen Gedanken betrifft, so fielen, wenn, wie schon damals vorauszusehen war, die Liga sich auflöste oder Tilly im Felde blieb, die Katholiken dem Kaiser anheim; Gustav Adolf aber oder doch sein Kanzler nahmen ganz offenbar ihre Maaßregeln so, daß sie eine Anzahl Fürsten auf Unkosten anderer Fürsten und Stände zu schwedischen Vasallen machen konnten. Es war also natürlich zu hoffen, daß manche deutsche Protestanten sich lieber unter Sachsen fügen würden.

Was Frankreichs Beistand angeht, so brachten die schnellen Fortschritte Gustav Adolf's den Kardinal Richelieu sehr in Verlegenheit, da es nicht seine Absicht sein konnte, dem Protestantismus das Uebergewicht in Mittel-Europa zu verschaffen. Wie er dachte, spricht er selbst am Ende des 6. Bandes seiner Denkwürdigkeiten in einer Er-

klärung aus, welche er dem Kurfürsten von Baiern gerade in dem Augenblicke machen ließ, als er mit dem Könige von Schweden den ersten Vertrag schloß. Richelieu sagt dort, er thue dies der Religion wegen gar nicht gern und würde viel lieber sehen, wenn er seinem Könige durch den Kurfürsten von Baiern das Protectorat über die Katholiken Deutschlands, d. h. die Herrschaft in Deutschland, nach einer bekannten Maxime (divide et impera, d. i. theile und herrsche) verschaffen könne*). Damals war freilich noch keine Verbindung zwischen Frankreich und Baiern geknüpft; als aber der Schweden König mächtiger und der Kaiser durch Wallenstein's Entfernung beinahe entwaffnet ward, erneuerte Richelieu den Versuch, Baiern gegen die Schweden zu gebrauchen. König Ludwig XIII. selbst hatte sich, mehr wegen seiner Pläne mit Lothringen, als um dem deutschen Reiche näher zu sein, im Anfange des Novembers 1631, von Richelieu begleitet, nach Château-Thierry begeben, von dort aus mit den rheinischen Kurfürsten eine Verbindung angeknüpft und besonders Maximilian's Bruder, den Kurfürsten Ferdinand von Köln, in seinem Sinne bearbeiten lassen. Dies war für den Kaiser und für das deutsche Reich sehr verdächtig; es entging aber auch den Schweden nicht, gegen deren Einfluß das ganze Treiben der Franzosen gerichtet war. Richelieu setzte nämlich Alles in Bewegung, um den Schweden insgeheim entgegen zu arbeiten. Er kam sogar wenige Tage nach Gustav Adolf's Ankunft in Mainz mit seinem Könige und dessen Hofhaltung nach Metz. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige schien dem Kardinal nicht rathsam; aber von Metz aus bemühte er sich dann zunächst, Gustav Adolf davon abzuhalten, daß derselbe an dem Herzoge von Lothringen, welcher kurz vorher mit einem Heere zu Tilly's Unterstützung in Deutschland erschienen war, Rache nehme. Dies konnte der schwedische König sich gefallen lassen. Bedenklicher war es, daß Richelieu die katholischen geistlichen Fürsten öffentlich in Schutz nahm**) und fortwährend mit Baiern unterhandelte. Der schlaue

---

*) Er ließ durch den schon erwähnten Kapuziner Franz Leclerc von Tremblai, auch Pater Joseph genannt, dem Kurfürsten Maximilian I. vorstellen: Qu'il (der Kurfürst) se devoit hâter d'entrer en la dite union, afin que, si la mort du roi de Suède ou autre accident survenoit, ils pussent tout ensemble empêcher l'effet des desseins de la maison d'Autriche et donner malgré elle la paix à l'Allemagne; ou bien si le roi de Suède continuoit ses victoires, ils pussent unis avec les protestans, qui ne redoutent pas moins sa domination qu'eux, *et autorisés par les armes du roi*, servir de frein à l'ambition du dit roi de Suède, borner ses progrès et les réduire au juste pied de la raison.

**) Sa Majesté, heißt es in den Denkwüdigkeiten, sachant, que le roi de Suède si avancé comme il étoit — — — dépêcha vers le dit Roi le sieur de Varennes, tant pour lui faire instance nouvelle à ne point inquièter les

Franzose warf schon damals sein Netz nach dem Elsaß aus und nahm den Herzog von Lothringen unter der Bedingung in Schutz, daß derselbe die feste Stadt Marsal abtrete und sich nicht weiter mit Richelieu's oder, wie es heißt, mit des Königs Feinden einlasse. Gustav Adolf konnte, so energisch er auch gegen den herrschsüchtigen Kardinal auftrat, gleichwohl nicht hindern, daß seit dieser Zeit die geistlichen Herren Deutschland an Frankreich verkauften. Baiern schwankte noch, obgleich es schon seit dem Mai einen Vertrag mit Frankreich geschlossen hatte; die anderen katholischen Fürsten aber sahen schon die Auflösung der Liga voraus und suchten Schutz bei Richelieu und seinem Kapuziner*). Wie dies geschah, und wie die Franzosen intriguirten, kann man ausführlich im Anfange des 8. Bandes von Richelieu's Denkwürdigkeiten lesen. Der König von Schweden benahm sich bei diesem Allen energisch und mit Würde. Er verlangte, bei einer etwaigen Zusammenkunft mit Ludwig XIII. mit diesem ganz auf gleichem Fuße behandelt zu werden, und verbat sich ein Hülfsheer. Allein er konnte doch nicht verhindern, daß die Bischöfe sich lieber dem Willen eines Kardinals fügten, als mit einem ketzerischen Könige unterhandelten. Es wurde daher damals, nicht etwa der Religion, sondern der Theologie wegen, ein Theil der Deutschen zuerst unter französischen Schutz und nachher unter französische Herrschaft gebracht.

Mehrere geistliche Fürsten sandten im Anfang des Jahres 1632 Abgeordnete nach Metz, um bei dem König von Frankreich Schutz gegen Schweden zu suchen. Der Erste aber, welcher aus Selbstsucht und nicht der Religion wegen den Franzosen die Schlüssel Deutschlands verkaufte und ihnen einen festen Fuß am Niederrhein verschaffte, den sie dann bis zum westfälischen Frieden behaupteten, war Philipp Christoph von Sötern, Bischof von Speier und seit 1623 auch Kurfürst von Trier**). Dieser wollte mit seinen Unterthanen despotisch

electeurs catholiques, laisser l'exercice libre de la religion catholique en tous lieux de ses conquêtes, que pour le prier, de ne pas s'avancer davantage en Alsace, moyennant qu'on pût trouver invention, que ces pays, qu'il n'occuperoit point, ne lui pussent nuire: *ce que le Roi faisoit en considération de la religion catholique, qui ne laissoit pas de recevoir grand changement, quelques ordres qu'il pût y apporter.*

*) Im Anfange des 8. Buches der Denkwürdigkeiten heißt es: Cette extremité, en laquelle étoient les affaires de la maison d'Autriche en Allemagne, faisoit, que tous les princes et états catholitiques jetoient les yeux sur sa Majesté, pour être protégés.

**) Wir berühren hier und im Folgenden Alles, was mit den Kabalen und verderblichen Ränken Richelieu's und seiner Genossen zusammenhängt, nur flüchtig, weil die Leser es in Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs von Gustav Adolf's Tode ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich" (1842) ausführlich lesen können.

und mit seinem Dom-Kapitel wider alles Herkommen verfahren, und erbitterte dadurch die Domherren und die Landstände, die sich zwar um das Volk wenig kümmerten, in ihren Anmaaßungen aber nicht beschränkt sein wollten. Er ward in Rom verklagt und konnte deshalb den Schutz der Liga, des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, auch wenn diese ihn gewähren konnten und wollten, nur mit großer Besorgniß annehmen. Er hatte ferner arge Gewaltthätigkeiten geübt, die reiche und ganz unabhängige Abtei St. Maximin vor den Thoren von Trier sich unterworfen und die widerstrebenden Domherren in den Kirchenbann gethan, und diese hatten nebst vielen aus der Ritterschaft die Waffen gegen ihn ergriffen. Er warf sich daher jetzt in die Arme der Franzosen. Diese hatten den schwedischen König oder vielmehr dessen Kanzler Oxenstierna dahin gebracht, daß er den Katholischen, welchen Frankreich seinen Schutz gewährte, eine Neutralität zusicherte. Der Kurfürst von Trier hatte aber schon zu Ende des Jahres 1631 mit Frankreich einen Vertrag geschlossen, welcher den Kaiser und die Spanier sehr erbitterte. In diesem Vertrage versprach Frankreich dem Kurfürsten von Trier nicht blos seinen Beistand gegen die Landstände und die Domherren, sondern auch seine Verwendung in Rom und bei Gustav Adolf. Am 21. December befahl der Bischof ausdrücklich seinen Unterthanen, die Franzosen bei sich aufzunehmen und sich ihnen zum Schutze des Landes anzuschließen. Der König von Schweden nahm das Protectorat, welches Frankreich ausüben wollte, sehr übel auf und es fehlte wenig, daß alsbald ein offener Zwist ausgebrochen wäre. Auch kehrte sich Gustav Adolf an die Verwendung der Franzosen durchaus nicht. Gustav Adolf hatte es übrigens vorerst nicht mit Trier oder Speier zu thun, weil er sich nach Franken und Baiern wenden mußte. Dagegen traf den Kurfürsten von Trier die Rache der Spanier. Er schloß nämlich am 9. April 1632 mit Frankreich einen förmlichen Vertrag ab, worin Ludwig XIII. versprach, ihm gegen jede Beeinträchtigung beizustehen, und der Erzbischof sich dafür anheischig machte, den Franzosen die in seinem Bisthume Speier zu Udenheim neu erbaute Festung Philippsburg, sowie Coblenz und Hermannstein (Ehrenbreitstein) zur Besetzung zu überlassen, so heftig auch sein Dom-Kapitel widersprach; dieses rief daher, noch ehe die Franzosen anlangten, die Spanier nach Trier und Coblenz. Da nun Frankreich damals und noch drei Jahre lang mit Spanien in Frieden war, so konnte es, ohne Krieg zu erklären, die Spanier nicht wohl vertreiben. In Ehrenbreitstein wurde in der That eine französische Besatzung unter La Saludie aufgenommen, während der Commandant von Philippsburg, Oberst Bamberger, trotz der Aufforderung des Kurfürsten

von Trier die Festung behauptete, da er dem Kaiser und dem Reiche Treue schuldig sei.

Gustav Adolf eilte von Mainz aus zuerst nach Franken, wo Horn bei Bamberg vor der Uebermacht Tilly's hatte weichen müssen (Februar 1632), und vereinigte sich am 12. März bei Kissingen mit seinem General. Dann zog er dem Heere Tilly's nach gegen Baiern. In Nürnberg wurde er glänzend empfangen; Donauwörth nahm er nach kurzem Widerstand und setzte über die Donau; den Uebergang über den Lech aber suchte Tilly, bei dem sich damals der Kurfürst Maximilian selbst befand, den Schweden streitig zu machen. Tilly hatte deshalb bei dem Städtchen Rain eine feste Stellung genommen. Der Uebergang über den reißenden Strom war schwierig, obgleich Gustav Adolf am 13. April 72 Stück schweres Geschütz hatte auffahren lassen und obgleich das jenseitige Ufer niedriger war, als das von den Schweden besetzte. Unter dem Schutze ihrer Kanonen bauten die Schweden eine Brücke, welche am 15. fertig ward. Den Uebergang über dieselbe suchte Tilly den Schweden streitig zu machen, was unmöglich sein mußte, da er ja vorher vergebens versucht hatte, sie an der Erbauung der Brücke zu hindern. Auffallend ist es, daß bei dieser Gelegenheit Tilly, wahrscheinlich verdrießlich, weil das Schicksal ihn jetzt so standhaft verfolgte, verzweifelt an der Spitze der Seinigen im Feuer blieb. Eine Kugel zerschmetterte dem Greise den rechten Schenkel; er wurde nach Ingolstadt gebracht, wo er am 30. April im 73. Lebensjahre verschied, bis zum letzten Augenblicke mit Kriegsgedanken beschäftigt. Nach seinem Falle verließen die Baiern, was Gustav Adolf sehr mißbilligt haben soll, ihre vortreffliche Stellung bei Rain. Wir vermuthen, daß dies aus dem Grunde geschah, weil Maximilian, der jetzt die Anführung seiner Baiern selbst übernahm, nichts übereilt wagen wollte, sondern zu warten beschloß, bis das Heer, welches der Kaiser in Böhmen aufstellen ließ, von dort herbeigekommen wäre. Dies geschah sehr spät, weil Maximilian's Todfeind Wallenstein an der Spitze jenes Heeres stand und gern sah, daß die Last des Krieges vorerst ganz auf Baiern lag.

Wallenstein war, wie jetzt durch seinen von Förster herausgegebenen Briefwechsel urkundlich bewiesen ist, auch nach seiner Absetzung mit dem Kaiser in den freundschaftlichsten Verhältnissen geblieben. Er hatte von diesem, sowie von anderen Fürsten, sogar vom dänischen Könige, fortwährend den Titel Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan erhalten und fortwährend einen königlichen Aufwand gemacht. Er war, als der Kurfürst von Sachsen selbst nach Prag kam, von diesem und seinem General, Arnim, mit zarter Schonung behandelt worden. Der Kaiser selbst aber hatte sich seiner sogar bedient, um

mit Arnim zu unterhandeln, damit dieser seine Unternehmungen so langsam betreibe, daß der Kaiser nicht gehindert sei, Anstalten zu neuen Unternehmungen zu machen. Schon im December 1631 kam der Kaiser auf den Gedanken, den Oberbefehl seiner Truppen wieder an Wallenstein zu übertragen, obgleich dieser nicht nur furchtbar an Gicht und Podagra litt, sondern auch, als die Rede davon war, daß er unter dem Könige von Ungarn (Ferdinand III.) dienen sollte, mit gotteslästerlichem Trotze gesagt hatte, daß er, wenn er auch neben Gott selbst das Commando haben solle, es in Ewigkeit nicht thun werde. Der Kaiser rief ihn nach Wien; Wallenstein wollte aber nicht dahin gehen, weil er wußte, wie viele Feinde er dort habe. Doch bestimmte ihn der Kriegsrath von Questenberg wenigstens, nach Znaym zu gehen und weitere Vorschläge anzuhören. Ferdinand II. schickte nun Wallenstein's besten Freund, den Fürsten von Eggenberg, nach Znaym. Diesem gab Wallenstein, wie man erzählt, folgende Erklärung: „Kaiserliche Majestät habe ihn zwar nicht, wie sich gebühret, tractiren lassen, weshalb er auch nicht Ursache hätte, sich in dies Werk einzulassen; dieweil er aber ihm, dem Fürsten von Eggenberg, so hoch obligiret, wolle er ihm zu Liebe etwas thun. Doch wolle er nur bis auf März bedienet sein und deswegen keinen Namen oder Titel eines Generalen oder sonsten haben. Er wolle auch weder mit dem Feinde schlagen, oder ihn angreifen, oder einige Impresa vornehmen, noch Eines oder das Andere ihm abdringen, sondern allein das Volk in diesen drei Monaten führen und eine Ordnung darin machen. Inmittelst solle man sich entweder auf ein ander Subjectum resolviren, oder aber nach einem Frieden trachten, so das Sicherste wäre. Er begehre keine Besoldung, ob man ihm gleich 100,000 Thaler offeriret, mit Vermelden, man solle ihm nur in diesen drei Monaten, wo er Geschäfte habe, die Nothdurft verschaffen."

Das kaiserliche Heer war, obgleich Gallas aus Italien nach Deutschland gerufen worden war, zu der Zeit, als Wallenstein die Wiedererrichtung desselben auf drei Monate zu betreiben übernahm, so zusammengeschwunden, daß wir uns scheuen, die bestimmte Zahl anzugeben, welche Wallenstein in den von ihm eingeforderten Listen gefunden haben will. Wallenstein's Name führte sogleich alle die zerstreuten Abenteurer, welche früher unter ihm gedient hatten, wieder zu den kaiserlichen Fahnen zurück; und da Ferdinand kein Geld hatte, so gab Wallenstein bei dieser Gelegenheit aus seinem Vermögen das Nöthige her, Reiter und Fußknechte bekamen bei ihm die reichste Kost und den besten Sold, der damals zu haben war. Ganze Compagnieen, ja ganze Regimenter wurden ihm von ihren Officieren zugeführt, und schon Ende Februar 1632 hatte er ein ansehnliches Heer in Mähren beisammen. Je mehr Leute diesem Heere zuströmten, und je gefährlicher

die Lage des Kaisers wurde, desto öfter erklärte Wallenstein, er werde nur drei Monate lang die Leitung des Heerwesens behalten; denn er fühlte sehr gut, daß Ferdinand ganz in seiner Hand sei. Erst Mitte April entschloß er sich endlich, wieder ganz in des Kaisers Dienste zu treten und als Generalissimus nicht blos die kaiserlichen, sondern auch die spanischen Truppen zu commandiren. Ueber die Bedingungen errichtete er mit Eggenberg eine Capitulation, welche der Kaiser annahm und die einzig in ihrer Art war. Ohne weder Wallenstein noch den Kaiser wegen dieser Capitulation zu tadeln, muß man doch einen Monarchen bedauern, der sich freiwillig der Gefahr aussetzte, entweder die schönsten Vorrechte eines Regenten in fremde Hände zu geben oder auf jesuitische Weise etwas zu versprechen, von dem er im Voraus wußte, daß er es nicht werde halten können. Es heißt nämlich erstens im dritten Artikel der Capitulation, „daß römisch-kaiserliche Majestät Ferdinandus sich nicht persönlich bei der Armada befinden, viel weniger darüber commandiren solle, sondern wenn das Königreich Böheim recuperirt und wieder erobert, sollen hochgedachte Ihro römisch-kaiserliche Majestät persönlich zu Prag residiren, welcher Don Balthasar de Maradas mit 12,000 Mann zu einer Salva guardia im Königreich Böheim so lange, bis ein Universalfriede im römischen Reich deutscher Nation statuirt werde, warten solle." Als Grund war angegeben, daß die Böhmen einen wesentlichen Regenten haben müßten; ein Beweis, daß Wallenstein damals nicht die Begründung eines böhmischen Königthums für sich selbst beabsichtigte. Der vierte Artikel setzt dann fest, daß Wallenstein erhalten solle eine kaiserliche Assecuration auf ein östreichisch Erbland in optima forma wegen einer ordinari Recompense. Im fünften Artikel wird dem Herzoge von Friedland in den occupirten Ländern des Reiches das höchste Regal als eine extraordinari Recompens zugesagt. Nach einem anderen Artikel erhielt er das Recht der Confiscation im römischen Reich in absolutissima forma, dergestalt, daß weder der Kaiser, Reichs-Hofrath und kaiserliche Hofkammer, noch das Kammergericht zu Speier einiges Interesse davon prätendiren oder einige Decision zu thun Macht haben sollte. Ferner sollte ohne des Herzogs von Friedland Confirmation kein kaiserlicher Pardon Kraft haben. Es wurde dabei der Pardon für Leben und Ehre vom Regal-Pardon, der sich auf den Grundbesitz erstreckte, wohl unterschieden; den letzteren sollte der Herzog ganz allein ertheilen können, da der Kaiser zu milde sei und hierdurch die Mittel aus der Hand gebe, das Heer zu befriedigen und die Obersten zu belohnen. Endlich ward dem Herzoge noch zugestanden, daß er, wenn über kurz oder lang eine Friedens-Tractation im Reiche angestellt werden sollte, wegen seines Privat-Interesse, unter Andern speziell das Herzogthum

Mecklenburg betreffend, auch mit in die Capitulation solle eingeschlossen werden.

Wallenstein hatte zu Rakonitz Musterung gehalten, war Ende April aus Mähren aufgebrochen, zog schon am 5. Mai in Prag ein und hatte bis Ende Mai die Sachsen aus dem größten Theile Böhmens herausgedrängt. Er vertraute aber immer noch weniger auf die Gewalt der Waffen, als auf Arnim's Verrath und auf des Kurfürsten Abneigung gegen den großen König, dessen Erscheinung in der Nähe seiner Staaten demselben sehr Angst machte. Wir besitzen jetzt Wallenstein's Correspondenz mit Arnim, in welchem er diesem wiederholt verspricht, dafür zu sorgen, daß ihm der Kaiser die oben erwähnte Schuldforderung bezahle, wogegen er ebenfalls wiederholt und mit Erfolg um Schonung seiner Güter bittet und dringend verlangt, daß Arnim einen Ort zur persönlichen Zusammenkunft bestimme. Als Wallenstein Prag eingenommen hatte, wäre es ihm leicht gewesen, dem Kurfürsten von Baiern Hülfe zu schicken; er that dies aber erst Ende Juni, und auch dann nur unter Bedingungen, die einen Feldherrn, wie Maximilian, tief kränken mußten. Wir verlieren daher auch über Wallenstein, den man in unseren Tagen gerechtfertigt und gepriesen hat, kein Wort; denn wer nicht in den Bedingungen, die er von Ferdinand II. und vom Kurfürsten von Baiern erpreßte, sowie in seinem ganzen Benehmen einen Stilicho oder Alarich erkennt, den würden wir vergebens zu belehren suchen. Ohnedies steht es fest, daß er schon damals ein doppeltes Spiel trieb und Sorge trug, sich eine Verständigung mit Schweden und Sachsen offen zu erhalten.

Gustav Adolf konnte die baierische Festung Ingolstadt weder beim ersten Anlauf einnehmen, noch förmlich belagern; er besetzte aber die Stadt Augsburg, in welche er am 24. April 1632 einzog, brachte wieder Evangelische in den Stadtrath und ließ sich von den Bürgern förmliche Huldigung leisten. Er ward überdies auch in Schwaben überall günstig aufgenommen, während man den Fanatismus und Patriotismus der Baiern so heftig aufgeregt hatte, daß in vielen Gegenden das Landvolk sich bewaffnete, den Schweden die Zufuhr abschnitt, auch einzelne Versprengte barbarisch mißhandelte oder tödtete. Gustav Adolf ließ Landshut besetzen, wo er, erbittert über jene Mißhandlungen, der Stadt eine Kriegssteuer von 100,000 Thalern auferlegte. Am 17. Mai zog er in München ein; der Hof war nach Salzburg entflohen. Gustav Adolf, begleitet vom Pfalzgrafen Friedrich und zwei weimarischen Herzogen, stieg im Schlosse Maximilian's ab. Er fand im dortigen Zeughaus unter dem Boden versteckt 140 Kanonen, die er in Beschlag nahm; im Uebrigen benahm er sich freundlich, wie er denn auch das Jesuitencollegium besuchte, sich mit dem Rector in lateinischer Sprache

unterhielt und sogar am Himmelfahrtstag einer Messe beiwohnte, so daß bei den Evangelischen einige Eifersucht sich regte. Inzwischen drang Herzog Bernhard mit dem Vorderheere siegreich gegen Tyrol vor. Der Kurfürst Maximilian hatte aber durch rasches Vorgehen die Stadt Regensburg eingenommen. Der schwedische General Gustav Horn, welcher dies hatte verhindern sollen, war zu spät gekommen und erfuhr schon in Kelheim, daß Regensburg in der Gewalt der Baiern sei. Maximilian blieb in seiner Stellung in und um Regensburg unangegriffen, weil der König durch einen furchtbaren Aufstand in Ober-Schwaben und durch die Erscheinung eines spanischen Heeres am Rhein, welches im Namen des Kurfürsten von Trier Speier zu besetzen und zu behaupten suchte, genöthigt wurde, seine Unternehmungen im Süden aufzugeben und sich endlich bei Memmingen zu lagern.

Da Wallenstein schon Ende Mai die Sachsen aus Böhmen getrieben hatte, so erwartete Maximilian ganz sicher, daß Wallenstein, den er und sogar auch der Kaiser mit dringenden Bitten bestürmten, sich schon im Anfange des Juni in Marsch setzen und durch die Ober-Pfalz an ihn anschließen werde. Dies geschah jedoch nicht, und zwar unterließ es Wallenstein mindestens eben so sehr aus brutalem Trotz, als aus strategischen Gründen; denn an Verrath dachte der hochmüthige Mann nicht, so lange er alle Hülfsmittel der östreichischen Monarchie und die erstaunlichen Opfer, welche gerade damals die östreichische Aristokratie brachte, für seinen Zweck benutzen konnte. Der Kaiser und seine Hofleute willigten damals sogar in die brutale Forderung, daß ein Fürst und Feldherr, wie Maximilian von Baiern, sich unter das Commando eines Emporkömmlings und Condottieren-Hauptmanns, wie Wallenstein war, fügen sollte. Die Stolzen zeigten sich so kleinmüthig und heuchelnd, daß man, wie aus der Stelle, welche Wallenstein's Vertheidiger (Förster) für ihn anführte, deutlich hervorgeht, seinen Uebermuth nur so ertrug, wie der Sultan den Stolz eines rebellischen Pascha erträgt, den er sich vorbehält später erdrosseln zu lassen*). Auch den bittenden Briefen des Königs von Ungarn sieht man es deutlich an, wie derselbe den Unwillen versteckt, den er über die trotzige Art empfunden, mit welcher Wallenstein ihn vom Oberbefehle

*) Bei Förster Th. II. S. 227 gibt der Graf von Werdenberg dem Herzoge die schmeichelhafte Versicherung, daß der Kaiser sowohl als der Fürst Eggenberg nicht allein Alles mit dem höchsten contento vernommen, sondern sich alle des Herzogs consilia, dispositiones, progress und Vorhaben höchst wohlgefallen lassen und Alle erkennen, daß er, (der Herzog) Alles recht und viel besser con vera raggion di guerra, als der Kurfürst Maximilian, verstehe und eingeleitet habe, da nach seinem Plan Böhmen und zugleich Baiern vom Feinde befreit worden.

zurückgehalten hatte; er schrieb die Paar Zeilen offenbar immer nur seinem Vater zu Gefallen. Erst gegen Ende Juni, als Maximilian sein Hauptquartier nach Weiden in der Ober-Pfalz verlegt hatte, entschloß sich Wallenstein, den Bitten des Kurfürsten Gehör zu geben. Der General Altringer überbrachte darauf am 22. Juni dem Herzoge von Friedland eine Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft. Diese wurde nicht, wie Maximilian gewünscht hatte, zu Regensburg, sondern zu Eger gehalten, und Wallenstein übernahm den Oberbefehl über die beiden in der Nähe dieser Stadt vereinigten Heere, nachdem der Kurfürst wegen dieses Punktes nachgegeben hatte.

Gustav Adolf hatte das östreichische Gebiet im Elsaß besetzen lassen und seine Truppen kämpften am Rhein glücklich gegen die aus den Niederlanden heranziehenden Spanier. Bedrohlich war für ihn die Vereinigung der Baiern und Oestreicher. Er war von München über Augsburg nach Memmingen gezogen, wo er die Einnahme von Prag durch Wallenstein erfuhr. Er hatte zwar den Herzog Bernhard vom Rhein, wo dieser mit den Spaniern beschäftigt gewesen war, zu sich gerufen, ihn aber dann nebst dem General Banèr mit 12,000 Mann zurückgelassen, um die in Baiern und Ober-Schwaben gemachten Eroberungen zu decken. Er brach nun von Memmingen auf. Das vereinigte Heer der Kaiserlichen und Baiern zog sich damals gegen Nürnberg, und da dem Könige Alles an der Behauptung dieser Stadt lag, so errichtete er in der Nähe derselben, von der Bürgerschaft mit Eifer unterstützt, in wenigen Tagen ein befestigtes Lager. Sein Heer war allerdings beträchtlich geringer an Zahl, als die vereinigte friedländische und bairische Armee, die verheerend heranzog; doch wird in den gewöhnlichen Angaben die Stärke der Letzteren unstreitig übertrieben. Auffallend ist es, daß die beiden Heere vom 6. Juli bis Ende August sich in festen Lagern gegenüberstanden, ohne irgend etwas zu unternehmen. Die Ursache dieser vorsichtigen Zurückhaltung Wallenstein's zu prüfen, würden wir, auch wenn sie uns bekannt wäre, nicht wagen. Wir bemerken daher nur, daß Gustav Adolf bei Nürnberg durch die Ruhe seiner Gegner in nicht geringe Verlegenheit gebracht wurde. Er rief den Herzog Wilhelm von Weimar, den Pfalzgrafen von Birkenfeld und den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel aus der Ferne zu sich und ließ den Herzog Bernhard aus den Tiroler Pässen nach Nürnberg eilen, um mit vereinigter Macht Wallenstein's Lager zu stürmen. Auch Axel Oxenstierna und Banèr führten ihm Verstärkungen zu, welche mit demjenigen Theile der sächsischen Truppen, der ebenfalls zu ihm stieß, 36,000 Mann, sowie 80 Geschütze und 4000 Wagen betragen haben sollen. Der König hatte in Folge davon, als er über die Rednitz gegangen war, eine Kriegsmacht von 60- bis 70,000

Mann zusammen gebracht. Mit dieser stellte er sich am Fuße der waldigen Höhe auf, auf welcher Wallenstein's Heer stand, um ihm ein Treffen anzubieten. Wallenstein blieb jedoch ruhig in seiner Stellung; denn er sah recht gut ein, daß der König eine Entscheidung wünsche, die er selbst zu wünschen keine Ursache hatte, weil er sich um Baierns Schicksal wenig kümmerte. Gustav Adolf faßte hierauf den verwegenen Entschluß, am 3. September einen Sturm auf das feindliche Lager zu machen, welcher völlig mißglückte und bei dem er in zehnstündiger furchtbarer Anstrengung einige 1000 Mann verlor und General Torstenson gefangen wurde. Dieses Unternehmen Gustav Adolf's ist von den Geschichtschreibern fast einstimmig getadelt worden; denn es schadete dem militärischen Ruhme des schwedischen Königs und hob Wallenstein's Namen über den seinigen, weil Gustav Adolf bei jenem Sturme offenbar Fehler machte und zum ersten Male unglücklich im Felde war. Wallenstein berichtete nach Wien: „Das combat hat den ganzen Tag caldissimamente gewährt. — Der König hat sich die Hörner gewaltig abgestoßen und sein Volk über die Maaßen discoragirt. Ew. Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König repoussirt wurde, ist mehr denn zuvor assecurirt."

Von dem mißglückten Angriffe Gustav Adolf's bei Nürnberg bis zum October zertheilte sich das Uebel der gräßlichen Kriegsführung über ganz Deutschland, als Wallenstein, da die Schweden nach 14 Tagen (am 18. September) in guter Ordnung mit Kriegsmusik aus ihrem festen Lager aufbrachen, sein Lager anzündete und sich nach Sachsen wendete. Arnim war nach Schlesien gezogen; die Protestanten hoben wieder ihr Haupt; die schwedischen Feldprediger hielten in der Dom- und Sandkirche zu Breslau evangelischen Gottesdienst, der Magistrat ließ jedoch in die Stadt selbst keine fremden Truppen ein. Gustav Adolf gedachte damals, zuerst Ingolstadt ernstlich zu belagern und dann nach Oestreich hin zu ziehen. Man würde übrigens anerkennen müssen, daß damals Wallenstein, der Kurfürst von Baiern und Graf Pappenheim ganz allein für die Ehre der deutschen Nation kämpften, wenn man vergessen könnte, daß eines Theiles ihre Hauptstärke nicht blos in ungermanischen, sondern sogar in barbarischen Truppen bestand, und daß sie anderes Theiles eigentlich nur den Jesuiten und dem Papste dienten. Die deutschen Fürsten überließen theils freiwillig, theils gezwungen sich und ihre Länder fremden Herren, denen sie als Generale dienten. Schweden, Spanier, Niederländer und Franzosen kauften und verkauften deutsches Blut gleich einer Waare, und Czechen, Ungarn, Kroaten und polnische Kosaken verheerten deutsche Städte ärger, als die Türken zu thun gewohnt waren. Den Vorwand nahmen Alle von der Religion her, welche bei den Einen in der Dogmatik, bei

den Anderen in Hierarchie, Ceremonieen und Symbolen gesucht ward. Indessen zeigt der Blick auf den damaligen Zustand von Deutschland uns wenigstens Einen deutschen Fürsten, welcher im Dienste einer Republik aufrichtig für Freiheit, Recht und Religion, nicht für selbstsüchtige Zwecke oder für eitlen militärischen Ruhm tapfer kämpfte. Dieser Fürst war Friedrich Heinrich von Oranien, des Prinzen Moritz jüngerer Bruder, Sohn Wilhelm's des Schweigsamen aus dessen vierter Ehe (mit Louise Coligny), einer der tüchtigsten und zugleich, was sehr selten ist, einer der edelsten Männer, welche die neuere Geschichte kennt.

Friedrich Heinrich benutzte die Thorheit der Spanier, welche den Krieg auch nach Spinola's Entfernung zugleich in Deutschland und in den Niederlanden fortsetzten, auf meisterhafte Weise, obgleich nicht nur Montecuculi, welcher den Spaniern ein kaiserliches Hülfsheer zuführte, und der Graf van den Berg an der Spitze des spanischen Heeres ebenso große kriegerischen Eigenschaften zeigten, als Spinola, sondern auch zwei andere spanische Führer, Don Gonzalez de Cordova und der Marquis von Santa Croce, zu den berühmtesten Generalen ihrer Zeit gehörten. Friedrich Heinrich entriß den Spaniern Breda, welches Prinz Moritz verloren hatte, wieder. Außerdem eroberte er nach einander in verschiedenen Jahren Herzogenbusch, Venlo, Roermonde, Limburg, Hulst und Maastricht. Die Einnahme der letzteren Stadt fiel in die Zeit, als Tilly und Pappenheim sich entzweit hatten, und der Letztere an der Spitze eines eigenen Heeres in Westfalen und Niedersachsen gegen Gustav Adolf's Verbündete und für den kaiserlichen Prinzen Erzbischof Leopold Wilhelm kämpfte. Besonders im Jahre 1629 ward Friedrich Heinrich als Meister der Kriegskunst in ganz Europa berühmt, weil alle Anstrengungen Montecuculi's, der sich mit van den Berg vereinigt hatte, nicht im Stande waren, Herzogenbusch zu retten. Die Niederländer waren damals mit Geld wohl versehen; denn im vorhergehenden Jahre hatte der unternehmende Admiral Peter Hein in den westindischen Gewässern die mit Silber und Colonialwaaren schwer beladene spanische Flotte zur Ergebung gezwungen und seine Beute, die man auf zwölf Millionen Gulden schätzte, glücklich nach Hause gebracht.*) Auch kam es dem Prinzen zu Gute, daß die wichtige Festung Wesel am Zusammenfluße von Rhein und Lippe durch einen glücklichen Handstreich genommen wurde. Durch mannhafte Ausdauer zwang Friedrich Heinrich den tapferen Commandanten von Herzogenbusch zur Uebergabe.

Ebenso wichtig, als das Jahr 1629, ist das Jahr 1632 für die

*) Hierauf bezieht sich der noch in Holland bekannte Vers: Piet Hein, Zyn naam is klein, Zyn daat is groot, Hy heeft gewonnen de zilvere vloot.

Geschichte des Krieges in Holland, wo sich bei dem Zuge, welchen Pappenheim den Spaniern zu Gefallen unternahm, deutlich der Verfall aller Ordnung und Zucht im spanischen Heere zeigte. Friedrich Heinrich unternahm 1632 die Belagerung von Maastricht und befestigte sein Lager so gut, daß der Marquis von Santa Croce mit 14—15,000 Mann nichts gegen ihn vermochte. Man rief daher den General Don Gonzalez de Cordova mit seinem Heere, das mehr als 20,000 Mann stark war, aus Deutschland zurück; denn der Besitz von Maastricht schien den Spaniern so wichtig, daß sie sogar geneigt waren, den Waffenstillstand zu erneuern, wenn man sie nur im Besitze dieser Stadt lasse. Beide spanische Feldherren wagten keinen Angriff. Die Infantin Isabella, noch immer Statthalterin der Niederlande, bat daher den Grafen Pappenheim, welcher seit seiner Trennung von Tilly ein ansehnliches Heer in Westfalen und Niedersachsen anführte, um Beistand. Pappenheim zog hierauf auch wirklich in die Niederlande; er hatte aber der Infantin nach der Sitte der abenteuernden Generale jener Zeit die prahlende Antwort gegeben, daß er die Stadt ganz gewiß entsetzen werde, und dies beleidigte die Spanier so sehr, daß sie nachher ihm nicht die geringste Hülfe leisteten, als er mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen hatte. Alle Prinzen des Hauses Oranien befanden sich bei dem um Maastricht zusammen gezogenen holländischen Heere, welches durch Friedrich Heinrich mit einem Zuschusse von 100,000 Gulden aus seinem eigenen Beutel ausgerüstet worden war und mit dem er kurz vorher Venlo, Roermonde und Stralen erobert hatte. So zahlreich und tüchtig dasselbe übrigens auch war, so würde doch Friedrich Heinrich den Grafen Pappenheim, welcher allein 12,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter hatte, nicht haben abhalten können, wenn die Spanier sich nur einigermaaßen thätig bewiesen hätten. Am 7. August 1632 führte Pappenheim sein tapferes und kriegsgewohntes Heer gegen die holländischen Schanzen. Er ward mit großem Verluste zurückgeschlagen, machte an demselben Tage einen zweiten Angriff, wurde aber, da die Spanier mit Schadenfreude müßig zusahen, noch einmal zurückgeworfen. Er zog darauf unter greuelvollen Verwüstungen nach der Weser; Maastricht ergab sich, die Katholiken aber behielten, wie in allen neuerdings vom Prinzen eroberten Städten, völlige Religionsfreiheit.

Am Nieder-Rhein kamen zu den Holländern und Spaniern, welche in den Städten von Jülich, Cleve und Berg theils für den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg, theils für den reformirten Kurfürsten von Brandenburg einquartiert waren und die Herren im Lande spielten, auch noch die Franzosen. Der Kurfürst von Trier räumte diesen nämlich, wie bereits erzählt, die Festung Ehrenbreitstein ein. Das Domkapitel rief deshalb Spanier nach Trier und Coblenz. Als diese wie-

der abgezogen, um die Niederlande zu vertheidigen, erschien Montecuculi mit einem kaiserlichen Heere. Er wurde jedoch zugleich mit dem General Ossa durch Gustav Horn, welchen der schwedische König in jene Gegenden beordert hatte, wieder aus dem Trierischen vertrieben. Ehrenbreitstein blieb in der Gewalt der Franzosen; auch Koblenz, Boppard und andere Plätze überließ ihnen Gustav Horn, als er (August 1632) nach dem Elsaß abzog, wo er Schlettstadt, Colmar und Hagenau einnahm.

Im mittleren Deutschland war der Kurfürst von Baiern mit Wallenstein von Nürnberg weg bis nach Bamberg gezogen; hier trennte er sich von ihm, um seine eigenen Lande zu beschützen, da Gustav Adolf Anstalten machte, Ingolstadt zu belagern. Herzog Bernhard hatte nicht vermocht, die Feinde in Franken aufzuhalten, und Wallenstein war durch das Voigtland nach Altenburg marschirt, während Kurfürst Maximilian, durch kaiserliche Truppen aus Italien unter Altringer verstärkt, Baiern zu vertheidigen suchte. Wallenstein hatte schon längst Truppen unter Holk und Gallas nach Sachsen vorausgeschickt, wo dieselben Alles auf unerhörte Weise verwüsteten; jetzt ließ er auch Pappenheim, der an der Weser stand, auf Merseburg ziehen. Der Kurfürst von Sachsen befand sich in einer sehr bedenklichen Lage, da sein ganzes Land voller Feinde war und seine eigenen Truppen unter Arnim's schlechter Führung in Schlesien standen, Herzog Bernhard aber, der ihm zu Hülfe hatte eilen wollen, vom Könige Gegenbefehl erhielt. Gustav Adolf gab seine Pläne gegen Baiern auf und verließ am 8. October die Gegend von Neuburg, um dem Kurfürsten zu Hülfe zu ziehen; er traf aber erst dann in Sachsen ein, als Wallenstein schon Herr von Leipzig geworden war. Herzog Bernhard schien damals einige Zeit hindurch unzufrieden mit Gustav Adolf zu sein; wenigstens schützte er, als Pappenheim über Eisenach heranzog, die beiden Städte seines Bruders, Weimar und Erfurt, nicht als schwedischer General, sondern nur als Reichsfürst mit deutschen Truppen. Doch finden wir ihn gleich nachher wieder als General an der Spitze schwedischer Soldaten. Er hatte, als Gustav Adolf mit Zurücklassung des Pfalzgrafen von Birkenfeld über Nördlingen nach Nürnberg gezogen war und das Heer Oxenstierna's mit dem seinigen vereinigte, in Arnstadt einen kleinen Zank mit dem Könige. Gleichwohl richteten sie ihren Marsch gemeinsam nach Naumburg, wo der König am 11. November ankam. Hier fiel das Volk vor ihm auf die Kniee oder drängte sich an ihn, seine Stiefel zu küssen; ein Uebermaaß von Verehrung, das dem frommen König abgöttisch erschien und ihn fast bedenklich machte. Das sächsische Heer, das sich trotz der dringenden Befehle des Kurfürsten durchaus nicht geeilt hatte, nach Sachsen zurück zu marschiren, kam endlich be

Dresden an, wohin auch Herzog Georg von Lüneburg zog, statt seine Truppen unmittelbar dem Könige zuzuführen. Er ward von Gustav Adolf nicht gerade freundlich empfangen, weil er zugleich mit dem Kurfürsten und mit Arnim allerlei verdächtige Unterhandlungen wegen der im Reiche zu bildenden dritten Partei trieb.

Gustav Adolf hatte seine Schweden mit ganz anderer Eile zur Befreiung Sachsens von den Kroaten und von jenem Raubgesindel, das den Heeren Wallenstein's zu Tausenden folgte, herbeigeführt, als Arnim die Sachsen. Das schwedische Heer hatte den Weg aus dem Inneren von Baiern nach Thüringen mit einer solchen Schnelligkeit gemacht, daß selbst Wallenstein erstaunte, als er vernahm, die Schweden seien in Naumburg eingetroffen. Wallenstein glaubte jedoch nicht, daß Gustav Adolf in der späten Jahreszeit bei harter Kälte ihn angreifen würde, und erlaubte sogar dem Grafen Pappenheim, mit einem großen Theile des Heeres nach Köln zu ziehen, wiewohl freilich nur unter der Bedingung, daß Pappenheim vorher die Moritzburg bei Halle erstürme. Der Letztere war noch mit der Ausführung dieses Auftrages beschäftigt, als Gustav Adolf, welcher von seiner Entfernung Nachricht erhalten hatte, am 15. November nach Weißenfels aufbrach und den General Isolani schlug, der an der Spitze der Kroaten ihm den Uebergang über die Rippach wehren wollte. Nun schickte Wallenstein Eilboten an Pappenheim, welchen selbst Gustav Adolf als den vorzüglichsten, aber auch als den unbarmherzigsten der kaiserlichen Generale anerkannte, mit dem Befehl, alsbald zurückzukehren; Pappenheim aber war, als er diesen Befehl erhielt, mit der Reiterei vorangeeilt, während sein Fußvolk ihm nachfolgte. Er erschien daher am anderen Tag in der Schlacht erst nach zwei Uhr.

Am Morgen des 16. (6.) November stand Wallenstein's Heer nördlich von der Straße, die von Lützen nach Leipzig führt. Bei dichtem Nebel ordnete Gustav Adolf sein Heer; die Kriegsmusik stimmte die Melodie an: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Um zehn Uhr begann der Nebel zu fallen und der König rückte an der Spitze des rechten Flügels vor und setzte über die Gräben der Landstraße; den linken Flügel führte Bernhard von Weimar. Die Schlacht wurde bald sehr blutig. Es schien einen Augenblick, als wenn der Ausgang für die Schweden unglücklich werden würde; und Gustav Adolf wagte sich deshalb mit übereilter Heftigkeit selbst herbei und gerieth, von Wenigen begleitet, den kaiserlichen Reitern allzunahe. Er erhielt einen Schuß in den linken Arm, einen zweiten in den Rücken und fand hierauf seinen Tod durch Kürassiere, denen er sich zuletzt noch genannt haben soll und die ihn völlig ausplünderten.*) Alle neueren Schriftsteller von gesundem

*) Die zuverlässigsten Aussagen über den ganzen Hergang rühren von dem

Urtheile, welche die Quellen verglichen haben, wollen von dem Märchen, daß Gustav Adolf durch einen seiner Begleiter, den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, meuchelmörderisch erschossen worden sei, nichts wissen. Förster hat übrigens dieser Sage eine Untersuchung gewidmet, welche dem zweiten Theile von seinem Leben Wallenstein's beigefügt ist. In dem Augenblicke, als der König todt aus dem Treffen getragen wurde (nach ein Uhr) war der Kampf noch ganz unentschieden. Herzog Bernhard von Weimar, welcher den einen Flügel commandirte und vom Könige für den Fall, daß er selbst umkommen würde, zu seinem Stellvertreter ernannt worden war, übernahm den Oberbefehl und begeisterte die durch den Tod ihres Königs erbitterten Schweden für den Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Die Schlacht wurde durch die Ankunft von Pappenheim's Reiterei erneuert und blutiger gemacht; er selbst jedoch wurde bald von zwei Kugeln getroffen und nach Leipzig gebracht. Nach einem Kampfe von neun Stunden war Wallenstein geschlagen; das bei Einbruch der Nacht ankommende Fußvolk Pappenheim's konnte nur noch am eiligen Rückzuge Theil nehmen. Am nächsten Morgen fanden die Schweden nicht ohne Mühe den durch neun Wunden entstellten Leichnam, der 1634 zu Stockholm beigesetzt wurde. Der König war nicht volle 38 Jahre alt geworden. Pappenheim starb am Tage nach der Schlacht auf der Pleißenburg zu Leipzig. Uebrigens nahmen zwar einige 1000 Sachsen mit an dem Kampfe Antheil, ihr eigentliches Heer aber war nicht gegenwärtig. Die Zahl der von den Schweden eroberten Kanonen und Fahnen, sowie das Verhältniß der auf beiden Seiten Getödteten und Gefangenen anzugeben, überlassen wir militärischen Schriftstellern. Für unseren Zweck genügt es, zu bemerken, daß Wallenstein für nöthig fand, nach der Schlacht sein Heer eiligst aus Sachsen zu entfernen, wo er jedoch in der Pleißenburg bei Leipzig, in Plauen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg, Meißen und Frauenstein Besatzungen zurückließ. Er erreichte ohne weiteren Verlust Böhmen, wo er über diejenigen Officiere, die sich bei Lützen nicht gut benommen hatten, furchtbare Strafen verhängen, ja mehrere von ihnen hinrichten ließ. Inzwischen bezogen seine Truppen in Böhmen die Winterquartiere.

8. Der dreißigjährige Krieg von Gustav Adolf's Tod bis auf die Schlacht bei Nördlingen.

Da Gustav Adolf nur ein sechsjähriges Kind, Christina, hinterließ, so kam die Regierung des schwedischen Reiches in die Hand der Aristokratie. Die Stände des Reiches übertrugen nämlich, nachdem

---

deutschen Pagen August von Leubelfing her, der schwer verwundet beim König verweilte und fünf Tage später, 18 Jahre alt, zu Naumburg verstarb.

sie auf einem im Januar 1633 gehaltenen Reichstage die sechsjährige Prinzessin Christina als Königin anerkannt hatten, die vormundschaftliche Regierung an den Reichsrath, in dessen fünf Collegien der Kanzler, der Truchseß (Drost), der Admiral, der Marschall und der Schatzmeister den Vorsitz führten. Der Pfalzgraf von Zweibrücken-Kleeburg, Gustav Adolf's Schwager, welcher bisher die Stelle des Reichs-Schatzmeisters vortrefflich verwaltet hatte, erhielt auf Betreiben der Familie Oxenstierna, die der königlichen nahe verwandt war, diese Stelle nicht, sondern sie ward einem Oxenstierna übertragen. Da nun ein anderer Oxenstierna bereits Kanzler war und ein dritter am 17. Januar zum Reichs-Drost ernannt wurde, so stand der in fünf Collegien getheilte Reichsrath unter dem Einflusse einer einzigen Familie, bis später Christina selbst die Regierung übernahm. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, daß nachher Christina auf das Volk gestützt und von monarchischem Glanze geblendet erscheint.

Auf die deutschen Angelegenheiten hatte Gustav Adolf's Tod einen sehr wesentlichen Einfluß, da das deutsche und das schwedische Interesse nicht wohl mit einander zu vereinigen waren und die deutschen Fürsten, die sich schon den Befehlen Gustav Adolf's nur ungern gefügt hatten, nicht mit Unrecht großen Argwohn gegen die in Schweden herrschende Aristokratie hegten. Für die deutschen Angelegenheiten ertheilte der Reichsrath am 13. Januar 1633 dem Kanzler Axel Oxenstierna die volle Gewalt, welche der König gehabt hatte, indem er ihn zum bevollmächtigten Minister Schwedens bei allen deutschen Höfen und bei den Heeren ernannte. Sachsen wollte sich auf keine Weise unterordnen, Brandenburg sah wohl ein, daß die Schweden Pommern behalten wollten; eine Reise Oxenstierna's nach Dresden und Berlin fruchtete wenig; beide Kurfürsten hatten nicht Lust, sich zu einem Convent in Ulm einzufinden, den schon Gustav Adolf ausgeschrieben hatte; sie neigten sich vielmehr zum Frieden mit dem Kaiser. Auch würden die Unterhandlungen, die sie zu diesem Zwecke anknüpften, eine Verständigung herbeigeführt haben, wenn nicht um dieselbe Zeit Kaiser Ferdinand II. sich aufs Neue als unerbittlicher Verfolger der Protestanten bewiesen hätte. Auch viele der kleineren deutschen Herren suchten sich der Abhängigkeit von den Schweden zu entziehen, welche von der Ostsee an bis an die Donau ihre Truppen vertheilt hatten. Axel Oxenstierna bemühte sich daher, die deutschen Fürsten durch ein neues Band sowohl unter sich, als mit den Schweden zur Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser und die Liga zu verbinden. Wie nöthig dies war, zeigte sich schon in der ersten Hälfte des Jahres 1633 bei der Kriegsführung in Westfalen und an der Donau. In Westfalen waren der schwedische General Kniphausen und der neben ihm commandirende Herzog

Georg von Lüneburg stets uneinig. Herzog Bernhard von Weimar hatte bis zum Ende des Jahres 1632 an der Spitze des deutsch-schwedischen Heeres, von welchem er auf dem Schlachtfelde als Führer anerkannt worden war, Alles, was die Feinde im sächsischen Gebirge besetzt hatten, wieder erobert. Dann war er nach Franken geeilt, wo, nach einem von Gustav Adolf gegebenen Versprechen, für ihn ein neues Herzogthum Franken aus den Bisthümern gebildet werden sollte. Er eroberte die Stadt Bamberg, trieb die Baiern zurück und vereinigte sich bei Donauwörth mit Gustav Horn; doch waren auch diese Beiden in stetem Streite mit einander.

Der Kardinal Richelieu, welcher damals den Herzog von Lothringen aus seinem Lande vertrieben hatte, blieb zwar scheinbar mit den Schweden ganz einig; seine Gesandten bestachen aber doch die Minister der deutschen Fürsten, um diese ganz an Frankreich zu knüpfen, und zahlten den einzelnen Fürsten Subsidien, damit dieselben für eigene Rechnung, nicht blos für Schweden den Krieg führen könnten. Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel wollte auf Unkosten seiner katholischen Nachbarn, besonders der geistlichen Fürsten, sein Gebiet erweitern; er war daher sehr unwillig, als Herzog Bernhard die hessischen Truppen, welche der Landgraf vor der letzten Schlacht höchst ungern dem Könige überlassen hatte, am Ende des Jahres 1632 zuerst bei sich behielt und dann in höchst elendem Zustande zurückschickte. Was die Franzosen angeht, so hat Barthold in seiner Geschichte des großen deutschen Krieges die diplomatischen Künste Richelieu's und seiner Werkzeuge hinreichend nachgewiesen; man mag das Nähere bei ihm aufsuchen.

Oxenstierna suchte wenigstens die protestantischen Stände der vier oberen Kreise (des ober- und niederrheinischen, des fränkischen und des schwäbischen) unter dem Vorwande eines Bündnisses wieder unter Schweden zu beugen und zur Fortsetzung des Krieges zu verpflichten. Er entbot zu diesem Zwecke die Stände jener vier Kreise auf Mitte März 1633 nach Heilbronn, welches damals mehr Sicherheit bot als Ulm. Dort erschienen auch Abgeordnete von Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Ulm, Augsburg, Worms, Nördlingen und anderen Städten, sowie englische und holländische Gesandte, um über die Fortsetzung des Krieges zu unterhandeln. Oxenstierna richtete auf der Heilbronner Versammlung gleich Anfangs seinen Vortrag so ein, daß, wenn sein Vorschlag einer engeren Verbindung angenommen wurde, die Deutschen für Schweden, nicht aber umgekehrt diese für jene gebunden wurden. Schon am 13. April wurden die Berathschlagungen beendigt und der Heilbronner Bund geschlossen, in welchem Oxenstierna die oberste Leitung behielt, ihm jedoch ein Ausschuß von elf Männern für Geld-

sachen und Quartierwesen zugesellt wurde; dieser Ausschuß (consilium formatum) sollte in Frankfurt am Main seinen Sitz haben. Diesem Bunde traten jedoch weder Brandenburg noch Sachsen bei, obgleich Beide in ihrer bisherigen Verbindung mit Schweden beharrten. Auch Frankreich war in jenen Bund nicht mit eingeschlossen; es unterstützte aber dessenungeachtet die Schweden und die Protestanten.

Zwischen der Kur-Pfalz und den Schweden wurde am 14. April 1633 ein Vertrag geschlossen. Der unglückliche Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, welcher 13 Tage nach der Schlacht bei Lützen in Mainz gestorben war, hatte sich stets geweigert, die harten Bedingungen einzugehen, unter welchen Gustav Adolf ihn in sein Fürstenthum hatte wieder einsetzen wollen. Auch sein Bruder Ludwig Philipp, welcher für Friedrich's jungen Sohn und Erben, Karl Ludwig, die vormundschaftliche Regierung übernommen hatte, wollte anfangs auf das, was die Schweden forderten, nicht eingehen. Nachher jedoch verstand er sich dazu, einen Vertrag zu schließen, nach welchem er selbst blos die Last der Landesverwaltung auf sich nahm, den Schweden aber den Nutzen der Regierung überließ. Es wurde nämlich in dem Vertrage, den er am 13. April mit Schweden schloß, zuerst festgesetzt, daß die Kur-Pfalz so, wie sie vor dem Kriege gewesen sei, den Erben Friedrich's V. zurückgegeben werden solle. Dieser Erklärung war aber die Clausel „mit Vorbehalt der Rechte eines Dritten" beigefügt. Ferner sollten Frankenthal, Bacharach, Caub und andere Orte schwedische Besatzungen erhalten; Mannheim sollte sogar während der ganzen Dauer des Krieges den Schweden überlassen werden und die schwedische Besatzung sollte von der Pfalz bezahlt und ernährt werden. Außerdem sollte Ludwig Philipp nicht nur innerhalb sechs Monaten 60,000 Thaler an Schweden zahlen, sondern auch gleich jedem Anderen den Kriegslasten unterworfen sein und Einquartierungen tragen. Ueberdies sollte den schwedischen Werbern in der Pfalz kein Hinderniß entgegengestellt werden. Ja, sogar in die inneren Angelegenheiten der Pfalz mischten sich die Schweden, und ihr orthodox lutherischer Kanzler suchte dem calvinistischen Regenten Schranken zu setzen. Der Regent mußte sich nämlich verpflichten, den Anhängern der unveränderten augsburgischen Confession nicht blos gleiche Rechte mit den Calvinisten zu gewähren, sondern auch überall, wo sie die Mehrzahl der Einwohner bildeten, Kirchengüter und Gefälle zu überlassen. Diese Bedingung war es besonders, welche den Pfalzgrafen Ludwig Philipp bedenklich machte; denn wir finden, daß er bald nachher mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Kurfürsten von Brandenburg berathschlagte, auf welche Weise ihre Confessions-Verwandten gegen weitere Beeinträchtigungen geschützt werden könnten.

Wallenstein blieb damals lange Zeit ruhig in Böhmen stehen; er ergänzte sein Heer und namentlich das Geschütz, für welchen Zweck er ohne Weiteres Glocken aus den Kirchen nehmen und einschmelzen ließ. Altringer und Johann von Werth, ein Bauernsohn aus Belgien, der besonders als Führer der Reiterei großen Ruhm erlangte, hielten unterdessen, der Eine als kaiserlicher, der Andere als bairischer General, die Sache der Liga und des Kaisers in Deutschland aufrecht. Gegen Altringer, welcher Schwaben und Baiern vertheidigen sollte, ward Gustav Horn von Oxenstierna beordert, während Herzog Bernhard in Franken einfiel und Anstalten machte, das von ihm dort in Aussicht genommene Herzogthum einzurichten. Der Letztere verband sich nachher, wie bereits erzählt, mit Gustav Horn, der sich allein nicht stark genug fühlte, und Beide sollten vereinigt in Baiern einbrechen, als Johann von Werth, der bis dahin in Nieder-Deutschland rühmlich gefochten hatte, sich mit Altringer vereinigte. Dadurch ward Altringer in den Stand gesetzt, München zu decken, so daß der Kurfürst dahin zurückkehren konnte. Dies geschah im Frühjahr und Sommer 1633. Jetzt wollten die beiden schwedischen Feldherren mit ihrer ganzen Kriegsmacht tief in Baiern vordringen; sie wurden aber gerade in der günstigsten Jahreszeit durch eine Meuterei der Miethlinge, aus denen die Heere jener Zeit bestanden, von weiteren Unternehmungen in Baiern abgehalten. Die Regimenter wurden damals von den Obersten geworben und bald diesem, bald jenem Herrn verkauft. Soldaten und Officiere dienten blos um Sold, welcher reichlich war, und um Antheil an der Beute. Beides war ihnen geschmälert worden; sie traten demnach zusammen und setzten einen Compromiß auf, Alle für einen zu stehen, damit sie wüßten, wem sie dienten und welchen Antheil vom eroberten Land sie erhalten sollten. Es mußte ihnen daher unter dem Schutze des Heilbronner Bundes eine Anzahl von Gütern und Herrschaften als Reichslehen zugesichert werden. Herzog Bernhard erhielt am 10. Juni 1633 die schwedische Belehnung mit dem Herzogthum Franken, das hauptsächlich aus den Bisthümern Würzburg und Bamberg bestehen sollte. Das Vorgehen der Officiere lähmte indessen auf einige Zeit ihre beiden Feldherren so, daß Gustav Horn das Heer verlassen mußte. Er begab sich zu seinem Schwiegervater, dem Kanzler Oxenstierna. Bernhard aber konnte zunächst nur Streifzüge unternehmen. Während Horn versuchte, den Herzog von Feria, der 14,000 Spanier aus Italien herbeiführte, von der Verbindung mit Altringer abzuhalten, was ihm nicht gelang, nahm Bernhard in der Mitte des November 1633 Regensburg ein. Er legte der Geistlichkeit schwere Steuern auf und ließ im Dom protestantischen Gottesdienst halten. Jetzt hielt endlich Wallenstein für nöthig, sich auf die dringende Mah-

nung des Kaisers wenigstens den Schein zu geben, als wenn er den Baiern helfen wolle. Er hielt wenigstens dadurch, daß er jetzt in die Ober-Pfalz einfiel und bis zu dem Städtchen Furth am Flusse Cham vordrang, die feindlichen Generale Bernhard und Horn von Baiern ab; er erklärte aber, der späten Jahreszeit wegen nicht dort verweilen zu können, zog im December über das Gebirge nach Pilsen zurück und machte zum Verdrusse des Hofes Anstalten, in Böhmen seine Winterquartiere zu beziehen.

Wallenstein spielte, wenn er auch vielleicht den Kaiser nicht verrathen und sich selbst eine unabhängige Macht bilden wollte, wenigstens eine sonderbare Rolle. Er hatte im ganzen Jahre 1633 in seinen Unternehmungen nicht den gewohnten Nachdruck gezeigt. Im Mai zog er nach Schlesien, wo die Anführer der Sachsen, Brandenburger und Schweden, namentlich Graf Thurn und Arnim, unter sich uneinig waren; er hätte sie bei energischem Verfahren leicht besiegen können. Aber er unterhandelte, ohne den Kaiser zu fragen, sogar mit Dänemark, Schweden und bald auch mit Frankreich, fand in dem treulosen Franz Albrecht von Lauenburg und in dem ihm ganz ergebenen sächsischen Oberfeldherrn Arnim Verräther der ihnen anvertrauten Sache, schloß dreimal einen Waffenstillstand und brach ihn stets wieder, und benahm sich dabei wie ein türkischer Pascha. Er stürmte Schweidnitz dreimal und zog sich dann unverrichteter Sache in ein festes Lager zurück; ihm gegenüber standen die Verbündeten und hungerten um die Wette mit ihnen das unglückliche Schlesien aus, so daß in einigen Städten die Todten nicht mehr begraben wurden. Er ließ den fürchterlichen General Holk das sächsische Gebiet bis über Leipzig hinaus verwüsten, anscheinend um den Kurfürsten Johann Georg zur Trennung von Schweden zu nöthigen. Dabei that er Aeußerungen, die anzudeuten schienen, er wolle dem Hof gegenüber eine selbstständige Stellung einnehmen und einen Frieden nach seinem Sinne herbeiführen; dann wieder erklärte er, das Wichtigste sei, die Ausländer vom deutschen Reichsboden völlig zu verdrängen. Im October nahm er ein schwedisches Corps von 6000 Mann gefangen, an ihrer Spitze den Grafen Thurn, den alten Hauptfeind des Hauses Habsburg; daß er diesen nach acht Tagen wieder freigab, wurde ihm zu Wien sehr verübelt. Da er auch sonst zu jener Zeit seinen Feinden, den Spaniern, Baiern und Jesuiten, viele Blößen gab, so sollten wir hier bei den Intriguen, die er anspann und bei den Waffenstillständen, die er schloß, länger verweilen; dies würde aber für das vorliegende Werk nicht passen. Wir wollen übrigens zwar dem neuesten Lobredner Wallenstein's (Förster) gern glauben, daß alle jene Unterhandlungen und Intriguen dem Kaiser vortheilhaft waren; allein Wallenstein selbst

behauptet doch in seiner Correspondenz immer, der Kaiser sei ihm für die großen in seinem Dienste aufgewendeten Summen Ersatz schuldig, und dieser könne nur dadurch geleistet werden, daß man ihm ein unabhängiges Fürstenthum ertheile. Außerdem führt uns sogar Wallenstein's Vertheidiger ihn in einem Aufzuge vor, welcher weder für einen General, der in kaiserlichen Diensten ins Feld zieht, noch für einen Landesherrn, wenn er nicht sehr reich und mächtig ist, paßte. Als nämlich Wallenstein im Frühling 1633 jenen Zug nach Schlesien antrat, welcher nachher keine andere Folge hatte, als daß zweimal ein Waffenstillstand geschlossen und von allen Seiten, namentlich auch von Dänemark und Frankreich, viel intriguirt wurde, erschien er an der Spitze von 25,000 Mann in kaiserlicher Pracht. Er führte, schreibt sein Lobredner (s. Th. III. S. 26), vier Gala-Wagen mit sich, von welchen jeder mit sechs Pferden bespannt war. 40 Hof-Cavaliere und 120 Diener, die in Roth und Blau neu gekleidet waren, folgten dem Zuge. Zehn Trompeter trugen stark vergoldete silberne Trompeten, wie sie am kaiserlichen Hofe in Gebrauch waren. Die Packwagen waren mit Juchten (damals rothes preußisches Leder genannt) überzogen. Der Herzog von Friedland selbst trug einen einfachen ledernen Reiterrock und über demselben einen rothen Mantel.

Was das spätere Verfahren des Kaisers gegen Wallenstein angeht, so hätte man diesen, wenn er schuldig war, richten und verurtheilen, nicht aber durch einen schauderhaften Meuchelmord verrätherisch aus der Welt schaffen müssen, so gefährlich es auch sein mochte, ihn offen anzutasten. Man fürchtete ihn in Wien und in Spanien; die Jesuiten und der Kurfürst von Baiern bestärkten aber den Kaiser in der Besorgniß, daß Wallenstein's Generale von ihm gewonnen seien und die unter ihren Befehlen stehenden Truppen für ihn gegen den Kaiser gebrauchen würden. Diese Besorgniß war ganz ungegründet; denn von Wallenstein's Generalen würden nicht nur G a l l a s, P i c c o l o m i n i und A l t r i n g e r sich auf keine Weise gegen den Kaiser haben gebrauchen lassen, sondern drei andere, G o r d o n, B u t t l e r und L e s l e y, wurden sogar offenbar an ihrem Feldherren zu Verräthern. I l l o (eigentlich Ilow, aus einer brandenburgischen Familie), T e r z k a und K i n s k y glaubten freilich, daß sie in Wallenstein's, nicht in des Kaisers Diensten seien; sie wurden daher auch gleich ihm auf kaiserlichen Befehl gemordet. Terzka und Kinsky waren böhmische Herren; Terzka war vermählt mit Maximiliane von Harrach, einer Schwester der Gemahlin Wallenstein's; Terzka's Schwester, die Gräfin Kinsky, genoß in hohem Grade Wallenstein's Vertrauen. Wenn wir nun auch, dem Berichte von Wallenstein's neuestem Lobredner Schritt vor Schritt folgend, seiner Versicherung Glauben schenken, daß Alles, was Wallenstein

1633 und im Anfange des folgenden Jahres unternahm, nicht zur Absicht hatte, den Kaiser zu verrathen, sondern dessen Feinde zu betrügen, so werden wir doch zugleich zugeben müssen, daß Wallenstein's Unterhandlungen und seine matte Kriegsführung den Hof erbittern und die Eifersucht des Kaisers wecken mußten. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1633 warnten die getreuen Generale den Kaiser vor einem Manne, den er selbst zu mächtig gemacht hatte. Wallenstein's Einfall in die Ober-Pfalz weckte vollends den Unwillen des Kaisers, da Wallenstein dabei den ausdrücklichen Befehl desselben verachtete. Wallenstein war Ende November 1633 von Pilsen abmarschirt, und stand am 28. bei Furth (dem obgenannten Ort am Flusse Cham, nahe der böhmischen Grenze), als der Kurfürst von Baiern und der Kaiser ausdrücklich verlangten, er solle Regensburg wieder erobern helfen. Er that dies jedoch nicht, sondern gab vor, daß Sachsen, Brandenburger und Schweden von Schlesien aus die böhmischen Grenzen zu stark bedrohten, als daß er in Baiern verweilen dürfe. Schon am 28. November schrieb er daher aus seinem Lager, er werde sehr bald nach Böhmen zurückkehren. Er verachtete bei dieser Gelegenheit nicht allein die dringenden Bitten des Kurfürsten Maximilian, sich mit ihm gegen den Herzog Bernhard zu vereinigen, und gehorchte dem Kaiser nicht, der ihm zu bleiben befohlen hatte, sondern er wich auch dem Herzog Bernhard, als dieser herbeieilte, ausdrücklich aus und vertheilte sein Heer in Böhmen, so daß die ganze Last des Krieges, der Verpflegung der Soldaten und Obersten, auf dieses erschöpfte östreichische Erbland fiel.

Der Kaiser hatte sich wahrscheinlich schon damals durch jene Gattung von Rathgebern, welche Alles, was politisch nützlich ist, für erlaubt hält und an einem von Jesuiten, Spaniern und Italienern berathenen Hofe sehr zahlreich war, zu dem Entschlusse bringen lassen, jeden Vorwand zu benutzen, um sich seines lästigen Generalissimus zu entledigen. Er machte jedoch erst noch einen Versuch, denselben zum Gehorsam zu bewegen. Als nämlich Wallenstein in Pilsen lag, schickte der Kaiser den Herrn von Questenberg, denjenigen seiner Räthe, welcher mit Wallenstein am besten auskommen konnte, an diesen. Er gab demselben eine Instruction mit, welche ein Meisterstück des italienischen Kabinets-Stils ist, weil in ihr Alles verclausulirt und unbestimmt ausgedrückt wird. In derselben hieß es unter Anderen, es könne bei fremden Potentaten Scrupel erregen, daß der Kaiser so zu sagen einen Corregem (Mitkönig) an der Hand und in seinen eigenen Landen keine freie Disposition mehr habe. Der Hauptzweck der Sendung ist klar, indem der Kaiser ausdrücklich verlangt, die Truppen sollten nach Baiern zurückgeführt und dort in Quartiere vertheilt

werden. Um diesem Befehle des Kaisers auszuweichen, that Wallenstein am 17. December 1633 einen Schritt, den sein neuester Lobredner vergebens zu rechtfertigen sucht, obgleich der Kaiser durch denselben freilich nicht berechtigt wurde, seinen General ermorden zu lassen. Wallenstein berief nämlich einen großen Kriegsrath, theilte demselben Questenberg's Instruction mit und ließ durch den Feldmarschall Illo, der ihm auf Leben und Tod ergeben war, einen Vortrag über die Sache machen und ein Gutachten fordern. Wenn man bedenkt, daß damals der Hauptmann seine Compagnie, der Oberst sein Regiment aus allerlei Volk warben und daß sie sich nebst den Geworbenen dem Ober-General verkauften, auf welchen sie wegen des Soldes und Unterhaltes ganz allein angewiesen waren, so kann man sich leicht vorstellen, welchen Ausgang die Sache nahm. Das Gutachten der Officiere, welches auch Piccolomini und Herzog Julius Heinrich von Lauenburg unterschrieben, war an Wallenstein gerichtet und wurde von demselben an den Kaiser übersandt. Es enthielt die Erklärung, daß es durchaus unmöglich sei, vor dem Frühling nach Baiern zu marschiren oder die Winterquartiere aus Böhmen weg zu verlegen. Da der Kaiser aus eigener Macht schon am 14. einem in Niederöstreich stehenden Obersten, Suys, den Befehl übersandt hatte, nach Linz und von da nach Passau zu ziehen und Suys in der That vorgerückt war, so zeigte sich Wallenstein recht auffällig als oberster Kriegsherr in absolutissima forma, wie es in seinem Vertrage hieß: er schickte zu Suys und hieß ihn bei Todesstrafe ungesäumt zurückkehren. Auch schien Wallenstein, der wegen seines schmerzhaften Podagra zu Pilsen täglich mehrere Stunden im Schwitzbade verbrachte und sich öfter wildes Fleisch aus den Beinen schneiden ließ, wirklich abdanken zu wollen, wenn der Kaiser auf seinem Willen bestehe. Dies war zwar nicht der Fall, da Ferdinand in einem Schreiben vom 3. Januar 1634 sich mit dem Inhalte des Gutachtens einverstanden erklärte. Gleichwohl that das ganze ihm angehörende Heer gleich darauf einen zweiten Schritt, zu welchem Illo ebenfalls die Veranlassung geben mußte. Dieser benachrichtigte nämlich den Kriegsrath von Wallenstein's Entschluß, das Commando niederzulegen. Die Officiere geriethen durch Illo's Vortrag in heftige Bewegung, namentlich da er hervorhob, sie würden sich nunmehr mit ihren Geldforderungen an den Kaiser zu wenden haben. Sie ließen nicht nur durch eine Deputation, an deren Spitze wieder Illo stand, Wallenstein an sein Versprechen, bei ihnen auszuharren, erinnern, sondern sie machten auch ihrerseits sich verbindlich, ihn nicht zu verlassen, und stellten darüber einen förmlichen Revers aus. Letzteres geschah auf einem Banket, bei dem es übrigens tumultuarisch herging. Der Revers besagte, die Obersten verpflichteten sich im Hinblick auf die dem Herzog ange-

thanen vielfältigen Disgusti, hochschmerzlichen Injurien und gefährlichen Machinationen, bei demselben auszuhalten.*) Der Herzog versprach, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, erst nach mehrfachen Bitten, das Commando noch einige Zeit zu behalten, sowie auch das Heer nicht ohne Vorwissen und Zustimmung der Obersten zu verlassen.

Ueber diesen Schritt des Heeres und seines Oberanführers ist jede Bemerkung überflüssig, obgleich der Herausgeber von Wallenstein's Briefen die Sache nicht allein ganz in der Ordnung findet, sondern auch Alles, was man darüber gesagt hat, für Verleumdung und Verfolgung eines großen und verdienten Mannes erklärt. Wallenstein selbst scheint eingesehen zu haben, daß er zu weit gegangen sei; denn er ließ schon einen Tag nachher einige Officiere zu sich rufen und stellte ihnen zwar nicht, wie Förster sagt, den Revers zurück, hielt aber doch verworrene Reden, in welchen von Niederlegung des Commandos die Rede war. Alles, was er seit seiner Rückkehr aus Baiern that, gehört also zu den widersprechenden Handlungen, deren Wallenstein sich in der letzten Zeit schuldig machte und durch welche er bewirkte, daß zuletzt weder der Kaiser, noch die Sachsen und Schweden, mit denen er unterhandeln wollte, ihm trauten. Sowohl Altringer als auch Piccolomini, der doch den Revers der Obersten mit unterschrieben hatte, erschraken über das, was in Pilsen vorgegangen war, und der Letztere ertheilte wahrscheinlich durch Altringer dem Kaiser zuerst Nachricht davon. Wenn auch Altringer bei dieser Gelegenheit die Gefahr übertrieb, so bedurfte es doch gewiß weder seiner Uebertreibungen, noch der langen Rede, welche die Geschichtschreiber dem spanischen Gesandten Ognate in den Mund legen, um den Kaiser zu überzeugen, daß es nöthig sei, einen General, der sich wie ein abtrünniger Pascha benehme, auch als einen solchen aus dem Wege zu schaffen. Dieser Entschluß ward in einem engeren Rathe gefaßt, dessen Beisitzer wir nur zu nennen brauchen, um zu zeigen, daß Wallenstein's Verurtheilung, der eine ganz geheim gehaltene Absetzung vorausging, die Folge der in Wien geltenden spanischen und jesuitischen Moral und Politik war. Anwesend waren in jenem Rathe die Grafen von Eggenberg und Trautmannsdorf, der Bischof von Wien, der Beichtvater Lamormain, der spanische Gesandte Graf Ognate, der Hofkriegsraths-Präsident Schlick, der Marchese Grana und des Kaisers Sohn, der nachherige Kaiser

*) Nach einer mehrfach bestätigten Annahme enthielt der Revers im Entwurfe die Klausel, man wolle zum Herzog halten, „so lange er in Sr. Kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben oder der Kaiser ihn zu seiner Dienste Beförderung gebrauchen wird;“ doch fehlte diese Klausel in der Urkunde, die der Rittmeister Neumann zum Behufe der Unterschrift anfertigte, so wie in den nach Schlesien und Baiern geschickten Exemplaren.

Ferdinand III., welcher schon damals zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen ernannt war. Der Kaiser unterzeichnete bei dieser Gelegenheit (am 24. Januar 1634) ein geheim zu haltendes Patent, durch welches der bisherige Generalissimus abgesetzt, der Oberbefehl einstweilen an Gallas übertragen, Wallenstein nebst Illo und Terzka des Todes schuldig erklärt, allen Anderen aber, die sich mehr, als von Rechtswegen gebühre, eingelassen hätten, Verzeihung zugesichert wurde.

Der Kaiser trieb die Verstellung so weit, daß er auch noch nach der Unterzeichnung jenes Patents, bis zum 13. Februar, mit Wallenstein in freundschaftlichem Tone correspondirte und ihm sogar erlaubte, mit Sachsen und Brandenburg über einen Frieden zu unterhandeln. Dabei erhielt Gallas wahrscheinlich zugleich mit dem erwähnten, geheim gehaltenen Patent den Auftrag, mit den treu gebliebenen Generalen sich zu benehmen, wie man sich Wallenstein's und seiner beiden Rathgeber todt oder lebendig bemächtige. Gallas warf erst dann, als der Herzog von Friedland die Officiere zu einer neuen Berathung nach Pilsen berief, die Maske ab. Er verständigte sich mit Altringer, Piccolomini und einigen anderen Officieren ganz insgeheim; und auch sein Schreiben vom 13. Februar, in welchem er verbot, von Wallenstein Befehle anzunehmen, ward nur Wenigen mitgetheilt. Wallenstein war wie mit einem Netze umstrickt. Mailath hat zwar bewiesen, daß in dem kaiserlichen Patent keine Achtserklärung Wallenstein's, sondern nur die Absetzung desselben decretirt gewesen sei;*) sobald aber das Eine durchgesetzt war, folgte das Andere von selbst. Förster dagegen meint, es sei bloße Verleumdung gewesen, daß man das Aufgebot der Obersten zu einer neuen Versammlung am 19. Februar in Pilsen und den von Wallenstein an mehrere Regimenter erlassenen Befehl, sich an einem bestimmten Tage (den 23. Februar) im Dienste des Kaisers zu Prag einzufinden, auf Ungehorsam und Verrath gedeutet habe. Man kann dies zugeben, wird aber doch einsehen, daß der Kaiser durch solche Schritte seines Generals in seinem Argwohn bestärkt werden mußte.

Die neue Protestation, welche am 20. Februar, einen Tag nach der eben angeführten Versammlung der Generale und Obersten bei Wallenstein, in Pilsen aufgesetzt ward, betheuerte freilich, daß der früheren keine üble Absicht zu Grunde liege und daß Wallenstein des Kaisers treuester Diener sei; der Herzog selbst erließ eine Erklärung im gleichen Sinne. Der Kaiser dachte aber anders. Er erließ jetzt öffentlich

*) Auch daß gleichzeitig mit dem Patente der angeführte Auftrag an Gallas ergangen sei, stellt Mailath (Geschichte des östreichischen Kaiserhauses) in Abrede; doch berichtet es eine vom Wiener Hofe im Jahr 1634 veröffentlichte Staatsschrift (in Murr's Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Nürnberg 1790) und Khevenhiller († 1650) in seinen Annalen.

ein Patent gegen Wallenstein, Terzka und Illo, beorderte am 18. Februar 1634 eine Anzahl Regimenter nach Prag, wies diese Truppen an die Generale Gallas, Altringer, Maradas und Piccolomini, und warf dem Herzoge von Friedland meineidige Treulosigkeit und barbarische Tyrannei vor. Dieses Patent wurde in Prag öffentlich angeschlagen. Gleich darauf schritt man zur Einziehung von Wallenstein's und Terzka's Gütern. Terzka, Kinsky, Illo und Herzog Franz Albrecht von Lauenburg blieben dem Generalissimus getreu; auch war ein Theil des Heeres noch immer für ihn. Er selbst schien, als er von Pilsen nach Eger ging, einerseits noch immer entschlossen, des Kaisers Gunst zu suchen,*) schickte aber doch auch andererseits vertraute Boten an die Franzosen, an Arnim und nach Regensburg an den Herzog Bernhard, ließ Beide dringend um Absendung einer Heerschaar ersuchen, und bat die Schweden, sich gegen den Kaiser an ihn anzuschließen. Dazu war es theils schon zu spät, theils glaubte Niemand sich auf Wallenstein verlassen zu können. Schon am 22. Februar hatten die dem Kaiser getreuen Generale Wallenstein's Truppen ganz abgesperrt: Gallas stand in Linz, Piccolomini im Prachiner Kreis, Suys in Prag, Altringer in Wien. Wallenstein war vor seinem Abmarsch von Pilsen nach Eger bereits förmlich Rebell geworden; denn er hatte in einem Schreiben die Truppen aufgefordert, nur ihm und den Generalen Terzka und Illo zu gehorchen. In den folgenden Tagen fielen schon Scharmützel zwischen den Kaiserlichen und den Wallensteinern vor. Die Letzteren sahen sich bald in Eger eingeschlossen, wo übrigens gleich anfangs nur fünf Compagnieen Reiter vom Herzog Julius Heinrich von Lauenburg und fünf von Terzka, denen später noch fünf andere folgten, bei Wallenstein waren.

Ueber die letzten Schicksale des Herzogs von Friedland hat Graf Mailath in seiner Geschichte von Oestreich manches Anziehende aus archivalischen Nachrichten mitgetheilt, und Barthold in seinem Buche über den dreißigjährigen Krieg hat Alles kritisch geprüft; wir wollen uns daher sehr kurz fassen. In Wallenstein's Heer, welches aus allerlei Volk zusammengesetzt war, diente auch der Irländer Buttler mit einem Regiment Dragoner, die in seinem Heimathslande geworben waren. Von diesen Dragonern trafen etwa 600 bei Mies mit Wallenstein zusammen; er nahm sie mit nach Eger. Buttler folgte ungern und machte sogleich dem General Piccolomini durch einen Feldkaplan das Anerbieten, ihm gegen Wallenstein als Werkzeug zu dienen. Buttler war Katholik; er rechnete aber auf zwei protestantische Schotten, Gor-

*) Er sandte zwei Obersten nach Wien mit dem Erbieten, das Commando einem Nachfolger zu übergeben; doch gelangte die Meldung nicht rechtzeitig an den Kaiser.

don und Lesley, welche eben so schlecht und geldgierig als er waren, und auch auf seine Hauptleute, Deveroux, Geraldin, Macdonald und andere konnte er eben so sehr rechnen, wie auf sich selbst. Am 24. Februar Abends, als Wallenstein in einer Sänfte krank in Eger angekommen war, wurden Buttler, Lesley und Gordon unter sich einig, den Kaiser von aller Besorgniß von seinem General dadurch zu befreien, daß sie diesen aus dem Wege räumten. Nachdem daher am 25. Februar Terzka die Officiere in seinem Quartiere bewirthet hatte, lud Gordon die Generale Kinsky, Terzka und Illo nebst dem Rittmeister Neumann zu sich auf die Citadelle ein; und während diese bei Tische saßen, stürzten sechs Dragoner Buttler's, welche unter Geraldin in ein Nebenzimmer, sowie 24 andere, die unter dem Hauptmann Deveroux in ein zweites postirt worden waren, auf ein gegebenes Zeichen ins Zimmer und mordeten die Generale, von denen sich besonders Terzka hartnäckig vertheidigte, sammt ihrem Gefolge als Feinde des Kaisers. Deveroux und Geraldino drangen darauf in Wallenstein's Zimmer ein. Dieser hatte mit seinem Astrologen Beobachtungen angestellt und sich dann zu Bette gelegt; da die Eindringenden einen Kammerdiener tödteten und ein anderer um Hülfe rufend, entfloh, eilte er aus dem Bette, um die Ursache des Lärms zu erforschen, und Deveroux stieß ihn kaltblütig nieder. Wallenstein bot ohne Widerstand die Brust dar, während Terzka auf der Citadelle sein Leben theuer verkaufte und drei der Mörder niedergehauen hatte. Von den Getödteten wurde Neumann unter dem Galgen eingescharrt, die übrigen in Särgen beigesetzt; Wallenstein's Leiche kam zwei Jahre später in die Karthause von Gitschin. Buttler und Gordon erließen am 26. Februar in Pilsen eine Bekanntmachung, es seien die Praktikanten und Rebellen durch sonderliche Schickung Gottes mit militärischer Execution vom Leben zum Tode gebracht worden; Lesley ging nach Wien, um über den Hergang Bericht abzustatten. Daß der Kaiser an der Ermordung weder mittelbar noch unmittelbar Antheil gehabt habe, kann man zwar dem Grafen Mailath zugeben; aber unleugbar ist doch, daß Ferdinand alle Kriegsbefehlshaber schriftlich aufgefordert hatte, ihn von seinem Generale zu befreien, und daß er nachträglich den Mord billigte, obschon er 3000 Seelenmessen für den Todten lesen ließ, sowie daß er die Mörder belohnte. Mailath selbst muß nach langem Hin- und Herreden doch eingestehen, daß der Kaiser dadurch, daß er Wallenstein's Mord eine Vollziehung seines erst nach dem Morde bekannt gemachten Urtheils nannte, die Schuld auf sich nahm.

Der Protestantismus und der Katholicismus hatten mit der Sache nichts zu thun. Es würde jedoch nach Wallenstein's Ermordung die Aussicht für die Schweden und ihre deutschen und französischen Ver-

bündeten vorerst sehr günstig gewesen sein, wenn nicht unter diesen selbst alle Eintracht zerstört gewesen wäre. Von den feindlichen Generalen war nämlich damals nur Johann von Werth im Felde thätig; die anderen dagegen waren alle mehr oder weniger beschäftigt, entweder Anhänger Wallenstein's zu verfolgen oder einen Antheil an der Beute zu erlangen, welche dem Kaiser aus der Einziehung von Wallenstein's Gütern zufiel. Sagan behielt Ferdinand selbst; Friedland kam an den General Gallas. Unter den Mitschuldigen Wallenstein's wurden einige alsbald hingerichtet, andere vor Gericht gestellt. Von den letzteren wurde der schlesische Protestant Graf Ulrich von Schafgotsch im Jahre 1635 zu Regensburg enthauptet; seine Kinder übergab der Kaiser den Jesuiten in Olmütz zur Erziehung. In der Staatsschrift, welche der kaiserliche Hof in lateinischer und deutscher Sprache erscheinen ließ, um das Verfahren gegen Wallenstein zu rechtfertigen, wird die Handlungsweise des Herzoges seit seiner ersten Absetzung aus verrätherischen Absichten erklärt, und solches hauptsächlich auf die Aussagen seines Vertrauten Jaroslaw Sesina Raschin begründet; doch geht diese Auffassung jedenfalls über die Wahrheit hinaus. Nach Förster dagegen waren seine Unterhandlungen nur ein gewagtes Spiel und erst in den letzten Tagen warf er sich gezwungen den Feinden Oestreichs in die Arme.

Herzog Bernhard kämpfte im Winter und im Frühjahr 1634 in der Ober-Pfalz, wo Johann von Werth ihm im kleinen Kriege gewachsen war. Gustav Horn rückte aber aufs Neue nach Ober-Schwaben vor, nahm Kempten, Ueberlingen und Memmingen ein, trat mit den protestantischen Cantonen der Schweiz in Verbindung und war eben im Begriffe, in Vorder-Oestreich einzudringen, als ein Angriff, welcher von Kurfürst Maximilian gegen Herzog Bernhard gerichtet ward, ihn zur Umkehr nöthigte. Herzog Bernhard nämlich, mit Oxenstierna höchst unzufrieden, war beschäftigt, sein Herzogthum Franken abzurunden und sich mit Kur-Sachsen zu verständigen, als der Kurfürst Maximilian Ende März 1634 bei Ingolstadt ein Heer sammelte und dasselbe unter Altringer und Johann von Werth gegen Straubing schickte, welche Stadt sich bald auf Capitulation ergab. Oxenstierna hatte sich vorher auf einer Versammlung zu Frankfurt am Main vergebens bemüht, den ober- und niedersächsischen Kreis auf ähnliche Weise mit Schweden zu verbinden, wie er zu Heilbronn die vier oberen Kreise mit ihnen verbunden hatte; er mußte froh sein, Brandenburg und Sachsen bei dem alten Bunde zu erhalten. Herzog Georg von Lüneburg schloß sich zwar anfangs mit einem deutschen Heere an Banèr's Schweden an, zerfiel aber bald gänzlich mit diesem. Banèr führte darauf in Verbindung mit den Sachsen unter Arnim den Krieg in Sachsen, Böhmen und Schlesien.

Er und Arnim stritten glücklich in Schlesien; Arnim siegte am 13. Mai in einer entscheidenden Schlacht bei Liegnitz und lagerte sich mit Banèr vereint im Juli auf dem weißen Berge vor Prag, nicht sowohl in der Absicht, Böhmen zu besetzen, als vielmehr durch den Einfall in dieses Land den Kurfürsten von Baiern von der bereits begonnenen Belagerung der Stadt Regensburg abzuziehen und nach Böhmen zu locken. Arnim war aber ebenso wenig geneigt, Banèr zu unterstützen, als Herzog Georg in Nieder-Sachsen diesem hatte beistehen wollen. Er unterhandelte fortwährend mit dem Kaiser über einen Frieden, und die Belagerung von Prag mußte aufgegeben werden, während die Baiern und Oestreicher vereinigt Regensburg eingeschlossen hatten.

Ferdinand's ältester Sohn, Ferdinand III., seit 1625 König von Ungarn, seit 1627 König von Böhmen, war seit Wallenstein's Ermordung unter der Leitung des Feldmarschalls Gallas Generalissimus des kaiserlichen Heeres. Er war mit diesem nach Baiern gezogen, um die dort von Herzog Bernhard besetzten Städte wieder zu erobern, und hatte zugleich mit dem Kurfürsten Maximilian, mit Altringer und Johann von Werth die Stadt Regensburg angegriffen. Diese ward so sehr bedrängt, daß Herzog Bernhard und Graf Horn sich endlich zu ihrem Entsatze wieder vereinigen mußten; man klagte aber den Ersteren an, er habe, um Landshut erobern zu können, den rechten Augenblick für den Entsatz von Regensburg versäumt. Die beiden Heerführer hatten sich bei Augsburg vereinigt und Landshut ward von ihnen mit Sturm genommen, obgleich Altringer, der bei dieser Gelegenheit getödtet ward, und Johann von Werth Alles aufgeboten hatten, um die Stadt zu retten (22. Juli). Darüber fiel aber gleichzeitig Regensburg den Feinden in die Hände; der schwedische Befehlshaber Lars Kagge übergab die Stadt dem König Ferdinand. Bernhard und Horn erhielten diese Nachricht, während sie auf dem Marsche von Landshut nach Regensburg begriffen waren, und trennten sich, während das feindliche Heer von Regensburg nach Donauwörth zog, aufs Neue. Herzog Bernhard zog hierauf zwischen der Donau und dem Main umher; Horn aber marschirte an die Tyroler Grenze, um ein spanisches Heer, welches aus Italien nach den Niederlanden zog, in den Alpen-Pässen aufzuhalten.

Die Spanier hatten nämlich nach dem Tode der Infantin Isabella (December 1633) beschlossen, einen neuen Generalstatthalter und ein neues Heer nach Belgien zu schicken, weil Friedrich Heinrich von 1625 bis 1633 bedeutende Vortheile über sie erfochten hatte. Sie hatten für den niederländischen Krieg 1634 in Italien ein aus Spaniern und Italienern bestehendes Heer gesammelt und zum Anführer desselben, sowie zum Nachfolger der Isabella den sogenannten Kardinal-In-

fanten Ferdinand, einen Bruder des Königs Philipp IV., ernannt. Dieser war Kardinal, hatte bisher in Mailand gelebt, und galt seit dem Tode von Philipp's II. Halbbruder, Don Juan d'Austria, für den einzigen spanischen Prinzen, der militärische Talente besaß und mit Glück im Felde diente. Ferdinand trat den Marsch von Mailand nach den Niederlanden gerade zu der Zeit an, als das kaiserliche Heer unter dem König Ferdinand die vom Herzoge Bernhard eroberten bairischen Städte wieder einnahm, als Sachsen sich schon zu einer Friedensverhandlung mit dem Kaiser entschlossen und als Arnim sich geweigert hatte, dem Feldmarschall Banèr zur Belagerung von Prag weiter zu helfen, weshalb beide Generale aus Böhmen abgezogen waren.

Gustav von Horn hatte bei seinem Marsche gegen dieses spanische Heer kaum die Stadt Füssen erreicht, als er erfuhr, daß die kaiserlichen Truppen, welche nach der Einnahme von Regensburg Donauwörth erobert hatten, nun auch die den Schweden und der Sache des Bundes sehr ergebene Stadt Nördlingen bedrohten. Die Besorgniß, daß das wichtige und feste Nördlingen in die Hände der Feinde fallen möchte, bewog die beiden schwedischen Generale, ihre anderen Unternehmungen aufzugeben und zur Rettung dieser Stadt sich eiligst mit einander zu vereinigen. Horn kehrte also von der Tyroler Grenze an die Donau zurück. Dies machte es dann dem Kardinal-Infanten möglich, durch die Pässe zu kommen und sich vor Nördlingen mit dem Heere des Königs Ferdinand zu vereinigen. Von den beiden schwedischen Generalen, die sich bei Günzburg mit einander vereinigten, ward noch ein drittes Heer herbeigerufen, welches unter dem Rheingrafen Otto Ludwig am Oberrhein stand. Der Rheingraf hatte kurz vorher Rheinfelden erobert und war gerade mit der Belagerung von Breisach beschäftigt, als er den Befehl erhielt, alle Truppen und sogar den würtembergischen Landsturm an sich zu ziehen, um das Hauptheer unter Horn und Herzog Bernhard zu verstärken. Das Letztere befand sich in einem solchen Zustande, daß es nach dem eigenen Geständnisse seiner beiden Führer dem feindlichen Heere, sogar als der Kardinal-Infant noch nicht zu diesem gestoßen war, schwerlich gewachsen war. Horn wollte daher auch, daß man vor der Ankunft des Rheingrafen keinen Angriff auf die Feinde mache; da aber die Stadt Nördlingen, welche tapferen Widerstand leistete, bereits ihrem Falle nahe gebracht war, so forderte Bernhard, daß man zu ihrer Rettung das Aeußerste wage. Horn behauptete zwar, man müsse durchaus den Rheingrafen erwarten, welcher nur noch wenige Meilen entfernt sei; Bernhard beharrte aber auf seiner Forderung, und so ward denn wirklich beschlossen, noch vor der Ankunft der erwarteten Verstärkung eine Schlacht zu liefern. Man sagt, der Rheingraf sei ungern aufgebrochen und sehr langsam marschirt,

weil er, nachdem er bisher ein eigenes Heer commandirt habe, nicht gern unter dem Herzoge Bernhard habe stehen wollen. Wir wissen nicht, ob diese Beschuldigung begründet war. Jedenfalls wird Bernhard allgemein darüber angeklagt, daß er gegen Horn's weiseren Rath gerade in dem Augenblicke, als der Rheingraf nur n. h wenige Meilen entfernt war, eine Schlacht geliefert habe.

Diese Schlacht bei Nördlingen ward bedeutender und entscheidender, als irgend eine andere in dem ganzen dreißigjährigen Kriege. Ferdinand's Heer war, nachdem der Kardinal-Infant sich mit ihm vereinigt hatte, 40,000 Mann stark; dagegen hatten Horn und Bernhard, obgleich sie den General Kratz an sich gezogen hatten, noch nicht 30,000 beisammen. Dazu kam, daß die innere Stärke des kaiserlichen Heeres sehr viel größer war, als die des schwedischen. Dies würde von selbst einleuchtend sein, wenn der Zweck des vorliegenden Werkes erlaubte, die einzelnen Bestandtheile des protestantischen Heeres anzuführen und zu charakterisiren. Es würde sich zeigen, daß die Schweden ein gemischtes, zum Theil aus schwäbischen Bauern zusammengetriebenes oder eilig geworbenes Heer unter zwieträchtigen Anführern ins Feld führten, während dagegen König Ferdinand im Treffen bei Nördlingen an der Spitze aller alten gedienten Soldaten und Officiere Wallenstein's und Spinola's, sowie der abgehärteten spanischen und italienischen Truppen der früheren Zeit stand. Wir brauchen, um dies nachzuweisen, nur die durch Kriegsthaten ausgezeichneten Oberanführer des kaiserlichen Heeres zu nennen. Unter diesen Führern waren König Ferdinand und der Kardinal-Infant nicht blos, wie es bei Prinzen sonst in der Regel der Fall ist, nur zum Prunk, sondern in Wirklichkeit Generale; ein dritter Führer, Herzog Karl von Lothringen, glänzte schon längst unter den tapfersten Feldherren seiner Zeit; endlich standen neben diesen Dreien noch Gallas, Götz und Piccolomini aus Wallenstein's Schule, sowie viele Obersten, welche lange Zeit unter Spinola gedient hatten.

Die Schlacht bei Nördlingen, in welcher auf Seiten der Kaiserlichen König Ferdinand zwar commandirte, Gallas aber Alles anordnete, ward am 6. und 7. September 1634 geliefert. Wir dürfen unserem Grundsatze gemäß keine Beschreibung dieser Schlacht geben, sondern erwähnen nur des Resultates. Dieses bestand darin, daß die Schweden eine völlige Niederlage erlitten und daß in Folge derselben die Franzosen, welche bis dahin nur eine Nebenrolle gehabt hatten, die Haupt-Personen auf dem deutschen Kriegstheater wurden. Die Schlacht blieb am ersten Tage, an welchem die Spanier nur einen passiven Antheil nahmen, unentschieden, obgleich die unglückliche Spaltung zwischen Horn und Bernhard sich schon nachtheilig bewies. Am zweiten Tage

nahm der Kardinal-Infant mit seinen Spaniern einen Hauptantheil an der Schlacht und das protestantische Heer erlitt nach einem heftigen und blutigen Kampfe eine gänzliche Niederlage. Gegen 10,000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde, die übrigen wurden aus einander getrieben und mit einer ungewohnten Lebhaftigkeit verfolgt; wenige sammelten sich wieder bei Heilbronn und Frankfurt. Die Generale Horn und Kratz geriethen in Gefangenschaft; Herzog Bernhard aber und die ihn begleitende Schaar wurden so hitzig verfolgt, daß sie erst in Göppingen, wo der Rheingraf stand, einen Ruhepunkt fanden. Die Beute der Kaiserlichen war unermeßlich; sie eroberten 300 Fahnen der Kavallerie und Infanterie, 80 Kanonen, 4000 Wagen und 1200 Pferde, und machten 6000 Gefangene.

Der Verlust der Schweden und die zwischen ihnen und ihren deutschen Verbündeten bestehende Uneinigkeit würden es den Siegern leicht gemacht haben, ganz Deutschland zu besetzen, wenn das spanische Heer im Reiche geblieben wäre; der Kardinal-Infant hegte aber eine zu große Besorgniß wegen des Standes der Dinge in den Niederlanden und eilte deshalb, dahin zu kommen. Ueberdies nahm er bei seinem Abzuge noch einige tausend kaiserliche Reiter mit sich. Unmittelbar nach der Schlacht zog König Ferdinand in Stuttgart ein, wo die Stadtvorsteher sich ihm zu Füßen warfen; er äußerte sich mild und ertheilte vielen Ortschaften Sicherheitsbriefe; auch blieb das evangelische Consistorium unangetastet und die protestantische Universität Tübingen erhielt Schutz; doch aber wurde das Herzogthum Würtemberg, namentlich von den Kroaten unter Isolani, schrecklich gepeinigt; die Kroaten schleppten zu Nürtingen die verwittwete Herzogin an den Haaren über die Leichen der Ermordeten hin, bis ein kaiserlicher Oberst sie rettete. Auch Hessen, sowie die Pfalz waren den wilden Horden preisgegeben. Im folgenden Jahre trennte sich Sachsen vom Bunde mit Schweden und das schwedische Heer wurde immer weiter nach Norden gedrängt, bis endlich Herzog Bernhard am Ober-Rhein mit französischem Gelde ein ansehnliches Heer warb, die Franzosen ihre Heere an den Nieder-Rhein schickten und den Spaniern und Kaiserlichen deutsche Städte und Festungen entrissen, um sie für sich in Besitz zu nehmen.

Da von diesem Augenblicke an die deutsche, spanische und französische Geschichte mit einander innig zusammenhängen und eine ohne die anderen nicht wohl verstanden werden kann, so wollen wir zunächst die französische Geschichte seit Heinrich's IV. Tode nachholen, vorher aber eine Uebersicht der Hauptereignisse des deutschen Krieges von der Schlacht bei Nördlingen bis auf die ersten Friedensunterhandlungen geben.

9. Schicksale der deutschen protestantischen Staaten unmittelbar nach der Schlacht bei Nördlingen.

Werfen wir bei der Betrachtung des Zustandes, in welchen die protestantischen Staaten durch den Gang des Krieges gebracht wurden, unsern Blick zuerst auf Würtemberg, so müssen wir bei dieser Gelegenheit die Uebersicht der würtembergischen Geschichte bis auf den ersten Nachfolger des aus der Geschichte des Reformations-Zeitalters bekannten Herzogs Ulrich zurückführen.

Auf Ulrich war sein Sohn Christoph gefolgt, dessen wir früher an mehreren Stellen als eines der vortrefflichsten deutschen Fürsten seiner Zeit gedacht haben. Ihm verdankte Würtemberg viele vortreffliche Einrichtungen, besonders in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht; er erweiterte und pflegte die Schule für protestantische Geistliche und Schulmänner, das sogenannte Stift in Tübingen. Allein Christoph war auch zugleich in bester Absicht der Urheber der für Würtemberg nachtheiligen Anordnung, daß die allgemeinen Stände durch einen stehenden Ausschuß ersetzt wurden, welcher nachher die Landtage überflüssig machte und dem Lande ebenso verderblich ward, als seine vielen despotischen Fürsten. Außerdem hat auch der an sich löbliche Eifer Christoph's für das reine Lutherthum die nachtheiligsten politischen Folgen gehabt. Würtemberg ward nämlich unter ihm und unter seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, welcher von 1568 bis 1593 regierte, Sitz und Pflanzschule jener zänkischen Theologen, welche ganz Deutschland mit ihren fanatischen Streitschriften erfüllten und in Verbindung mit den sächsischen Hof-Theologen eine Verfolgung ihrer protestantischen Brüder, der Calvinisten, organisirten, die dem, was die Jesuiten gegen die Protestanten unternahmen, nichts nachgab. Herzog Ludwig, dem es an allen Regenten-Eigenschaften fehlte und der ein sehr gelehrter Theolog, aber dem Trunke ergeben war, hinterließ keinen Erben;*) das Herzogthum fiel daher an Ulrich's Brudersohn,

*) Unter ihm wurde der begabte, durch seltene Lehrfähigkeit ausgezeichnete schwäbische Dichter und Philologe Nikodemus Frischlin, der unter den Tübinger Professoren viele Neider und unter dem würtembergischen Adel Feinde hatte, zu Mainz als Pasquillant aufgehoben und nach der Festung Hohenurach gebracht. Im November 1590 wollte er sich aus dem Fenster an einem aus Wäsche verfertigten Seil herablassen, stürzte aber und zerschmetterte sich an den Felswänden. Frischlin, dessen Leben durch wüste und rohe Züge entstellt ist, dichtete Komödien in deutscher und lateinischer Sprache. Von den letzteren hat sein „Julius redivivus" (der auferstandene Julius) einen volksthümlichen und patriotischen Grundgedanken; Cäsar und Cicero wandern als Geister durch Deutschland und bewundern die Erfindungen, die unter dem einst so barbarischen Volke gemacht wurden, vor Allem die Feuerwaffen und die gedruckten Bücher, Cicero freilich zumeist den guten lateinischen Stil der deutschen Humanisten. — Vgl. Strauß' Leben Frischlin's, Frankfurt 1855.

Friedrich, welcher bis dahin in der Grafschaft Mümpelgard regiert hatte. Dieser neue Herzog zeigte sich als einen guten Protestanten, indem er für seine aus Oestreich vertriebenen Glaubensbrüder die Ortschaft Freudenstadt am Kniebis gründete. Sonst aber war er voll abenteuerlicher Entwürfe und Pläne; er brauchte für die Abenteurer, Alchymisten und Planmacher, die er bald an sich zog und fütterte, bald wieder ohne Umstände aufknüpfen ließ, so viel Geld, daß er mit dem Ausschusse der Stände in stetem Streite war. Er suchte sich daher des Tübinger Vertrages mit den Landständen oder der würtembergischen Constitution (s. Bd. IX. S. 304), zu entledigen. Auch setzte er wirklich wesentliche Abänderungen des Bestehenden auf Kosten der Landesrechte durch; diese kosteten aber später seinem vertrauten Rathgeber, dem Kanzler Matthäus Enzlin, der die Sache betrieben hatte, das Leben. Dieser löste den sogenannten „ungereimten" Landtag auf und brachte durch Einschüchterung und gewaltsames Verfahren einen neuen zusammen, der nicht nur jene Abänderungen gut heißen, sondern auch, damit das arme Land nicht seine Rechte ganz verliere, demselben 1,100,000 Gulden von den Schulden des abenteuerlichen Herzogs aufbürden mußte. Glücklicherweise starb Friedrich schon 1608 und sein Sohn Johann Friedrich entsagte den Feindseligkeiten gegen die Stände. Enzlin ward jetzt gestürzt und die Leute, welche unter Ludwig regiert hatten, drängten sich wieder in ihre Stellen ein. Sie verwickelten ihren Gegner in einen Prozeß, welcher nach vier Jahren mit Enzlin's Hinrichtung endigte; er wurde 1613 zu Urach enthauptet.

Des neuen Herzogs Theologen führten zu einer Zeit, wo sie für den unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz hätten thätig sein sollen, mit dessen Hofprediger Scultetus, der nicht friedfertiger war als sie, einen Krieg. Es ist bereits früher erzählt worden, daß Lukas Osiander und Theodor Thumm, die beiden angesehensten Theologen in Tübingen, Streitschriften schrieben, in welchen sie den Hofprediger des Hauptes und Schützers der deutschen Calvinisten, sowie diese selbst als Gottlose darstellten und auf die Lehre der Reformirten ärger, als auf das Heidenthum, schimpften. Der phlegmatische, von Schulden gedrückte Herzog Johann Friedrich war daher auch nicht betrübt über das Schicksal seines ketzerischen Nachbarn und sah dem Unglücke desselben ruhig zu. Sein Land mußte für sein Phlegma hart büßen. Zuerst hausten nämlich unmittelbar vor und nach dem Lübecker Frieden Wallenstein's und Tilly's Soldaten in Würtemberg wie in Feindes Land. Nachher aber, als dreiviertel Jahre vor Johann Friedrich's Tode (er starb 1628) das Restitutions-Edict erlassen wurde, war Würtemberg das erste Land, welches die Folgen desselben empfinden mußte. Weil Johann Friedrich, wie Kaiser Ferdinand II. selbst sagte,

ein gar ruhiger Herr war, so wurde gerade in Würtemberg die Restitution der geistlichen Güter sehr eifrig betrieben, obgleich diese dort schon seit einem Jahrhundert säcularisirt und fast durchaus zu frommen Zwecken verwendet worden waren.*)

Johann Friedrich's Sohn, Eberhard III., war bei seines Vaters Tode noch minderjährig; Administrator der Regierung ward deshalb sein Oheim, Herzog Ludwig Friedrich, welcher in Mümpelgard regierte. Dieser war, da das von den kaiserlichen Truppen besetzte Land durch dieselben sehr mißhandelt wurde, einer der ersten deutschen Fürsten, welche dem Leipziger Bunde beitraten. Auch unterhandelte er schon mit Gustav Adolf, als dieser noch weit von Würtemberg entfernt im Norden von Deutschland stand. Das Land wurde dadurch aufs Neue in große Noth gebracht, weil der Administrator zwar Krieg rüstete, aber weder Muth noch Geschick hatte, ihn zu führen, bis endlich im December 1631 die Schweden die Unter-Pfalz besetzten und die kaiserlichen und liguistischen Truppen sich zurückzogen. Jetzt klagte man aber, daß der Administrator sich mehr um die Jagd, als um den Krieg und die Regierungsgeschäfte bekümmere. Er gerieth in allerlei Händel mit der verwittweten Herzogin, der Mutter Eberhard's, und mit dem Stände-Ausschusse. Die Folge davon war, daß man durchsetzte, daß im Mai 1633 Eberhard III. schon in seinem 18. Jahre unter dem Beistande seines Kanzlers Löffler die Regierung selbst übernahm. Das erste Jahr dieser Regierung war erfreulich. Eberhard III. bot sein ganzes Land und sogar den Landsturm auf, als man im Begriffe stand, die entscheidende Schlacht bei Nördlingen zu liefern. Nach dem Verluste derselben machte sich der Herzog, der zu Göppingen beim Heere des Rheingrafen gewesen war, eilig davon. Er ging nach Straßburg, wo er fast sieben Jahre lang blieb. Sein Land wurde dem Feinde überlassen. Um den Leser in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, warum Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg so tief herabgebracht wurde, daß fast jede Spur der herrlichen Blüthe desselben im späteren

*) Dem Herzog Johann Friedrich widmete Kepler seinen „Astronomischen Bericht“ über zwei Mondfinsternisse des Jahres 1620. Acht Jahre vorher hatte sich Kepler an die Theologen in Tübingen gewandt, weil ihn der protestantische Pfarrer Hitzler in Linz vom Abendmahl ausgeschlossen. Kepler hatte um seines evangelischen Glaubens willen schwere Verfolgungen erduldet und wurde von Hitzler nur darum zurückgewiesen, weil er die Concordienformel nicht unbedingt unterzeichnen, sondern in Bezug auf die Verfluchung der Reformirten eine Verwahrung beifügen wollte. Das Responsum des Consistoriums zu Tübingen (September 1612) ist ein Denkmal starren Pedantenhochmuthes; sie erklären dem größten Geist ihres Jahrhunderts, er habe nicht wenig gutherzige Leute mit seinen scrupulosis quaestionibus offendirt und er solle seinem ingenio nicht zu viel trauen.

Mittelalter unterging, wollen wir unten eine Stelle mittheilen, in welcher Spittler alles das zusammengestellt hat, was Würtemberg allein in den Jahren unmittelbar nach der Nördlinger Schlacht durch den Krieg verloren hat*). Der Kaiser zerstückelte außerdem Würtemberg und vertheilte den größten Theil des Landes unter seine Minister und Generale; so erhielt der Graf Trautmannsdorf das Amt Weinsberg, Graf Schlick Balingen und Tuttlingen. Am furchtbarsten litt Augsburg, das der schwedische Commandant Georg von dem Winkel erst im März 1635 an Gallas übergab; bei weitem die meisten Einwohner gingen während der Belagerung durch Hunger und Pest zu Grunde, die Blüthe der Stadt war vernichtet. —

Auch die Pfalz wurde nach der Nördlinger Schlacht wieder ein Tummelplatz der verschiedenen Heere. Die Franzosen geriethen sogar am Ende des Jahres 1635, als sie sich zum Entsatze von Heidelberg mit dem Herzog Bernhard vereinigten, mit dem Kaiser der Pfalz wegen auch ohne Kriegserklärung in Krieg. Zuerst ward Philippsburg, welches der Rheingraf Otto Ludwig den Franzosen eingeräumt hatte, ihnen durch Ueberfall entrissen. Dann erschien Gallas mit einem Heere, nahm Heidelberg ein und setzte über den Rhein. Herzog Bernhard mußte sich ganz in französische Dienste geben, weil das Heer, an dessen Spitze er am Rhein große Thaten verrichtete, mit französischem Gelde bezahlt wurde. Sein in Franken geschaffenes Herzogthum verschwand ganz, als die Kaiserlichen nach dem Siege bei Nördlingen dort erschienen.

In allen anderen Staaten Deutschlands führte der Frieden, welcher am 30. Mai 1635 zwischen Sachsen und dem Kaiser zu Prag abgeschlossen

---

*) Seit 1628, berichtet Spittler, hatte bis zum August 1634 Würtemberg blos durch kaiserliche Winterquartiere und Brandschatzungen einen Verlust von 6,354,326 Gulden erlitten. Vom August 1634 bis zum December 1638, wo Herzog Eberhard aus Straßburg zurückkehrte, betrug der Verlust mehr als 45 Millionen. Von 1639 bis 1650 bezahlte das Land wieder 7,331,538 Gulden und doch hatten die Bedrückungen auch damals noch nicht aufgehört. Innerhalb der 22 Jahre, von 1628 bis 1650, erlitt Würtemberg einen Verlust von 118,742,864 Gulden, ohne den Schaden der verödeten Güter und der allgemeinen Entvölkerung mitzurechnen. Was die Letztere betrifft, so verloren sich in den sieben Jahren von 1634 bis 1641 345,000 Menschen, und das Land, welches ehemals gegen eine halbe Million Einwohner gehabt hatte, zählte 1641 kaum noch 48,000. Noch sechs Jahre nach dem westfälischen Frieden, als diejenigen, die sich in die Schweiz geflüchtet hatten, längst zurückgekehrt waren, fehlten in Würtemberg, verglichen mit dem Zustande unmittelbar vor der Nördlinger Schlacht, 50,000 Haushaltungen, und 40,000 Morgen guter Weinberge, sowie 270,000 Morgen Aecker, Wiesen und Gärten lagen wüste; an die Wiederaufbauung vieler Dörfer und Städte hatte noch gar nicht gedacht werden können, und 300 herrschaftliche und Communal-Gebäude lagen ebenso, wie 36,000 Privathäuser, zerstört darnieder.

ward, oder mit anderen Worten der Abfall des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. von Schweden eine völlige Veränderung herbei. Beim Abschlusse desselben hielt sich der Kaiser nicht an den Rath der Jesuiten und des päpstlichen Nuntius, welche den Kampf bis zur Vernichtung der Protestanten im Reich fortgesetzt sehen wollten; er neigte sich vielmehr der Ansicht der Kapuziner zu, daß man vor Allem die katholische Kirche in den Erblanden feststellen und zu diesem Zwecke Frieden mit Deutschland halten solle. Wegen dieses Friedens, dessen Präliminarien schon im November 1634 zu Pirna unterzeichnet worden waren, wollen wir den Kurfürsten nicht so hoch erheben, als Barthold und ein katholisirender schlesischer Deutschthümler gethan haben, noch auch heftig schelten, wie von vielen protestantischen Schriftstellern geschehen ist, sondern nur die Thatsachen berichten. Gewiß ist übrigens, daß Arnim, der doch den Abschluß eines Friedens mit dem Kaiser zu einer Zeit betrieb, wo er ihn nicht hätte betreiben sollen, den Oberbefehl der Sachsen aufgab, weil er mit dem Prager Frieden unzufrieden war. Wenn man sich auf des Kaisers und der Spanier Fanatismus in Religions-Sachen und auf ihrer jesuitischen Rathgeber Wort und Schrift hätte verlassen können, so wären, wie uns scheint, die Bedingungen des Prager Friedens, obgleich sie den Schweden und Franzosen hart scheinen mußten, für die deutschen Protestanten nach der damaligen Lage der Dinge nicht gerade drückend gewesen. Der Prager Friedensvertrag setzte nämlich fest, daß alle mittelbaren Klöster, Stifter und geistlichen Güter, welche die protestantischen Fürsten und Stände vor dem Passauer Frieden eingezogen hätten, von diesen auf immer behalten werden sollten,*) und daß alle anderen mittelbaren und diejenigen unmittelbaren, welche sie vor und nach dem Passauer Frieden eingezogen hätten, ihnen 40 Jahre lang, vom Friedensabschluß an gerechnet, in dem Zustande verbleiben sollten, in welchem sie dieselben am 12. November 1627 gehabt und benutzt hätten. Es ward freilich hinzugefügt, daß schon vor Ablauf der 40 Jahre eine gemischte Deputation von friedliebenden Ständen beider Religionen festsetzen sollte, wie es nach dem abgelaufenen Termin mit jenen Besitzungen zu halten sein werde; allein dieser Artikel war so verclausulirt, daß man leicht merkt, es sei damit kein rechter Ernst gewesen. Das Restitutions-Edict war in dem Prager Frieden nicht mit Namen erwähnt; es fiel aber nach jenen Bestimmungen von selbst hinweg. Was den übrigen Inhalt des Friedensvertrages betrifft, so

*) Mittelbar sind diejenigen Territorien, welche nicht direkt vom Reich abhängen, sondern den Fürsten und Ständen unterstehen und zu deren Gebiet gehören, also nur durch die Inhaber einer näheren Oberhoheit mit dem Reich in Beziehung stehen.

erhielt erstens der Kurfürst von Sachsen für seinen zweiten Sohn, Herzog August, das Erzstift Magdeburg auf dessen übrige Lebenszeit; der ehemalige Administrator desselben aber, Christian Wilhelm von Brandenburg, welcher bei der Eroberung von Magdeburg in Gefangenschaft gerathen und nachher in Wien katholisch geworden war, sollte einen Jahrgehalt von 1200 Thalern erhalten. Das Bisthum Halberstadt sollte dem katholischen Prinzen Leopold Wilhelm bleiben. Ferner ward allen protestantischen Ständen und Fürsten der Beitritt zum Bunde, wiewohl nur wenn sie innerhalb zehn Tagen sich dazu bereit erklärten, freigestellt. Außerdem sollte einem Jeden das Seinige zurückgegeben und eine allgemeine Amnestie ertheilt werden; nur die Urheber der pfälzischen und böhmischen Unruhen und einige Andere, über deren Zahl noch unterhandelt werden sollte, behielt der Kaiser sich zur Bestrafung vor. Der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und andere oberdeutsche Stände, die am Bundesrathe unter Oxenstierna theilgenommen hatten, blieben vom Frieden ausgeschlossen. Ferner sollten diejenigen Mächte und deutschen Stände, welche mit dem einen oder anderen Theile verbunden den Krieg geführt hätten, in diesen Friedensvertrag eingeschlossen werden können und sodann gehalten sein, das kaiserliche Reichsheer zu verstärken; von diesem sollte ein guter Theil unter dem Kurfürsten von Sachsen, das Uebrige unter dem Commando des Königs von Ungarn stehen. Endlich erlangte der Kurfürst zwar gewisse Vortheile; diese wogen aber bei weitem die Nachtheile nicht auf, weil die erbitterten Schweden seit dem Prager Frieden das arme Sachsenland auf entsetzliche Weise verheerten. Johann Georg erhielt nämlich nicht nur vom Stifte Magdeburg die Aemter Jüterbogk, Querfurt, Dahme und Burg mit dem Versprechen, daß er dieselben auch künftig nur durch freiwilligen Austausch gegen andere solle verlieren können, sondern es wurden ihm auch als Ersatz für die von ihm im böhmischen Kriege aufgewendeten Kosten die Ober- und Nieder-Lausitz, die ihm seit 1621 verpfändet waren, förmlich abgetreten. Er konnte aber andererseits einem Kriege mit Schweden nicht ausweichen; denn im 18. Artikel des Friedensvertrages heißt es mit ausdrücklichen Worten, die Schweden sollten mit vereinigter Macht gezwungen werden, den deutschen Boden zu verlassen. In dem Friedens-Instrumente wurden zwar nur die der augsburgischen Confession anhängenden Fürsten und Stände genannt; doch waren die Reformirten nicht ausgeschlossen und der Fall, daß der Kurfürst von Brandenburg beitreten werde, wurde ausdrücklich vorgemerkt. Die Herzoge von Mecklenburg wurden zu Gnaden angenommen.

Dem Prager Frieden schlossen sich nach und nach die meisten Stände des Reiches an. Schon im April 1635 traten Prinz Friedrich von

Dänemark, dem man das Erzstift Bremen als weltliches Besitzthum überlassen hatte, und die Fürsten von Anhalt dem Bunde mit Sachsen bei. Im Juli folgte Frankfurt am Main diesem Beispiele; doch hatte der schwedische Oberst Vitzthum Sachsenhausen noch in seiner Gewalt und entschloß sich erst dann zum Abzug, als die Kaiserlichen dasselbe beschossen und zum Theil erstürmt hatten (August 1635). Bald erklärten sich auch mehrere in Straßburg lebende Fürsten und Grafen für die Aussöhnung mit dem Kaiser und schickten deshalb Abgeordnete an seinen Sohn Ferdinand nach Heilbronn. Im Juli nahmen die Stadt Erfurt, Herzog Wilhelm von Weimar mit zwei Brüdern, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge August und Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen und Braunschweig und endlich (27. August 1635) sogar Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg den Prager Frieden an, so daß endlich nur noch Hessen-Kassel, Würtemberg und Baden-Durlach zu Schweden standen.

Herzog Bernhard von Weimar warf sich ganz in die Arme der Franzosen und führte mit ihrem Gelde den Krieg diesseit und jenseit des Rheines als Held. Dies werden wir weiter unten bei Gelegenheit der französischen Geschichte näher angeben; hier mag die Bemerkung genügen, daß, so sehr man auch damals der Franzosen bedurfte, doch der erste Versuch ihrer Diplomaten, mit Hülfe deutscher Diplomaten und Juristen das Elsaß und Anderes ohne Mühe zu erobern, an Bernhard's Trotz und an Oxenstierna's Einsicht scheiterte. Es hatten nämlich die protestantischen Verbündeten, als sie im Herbst 1634 zu Worms zusammen gekommen waren, den würtembergischen Kanzler Löffler, welcher von Gustav Adolf dem Kanzler Oxenstierna als Vice-Kanzler für deutsche Angelegenheiten beigeordnet worden war, nebst dem badischen Geheimrath Streiff nach Paris geschickt, um einen Vertrag wegen gemeinschaftlicher Kriegführung abzuschließen. Diese Gesandten hatten sich bewegen lassen, in einem besonderen Vertrag französische Subsidien und Hülfstruppen dadurch zu erkaufen, daß sie das Elsaß und viele feste Orte, wiewohl allerdings nur als Pfänder, in französische Hände gaben. Dieser Schritt ward von den in Worms versammelten deutschen Fürsten gebilligt; allein weder Oxenstierna noch Herzog Bernhard, der Oberbefehlshaber des Bundesheeres, waren mit der Sache zufrieden. Oxenstierna verweigerte seine Unterschrift, entfernte den Würtemberger Löffler von der Stelle eines schwedischen Vice-Kanzlers und schickte Hugo Grotius als Gesandten nach Paris. Die Franzosen erreichten jedoch später ihren Zweck, den Besitz des Elsasses, auf anderem Wege. Vorerst versahen sie den Herzog Bernhard als Oberfeldherrn der wenigen noch zusammenhaltenden Bundesstände mit Geld und dieser führte diesseit und jenseit des Rheins den Krieg für eigene Rechnung. Nach-

dem im Jahre 1636 Oxenstierna nach Schweden zurückgekehrt war, hielten mehrere ausgezeichnete schwedische Generale nach einander die Sache des Protestantismus aufrecht, welche sonst nach dem 1639 erfolgten Tode Bernhard's vielleicht ebensoviel durch ihre Freunde, die Franzosen, als durch ihre Feinde, die Spanier und die Kaiserlichen, gelitten haben würde. Ehe wir auf die Verhältnisse der Franzosen zu Deutschland übergehen, wollen wir die Hauptereignisse des Krieges bis zum Beginne der Friedensunterhandlungen angeben, und zwar vorzugsweise mit Berücksichtigung dessen, was die schwedischen Ober-Generale thaten.

10. Kriegsereignisse vom Prager Frieden bis zum Jahre 1640.

Da der Heilbronner Bund nach Oxenstierna's Abreise und nach dem engeren Anschluß des Herzogs Bernhard an die Franzosen thatsächlich aufgelöst war, so glaubte Sachsen, die Schweden leicht aus Deutschland treiben zu können. Das schwedische Heer, welches unter Banèr's Führung im Magdeburgischen lag, war zu schwach, um sich weit von der Elbe entfernen zu können, und zugleich der Gefahr ausgesetzt, im Rücken von einem neuen Kriege bedroht zu werden, weil der Waffenstillstand mit Polen seinem Ende nahe war. Banèr suchte daher, von den Sachsen gedrängt, vom Kaiser bedroht und von den deutschen Truppen verlassen, das Mecklenburgische zu erreichen und unterhandelte acht Wochen lang mit den Sachsen über den Beitritt zu ihrem Frieden. Ernst war es ihm freilich damit nicht, weil man offenbar die Absicht hatte, die Schweden von jeder Entschädigung durch Abtretung eines deutschen Landes auszuschließen; höchstens wollte man ihnen eine Geldentschädigung von anderthalb oder zwei Millionen und Stralsund als Pfand für dieselben vergönnen. Da nun damals fast ganz Deutschland den Prager Frieden angenommen hatte, so mußten die Schweden durchaus eine Verlängerung des polnischen Waffenstillstandes zu erlangen suchen. Dies wurde auch in der That durch französische Vermittelung erreicht; die Schweden mußten aber dabei Westpreußen, welches seit dem Beginne des Waffenstillstandes in ihrer Gewalt gewesen war, den Polen zurückgeben. Die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Christian von Schweden und Ladislaus von Polen wurde am 12. September 1635 zu Stumsdorf geschlossen, und zwar auf 26 Jahre. Die nächste Folge davon war, daß Torstenson, welcher bis dahin mit einem Heere in Preußen gestanden hatte, Verstärkung nach Deutschland führen oder senden konnte.

In Deutschland war Banèr, nachdem er eine Besatzung nach Magdeburg geworfen hatte, an die Aller gezogen, wo dann Herzog

Georg von Lüneburg ihn von Westen her drängte, während die Sachsen ihn im Süden einschlossen. Diese wurden damals vom General Baudiß (Baudissin) commandirt, welcher aus schwedischen Diensten in sächsische getreten war. Baudiß suchte vergebens mit seinem Heere, welches den Schweden an Zahl weit überlegen war, diese von der Elbe abzuschneiden. Hierauf befahl der Kurfürst, welcher selbst bei seinem Heere erschienen war, dem General Baudiß, die Schweden, mit denen man bis zu diesem Augenblicke freundlich unterhandelt hatte, auch jenseit der Elbe mit den Waffen zu verfolgen. Dies ist es, was man die sächsische Blut-Ordre zu nennen pflegt. Die ersten Feindseligkeiten der Sachsen waren der Ueberfall der Magdeburgischen Stadt Egeln und die Erstürmung der Werber Schanzen. Banèr gerieth durch Beides in Verlegenheit, weil sein in Deutschland geworbenes Heer, in welchem nur wenige Schweden dienten, ungern gegen Deutsche focht. Nur mit Mühe brachte Banèr seine Truppen über die Elbe hinüber. Dann zog er aber die in der Altmark zerstreuten Schaaren an sich, und erhielt durch einen Fehler, den die Sachsen begingen, auf kurze Zeit das Uebergewicht wieder. Die Sachsen stellten nämlich 6—7000 Mann Fußvolk ohne Reiter-Bedeckung vor dem mecklenburgischen Städtchen Dömitz auf und Banèr schickte gegen diese seine Reiter unter dem erfahrenen Generallieutenant, dem Schotten Ruthwen, der einen glänzenden Sieg erfocht. Es wurden 2000 Sachsen gefangen genommen, mehr als 1000 getödtet und die Uebrigen zerstreut (1. November 1635). Gleich nachher erfocht Banèr selbst bei Goldberg und Kiritz neue Vortheile und bedrohte Berlin. Als nun auch Torstenson das aus Preußen nach Pommern gezogene Heer zu Banèr geführt hatte, drang dieser aufs Neue nach Sachsen vor. Er setzte noch im Winter wieder über die Elbe und nöthigte dadurch den Kurfürsten Johann Georg, sich aus Pommern zu ziehen, wo derselbe, unterstützt von dem stets kränkelnden Herzog Bogislav XIV., die Schweden zu umgehen gehofft hatte.

Um dieselbe Zeit (Ende 1635) wurde der General Kniphausen, welcher unmuthig den schwedischen Dienst verlassen hatte, bewogen, als Marschall wieder in Westfalen aufzutreten. Er warb mit einer von Frankreich empfangenen Summe die Regimenter deutscher Miethlinge, welche einst unter ihm, nachher aber unter dem Herzog Georg von Lüneburg gedient hatten und jetzt diesen wieder verließen, um zu ihrem früheren Führer überzugehen. Kniphausen schlug am 1. Januar 1636 die Kaiserlichen bei Haselünne, blieb aber selbst im Treffen. Seine Stelle erhielt zuerst Kratzenstein, dann im Februar 1636 Alexander Lesley, Ruthwen's Landsmann und, wie dieser, unter Gustav Adolf gebildet. Lesley ward zum Oberbefehlshaber des

schwedisch-deutschen Heeres in Nieder-Sachsen und Westfalen ernannt, ging über die Weser und lagerte sich bei Lemgo. Dann entriß er dem Herzog Georg von Lüneburg, der sich damals mehr als zweideutig gegen die Schweden benahm, das feste Minden und zog nach Herford. Von dort aus bot er dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel die Hand.

Am Kassel'schen Hofe bemühten sich zwei einander entgegen stehende Parteien, den Landgrafen auf ihre Seite zu ziehen. Des Landgrafen Wilhelm's V. Gemahlin nämlich, Amalia Elisabeth, Erbgräfin von Hanau, war entschlossen, den Bund mit Schweden treu zu bewahren, weil sie glaubte, daß das Wohl und die Fortdauer der reinen evangelischen Lehre, der sie mit Herz und Seele ergeben war, davon abhingen. Ihr zur Seite standen Hermann Wolf und zwei andere angesehene Räthe. Eine andere Partei dagegen war den Schweden abgeneigt. An ihrer Spitze stand ein erfahrener General, der sich auf dieselbe Weise emporgeschwungen hatte, wie in Italien einst Attendolo Sforza (s. Bd. VII S. 427). Dieser General hieß eigentlich Peter Holzapfel, ist aber unter dem Namen Melander berühmt geworden. Er war vom Landgrafen Wilhelm durch Ehren, Titel und Güter gewonnen und zum Oberfeldherrn gemacht worden und hatte sich zuerst große Verdienste erworben, spielte aber nachher eine sehr zweideutige Rolle, indem er, je nach den Zeitumständen, bald Protestant, bald Katholik war. Er hatte die Gesinnung aller Miethlinge und scheute die Verbindung mit den Schweden, weil er, wenn dieselbe fortbestand, dem General Lesley untergeordnet wurde, der dem Dienstalter nach ihm voranstand. Die Landgräfin, deren eigenthümliche Festung Hanau schon seit mehr als acht Monaten vom kaiserlichen General Lamboy hart bedrängt wurde, drang endlich durch. Sie bewog ihren Gemahl, die wegen des Beitritts zum Prager Frieden eingeleitete Unterhandlung abzubrechen, den Waffenstillstand aufzukündigen und sich mit dem schwedischen Feldmarschall Lesley zu vereinigen. Der kaiserliche General Graf Götz übte hierauf freilich in Hessen kannibalische Gräuel; das verbundene Heer entsetzte aber doch im Juni 1636 Hanau. Das Verdienst um die Vertheidigung dieser Stadt hatte der Commandant Ramsay, Lesley's Landsmann, in Verbindung mit der Bürgerschaft, deren heroische Aufopferung für die evangelische Lehre überall gepriesen wurde und bis auf den heutigen Tag durch ein Volksfest (das Hanauer Lamboy-Fest) gefeiert wird.

Schon am Anfange des Jahres 1633 war Banèr wieder aus der Altmark durch das Magdeburgische bis nach Halle vorgerückt, wo er die Moritzburg belagerte und bis über die Saale hinaus Streif-Partheieen sandte. Ueber die Gräuel und Verwüstungen, welche Banèr's

Miethlinge und leichte Truppen in Sachsen verübten, war in ganz Deutschland laute Klage; wer aber die Leute kennt, aus welchen die Heere des 17. Jahrhunderts bestanden, und wer weiß, mit welcher Vorsicht ein Feldherr die Mannszucht handhaben mußte, der wird dem General Banèr gern glauben, daß ihm das Betragen seiner Truppen sehr mißfallen habe; es wäre kein Wunder, sagte er, wenn sich die Erde öffnete, um solche Frevel zu verschlingen. Die Sachsen waren im Januar und Februar ruhig, weil sie durch den kaiserlichen General Hatzfeld verstärkt zu werden erwarteten. Sobald dieser sich Ende März bei Eisleben mit ihnen vereinigt hatte, zogen sie gegen die bei Magdeburg gelagerten Schweden; Banèr zog hierauf nach Werben und der schwedische Befehlshaber von Magdeburg sah sich genöthigt, am 13. Juli 1636 zu capituliren. Der Kurfürst, welcher damals den bei der Belagerung verwundeten General Baudiß unfreundlich und undankbar entlassen und dem Herzog Franz von Lauenburg den Oberbefehl übertragen hatte, rückte hierauf wieder im Brandenburgischen vor. Banèr wartete, obgleich er vom Lüneburgischen her ansehnlich verstärkt worden war, mit seinem Angriffe, bis die Sachsen ihr festes Lager bei Perleberg verlassen würden. Dies geschah, als der Kurfürst und der General Hatzfeld dem brandenburgischen General-Lieutenant Klitzing, der sich mit ihnen vereinigen sollte, entgegen marschirten. Banèr kreuzte ihren Weg und es kam am 24. August 1636 bei Wittstock zu einer Schlacht, ehe die Brandenburger sich mit den Sachsen vereinigt hatten. Der überaus blutige Kampf war anfangs zweifelhaft, endigte aber zum Vortheile der Schweden, welche einen noch weit glänzenderen Sieg erfochten, als ein Jahr früher bei Dömitz. Eine schwedische Relation bei Geijer, deren Richtigkeit durch die Folgen der Schlacht bewiesen wird, lautete: „Der Feind hat von seiner ganzen Infanterie kaum 1000 Mann davon gebracht, die Kaiserlichen aber wurden völlig gefangen und ruinirt. Die Cavallerie hat sich meistentheils Nachts mit der Flucht salvirt." Die sächsischen Artillerie-Knechte ritten bei einbrechender Dunkelheit mit den Pferden davon, alles Geschütz der Sachsen, sogar des Kurfürsten Gepäck, Silberzeug und Kanzlei fiel in die Hände der Feinde, und da die Schweden hitzig verfolgten, so ward aus dem Rückzug der Sachsen eine schmähliche Flucht. Der Kurfürst selbst rettete sich nach Meißen; Hatzfeld aber eilte nach Halberstadt und vereinigte sich hernach in Hessen mit dem Grafen Götz.

Die Schweden ließen dem Kurfürsten Zeit, sich zu besinnen; dann setzten sie zuerst den Kaiserlichen nach, um Hessen zu retten. Erst im December folgte Banèr dem Kurfürsten, welcher keine Anstalten zur Rettung seines Landes hatte treffen können, nach Erfurt und Meißen. Er schlug Anfangs Januar 1637 die Sachsen bei Eilenburg, nahm

mehrere Regimenter derselben gefangen und besetzte die Festung Torgau. Da von den gefangenen Sachsen die Officiere großentheils und die Soldaten insgesammt schwedische Dienste nahmen, so benutzte dies Banèr, um vermittelst einiger sächsischer Officiere den Versuch zu machen, ob nicht der Kurfürst durch lockende Anträge sich bewegen lassen werde, den Prager Frieden zu brechen. Der Kurfürst war zu ehrlich, um dies zu thun. Dafür mußte dann sein armes Land hart büßen. In den ersten Monaten des Jahres 1637 wurden in Sachsen Gräuelthaten verübt, deren Aufzählung viele Blätter füllen würde, welche aber in diesem Kriege, der Deutschland in der Civilisation um zwei Jahrhunderte zurückbrachte, an allen Orten und Enden begangen wurden. Die Dörfer standen leer, die Felder blieben unbebaut, man aß Ratten und Mäuse und es sind nur zu sichere Nachweise vorhanden, daß man sich hie und da auch menschlicher Leichname nicht enthielt.

Banèr unternahm zwar die Belagerung von Leipzig; diese Stadt wurde aber durch Adolf von Transdorf so tapfer vertheidigt, daß die kaiserlichen Generale Götz und Hatzfeld, welche viele Verstärkungen an sich gezogen hatten, Zeit erhielten, zum Entsatze herbeizukommen. Als diese erschienen, mußte Banèr die Belagerung aufgeben. Er zog über die Elbe und nahm bei Torgau eine feste Stellung. Hier befand er sich vom Januar bis zum Juli 1637 in einer sehr bedenklichen Lage; denn er selbst wurde von allen Seiten eingeschlossen, und die Stadt Erfurt ward von den Feinden belagert, ohne daß er ihr Entsatz schicken konnte. Er rettete jedoch am 19. Juni sein Heer, welches von Gallas fast schon gefangen war, durch einen schleunigen Uebergang über die Elbe. Er erreichte dann in drei Tagen die Oder und setzte zwischen Frankfurt und Fürstenberg über diesen Fluß, fand aber, als er über die Warthe gehen wollte, daß Gallas ihm zuvorgekommen war. Dieser hatte Landsberg vor ihm erreicht und war dort durch ein anderes kaiserliches Heer verstärkt worden, während der alte Feldmarschall **Hermann Wrangel** versäumt hatte, sich zu rechter Zeit jenseit der Oder einzufinden und mit Banèr zu verbinden. Der Letztere zeigte bei dieser Gelegenheit zum Erstaunen aller Welt, daß auch im Felde nicht immer die Zahl der Soldaten, sondern der Geist des Feldherrn den Sieg verleihe. Es gelang ihm nämlich, mit einem Heere, welches dreifach geringer war, als das feindliche, im Angesichte der Gegner die Oder bei Göritz wieder zu überschreiten und von da nach Pommern zu gelangen, wo endlich der alte Wrangel bei Schwedt sich mit ihm vereinigte. Diesen General Wrangel, welcher alsbald abgerufen ward, weil er uneinig mit Banèr war, darf man übrigens nicht mit seinem Sohne, **Karl Gustav Wrangel**, verwechseln, der beim Heere blieb und später fast ebenso großen Ruhm erwarb, als Banèr. In Pom-

mern war der alte Herzog Bogislav XIV. im März gestorben; der Kurfürst von Brandenburg verlangte von den Landständen die Huldigung, Schweden aber untersagte dieselbe, indem sein Vertreter Bielke sich auf die mit Gustav Adolf geschlossenen Pfand-Verträge berief. Inzwischen befand sich Banèr in großer Verlegenheit. Er behauptete sich zur Herbstzeit des Jahres 1637 kaum in Hinter-Pommern, während ganz Vorder-Pommern mit Ausnahme von Stralsund, Greifswalde und Anklam durch die Feinde besetzt ward.

Die Jahre 1637 und 1638 waren, wenn man von des Herzogs Bernhard glänzenden Thaten am Rhein, deren wir erst später in der französischen Geschichte gedenken werden, ganz absieht, für die Schweden und ihre deutschen Verbündeten unheilbringend. Es war dem Kaiser Ferdinand II. gelungen, auf einem Kurfürstentag in Regensburg am 22. December 1636 die Wahl seines Sohnes Ferdinand III. zum römischen König durchzusetzen. Bei dieser Wahl fehlte natürlich Kurpfalz, da der Sohn des abgesetzten Friedrich nicht anerkannt worden war; ebenso fehlte Trier, da der Erzbischof wegen seines Bundes mit Frankreich in Haft saß. Nicht volle zwei Monate nachher, am 15. Februar 1637, starb der Kaiser zu Wien im 59. Jahre seines Lebens und im 19. des großen Krieges. Sein Nachfolger konnte den Zwist über den Besitz von Pommern zu seinem Vortheil und zur Stärkung des kaiserlichen Ansehens benutzen. Er befahl im Mai 1637 den Landständen, dem Reich und dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg die schuldige Pflicht zu leisten, in Folge des Erbvertrags, der 1571 zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen war und den Kaiser Maximilian II. bestätigt hatte. Demgemäß traf Georg Wilhelm Anstalten, um die schwedischen Truppen mit Gewalt aus diesem Lande zu vertreiben und ließ 7000 Mann zum kaiserlichen Heere stoßen, wobei der neue Kaiser einen Theil der Ausrüstungskosten trug.

Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel hielt freilich noch fest am schwedischen Bunde; allein er war schon im Jahre 1636 vom Kaiser geächtet und seines Landes verlustig erklärt worden, hatte seine Feudalstände gegen sich, und mußte stets wegen des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt in Sorge sein, welcher die Zeit nicht erwarten konnte, wo er seinen Vetter aus dem Lande vertreiben könne. Wilhelm befand sich 1636 in einer so bedenklichen Lage, daß er nicht nur Alles, was er erobert hatte, wieder verlor, sondern auch genöthigt war, sein Land zu verlassen. Er begab sich nach Holland und seine Hessen waren den Kroaten und Miethlingen des Kaisers preisgegeben. In Holland fand Wilhelm zwar die Generalstaaten geneigt, ihm Subsidien zu geben; allein die ihm ausgezahlte Summe reichte kaum für die Reisekosten hin. Auch mit den Franzosen schloß er am 21. Oc-

tober 1636 einen Vertrag, vermöge dessen er gegen eine bedeutende ihm zugesagte Summe sich in ihre Dienste gab, ihnen zum Elsaß zu verhelfen versprach und sich verpflichtete, ihre Pläne in und mit Deutschland zu fördern; aber dieser Vertrag ward nicht bestätigt. Wir finden daher den Landgrafen in den letzten drei Monaten des Jahres 1636 auf abenteuerlichen Reisen begriffen, während sein Land von den Feinden verwüstet ward. Schon im October 1636 war er zuerst in Wesel, wo er bei der Reise nach Holland seinen General Melander zurückgelassen hatte, dann in Zwoll, in Gröningen, in Emden und in Aurich; Anfang November aber finden wir ihn in Hamburg. Am Schlusse des Jahres, als die Schweden in Folge ihres Sieges bei Wittstock wieder nach Thüringen gekommen waren, rief Wilhelm den General Melander zu sich, um unter dessen Geleite wieder in sein Land zu gehen, und als dieser Wesel nicht zu verlassen wagte, kehrte er unter schwedischem Schutze nach Hessen zurück.

Er fand die niederhessischen Stände unzufrieden und ebenso, wie den General Melander, bereit, von ihm abzufallen; Ober-Hessen war vom Landgrafen Georg II. von Darmstadt in Anspruch genommen; und Wilhelm sah sich in der Hoffnung, die er auf Ferdinand's II. Tod (im Februar 1637) gesetzt hatte, getäuscht, da Ferdinand III. ihn sogleich zum zweitenmale in die Acht erklärte. Glücklicher Weise scheute sich unter den damaligen Umständen Georg von Darmstadt, an welchen der neue Kaiser die Stände und Beamten Nieder-Hessens wies (Ende April 1637), vorerst noch, von der kaiserlichen Urkunde Gebrauch zu machen. Auch von den Schweden konnte der Landgraf in dem unglücklichen Jahre 1637 keine kräftige Unterstützung erwarten. Ebenso war Herzog Bernhard, welcher in Schwaben und im Elsaß einen glücklichen Krieg führte, nicht im Stande, ohne Hülfe der Schweden etwas für ihn zu thun. Auch eine andere Aussicht, welche der Landgraf hatte, zerrann in nichts. Er hatte sich nämlich erboten, ein Unternehmen zu leiten, welches England und Schweden zu Gunsten des Kurprinzen Karl Ludwig von der Pfalz machen wollten; allein der junge Kurprinz führte mit seinem Bruder Ruprecht in England ein lustiges Leben, nahm das Geld, welches die Engländer zu geben bereit waren, für sich in Anspruch und wollte überdies das für ihn aufzustellende Heer selbst commandiren. Der Landgraf Wilhelm blieb sich also selbst überlassen. Sein Land mußte entsetzlich leiden, weil er vom Bunde mit den Schweden und Franzosen nicht lassen und die Religion seiner reformirten Unterthanen sowohl gegen des Kaisers Jesuiten, als gegen des Kurfürsten von Sachsen lutherische Theologen schützen wollte. Ganz Hessen, etwa Hanau, Kassel, Ziegenhain und Hersfeld ausgenommen, wurde vom Feinde verheert. Der Landgraf selbst konnte sich

nur so lange an der Weser behaupten, als Johann von Werth mit der Belagerung von Ehrenbreitstein beschäftigt war. Nach dem Falle dieser Festung mangelte es dem Landgrafen bald an Geld und an Unterhalt für seine Truppen. Er hoffte Beides in Ost-Friesland zu finden, welches Land seit Mansfeld's Raubzügen nichts gelitten hatte, und dessen Graf, Ulrich II., keines Angriffes gewärtig war. Wilhelm, der dabei auf die Generalstaaten und auf den Prinzen von Oranien rechnete, nahm den Vorwand zum Einfalle in Ost-Friesland daher, daß Graf Ulrich, welcher zugleich die Grafschaft Rittberg besaß, wegen derselben hessischer Vasall sei, und daß dessen Bruder, Graf Johann von Rittberg, im kaiserlichen Heere diene. Im August und September 1637 besetzte Wilhelm ganz Ost-Friesland mit Ausnahme von Stickhausen, dem einzigen festen Orte im Lande. Er erkrankte jedoch gleich darauf tödtlich und starb im September 1637. Stickhausen ward erst nach seinem Tode von seinen Truppen genommen.

Nur wenige Tage vor dem Tode des Landgrafen war seine Gemahlin Amalia Elisabeth mit ihrem erst acht Jahre alten Sohne, Wilhelm VI., bei ihm eingetroffen. Er hatte ihr die vormundschaftliche Regierung übertragen; doch waren auch ein Statthalter und Räthe bestellt, und die sogenannten Stände, d. h. der ritterschaftliche Adel, mischten sich in die Politik, um im Trüben zu fischen. Amalia Elisabeth ist bis auf unsere Tage von allen Schriftstellern gepriesen worden, sowohl wegen ihrer Verwaltung unter den schwierigsten Umständen, als wegen ihrer Standhaftigkeit für die reinere Lehre des Evangeliums und wegen ihres Beharrens am Bunde mit den Schweden, welche das protestantische Interesse verfochten. Dagegen hat ein preußischer Schriftsteller unserer neu-patriotischen und neu-deutschen Zeit (Barthold) sie schmähend verkleinert*) und bei einem neueren katholischen Geschichtschreiber (Matthias Koch) erscheint sie als eine ruchlose Frevlerin. Dies muß hier erwähnt werden, weil ein hessischer Schriftsteller (v. Rommel) auf der anderen Seite etwas zu viel gethan zu haben scheint. Da wir in kritische Untersuchungen nicht eingehen können, so überlassen wir unseren Lesern, die Meinungen und Urtheile dieser Geschichtschreiber mit einander zu vergleichen. Wenn man übrigens die neuen Ansichten der Geschichte und des Lebens erwägt, welche in unseren Tagen so zahlreich und so trotzig an's Licht gebracht werden, so wird man erkennen, wie mißlich es um die Geschichtskenntniß aller derer aussieht, die sich nicht durch gründliche Studien vorher ein sicheres Urtheil gebildet haben. Sie müssen ja jedem Professor oder Sophisten gegenüber sagen, was

*) Fr. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. 2 Bände Stuttgart 1842 und 1843.

Homer den Musen zuruft: „Wir vernehmen bloße Gerüchte und wissen gar nichts; ihr aber seid Götter und wißt Alles!"

Amalia Elisabeth war zwar durch Testament zur Vormünderin und Regentin eingesetzt; aber ihr Gemahl war in der Acht des Kaisers gestorben, und sein Vetter Georg II. von Hessen-Darmstadt wollte sich des Kaisers bedienen, um seine Wittwe zu verdrängen. Sie hatte daher, als sie sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Gröningen begab, dafür gesorgt, daß die Statthalter und Räthe zu Kassel sogleich Besitz ergriffen und die Huldigung für ihren jungen Sohn, Wilhelm VI., einnahmen. Auch hatte Wilhelm V. in seinem Testament seine Wittwe dringend dem Schutze des Pfalzgrafen Ludwig Philipp, des Administrators der Pfalz, sowie des Pfalzgra fen Johann II. von Zweibrücken und des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien anempfohlen. Das Commando des Heeres ließ die Landgräfin dem General Melander, weil derselbe ein vortrefflicher Feldherr war, obgleich er seines Privat-Vortheiles wegen zum Kaiser und zum Papismus hinneigte. Melander hielt für politisch klug, sich von den Schweden zu trennen, und entfernte sich, um die Aussöhnung mit dem Kaiser zu erleichtern, von dem schwedischen General King, welchen Banèr den Hessen zu Hülfe geschickt hatte. Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt hatte das erste Achts-Patent der Kaisers, in welchem ihm des Landgrafen Wilhelm V. Rechte übertragen waren, nicht nach Kassel geschickt; er schämte sich jetzt nicht, die unglückliche Lage der Landgräfin zu benutzen, um das zweite einzusenden. Zugleich drohte er dem Kassel'schen Statthalter und den Räthen. Es begann jetzt ein Unterhandeln, welches ohne Resultat blieb. Der Statthalter und die Räthe unterhandelten mit den Ständen, sowie Beide wieder mit dem Landgrafen Georg und durch diesen mit dem Kaiser. Melander, die Stände, der Statthalter und die Räthe bestürmten die Landgräfin, daß sie durch unbedingte Annahme des Prager Friedens dem Lande Ruhe schaffen möchte; Amalia Elisabeth traute aber weder dem Kaiser und seinen katholischen Verbündeten, noch den sächsischen Lutheranern; das Bündniß, das ihr Gemahl mit Frankreich gemacht hatte, ließ sie bestehen und mit Bernhard von Weimar trat sie in nähere Unterhandlungen.

Um die Hessen zum Nachgeben zu bringen, erschien General Götz, der sich auf einige Zeit aus dem Lande gezogen hatte, wieder in Hessen, vereinigte sich dort mit dem General von Wahl, hauste nach der gewohnten Weise dieser Höllenschaaren und forderte den Herzog Georg von Lüneburg, der es bis dahin bald mit dieser, bald mit jener Partei gehalten hatte, drohend auf, sich an ihn anzuschließen. Unterdessen stritt Melander mit abwechselndem Glücke in Westfalen. Im October 1637 schickte Georg II. von Hessen-Darmstadt dem Statthalter und den Räthen

in Kassel die beiden kaiserlichen Patente ein, durch welche ihm die Verwaltung der Länder seines in der Acht gestorbenen Vetters übertragen wurde. Im Gedränge zwischen den Schweden und den Kaiserlichen bot endlich Herzog Georg von Lüneburg, um die Kaiserlichen aus dem benachbarten Hessen zu entfernen, der Landgräfin seine Vermittelung an. Diese traute zwar ihm und dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welcher als Bevollmächtigter des Kaisers auftrat, durchaus nicht; sie war aber froh, dadurch, daß sie auf eine Unterhandlung einging, für die Zeit der Dauer derselben Waffenruhe zu erlangen. Wir wollen daher auch nicht leugnen, daß sie jeden Vorwand benutzte, um die Sache in die Länge zu ziehen. Dem Kaiser lag viel an der Aussöhnung, weil er, wenn Hessen dem Prager Frieden beitrat, das ganze hessische Heer mit dem seinigen gegen die Schweden und Franzosen vereinigen konnte. Die Unterhandlungen wurden in Marburg gehalten. Die erste Conferenz blieb ganz ohne Resultat. Es ward deshalb ein zweiter Congreß nach Marburg ausgeschrieben, und dieser stellte unter des Landgrafen Georg Leitung eine für ihn, den kaiserlichen Bevollmächtigten, sehr vortheilhafte Acte auf. Auch brachte Landgraf Georg es dahin, daß von dem Statthalter, den Räthen und den Landständen am 23. Januar 1638 zu Marburg ein Vertrag unterschrieben wurde, welcher sehr viele für ihn selbst vortheilhafte, sehr hinterlistig abgefaßte Bestimmungen enthielt. Amalia Elisabeth verweigerte jedoch die Ratification dieses Vertrages, während der Kaiser, der sich damals gerade in Gießen aufhielt, die seinige gewährte. Die Landgräfin nahm nicht blos Anstoß an der Art, wie der Landgraf Georg ihr als eine Art von Mitvormund aufgedrungen werden sollte, sondern ganz besonders an der Zweideutigkeit des Artikels über die Duldung, welche ihren Glaubensgenossen gewährt werden sollte. Es war nur von Annahme des Prager Friedens die Rede, welcher die Vortheile des Passauer und Augsburger Religions-Friedens blos den Lutheranern zusicherte; doch hätte sie sich insofern beruhigen können, als der Marburger Vertrag den Artikel enthielt, es sollte jene einschränkende Bestimmung des Prager Friedens ebenso wenig auf Hessen, als auf Brandenburg und Anhalt angewendet werden.

Das Verfahren der Landgräfin hatte dem Lande neue Verwüstungen zugezogen, indem von den kaiserlichen Truppen wieder furchtbare Gräuel verübt worden waren. Endlich hatten aber Herzog Georg von Lüneburg, der General Götz, der ganz kaiserlich gesinnte General Melander und der Kurfürst von Sachsen, jeder aus seinen eigenen Beweggründen, den Kaiser im Januar 1638 dahin gebracht, daß dem Lande einige Ruhe gewährt wurde. Es war nämlich von den kaiserlichen Generalen dem ganzen Fürstenthum Nieder-Hessen und allen unter Melander's Befehl stehenden Truppen ein Waffenstillstand auf

drei Monate zugestanden worden, welcher nachher von Zeit zu Zeit verlängert ward, von dem aber die Schweden und Franzosen ausgeschlossen sein sollten. Die Hessen, hieß es, sollten in ihren Quartieren und Posten ruhig gelassen, Handel und Wandel aber wieder hergestellt werden. Dies Alles war jedoch nur unter der Bedingung gewährt worden, daß die Landgräfin die sehr bedenklichen Artikel des Marburger Vertrages bestätige, welche auch zum zweiten Male Georg als Beauftragter des Kaisers vermittelt hatte. In diesem Vertrage ward der Landgräfin freilich die Bestätigung der ihr in ihres Gemahls Testament übertragenen Vormundschaft, die Aufhebung der kaiserlichen Ungnade und die freie Religions-Uebung zugesagt, sowie die Abtei Hersfeld überlassen worden; dagegen enthielt aber der Vertrag keine Bestimmung zu Gunsten der Reformirten überhaupt, und es hieß, in wichtigen Regierungsfällen solle die Landgräfin den gefährlichen Vetter von Darmstadt zu Rathe ziehen. Amalia Elisabeth erklärte daher in einer zu Gröningen gehaltenen Versammlung ihrer Freunde und Rathgeber, daß sie nicht ratificiren könne. Da aber Melander die Stände zu der Drohung brachte, daß sie auch ohne Amalia Elisabeth mit dem Kaiser abschließen würden, so mußte die Landgräfin sich zu einer neuen Unterhandlung entschließen. Die Einleitung zu derselben ging von Herzog Georg von Lüneburg aus und der Kaiser gab zu, daß der Landgraf von Darmstadt nicht weiter als sein Bevollmächtigter dabei erscheinen sollte. Die Kurfürsten von Trier und Köln hatten die Sache betrieben, um recht bald wieder in den Besitz der ihren Stiftern gehörenden Güter in Hessen zu kommen; der Kurfürst von Mainz vermittelte. Die Berathungen wurden in Frankfurt und Mainz gehalten. Am letzteren Orte sollte der neue Vertrag geschlossen werden; es fanden sich aber so viele Schwierigkeiten, daß die Verhandlungen sich vom April 1638 bis zum October hinzogen, bis endlich der Vertrag zu Stande gebracht wurde. Auch diesem gewährte die Landgräfin ihre Unterschrift nicht. Der Punkt wegen der Theilnahme des Landgrafen Georg war freilich beseitigt worden; aber über den Religions-Punkt konnten der Kaiser und die Landgräfin nicht einig werden.

Wir begreifen nicht, wie noch in unseren Tagen, sei es auch in Pommern, ein deutscher Gelehrter*) die Landgräfin so heftig und grob tadeln konnte, weil sie auf dem Rechte des Fortschreitens in der evangelischen Religion mit Festigkeit bestand und vom Kaiser eine ausdrückliche Anerkennung der Vortheile des Religions-Friedens für ihre Glaubensgenossen forderte. Der Kaiser war zu einer solchen Bewilligung nicht zu bewegen. Es schien daher am Ende eine unabän-

*) Der obengenannte Geschichtschreiber Barthold, seit 1834 Professor in Greifswalde.

derliche Schwierigkeit vorhanden zu sein; denn die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln waren zwar geneigt, den von der Landgräfin geforderten Artikel aufzunehmen, der Kaiser aber wollte durchaus nichts davon wissen. Endlich kam man dahin überein, daß die Forderung der standhaften und gut berathenen, darüber aber neuerdings so sehr geschmähten Landgräfin in den Vertrag aufgenommen werden sollte, ohne des Kaisers Bestätigung zu fordern, da ja die Landgräfin selbst behauptete, eine solche Erklärung bedürfe im Grunde der Bestätigung des Kaisers gar nicht, weil sie ein bestehendes und ausgemachtes Recht betreffe. Als nachher in der vom Kaiser ausgestellten Urkunde jener Artikel ganz fehlte, gebot Amalia ihrem Bevollmächtigten, ihre Ratification nicht zu übergeben. Die Sache blieb daher, nachdem man ein ganzes Jahr lang unterhandelt hatte, in dem gleichen Zustande, und die Landgräfin verweilte noch ein ganzes Jahr in Holland. Sie hatte indessen in den zwei Jahren doch durch den Waffenstillstand Ruhe und Befreiung von Kriegslasten für ihre Unterthanen erwirkt und sie ist um so mehr zu bewundern, weil eines Theils Melander sich je nach den Umständen von den Franzosen oder vom Kaiser Geld zahlen ließ, und anderes Theils die Ritterschaft, um das Evangelium und das Volk ganz unbesorgt, nur ihren eigenen Vortheil und Hochmuth beachtete. Da der Kaiser sich fortdauernd weigerte, wegen des die Religion betreffenden Punktes nachzugeben, so blieben die Landgräfin und ihr Sohn auch im Februar 1639, als Melander die Leiche ihres Gemahls schon nach Kassel gebracht hatte, noch in Gröningen zurück. Wir können deshalb allerdings nicht leugnen, daß Amalia Elisabeth, weil sie weder den Franzosen, noch dem Kaiser und den Katholiken, noch dem Kurfürsten von Sachsen und den Lutheranern recht trauen konnte, genöthigt war, auch noch 1639 eine sehr zweideutige Rolle zu spielen. Sie fuhr nämlich, selbst nachdem der Kaiser am 8. August und am 11. September 1639 den Mainzer Vertrag bestätigt hatte, noch immer fort, sowohl mit Schweden als mit Frankreich über ein neues Bündniß zu unterhandeln.

Der Vorwand zu diesem Betragen, das ihr neuerdings als Treulosigkeit zum Verbrechen gemacht wird, wurde daher entlehnt, weil auch jetzt noch im sechsten Artikel der Wortlaut der von ihr verlangten Bestimmung fehlte: „daß die ihr zugestandene Religions-Freiheit auch andern derselben Religion zugethanen Kurfürsten und Ständen gewährt werden solle." Jedenfalls erlangte die Landgräfin durch den geschlossenen Waffenstillstand auf zwei Jahre alle Vortheile eines Friedens. Diese bestanden nach den Worten, mit welchen Rommel sie kurz aufzählt, darin, daß die Landleute Schutz erhielten, daß die Forsten, die Schweinemast, der Handel und Wandel ungestört waren, daß jede gewaltsame

Beitreibung rückständiger Kriegssteuern unterbleiben sollte, daß dem Hessenlande und den benachbarten Quartieren des hessischen Heeres Ruhe und Stärkung zu Theil wurde, und daß die Flüchtlinge zurückkehrten. Dazu kam noch, daß das Jahr 1639 ein ganz ungewöhnlich fruchtbares war.

Unter den Kriegs-Ereignissen des Jahres 1838, die das deutsche Reich verwüsteten, sind die Züge Banèr's hervorzuheben. Derselbe hatte in Pommern den Grafen Gallas zu bekämpfen, der auch die Sachsen unter seinem Befehl hatte. Doch richtete Gallas, unter welchem eine Ueberzahl von vornehmen Officieren diente, nichts gegen die Schweden aus; es gelang ihm nicht einmal, Anklam zu erobern; er verließ Pommern schon im März und führte das kaiserliche Heer, bei welchem sich nun auch die neu geworbenen brandenburgischen Truppen befanden, erst im Sommer wieder gegen Banèr. Dieser trieb ihn bis Magdeburg zurück und im November führte Gallas die Kaiserlichen in die östreichischen Erblande, wo sie Winterquartiere bezogen; die Sachsen und Brandenburger wies er an, sich solche in ihrer Herren Ländern zu suchen. Der Kaiser war entrüstet gegen Gallas, der mit so großen Mitteln so wenig ausgerichtet hatte; er zog ihn zur Verantwortung, doch ging die Untersuchung gerade so aus, wie manche ähnliche in Oestreich; Gallas blieb zwar nicht länger beim Heere, wurde aber zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Auf Banèr's Unternehmungen im Jahre 1639 kommen wir später im Zusammenhang der Kriegsgeschichte zurück.

Da nach dem Frieden mit Hessen und nach dem im Sommer 1639 erfolgten Tode des Herzogs Bernhard von Weimar der deutsche Krieg in einen Krieg zwischen Schweden und Frankreich einerseits und Oestreich, Spanien und den katholischen Staaten Deutschlands andererseits umgewandelt wurde, so halten wir für passend, die Geschichte der Zeit von 1639 bis 1648 nicht mit der deutschen, sondern mit der französischen und schwedischen zu verbinden. Bei der französischen Geschichte müssen wir jedoch, ohne deshalb auf die Specialgeschichte Frankreichs einzugehen, des Zusammenhanges wegen da anknüpfen, wo wir früher dieselbe abgebrochen hatten.

III. Frankreich und Spanien zur Zeit der Maria von Medicis und des Kardinals Richelieu.

1. Rückblick auf Heinrich's IV. Regierung.

Heinrich's IV. Gutmüthigkeit, Heldenmuth, Tapferkeit, Leutseligkeit und durchaus französisches Naturell machten, daß seine Leichtfertig-

keit, seine sehr kostspielige und oft sehr verderbliche Nachgiebigkeit gegen seine Geliebten, sowie gegen deren Söhne und Verwandten in den Augen der Franzosen als verzeihliche Fehler erschienen. Dies würde jedoch nicht der Fall gewesen sein, hätte Heinrich nicht eine gute Eigenschaft vor Hunderten von Fürsten voraus gehabt. Er ließ sich nämlich durch nichts von seiner Zuneigung zu einem Minister und alten Freunde abwendig machen, welcher alle die Kenntnisse und Eigenschaften besaß, die dem Könige selbst mangelten. Das Meiste, was man von Heinrich rühmt, war unstreitig das Werk dieses Mannes, des Herzogs von Sully.

Trotz der Vermählung Heinrich's mit Maria von Medicis, welche stets von Pfaffen umgeben und mit allen Feinden des Evangeliums verschworen war, traute man dem Glauben des Königs nicht überall. Heinrich hatte aber, außer den Jesuiten und den ehemaligen Mitgliedern der Liga, noch viele Feinde unter den Großen, die er durch seine schlüpfrige Weiberjagd tödtlich kränkte. Maria von Medicis gebar ihm drei Töchter und drei Söhne; der zweite starb früh; von den beiden Anderen wurde der ältere unter dem Namen Ludwig XIII. Heinrich's Nachfolger; der jüngere ist unter dem Namen Herzog Gaston von Orleans durch die Streitigkeiten mit diesem seinem Bruder historisch merkwürdig geworden.

Spanien stiftete gegen Heinrich IV. eine Verschwörung nach der anderen; Heinrich dagegen hielt die sieben Provinzen der Niederlande und den Prinzen Moritz von Oranien gegen Spanien aufrecht. Nachher trat der König in demselben Jahre, in welchem er einen Waffenstillstand zwischen den Spaniern und den Holländern vermitteln half, mit den deutschen Calvinisten in eine noch engere Verbindung, als vorher. Heinrich war stets mit den reformirten Fürsten Deutschlands verbunden gewesen; im Jahre 1609 aber entschloß er sich, an der Spitze derselben im Felde zu erscheinen, weil es schien, als wenn Spanien und der Kaiser den Jülich'schen Erbstreit zur Vergrößerung der Habsburger Macht benutzen wollten (s. Bd. XI., S. 367 ff.). In den Denkwürdigkeiten der Franzosen, aus welchen sie eine unterhaltende, reichlich mit Anekdoten gespickte und nach Plutarch's und Davila's Manier geschriebene Geschichte künstlerisch zu bilden wissen, heißt es freilich, Heinrich habe den Krieg gegen Oestreich und Spanien aus dem Grunde gerüstet, um eine Dame, in welche er sterblich verliebt gewesen, an der Spitze eines Heeres aus Brüssel zu holen (s. Bd. XI., S. 370). Allein wir brauchen blos anzugeben, wie jene Erzähler dazu kommen, dem Könige eine solche Frivolität zuzutrauen, um klar zu machen, daß das kolossale Project, welches Heinrich in den letzten Jahren seines Lebens zur Schwächung des in Deutschland und Spanien regierenden Habsburgischen Hauses entworfen hatte, nicht mit seiner Leidenschaft für

Weiber zusammenhing. Heinrich hatte unzählige Geliebten und unter diesen immer einige, welche die Eifersucht seiner heftigen italienischen Gemahlin so sehr rege machten, daß es zwischen dieser und jenen mitunter zu Püffen und Schlägen kam, und daß er selbst wiederholt drohte, seine Gemahlin ganz fortschicken zu wollen. Da es in Frankreich von jeher für eine große Ehre galt, Geliebte des Königs zu sein, so fand sich sogar die junge Gemahlin des ersten Prinzen von Geblüt, Heinrich's II. von Condé, Charlotte von Montpensier, welche außerordentschön war, von der ihr erwiesenen Aufmerksamkeit mehr, als recht war, geschmeichelt. Der Prinz von Condé ward jedoch durch die Zudringlichkeit des Königs sehr beleidigt, suchte spanischen Schutz und führte seine Gemahlin wider ihren Willen nach Brüssel, wo der Erzherzog Albrecht ihn mit auffallendem Pomp empfing. Hierauf soll, wie es heißt, König Heinrich mehrere Versuche gemacht haben, die Prinzessin mit Gewalt aus Brüssel entführen zu lassen. Auch gab der Prinz in der That vor, sein Leben sei zu Brüssel in Gefahr, und flüchtete sich nach Mailand, wo der spanische Statthalter Fuentes ihm sogar eine Leibgarde gab*).

Als 1608 und 1609 die deutsche Union gebildet ward, um den Calvinismus zu stützen und den Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt zu verhüten, glaubte Heinrich offenbar, daß die Gelegenheit gekommen sei, Frankreichs Macht an die Stelle der kaiserlichen und spanischen zu setzen. Darin wurde er durch den Umstand bestärkt, daß die Glieder der Union sich bereit erklärten, ihn als Beschützer anzuerkennen. Auf einer Versammlung der unirten Fürsten zu Schwäbisch Hall (zu Anfang des Jahres 1610) erschien nämlich ein französischer Gesandter, Thumery, und brachte dieselben zu der Verabredung, mit dem König zusammen die Erben jener Länder gegen Gewalt zu unterstützen. Er wollte damals zu gleicher Zeit in Flandern, wo er auf den Prinzen Moritz von Nassau rechnete, in Deutschland, wo er als Haupt der

*) In den Mémoires de Richelieu heißt es zwar zuerst, Heinrich habe gegen Brüssel ziehen wollen, um seine Geliebte, die Prinzessin von Condé, mit Heeresmacht zu holen; nachher wird aber doch der eigentliche politische Grund des großen, zum Einfall in Flandern, Deutschland und Italien gerüsteten Zuges angegeben: Parceque l'empereur, selon la coutume ordinaire de la maison d'Autriche, qui ne perd aucune occasion de s'aggrandir sous prétextes specieux, envoya trés-promptement après la mort du duc de Juliers l'archiduc Léopold avec ses armées, qu'il se saisit de la place dont le duché porte le nom, comme si tout ce qui relève de l'empire y devoit être réuni faute d'héritiers masculins. Mit anderen Worten: Oestreich habe seine Vergrößerungssucht kundgegeben, indem der Erzherzog Leopold alsbald nach dem Tode des Herzogs von Cleve († im März 1609) Jülich besetzte, um dessen Länder als erledigte Reichslehen an das Kaiserhaus zu bringen.

Union auftreten konnte, und in Italien, wohin Venedig und Savoyen ihn riefen, einbrechen. Die Generalstaaten wünschten freilich den Frieden; Moritz von Oranien aber wollte den Krieg, weil er nur durch diesen unentbehrlich war. Wir glauben übrigens nicht, daß ein so durchaus praktischer Mann, wie Heinrich IV. war, auf die Chimäre vom ewigen Frieden und von einer neuen Theilung und einem Gleichgewicht Europas (s. Bd. XI., S. 362) die Bedeutung gelegt habe, welche seit Sully's Denkwürdigkeiten in manchen Geschichtsbüchern auf die Sache gelegt worden ist. Wir rechnen vielmehr alles dies zu denjenigen Dingen, die man nach Ariost neben Roland's Verstand im Monde suchen muß; doch hat Sully bei seinem Aufenthalt in England (1601) mit der Königin Elisabeth über verwandte Pläne ziemlich ernst verhandelt.

Einen Kriegszug hatte in der That König Heinrich im Jahre 1610 gerüstet. Es wurde nämlich in der Champagne ein Heer gesammelt, an dessen Spitze er selbst nach Flandern und Deutschland marschiren wollte; ein anderes sollte unter dem Marschall Lesdiguières, dessen kriegerische Eigenschaften der König besonders hochschätzte, bei Chalons an der Marne zusammen gezogen werden. Mit dem letzteren sollte sich Karl Emanuel I. von Savoyen gegen die Spanier verbinden, und außerdem sollten die Venetianer sich an dasselbe anschließen, um ganz Italien zu besetzen. Man sagt, Sully habe in der Voraussicht, daß der bevorstehende Krieg Jahre lang dauern könne, die zu demselben erforderlichen Gelder als Ersparnisse zurückgelegt gehabt, so daß Spanien und der Kaiser blos durch die Ermordung des Königs gerettet worden seien. Man kann sich daher auch gar nicht wundern, wenn Mezeray und andere französische Schriftsteller, denen man eine Bedeutung im Allgemeinen nicht absprechen kann, ausführlich zu beweisen suchen, daß des Königs Ermordung durch einen Fanatiker, welcher früher in einem Kloster gewesen war, eine Folge jesuitischer und spanischer Anstiftung gewesen sei. Wir erwähnen dies blos im Vorübergehen, weil wir alle geheimen Beschuldigungen und Geschichten meiden. Wir wollen daher auch von den Kabalen, welche die Königin und ihre nächsten Umgebungen beschäftigten, nur so viel anführen, als leider für die französische Staatsgeschichte der folgenden Zeit durchaus nöthig ist.

Die Königin Maria von Medicis war eine sehr schwache Frau mit allen Vorurtheilen und Fehlern, welche früh verheirathete Italienerinnen haben, und ihr Gemahl bereitete ihr, wie wir wissen, täglich und stündlich Kränkungen in der Ehe. Statt sich verständig in eine Sache zu finden, die nun einmal nicht zu ändern war, machte die Königin eine von ihr aus Florenz mitgebrachte häßliche und boshafte Kammerfrau, Eleonora Dori oder Galigaï, die ihre Milchschwester gewesen war, zu ihrer Vertrauten, und ließ sich, zum großen Verdrusse

des Königs, von diesem ganz spanisch gesinnten Weibe unbedingt leiten. Ein florentinischer Edelmann, Concino Concini, welcher die Königin begleitet hatte und ihr Stallmeister geworden war, heirathete nachher die Galigaï, und der König sah mit Schrecken, daß wenn er ein Opfer der vielen gegen ihn angestifteten Verschwörungen werden sollte, das Reich von zwei ganz gemein gesinnten und ununterrichteten Italienern werde regiert werden; denn der Dauphin, Ludwig XIII., war, als Heinrich starb, erst neun Jahre alt. Um deshalb zu verhindern, daß bei seinem Tode Maria vormundschaftliche Regentin des Reiches werde, ließ Heinrich seine Gemahlin zehn Jahre lang nicht krönen. Zuletzt gab er jedoch, gerade im entscheidenden Augenblicke, den Bestürmungen seiner von Concini heftig aufgeregten Gemahlin nach, und ließ dieselbe am 13. Mai 1610 mit ganz besonderer Pracht und Feierlichkeit zu St. Denis krönen. Schon am nächsten Tage benutzte der fanatische Ex-Mönch Franz Ravaillac ein Gedränge, welches in einer engen Gasse von Paris entstanden war, um den König in seinem Wagen zu ermorden.

2. Frankreich von Heinrich's IV. Tod bis auf Richelieu's Eintritt in das Kabinet.

Unmittelbar nach dem Tode Heinrich's IV. berathschlagten die Leute, welche das Vertrauen der Maria von Medicis besaßen, insgeheim mit ihr, wie man es anfangen müsse, um ihr mit einem Scheine des Rechtes die Vormundschaft und Regentschaft zu übertragen, obgleich allgemein bekannt war, daß dies gegen den Willen des ermordeten Königs sei. Schon aus der bloßen Nennung einiger der Personen, die neben der verwittweten Königin zu Rathe saßen, wird einleuchten, in welche Hände das Schicksal Frankreichs durch Heinrich's Ermordung gebracht wurde. Anwesend waren unter Anderen der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte, der Pater Cotton, Beichtvater Heinrich's IV., und Concini nebst seiner Frau. Man beschloß, sich nicht, wie der Gebrauch forderte, an die Stände, sondern an eine Versammlung von gerade anwesenden oder rasch berufenen Parlaments-Gliedern zu wenden. Nach dem Herkommen hätte die vormundschaftliche Regierung entweder durch ein Testament des letzten Königs oder durch eine von diesem während seines Lebens bekannt gemachte Verfügung, oder durch die allgemeinen Stände angeordnet werden müssen; es war daher ganz unerhört, daß dies durch ein bei weitem nicht vollzähliges Parlament geschehen sollte. Man bediente sich des ersten Präsidenten du Harlay, um diejenigen Räthe, welche man Parlament nennen wollte, zu versammeln, und die Herzoge von Epernon und Guise ließen sich gebrauchen, um dieses Parlament einzuschrecken.

Epernon spielte dabei die Hauptrolle. Er begab sich zuerst, begleitet von Guise, auf das Rathhaus und erklärte dort, daß Heinrich's Wittwe jetzt Regentin sei. Dann trat er vor dem nur aus 50 bis 60 Räthen bestehenden Parlament auf, welches im Saale der Augustiner versammelt und rings herum von Soldaten umgeben war. Von diesem angeblichen Parlament verlangte er, daß man sogleich die Königin als Vormünderin und Regentin ausrufen lasse. Er begleitete seine Rede mit der sehr bedeutsamen Gesticulation, daß er an den Degen griff und ausrief: „Jetzt ist er (der Degen) noch in der Scheide; bald wird er aber gezogen werden, wenn man meinen Rath nicht hört." Das Parlament willigte um so lieber in die Zumuthung, sich ein ganz vorzügliches Vorrecht der Stände anzumaaßen, als es sich, wenn die Regierung in ihm nur ein Justiz-Collegium anerkennen wollte, später auf diesen Hergang als auf ein großes Beispiel berufen konnte. Es decretirte, was man verlangte, und die Königin erschien bereits am folgenden Tage (15. Mai) mit ihrem Sohn und vielen geistlichen und weltlichen Herren vor ihm, um von der ihr übertragenen Würde Besitz zu nehmen.

Der Herzog von Sully, welcher mit Villeroi und Sillery Heinrich's IV. Ministerium gebildet hatte, sah sich schon im Januar 1611 genöthigt, seine Stelle als Finanzminister sowie als Befehlshaber der Bastille aufzugeben; statt seiner Sparsamkeit wurde grenzenlose Verschwendung des Ersparten herrschend. Unmittelbar nachdem die Königin sich der Regierung bemächtigt hatte, mußte sie, um Ruhe zu haben, die Habsucht und den Ehrgeiz der Prinzen und Großen befriedigen. Unter den Prinzen waren der Graf von Soissons und Heinrich II. von Condé, der Vater des zu Ludwig's XIV. Zeit als Feldherr berühmt gewordenen Condé, die vornehmsten und zugleich die gefährlichsten; denn sie waren zur Zeit von Heinrich's Ermordung nicht in der Stadt gewesen und man hatte also, ohne sie zu Rathe zu ziehen, über das Reich verfügt. Der Graf von Soissons war in den letzten Tagen Heinrich's beleidigt auf seine Güter gegangen, weil der König einer seiner natürlichen Töchter erlaubt hatte, bei der Krönung der Königin ein Kleid mit eingewirkten Lilien zu tragen, was nur den wirklichen Königstöchtern (filles de France) gebührte. Als er am 17. Mai nach Paris zurückkam, schien er das Herkommen gegen die rettende That Concini's und seiner Genossen in Schutz nehmen zu wollen; er ließ aber doch merken, daß er mit sich handeln lassen werde. Er erklärte nämlich, er werde gern über Manches ein Auge zudrücken, wenn nur etwas Rechtes (quelque chose de notable) für ihn geschehe. Man ließ ihn fordern, und seine Forderungen beweisen am besten, wie unglücklich ein Land auch ohne Krieg durch eine schwache Regierung und durch gewissenlose große Herren werden kann. Der Graf verlangte

ein Jahrgeld von 50,000 Thalern, sowie die Statthalterschaft der Normandie und das Recht der Nachfolge (la survivance) in der Dauphiné. Dabei muß man beachten, daß die Statthalterschaften damals nicht, wie später, blos Titel und Ehrenämter waren, welche zu bedeutenden Einkünften berechtigten, sondern daß ein Statthalter über Festungen, Truppen, Aemter und Gefälle Gewalt hatte. Soissons forderte außerdem die Stelle eines grand-maître für seinen erst fünf Jahre alten Sohn und die Auszahlung von 200,000 Thalern, die er dem Herzoge von Savoyen wegen des seiner Gemahlin gehörenden Herzogthums Montafia in Piemont schuldete. Dies Alles wurde ohne Bedenken zugestanden. Erst im Juli erschien auch der Prinz von Condé, welcher, nachdem er Mailand verlassen, zuerst seine Gemahlin in Brüssel abgeholt hatte. Dieser trat sogleich mit ungemessenen Ansprüchen am Hofe auf, wo auch Guise und Epernon für die der Königin so eben geleisteten Dienste glänzend belohnt sein wollten. Epernon verwandelte seine Statthalterschaft Metz dadurch in ein sicheres Besitzthum, daß er ohne Weiteres den der Königin treu ergebenen Commandanten der Citadelle entfernte und einen seiner Getreuen an dessen Stelle brachte. Außer diesen Herren, die sich auf Geburt und Stellung beriefen, erhielt Concini Gunstbezeugungen im Uebermaaß; die Königin schenkte ihm nach Sully's Rücktritt solche Summen, daß er die Herrschaft Ancre in der Picardie kaufen und sich Marquis von Ancre nennen konnte; sie erhob ihn ferner zum Statthalter von Amiens und, obschon er nie im Krieg gewesen war, zum Marschall von Frankreich.

Als Sully's Ersparnisse in kurzer Zeit vergeudet und die großen Herren, ein Condé, Soissons, Bouillon, das ganze Haus Guise, Rohan u. s. w., noch nicht befriedigt waren, entstanden die Kabalen am Hofe, welche einen inneren Krieg veranlaßten, weil die Königin nicht, wie nachher Richelieu, im Stande war, mit Feuer und Schwert die Ordnung aufrecht zu erhalten. In allen den bürgerlichen Unruhen, welche während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. ausbrachen, spielten folgende vier Herren die Hauptrollen: der Graf von Soissons und der Prinz von Condé, als Prinzen von Geblüt; Epernon, als Inhaber der wichtigen Festung Metz; Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Türenne, weil er mit der Gräfin Charlotte von La Mark nicht blos das Herzogthum Bouillon, sondern auch die für uneinnehmbar geltende Festung Sedan erheirathet hatte (s. Bd. XI., S. 111). Wir dürfen der Kabalen und Unruhen, welche die nächste Zeit der französischen Geschichte ausfüllen, blos im Vorübergehen gedenken, da sie nur in so weit, als sie auf die allgemeine Geschichte Europas und deren inneren Zusammenhang Bezug haben, erwähnt werden können.

In Hinsicht auf die auswärtige Politik war Maria von Medicis

gleich anfangs gesonnen, die Pläne zur Demüthigung des Hauses Habsburg aufzugeben. Da jedoch zwei von Heinrich's Ministern am Ruder blieben, so konnte sie nicht umhin, das von Heinrich IV. den deutschen Protestanten gegebene Versprechen wenigstens in so weit zu erfüllen, als es die Jülich'sche Erbschaft betraf. Sie schickte nämlich, wie wir bereits wissen, den Marschall von Chatre über den Rhein, um die beiden reformirten Prätendenten von Jülich gegen den Kaiser und dessen Bruder zu beschützen; ihre Truppen halfen mit zur Einnahme der Stadt Jülich und zogen sodann wieder heim. Wie unvorsichtig übrigens die deutschen Protestanten dadurch verfuhren, daß sie, wie nachher von ihnen fortdauernd geschah, in einem Religions-Kriege auf die Franzosen Vertrauen setzten, ersieht man schon bei dieser Gelegenheit aus Richelieu's Denkwürdigkeiten*). Die Art und Weise, wie das Verhältniß der Großen zur Regierung sich gestaltete, kann man daraus erkennen, daß der Herzog von Bouillon öffentlich sein Mißvergnügen aussprechen durfte, weil die Königin das Heer, welches seinen deutschen Glaubensgenossen zu Hülfe geschickt wurde, nicht ihm, sondern dem Marschall von Chatre anvertraut habe. Er warf die Schuld seiner Zurücksetzung auf die enge verbundenen katholischen Herren, den Grafen von Soissons, den Kardinal von Joyeuse und den Herzog von Epernon, und schloß sich deshalb, sobald der Prinz von Condé nach Paris zurückkam, enge an diesen an.

Beide Theile besaßen nicht nur Festungen, sondern beide hatten auch eine Anzahl Truppen in ihrem Dienst; denn als Condé am 15. Juli 1610 in Paris einzog, war er zum Schrecken der Königin von mehr als 1500 geübten und gerüsteten Gliedern der Ritterschaft umgeben. Die Königin, welche damals noch im Besitz der unter Heinrich's Regierung gesammelten und in der Bastille aufbewahrten Schätze war, half sich so, wie alle schwachen Regierungen der Aristokratie oder Hierarchie gegenüber sich zu helfen pflegen. Condé erhielt 200,000 Livres Jahrgehalt und das Hotel Gondi in der Vorstadt St. Germain, sowie außerdem noch die Grafschaft Clermont und viele andere Gaben und Gunstbezeugungen. Auch für die übrigen Prinzen und Herren öffnete die Königin ihre Hand sehr freigebig; sie gab ihnen große Summen Geldes aus einem Grunde, den ihr Zeitgenosse und damaliger Freund Richelieu auf eine für diese Klasse von Menschen sehr charakteristische Weise ausspricht**). Die sehr ausführlichen Nach-

---

*) Au reste, heißt es dort, la reine reçut beaucoup de louanges de tous les gens de bien, de ce qu'elle eût le soin de conserver la religion catholique en tous les lieux, où elle étoit auparavant.

**) Elle leur départ de grandes sommes de deniers, *pour s'acquérir leurs coeurs et le repos de ses peuples par un même moyen.*

richten, welche uns über die Hofgeschichten jener Zeit überliefert worden sind, zeigen, daß gerade das Gegentheil von dem erfolgte, was die Königin zu erreichen glaubte. Je mehr nämlich die Herren erhielten, desto unzufriedener bewiesen sie sich, weil sie nicht noch weit mehr erhalten hatten.

Den Vorwand zum bewaffneten Widerstande gegen die vormundschaftliche Regierung, welche nach und nach ganz in die Hände der von Maria aus Italien mitgebrachten Emporkömmlinge gekommen war, nahmen die Prinzen und Herren daher, daß die Königin sich durch ihre Kammerfrau Galigaï und durch deren Gemahl, den Stallmeister Concini, jetzt Marquis und Marschall d'Ancre, unbedingt leiten ließ. Die Prinzen und eine sehr bedeutende Zahl anderer Herren stellten auf ihren Gütern und in ihren Statthalterschaften eine förmliche Heeresmacht auf. Der Herzog von Vendome lag in der Bretagne zu Felde, während die anderen Herren den Prinzen von Condé und den Herzog von Bouillon als ihre Führer anerkannten; sie begaben sich nach Mezières, warben Truppen an und stellten dem Hofe schriftlich ihre Forderungen (Februar 1614). Der Vorwand, den sie gebrauchten, der aber wieder fallen gelassen wurde, sobald die Mächtigeren von ihnen sich auf Unkosten des Volkes und der Einheit der Reichsregierung hinreichend versorgt hatten, war scheinbar genug. Sie klagten über die Verwirrung der Finanz-Verwaltung, über die Erschöpfung der Staatskasse, über die Vernachlässigung des Adels und der Geistlichkeit, aber auch über die zu Gunsten der Reichen ausgeübte Bedrückung des Volkes, ferner über die Verschwendung des Staatseigenthums und das schnöde Benehmen gegen die Herzoge von Longueville, von Bouillon und von Vendome. Auch führten sie an, daß man den Reformirten die gemachten Zusagen nicht halte und die Parlamente in ihrer Wirksamkeit beschränke. Zugleich bestanden sie auf einer Berufung der allgemeinen Reichsstände. Der Kanzler Sillery rieth zur Nachgiebigkeit, der Marschall d'Ancre aber begünstigte die Unzufriedenen insgeheim, weil er die Königin durch Unruhen ängstigen und sich ihr völlig unentbehrlich machen wollte, wenn sie sähe, daß alle französischen Großen ihr feindlich entgegen ständen.

Die Herzoge von Nevers, von Mayenne, von Longueville und von Luxemburg hatten im Anfange des Jahres 1614 plötzlich den Hof verlassen, und der Herzog von Vendome, Sohn Heinrich's IV. von Gabriele d'Estrées, der auf Befehl der Königin verhaftet worden war, hatte sich durch die Flucht in seine Statthalterschaft Bretagne gerettet. Die Königin, die sich plötzlich von allen Seiten bedroht sah, wußte jedoch ganz gut, daß es dem Herzoge von Bouillon und dem Prinzen von Condé nur um ihren Vortheil zu thun sei und daß Beide ihre

Freunde im Stiche lassen würden, sobald man sich mit ihnen abgefunden habe. Im März 1614 erließ daher die Königin zuerst ein Manifest, in welchem sie die Berufung der allgemeinen Stände versprach, und dann entschädigte sie den sehr begabten und kräftigen Herzog von Rohan, Sully's Schwiegersohn, dem sie als einem der Häupter der Protestanten gar nicht traute, durch große Geldsummen für die von ihm bekleidete Stelle eines General-Obersten der Schweizer, welche einem Lothringer, dem Herrn von Bassompierre, gegeben wurde. Die Prinzen und alle unzufriedenen Großen, die sich nach Mezières begeben hatten, riefen ihre Freunde und Vasallen dorthin und der Herzog von Nevers nahm mit Gewalt der Waffen von der Citadelle dieser Stadt Besitz, hatte dabei aber die Unverschämtheit, sein Verfahren der Regentin anzuzeigen und ihre Billigung zu erwarten. Die Minister, mit Ausnahme des Kanzlers*), riethen der Königin, einen entscheidenden Schritt gegen die Anmaaßungen der Prinzen und Großen zu thun, um das königliche Ansehen zu retten, welches ganz zu verschwinden drohte. Der Marschall d'Ancre dagegen, der sich für den Augenblick enge an den Prinzen von Condé angeschlossen hatte, rieth aus ganz besonderen Gründen, sich mit den großen Herren auf Kosten des Volks und der königlichen Regierung abzufinden.

Bei den Unterhandlungen, welche vom März bis zum Mai geführt wurden, traten die Unzufriedenen gleich einer fremden Macht der Regierung entgegen. Obgleich sie dabei die Unverschämtheit hatten, einige Bedingungen scheinbar für das allgemeine Beste zu machen, so bestanden sie am Ende doch nur auf Vortheilen für sich selbst. Die Partei der Königin war ebenso uneinig unter sich, als die der Prinzen; es war daher natürlich, daß d'Ancre und seine Gemahlin auf den Gedanken kamen, nur den Prinzen von Condé und den Herzog von Nevers gewinnen zu lassen, da sie versichert waren, daß diese dann den Herzog von Vendome und die Anderen im Stiche lassen würden. Dies geschah. Auch die Stützen der Königin, Guise, Epernon und ihr Anhang, kamen schlecht weg, weil die Prinzessin von Condé die Marschallin d'Ancre bei einem Zank so heftig herunterschimpfte, daß diese die Königin beredete, ja recht bald Condé und seine Partei abzufinden, weil sie sonst, wenn der Krieg ausbräche, unfehlbar unter die unleidliche Herr-

*) Le chancelier, heißt es in den Mémoires de Richelieu, estima, qu'on devoit donner aux princes toutes sortes de contentement. Il représentoit, que tous les grands du royaume, sans presque en excepter aucun, étoient unis avec Mr. le prince (de Condé) contre l'autorité royale, que la reine n'avoit que messieurs de Guise et d'Epernon de son côté, et qu'encore étoient-ils en telle jalousie l'un de l'autre, prétendant tous deux à la charge de connétable, qu'ils se haïssoient de mort.

schaft der Guisen kommen werde. Der Friede ward hierauf am 15. Mai 1614 zu St. Menehould geschlossen, wohin auch der Herzog von Bouillon zu seinen anderen Freunden gekommen war. Die Bedingungen, welche die Königin gewährte, wurden zu Paris vor einer Versammlung der ersten Präsidenten und königlichen Beamten (gens du roi) der Parlaments-Abtheilungen von Paris, sowie von dem Stadt-Präfekten prévôt des marchands), den Großen des Reiches und den Ministern gebilligt. Condé erhielt Stadt und Schloß Amboise für die Dauer der Reichsversammlung, die auf den August nach Sens berufen werden sollte, und eine bedeutende Summe Geldes, Nevers die Statthalterschaft von Mezières. Nichtsdestoweniger mieden alle Verbündeten drohend den Hof; und Vendome, welcher leer ausgegangen war, behauptete sich unabhängig in der Bretagne und bemächtigte sich der Stadt Vannes. Da nun die Königin, so lange ihr Sohn minderjährig war, ohne Prinzen, Parlamente und Große nichts Entscheidendes vornehmen konnte, so hoffte man energischer handeln zu können, wenn Ludwig XIII. für volljährig erklärt sei. Dies geschah am 2. October des Jahres 1614, weil Ludwig wenige Tage vorher sein 14. Lebensjahr erreicht hatte und nach dem französischen Gesetze die Könige im 14. Jahre volljährig oder mit anderen Worten berechtigt waren, selbst zu bestimmen, wer an ihrer Stelle regieren solle. Ludwig war kaum im Parlament für majorenn erklärt worden, als er alles das bestätigte, was den Prinzen und Herren im Mai zugestanden worden war. Zugleich bestätigte er das Edict von Nantes, untersagte seinen Unterthanen jedes politische Bündniß und erneuerte die früher erlassenen Gesetze gegen den Zweikampf und gegen Gotteslästerungen.

Unter den Forderungen, welche die Unzufriedenen im Namen des Volkes geltend gemacht hatten, war die wichtigste die, daß eine Versammlung der allgemeinen Stände gehalten werden solle. Als jetzt die Zeit nahte, in welcher diese Versammlung stattfinden sollte, ward es den Herren selbst davor bange und der Prinz von Condé, welcher die Einberufung derselben gefordert hatte, war der Erste, der der Königin sagen ließ, es werde ihm gar nicht zuwider sein, wenn nichts aus der Sache werden sollte, und auch die anderen Herren dächten ebenso wie er. Die Königin und ihre Räthe waren jedoch anderer Meinung. Sie veranstalteten wirklich im October 1614 eine Versammlung der Generalstände (états généraux), welche besonders dadurch merkwürdig ist, daß sie die letzte war, die bis zum Jahre 1789 gehalten wurde. Die Adelskammer bestand 1614 aus 132 Edelleuten, die Kammer der Geistlichen aus 140 Prälaten, darunter fünf Kardinäle, und aus Deputirten der niederen Geistlichkeit, die des dritten Standes endlich war ebenso, wie zuweilen in Deutschland, größtentheils aus den Justiz-

und Finanzbeamten und den Bürgermeistern der geschlossenen, d. h. sich selbst ergänzenden Magistrate der Städte gebildet worden. Uebrigens versammelte man damals die drei Stände nicht, wie anfangs beabsichtigt war, in Sens, auch nicht, wie sonst oft geschah, an drei verschiedenen Orten, sondern in Paris und in einem und demselben Gebäude, nämlich dem Augustinerkloster; sie saßen aber in getrennten Sälen, ausgenommen wenn königliche Sitzungen gehalten wurden. Sie begannen ihre Sitzungen mit Prüfung der Vollmachten; dann wählte jeder Stand seinen Präsidenten. Am nächsten Sonntag hörten sämmtliche Abgeordnete zugleich mit dem Hof eine Messe und Predigt in der Notredame-Kirche. Am folgenden Tage fand die feierliche Eröffnung statt, bei welcher der König einige Worte sprach und der Kanzler eine Rede über den Zustand des Reiches hielt, woran er die Aufforderung schloß, es solle jeder der drei Stände seine Wünsche und Beschwerden in einer Schrift (einem Cahier) zusammenfassen und diese dem König vorlegen. Der Regentin wurde es nicht schwer, die Einhelligkeit der Beschlüsse zu verhindern und den Klerus mit dem dritten Stande, sowie mit dem Parlamente so zu entzweien, daß derselbe der Hülfe des Hofes bedurfte, um einen Parlaments-Beschluß zu beseitigen, welcher gegen die Anmaaßungen des Papstes gerichtet war. Für die innere Geschichte Frankreichs würde es sehr wichtig sein, die kleinlichen Streitigkeiten in jedem Stande und den Zank des einen Standes mit dem anderen zu erwähnen; für unseren Zweck genügt die Bemerkung, daß es auch diesmal dem Hofe gelang, durch Kabalen die Hoffnungen des dritten Standes zu vereiteln. Man zankte und stritt bis Ende März 1615. Dann ward die Versammlung ohne Bescheid entlassen, weil man vorgab, die Cahiers, welche das Resultat der einzelnen Berathungen enthielten und, wie dies gebräuchlich war, dem Hofe übergeben wurden, seien zu weitläufig, als daß der Hof schnell Bescheid auf sie ertheilen könne. Im Allgemeinen bewies also der Ausgang, daß jener Gebrauch in Betreff der Cahiers zu keiner Abhülfe der Beschwerden führen könne. Dies hatte 1789 großen Einfluß darauf, daß alle wohlmeinenden Männer, besonders aber der ganze dritte Stand, auf einer gemeinschaftlichen Versammlung der drei Stände bestanden. Schon 1614 kam es zwischen dem dritten Stand und den beiden anderen zu sehr gereizten Verhandlungen, besonders wegen des Vorschlages, die Käuflichkeit der Aemter (die Paulette) abzuschaffen. Der Bürgerstand wollte in diese Abschaffung nur bedingt einwilligen. Merkwürdig ist die Aeußerung des Sprechers einer Deputation, welche derselbe an den Adel sandte: „Frankreich ist die gemeinsame Mutter, die Geistlichkeit der erstgeborene, der Adel der zweite, der Bürgerstand der jüngste Bruder; werden wir als Angehörige der Familie behandelt, so wollen wir jene

ehren und lieben; zuweilen haben jüngere Brüder die Ehre der Familien hergestellt, welche durch Verschwendung der älteren geschädigt waren." Der Vorsitzende des Adels dagegen, Baron Senecey, erklärte in seiner Antwort, die Bürger könnten nicht jüngere Brüder des Adels heißen, denn dies würde gleiches Blut und gleiche Tugend voraussetzen. Mit der Geistlichkeit kam der dritte Stand hauptsächlich durch die Forderung in Streit, es solle für ein Grundgesetz des Staates erklärt werden, daß keine Macht auf Erden dem König die Herrschaft absprechen oder die Unterthanen vom Eide der Treue entbinden könne. Mehr Einigkeit zeigte sich in Bezug auf die Finanzen. Auch hatten anfänglich alle drei Stände den Wunsch ausgesprochen, daß die beabsichtigte Vermählung des jungen Königs mit einer spanischen Prinzessin, Anna von Oestreich, und der ältesten Schwester des Königs, Isabella, mit dem nachherigen König Philipp IV. von Spanien wenigstens noch aufgeschoben werden solle; schließlich aber verlangten zur Freude der Regentin Adel und Klerus, daß diese Doppelheirath sobald als möglich vollzogen werde.

Die Schwäche der Regierung einer Italienerin, welche ganz beschränkt war und von ihrer Kammerfrau und deren Gemahl geleitet ward, zeigte sich unmittelbar nach der Auflösung der Stände wieder sehr augenscheinlich bei einer heftigen Streitigkeit, in die man (Mai 1615) mit dem Pariser Parlament gerieth und bei welcher ein Theil der unzufriedenen Großen mit im Spiele war. Die Letzteren, besonders der Prinz von Condé und der Herzog von Bouillon, waren schon vorher über die Gunst der Familie d'Ancre und über die Wortbrüchigkeit der Italienerin erbittert, und gaben sich in der Stille alle Mühe, das Parlament zu heftigen Schritten anzureizen. Der Herzog von Bouillon hatte sich nämlich vom Hofe gebrauchen lassen, den Prinzen Condé dahin zu bringen, daß er die ihm von der Regierung überlassene Citadelle von Amboise wieder zurückgab; er war sehr erbittert darüber, daß die Regierung sich für diesen Dienst nicht erkenntlicher erwiesen hatte. Das Parlament war unzufrieden, weil die Regierung zur Zeit der Ständeversammlung, um den Beistand des Klerus gegen den dritten Stand zu erlangen, wesentliche Regierungs-Rechte aufgeopfert hatte. Es ließ deshalb schon am 28. März 1615 durch ein Edict an die Prinzen, Herzoge und Pairs, sowie an die hohen königlichen Beamten, welche Sitz und berathende Stimme im Parlament hatten und in Paris anwesend waren, die Einladung ergehen, sich einzufinden, um mit dem Kanzler und allen versammelten Kammern über die Vorschläge zu berathschlagen, welche für den Dienst des Königs, für die Erleichterung der Unterthanen und für das Wohl des Staats würden gemacht werden. In Folge davon wurden gleich am nächsten Tage

die königlichen Beamten beim Parlament (les gens du roi) an den Hof gerufen und ihnen, trotz des Widerspruchs von Seiten des General-Advokaten, der Befehl ertheilt, dem Parlament den Unwillen des Königs wegen jenes Schrittes kund zu thun. Von diesem Augenblicke an begann ein Krieg, wie ihn unter schwachen Regierungen das Parlament bis an sein Ende mit den Königen geführt hat. Der König cassirte nämlich die Parlaments-Beschlüsse und wollte dieselben aus den Protokollen streichen lassen, das Parlament aber verweigerte die Auslieferung dieser Protokolle und machte Vorstellungen und Gegen-Vorstellungen ohne Ende. Zuletzt ward im Juni der lange Krieg dadurch beendigt, daß beide Theile etwas nachgaben. Das Parlament ließ durch eine Deputation erklären, es wolle dem königlichen Befehle gehorchen und das Edict vom 28. März zurücknehmen; der Hof dagegen willigte ein, daß die Befehle des Königs, welche Alles, was vom Parlamente in Staatsangelegenheiten ausgegangen war, unbedingt cassirten, nicht insgesammt ausgeführt zu werden brauchten.

Kaum waren diese Streitigkeiten beseitigt, als schon wieder neue ausbrachen. Während nämlich im Juli die Königin Anstalt machte, an die spanische Grenze zu reisen, um in Begleitung ihres ganzen Hofes die spanische Prinzessin abzuholen und ihre eigene Tochter nach Spanien zu bringen, erhob sich der Anhang des Prinzen von Condé aufs Neue gegen sie, warb Truppen und rüstete förmlich Krieg. Der Herzog von Bouillon gewährte den Mißvergnügten Aufenthalt in Sedan und ihren Truppen Quartiere in seinem souverainen Fürstenthum. Der Prinz von Condé verlangte in einem Schreiben an den König gerichtliche Untersuchung gegen den Marschall d'Ancre, den Kanzler Sillery und noch drei Herren vom Hofe; sodann erließ er an alle Körperschaften des Reiches ein Manifest, in welchem er sich bitter über die schnöde Art, wie man mit den Ständen umgegangen sei, beschwerte. Keines der Parlamente aber öffnete die ihm zugeschickten Packete oder ließ sich auf die zum Theil sehr gegründeten Beschwerden ein, welche Condé über den Marschall d'Ancre vorbrachte, mit dem er jetzt wieder entzweit war, nachdem er zwei Jahre lang mit ihm conspirirt hatte. Zu derselben Zeit also, als die königliche Familie, von 1000 Reitern und einigen Garderegimentern unter dem Herzog von Guise geleitet, nach Süden zog, mußte ein Heer von 11,000 Mann gegen Condé und dessen Verbündete aufgestellt werden, die von Bouillon her eingerückt waren. Beide Theile suchten eigentlich keine Entscheidung im Felde; der Kampf beschränkte sich auf einzelne Städte, Burgen und Landstriche; Jedermann war aber über den Hochmuth des Italieners und seiner Frau, von welchen Maria von Medicis sich beherrschen ließ, so unzufrieden, daß das unter Condé stehende Heer

täglich an Zahl zunahm. Auch die Reformirten, welche stets geneckt wurden, regten sich wieder. Condé erließ ein Manifest, in welchem viel vom Volke die Rede war, um dessen Rechte die Herren sich doch gar nicht bekümmerten.

Am 18. October 1615 war der militärisch gedeckte Hof in Bordeaux, wo die Prinzessin Isabella dem Herzog von Guise als Vertreter des spanischen Infanten vermählt wurde; an demselben Tage wurde in Burgos die Trauung der Infantin, welche die Franzosen nur Anne d'Autriche nennen, mit dem Herzog von Lerma als Vertreter Ludwig's XIII. vollzogen. Die Königin beobachtete nach ihrer Rückkehr die gewöhnliche Taktik, d. h. sie suchte einzelne Herren von der Gegenpartei abzuziehen und übertrug die Anführung ihres Heeres dem Herzoge von Guise, um denselben zu befriedigen. Zuerst ließ sie dem Marschall von Bouillon vortheilhafte Anerbietungen machen; dann begab sie sich nach Poitiers und knüpfte mit Condé Unterhandlungen an. Unterdessen verloren beide Heere in den ersten Monaten des Jahres 1616 tausende von Menschen durch Mangel und Kälte, während der Hof und seine Creaturen, sowie die Großen und ihre Anhänger sich nur mit Festen und Lustbarkeiten beschäftigten. Die Königin unterhandelte, anstatt ihr Ansehen mit Nachdruck geltend zu machen, im März und April 1616 zu Loudun über die Art und Weise, wie den Beschwerden, welche Condé im Namen des Volkes geführt hatte, abgeholfen werden könne. Auch beruhigte man die Reformirten, die sich mit Condé eingelassen hatten, durch abermalige Bestätigung des Edictes von Nantes. Die ganze Sache endigte so, wie vor und nach dieser Zeit Alles endigte, wenn die sehr reichen und vornehmen Leute vorgaben, daß sie sich der Rechte des Volkes annähmen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß man nachher sich lieber Richelieu's und Mazarin's Druck, durch welchen die National-Einheit befestigt ward, gefallen, als einen Schutz der Rechte aufdringen ließ, welcher nur den herrschsüchtigen Großen und ihrem Hochmuth vortheilhaft war.

Die Herzoge von Mayenne und Bouillon, welche Maria von Medicis durch das Versprechen bedeutender Geldsummen gewonnen hatte, beredeten den schwachen Prinzen von Condé, zum zweiten Male der Pflicht gegen seine Verbündeten und das Volk zu vergessen und Anfangs Mai den Vertrag von Loudun so abzuschließen, daß er selbst allerlei Vortheile, sowie Mayenne und Bouillon viel Geld erhielten, die Anderen aber leer ausgingen. Condé mußte sich stellen, als ob er durch Abtretung der Statthalterschaft von Guyenne, in deren Besitze er war, ein Opfer bringe; es wurden ihm aber dafür Landstriche, Städte und Schlösser gegeben, welche dem Ländchen seines Rathgebers

Bouillon näher lagen. Er erhielt nämlich die Stadt und das Schloß von Chinon, die Provinzen Touraine und Berry, Schloß und Stadt Bourges und noch andere Plätze, sowie viele königliche Güter und 150,000 Livres baar Geld, welche Summe als eine Entschädigung für die Kosten angesehen wurde, die ihm nach seiner Behauptung der Krieg mit der Königin gekostet hatte*).

Ungeachtet des neuen (zweiten) Friedens erschien Condé lange Zeit hindurch nicht am Hofe. Als er endlich dahin kam, empfand er sogleich wieder Mißtrauen und entfernte sich bald aufs Neue von einem Hofe, welcher so sehr durch Kabalen zerrissen war, daß die Geschichte derselben ganze Bogen füllen würde. Nur in einem einzigen Punkte waren alle Parteien mit einander einig, im Hasse gegen den Marschall d'Ancre und seine Gemahlin, deren Hochmuth und Brutalität die Franzosen noch mehr erbitterte, als ihre grenzenlose Habsucht und Niederträchtigkeit. Der Marschall erlaubte sich sogar oft gegen Beleidiger seiner Person unerhörte Gewaltthätigkeiten, wie sie selbst der König sich wegen persönlicher Beleidigungen nicht würde erlaubt haben. Im Jahre 1615 hatte er den Oberfeldwebel Prouville in Amiens niederstoßen lassen; im Jahre 1616 ließ er einem Schuster, der als Bürger-Officier, seiner Instruction gemäß, ihm den Eingang ohne Paß verweigerte, von einem seiner Stallmeister außerhalb des Thores aufpassen, wo ihn dann zwei Bediente des Letzteren halb zu Tode prügelten. Da er seine Insolenz auch gegen die Großen bewies und mit dem Prinzen von Condé zerfiel, den man an den Hof gelockt hatte, so ergriffen die unzufriedenen Großen schon 1616 in ihren eigenen Herrschaften und Statthalterschaften wieder die Waffen gegen die königliche Regierung. Sie hatten, ehe sie den Hof aufs Neue verließen und an verschiedenen Orten eine bewaffnete Macht aufstellten, den Anschlag gemacht, den Marschall gefangen zu nehmen und auf irgend eine Art aus dem Wege zu räumen; ja es wurde der Königin hinterbracht, man beabsichtige sie in ein Kloster einzusperren. Maria von Medicis ließ deshalb am 1. September den Prinzen von Condé im Louvre selbst verhaften und in die Bastille setzen; einige Tage nachher erschien der König im Parlament und ließ eine Rechtfertigung des Verfahrens gegen Condé verlesen.

Gerade in dem Augenblicke, als Frankreich unter der Herrschaft einer Frau, welche durchaus keines ernsten oder verständigen Gedankens fähig war, der Raub ehrgeiziger Großen zu werden drohte, zu deren

*) In den Mémoires de Richelieu wird hinzugesetzt: Tous les autres princes et seigneurs, qui l'avoient suivi, reçurent aussi chacun en son particulier des gratifications, le roi achetant cette paix plus de six millions de livres.

Zwecken sich auch die Reformirten gebrauchen ließen, arbeiteten sich zwei Männer empor, von welchen der eine Stolz und rücksichtslose Strenge gegen oligarchische Anmaaßung, der andere große politische Einsicht und das Talent, die Franzosen so zu behandeln, wie sie behandelt sein wollen und müssen, von der Natur erhalten hatte.

Diese Männer waren Luynes und Richelieu. Luynes stammte aus einer italienischen Familie, die eigentlich Alberti hieß, aber das Gut Luynes in Touraine erworben hatte. Er war zuerst Page des Grafen von Lude in Anjou gewesen und dann dem König Heinrich IV. empfohlen worden, um bei dessen Sohn Ludwig gebraucht zu werden, weil er in allen körperlichen Uebungen, sowie im Ballspiel jeder Art sehr geschickt war. Heinrich hatte ihn mit zwei Brüdern zur Aufwartung bei seinem Sohne gewählt und Luynes wußte sich diesem ganz unentbehrlich zu machen*). Ludwig hatte vor und nach seines Vaters Tode viele Hofmeister und gelehrte Leute gehabt, welche dem Namen nach seine Lehrer waren; er hatte aber außer der italienischen und spanischen Sprache sehr wenig, sogar nicht einmal Lateinisch gelernt. Desto geschickter war er in allen den Dingen geworden, welche wir lose Künste nennen würden. Er war schon als Kind ein tüchtiger Jäger und Falkonier, sowie Meister in der Kunst, den Hirsch zu Pferde zu verfolgen (le meilleur piqueur). Er dressirte seine Falken oft selbst, kannte jeden seiner vielen Jagdhunde beim Namen und verstand mit ihnen zu reden. Da seine Mutter gern sah, daß er die Fähigkeit, ernste Geschäfte zu leiten, nicht erlangte, so ließ man ihn mit Soldaten und Kanonen spielen, Festungswerke zeichnen und sich mit dem Exerciren einer aus 40 Söhnen von Soldaten der Schweizer-Garde gebildeten Compagnie beschäftigen. Einem solchen Prinzen konnte sich ein Jüngling wie Luynes leicht ebenso unentbehrlich machen, als die Galigaï seiner Mutter besonders in der Zeit von 1616 und 1617 geworden war. Der Marschall d'Ancre war dem früh für volljährig erklärten König lästig; er beherrschte dessen Mutter und hatte zuletzt sogar durchgesetzt, daß diese ihn zum General-Lieutenant des Königs in der Normandie erhob. Nach Condés Verhaftung war d'Ancre's Macht unumschränkter als vorher; er verfügte über die Einkünfte und verlieh die höchsten Aemter an seine Anhänger, zu denen er auch Richelieu zählte. Luynes durfte daher den jungen König nur darauf aufmerksam machen, daß seine Mutter für die dem Marschall verliehene Statthalterschaft 100,000 Thaler an Condé gezahlt habe, um die Mutter und ihren Liebling verdächtig zu machen. Dem Marschall

*) Le roi mit les trois frères Luynes auprès du Dauphin, en la bonne grace duquel ils s'insinuèrent par une assiduité continuelle et par l'adresse, qu'ils avaient de dresser des oiseaux.

schien Luynes, welcher mit dem Könige blos Kindereien und Armseligkeiten trieb, zu unbedeutend, als daß er ihn für gefährlich hätte halten können; er gönnte ihm die königliche Gunst und leitete auch die Königin irre, welche die Sache anders beurtheilte. Luynes erhielt daher nach und nach einen angesehenen Platz am Hofe und machte den König darauf aufmerksam, daß nicht er, sondern der schlechte Italiener das Reich regiere; dazu kam, daß man den König nicht nur von Staatsgeschäften fern hielt, sondern auch mit Geld für seine Vergnügungen nur knapp versah. Luynes war es, welcher, als der Hof nach Bayonne reiste, vorausgeschickt wurde, um dem spanischen Könige die Ehrenbotschaft der bevorstehenden Vermählung seiner Tochter zu überbringen. Von dieser Zeit an war er stets bemüht, den König dazu zu bewegen, daß er die Regierung den Händen seiner Mutter und der Familie Concini entreiße, um sie an sich und an Franzosen zu bringen.

Um dieselbe Zeit, als Luynes, welcher weder Kenntnisse, noch Muth, noch Erfahrung hatte, vom Könige in allen Dingen befragt wurde, erwarb ein Mann von vielen Kenntnissen und Talenten und von einer furchtbaren Energie, mit der er jedes Mittel zu seinen Zwecken benutzte, ein geborener Despot, das Vertrauen der Königin als geistlicher und weltlicher Rathgeber. Er stand zuerst dem Hauswesen der Königin vor, leitete sie nachher bei ihren Streitigkeiten und Zänkereien mit ihrem Sohne, machte sich ihr unentbehrlich und ward endlich durch sie in das Kabinet gebracht, weil die Königin ohne alles Talent war und durch ihn zu regieren hoffte. Als dies jedoch geschehen war, zeigte er sich bald, zum großen Verdruß der Königin, selbstständig und zerfiel mit ihr. Dieser Mann war Armand Johann du Plessis, Herr (Seigneur) von Richelieu, geboren 1585 zu Paris. Er war als dritter Sohn ursprünglich Militär gewesen und hatte den Namen Marquis von Chillon geführt. Als jedoch ein älterer Bruder dem Bisthum Luçon entsagte und Karthäuser ward, beredeten ihn seine Verwandten, Theologie zu studiren, damit jenes Bisthum, welches immer in der Familie gewesen war, derselben verbleibe. Richelieu studirte nun Theologie, erlangte von der Sorbonne die Doctor-Würde, ward 1607 in seinem 22. Jahre zu Rom eingesegnet und erhielt damals das Bisthum. Obgleich er nicht den geringsten geistlichen Beruf in sich fühlte, so beschäftigte er sich doch in seiner Diöcese mit geistlichen Dingen, bis er 1614 als Deputirter der Geistlichkeit von Poitou zur Ständeversammlung nach Paris geschickt wurde. Dort gab ihm die Geistlichkeit den Auftrag, in einer königlichen Sitzung (Februar 1615) ihr Cahier zu überreichen und in ihrem Namen eine Prunkrede an den König und dessen Mutter zu halten. Er sollte in derselben die Beschwerden des Klerus vortragen, wußte aber dabei sehr geschickt die

Regierung zu loben und sich zu empfehlen. Der Marschall d'Ancre gebrauchte ihn hierauf in geheimen Geschäften. Besonders im Jahre 1616, als alle Großen sich wieder vom Hofe entfernt hatten und ein neuer Bürgerkrieg auszubrechen drohte, bediente der Marschall sich seiner, um den Prinzen von Condé zu bewegen, daß sich derselbe wieder an den Hof begebe. Richelieu veranlaßte damals wirklich den Prinzen, nach Paris zu kommen (Juni 1616). Um sich dankbar zu beweisen, empfahl d'Ancre ihn der Königin zum Groß-Almosenier. Gleich darauf versprach er ihm auch die Stelle eines Gesandten in Spanien, verschaffte ihm aber statt dessen das Amt eines Staats-Secretärs der auswärtigen Angelegenheiten und einen Platz im Staatsrath. Schon bei dieser Gelegenheit bewies Richelieu, wie viel tiefer und weiter er sehe als die Königin und der Marschall d'Ancre. Dieser wollte nämlich gern Richelieu's Bisthum einem Anderen geben und ersuchte ihn daher, dasselbe niederzulegen; Richelieu erfüllte aber seine Bitte nicht, weil er schon damals erkannte, daß weder die Königin noch d'Ancre sich würden behaupten können*).

Luynes hatte damals schon lange daran gearbeitet, den König gegen seine Mutter aufzubringen und ihm einzubilden, daß er selbst regieren könne. Auch war jetzt das Volk gegen die Königin, ihre Kammerfrau und deren Mann ebenso sehr erbittert, als die Prinzen und Herren, welche überall mit Vasallen und geworbenen Soldaten gegen den Letzteren auszogen. Die Königin hatte längst eingesehen, daß sie in einer sehr bedenklichen Lage sei und daß Luynes mehr vermöge als sie. Sie hatte deshalb ihren Sohn zweimal gebeten, sich zurückziehen zu dürfen; Ludwig aber, welcher der Verstellung ebenso mächtig war, als seine Mutter, hielt sie durch dringende Bitten davon ab, um sie nachher zugleich mit allen ihren Creaturen entfernen zu können. Zugleich ward der Marschall, welcher nicht nur Truppen und mächtige Verbindungen hatte, sondern auch feste Orte besaß, ganz sicher gemacht. Der junge König hatte schon bei der Verhaftung des Prinzen von Condé seine Kälte, seine Meisterschaft in der Verstellung, seine dumpfe Verschlossenheit, ja, seinen gänzlichen Mangel an menschlichen Gefühlen an den Tag gelegt; bei dem Verfahren gegen d'Ancre und seine eigene Mutter bewies er nachher vollends, daß er eben so herzlos als kirchlich fromm sei. Was sein Benehmen gegen den Prinzen von Condé betrifft,

*) Incontinent, heißt es in den Mémoires de Richelieu, que je fus en cette charge, le maréchal me pressa fort de me défaire de mon evêché, qu'il vouloit donner au sieur du Vair. Mais considérant les changemens, qui pourroient arriver tant par l'humeur changeante de ce personnage que par les accidens qui pouvoient arriver à sa fortune, jamais je n'y voulus condescendre.

so hatte er diesen zuerst nach Paris locken lassen und dort sehr freundlich empfangen und bewirthet; und als dann die Königin und der Marschall den Prinzen verhaften lassen wollten, hatte Ludwig sich nicht gescheut, diesen in eine Falle zu locken. Er hatte ihn zur Jagd eingeladen, sich im Louvre freundlich mit ihm unterhalten und dann gethan, als wenn er ihm in das Zimmer der Königin vorangehen wollte, hatte sich aber kaum umgewendet, als der Prinz hinter ihm verhaftet wurde. Gegen seine eigene Mutter und deren Liebling nahmen Ludwig und Luynes unter ganz verschiedenen Umständen ihre Zuflucht sogar zu derselben Maaßregel, welche der deutsche Kaiser 17 Jahre später gegen Wallenstein ergriff. D'Ancre hatte kurz vorher die Ungunst des Volkes auf eine Weise erfahren, die ihm zur Warnung dienen konnte; die Pariser hatten seinen Palast ausgeplündert und so zerstört, daß nur die Mauern übrig blieben. Damals flüchtete er in großem Schrecken aus Paris; nach seiner Rückkehr aber zeigte er sich anmaaßender als je. Dies benutzte dann Luynes vortrefflich, um den König zum letzten entscheidenden Schritt gegen ihn zu bewegen.

Es war in der That hohe Zeit, daß dem Regiment der Königin und des Marschalls, sowie der Prinzen und Herzoge, von welchen Beide gebrandschatzt wurden, ein Ende gemacht werde. Dies geht schon aus den Summen hervor, welche seit Heinrich's IV. Tode den einzelnen Familien zugeflossen waren. Der Prinz von Condé hatte in sechs Jahren 3,663,000 Livres bezogen; der Graf von Soissons und nach dessen Tode seine Wittwe über 1,600,000; der Herzog von Longueville 1,200,000; Mayenne, Vater und Sohn, 2,000,000; Epernon und seine Kinder gegen 700,000; Bouillon endlich über 1,000,000. Dabei ist gar nicht der Gehalt in Anschlag gebracht, der für Sinecuren, Titular-Aemter und Stellen gezahlt wurde, sowie die Gelder, welche die großen Herren als Kostenersatz für die Unterhaltung der gepanzerten Reiter erhielten, die sie gegen den König gebrauchten. Ebenso wenig sind die Summen mit in Anschlag gebracht, welche die Herren als Entschädigung für ihre außerordentlichen Ausgaben im Kriege erhielten und welche den Statthaltern für die Unterhaltung der Besatzungen ihrer Plätze, sowie ihren Freunden und Dienern gezahlt wurden.

Der innere Krieg dauerte, nachdem ein königliches Heer unter dem Herzoge von Guise aufgestellt worden war, im Herbst 1616 und im Frühjahr 1617 fort; doch waren die Herren dabei im Ganzen nicht glücklich. Diese Herren betheuerten fortwährend ihre Treue gegen den König und erklärten wiederholt, sie wollten so wenig gegen den König streiten, daß sie vielmehr die Waffen blos darum ergriffen hätten, damit derselbe aus der Gewalt des Marschalls und der Königin Mutter, welche ganz von diesem beherrscht sei, befreit werde. Luynes konnte sich

daher im Frühjahr 1617 auf diese Erklärung berufen, als er den jungen König beredete, sich auf eine feige und verbrecherische Weise seiner Mutter und des Marschalls zu entledigen. Der König ließ anfangs April den Hauptmann seiner Garde, den Baron von Vitry, d'Ancre's persönlichen Feind, zu sich rufen und gebot ihm, dasjenige auszuführen, was Luynes ihm in seinem Namen auftragen werde, wofür er ihn dann mit dem Marschallsstabe zu belohnen versprach. Hierauf ward eine Anzahl schlecht berüchtigter, handfester und zu jeder That bereitwilliger Leute geworben, um dem Hauptmann der Garde zur Seite zu sein. Dieser schauderte zwar vor jenen Leuten zurück, ließ sich aber am Ende doch zur Ermordung d'Ancre's willig finden, wenn der König nach geschehener That am Fenster durch Abnehmen des Hutes zu erkennen geben wolle, daß er den Mord befohlen habe. Der große Staatsmann, aus dessen Denkwürdigkeiten wir dies entlehnt haben, meint, es sei dem Gardehauptmann allerdigs hart gewesen, mit Schurken und Mördern verbunden eine ganz ungesetzliche That auszuführen; doch habe die Hoffnung auf einen sehr großen Gewinn (l'espérance de faire une grande fortune) am Ende überwogen. Sehr verwundert äußert sich der Franzose darüber, daß eine Bande, wie die von Luynes gedungene, ein Geheimniß, in welches so viele schlechte Menschen eingeweiht gewesen wären, so gut bewahrt habe; die Spitzbuben, meint er, halten einander erfahrungsgemäß Verschwiegenheit und Vertrauen besser als die ehrlichen Leute.*) Drei Wochen lang warteten die Gedungenen auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihrer That, bis diese endlich am 24. April 1617 erschien. Man nahm den Augenblick wahr, als der Marschall, um sich in den Rath zu begeben, die Zugbrücke des Grabens betrat, welcher damals noch um den Louvre herum floß. Dort kam ihm Vitry entgegen, welchem über 20 Leute nachlässig folgten, als wenn sie ganz zufällig da wären. Vitry kündigte ihm im Namen des Königs die Verhaftung an. D'Ancre erwiderte: „Wie? ich verhaftet?“ In demselben Augenblicke aber streckten die Leute, welche dem Hauptmann folgten, den Marschall durch drei Pistolen-Schüsse nieder. Einer seiner Begleiter wollte den Degen ziehen; als man ihm aber zurief, die That sei mit Wissen und Willen des Königs geschehen, steckte er ihn wieder ein. In diesem Augenblicke zeigte sich der König am Fenster und im ganzen Louvre ertönte der Ruf: „Es lebe der König!“ D'Ancre's Leichnam wurde nachher in das Zimmer des Thorwarts geschleppt und im Stillen in einer Kirche beigesetzt. Vitry, der nach geschehener That zum Könige hinauf ging, nahm, um sich oder vielmehr den König zu

*) Mais l'expérience fait connoître, que souvent le secret et la fidélité, que les larrons se gardent, surpassent celle, que les gens de bien ont aux meilleurs desseins.

entschuldigen, die Miene an, als wenn er es gar nicht auf einen Mord abgesehen habe, sondern als wenn die Verhaftung nicht, ohne Gewalt zu brauchen, habe vollzogen werden können. In diesem Sinne ließ der König noch an demselben Tage den Statthaltern der Provinzen melden: er habe d'Ancre festnehmen lassen wollen, um der allgemeinen Erbitterung zu genügen; derselbe habe Widerstand geleistet und sei daher getödtet worden.

Nach der Ermordung d'Ancre's zog man die Garden, durch welche die Königin sich im Louvre bewachen ließ, unter dem Vorwande weg, sie sei ebenso sicher unter der Bewachung der Garden ihres Sohnes. Die Königin wurde auf's Sorgfältigste beobachtet und Niemand zu ihr gelassen, nicht einmal Richelieu, der doch außer seinen andern Aemtern auch das eines Directors ihrer Kanzlei (secrétaire de ses commandemens) hatte. Vitry hatte sich nach dem Morde d'Ancre's zu dessen Gemahlin verfügt, welche alle Kostbarkeiten, ihre eigenen und die der Krone, um und an sich trug. Er hatte sich der Schätze bemächtigt und dann die Marschallin in ein Zimmer des Louvre gefangen gesetzt. Für diese Heldenthaten ward Vitry sogleich Marschall, wie kurz vorher ein Anderer, Themines, für die Verhaftung des Prinzen von Condé ebenfalls Marschall geworden war. Die Pariser blieben sich auch bei dieser Gelegenheit getreu: sie strömten ins Louvre, billigten und priesen, was geschehen war, und waren sehr zufrieden, als der König sich, sie und den ganzen Staat in Luynes Hände gab, welcher härter und hochmüthiger war als der Marschall d'Ancre. Der Leichnam des Letzteren ward vom Pöbel ausgegraben, durch die Straßen geschleppt und halb verbrannt am Galgen aufgehängt. Alle Güter, welche d'Ancre besessen hatte, sowie das Amt eines Generallieutenants der Normandie riß Luynes an sich.

Richelieu sagt, Luynes habe, als gleich darauf Alle, denen die Königin zu ihren Stellen verholfen hatte oder die in ihren Diensten gewesen waren, vertrieben wurden, ihm selbst angeboten, in seinen Stellen zu bleiben und seine Besoldungen zu behalten; er habe dies aber abgelehnt und vorgezogen, die Königin in die ihr bevorstehende Verbannung zu begleiten. Der König war um diese Zeit sehr gegen ihn eingenommen; als er nach d'Ancre's Ermordung im Louvre seine Aufwartung machte, rief ihm Ludwig vom Billard aus zu: „Jetzt bin ich von Eurer Tyrannei befreit; macht, daß Ihr fortkommt." Der schlaue Geistliche sah offenbar ein, daß er besser thue, sich an die schwache Frau, als an einen Emporkömmling, wie Luynes war, zu halten; und es zeigte sich bald, wie richtig er gerechnet hatte. Die Königin wurde (Anfang Mai) auf das Schloß von Blois geschickt, wo sie sehr genau beobachtet und Richelieu von ihr getrennt ward. Man hatte dem Letzteren, welcher nur sechs Monate lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen war,

anfangs erlaubt, seine Schützerin nach Blois zu begleiten, weil man durch seinen Einfluß die heftige Italienerin von unbesonnenen Unternehmungen abzuhalten hoffte. Bald nachher faßte man jedoch Verdacht gegen ihn und verwies ihn in sein Bisthum. Dort schien er seinem geistlichen Berufe zu leben und schrieb eine Anzahl Andachtsbücher, blieb aber so innig mit der Königin verbunden, gab ihr so gute politische Rathschläge und spann so viele Kabalen für sie an, daß man glaubte, er sei in Luçon noch zu nahe bei Blois, und daß er deshalb nach Avignon, also auf das päpstliche Gebiet, verbannt wurde (April 1618). Man hielt nämlich nicht mit Unrecht die Königin für so unbedeutend, daß sie gänzlich von ihren Umgebungen abhängig sei, so daß man aus diesem Grunde auch nachher, als sie wieder zurückgerufen wurde, Richelieu's zu bedürfen glaubte, um sie zu beobachten und nach Luynes Willen zu leiten.

Während die Königin in Blois gewissermaaßen als eine Gefangene behandelt wurde, opferte man die unglückliche Wittwe des Marschalls d'Ancre der empörenden Justiz der finsteren Parlamente. Da Alles, was sie und ihr Gemahl gethan und geraubt hatten, mit Erlaubniß der Königin geschehen war, so gab es kein schweres Verbrechen, dessen sie hätte angeklagt werden können. Man half sich also damit, daß sie beschuldigt wurde, die Königin bezaubert zu haben. Es ward ihr hierauf wegen Zauberei der Proceß gemacht, und sie dann am 8. Juli zur Enthauptung und nachherigen Verbrennung verurtheilt. Doch war sie in dem Erkenntniß nicht ausdrücklich als Zauberin und Jüdin bezeichnet, wie dies während der Untersuchung geschah, sondern sie ward, nach dem unbestimmt lautenden Spruche des Gerichtshofes, als Verbrecherin gegen göttliche und menschliche Majestät zum Tode verurtheilt. Damit war ziemlich deutlich kundgegeben, daß sie als ein Opfer des Neides und Hasses gefallen sei, welchen sie durch Uebermuth und Tücke auf sich geladen hatte, daß sie aber sonst sich nur solcher Vergehungen schuldig gemacht habe, die zwar vor Gottes Gericht schwere Verbrechen sind, von Menschen aber nicht gerichtet werden können. Sie starb übrigens mit mehr Würde und Fassung, als sie im Leben bewiesen hatte.

Um den König, der niemals eines ernsten Geschäftes fähig gewesen war, vollends den Regierungsangelegenheiten zu entfremden, umgab Luynes ihn mit Creaturen, welche alle losen Künste, die bisher Luynes selbst betrieben hatte, ganz vortrefflich verstanden, übrigens aber unbedeutend waren, in Luynes Interesse redeten und den König beobachteten. Außerdem aber gab Luynes ihm einen Beichtvater, welcher den im Glauben an Heilige, an Bilder, an Processionen und Wunder erzogenen Knaben mit kleinlichem Aberglauben, der ihm zur Pflicht gemacht wurde, zu beschäftigen und zu unterhalten verstand, so oft der König der Jagd und des Spielens müde war. Unter diesen Umständen konnte

Richelieu dem neuen Günstlinge, der sich nun als Staatsmann zeigen wollte, sehr nützlich werden, weil vorauszusehen war, daß die großen Herren sich der Königin bedienen würden, um neue Unruhen zu erregen und neue Vortheile für sich, ihre Familien und ihre Creaturen zu erkämpfen. Von Liebe oder Dankbarkeit wußte übrigens das kalte Herz des Königs nichts. Dies hatte er ebenso durch seine Falschheit bei Condé's Verhaftung und bei d'Ancre's Ermordung bewiesen, wie beim Abschiede von seiner Mutter, als er diese nach Blois schickte. Maria hatte vorher keine Klage geäußert und keinen Schmerz gezeigt; als sie aber ihren Sohn wieder sah, brach sie in lautes Schluchzen, in Klagen und Thränen aus. Ludwig dagegen verzog keine Miene, und sagte ganz kalt, er sei ihr im Uebrigen sehr gewogen, glaube aber, daß es jetzt für ihn Zeit sei, selbst zu regieren*).

Richelieu ward vom Augenblicke seiner Verbannung nach Avignon durch seinen Einfluß auf die Königin Mutter, sowie durch sein Talent, Verbindungen zu stiften und wieder zu trennen, ebenso bedeutend im Reiche, als Luynes durch seinen Einfluß auf den König war. Der Günstling des Königs hatte im Jahre 1618 die Tochter des Herzogs von Montbazon geheirathet und vermehrte durch die Vereinigung mehrerer Statthalterschaften von Städten und Provinzen in seiner Person seine Macht wie seinen Einfluß ins Ungeheure. Auch seine zwei Brüder vermählten sich mit den vornehmsten Erbinnen und wurden zu Herzogen, zu Marschällen und Rittern vom Orden des heiligen Geistes ernannt. Den Prinzen von Condé hielt Luynes fortwährend in strenger Haft. Auch die Königin ward in Blois gleich einer Gefangenen behandelt und mit lauter Creaturen und Spionen des Günstlings umgeben; sie konnte sogar durch dringende Bitten die Erlaubniß, den König einmal zu besuchen, nicht erlangen. Es ward ihr in Blois endlich die Zeit lange, und da damals die Reformirten einerseits vom Hofe, wo die Jesuiten und Luynes herrschten, auch sogar in Bearn verfolgt und geplündert wurden, andererseits aber, von Bouillon, Rohan und anderen Großen angetrieben und von fanatischen Predigern auf der Kanzel wie in Flugschriften aufgehetzt, im Begriffe waren, wieder zu den Waffen zu greifen, so knüpfte Maria aufs Neue mit den Unzufriedenen an. Die Herzoge von Bouillon und Epernon waren Beide nicht allein erbötig, der Königin zu dienen, sondern auch im Stande, ihr beizustehen, weil der Eine in seinem Fürstenthum die Festung Sedan, der Andere in seiner Statthalterschaft die Citadelle von Metz inne hatte. Man kam überein, daß Epernon die Königin aus Blois entführen

*) Le roi lui dit seulement, qu'il vouloit commencer à gouverner par lui seul son état, et qu'il en étoit tems, et qu'en tous lieux il lui témoignéroit qu'il étoit bon fils.

und an einen Ort bringen sollte, wo ihre Freunde unter den Großen sich um sie sammeln könnten. Die Ausführung dieses Planes erfolgte in der Nacht des 20. Februar 1619, indem die Königin durch ein Fenster des Schlosses von Blois entfloh. Epernon selbst kam mit 200 Reitern nach der befestigten Stadt Loches, wohin der Erzbischof von Toulouse mit 40 Rittern die Königin geleitet hatte und von wo aus sie dann nach Angouleme gebracht wurde. Der angeführte rüstige Erzbischof war übrigens jener Herr von La Valette, welcher später als Cardinal dieses Namens im dreißigjährigen Kriege Heere commandirte.

Luynes und der König erschraken bei der Nachricht von der Flucht der Königin; denn sie fürchteten, daß jetzt ein neuer Bürgerkrieg und eine neue Anarchie ausbrechen würden. Sie beschlossen deshalb sich des Bischofs von Luçon zu bedienen, um die Königin von offener Feindschaft abzuhalten. Doch rüstete Luynes zugleich ein beträchtliches Heer; mit einem Theile desselben zog Ludwig persönlich gegen Orleans, um die Unternehmungen seiner Mutter und ihrer Anhänger zu vereiteln und sie zur Aussöhnung zu zwingen. Der Herr von Tremblay, ein Bruder des nachher von Richelieu in den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchten Pater Joseph, wurde nach Avignon abgeordnet, um dem Bischof zu befehlen, daß er sich aufs Schleunigste zur Königin begeben solle. Richelieu eilte trotz der furchtbaren Winterkälte und des tiefen Schnees, der in den Gebirgen lag, zur Königin, um seine frühere Rolle wieder zu übernehmen. Er fand bei seiner Ankunft in Angouleme die Königin von Leuten umgeben, welche ihn und seinen Rath scheuten; er fand sie namentlich mit dem Herzog von Epernon innig verbunden, welcher den König unter dem Vorwande bekriegte, daß er nur Luynes bekriegen wolle. Richelieu lehnte unter diesen Umständen die ihm angetragene Stelle eines Kanzlers der Königin ab, um desto leichter zwischen Mutter und Sohn vermitteln zu können, da die Sache der Ersteren schlecht stand. Uebrigens wurde bei allen solchen Streitigkeiten, bis endlich Richelieu und Mazarin den ewigen inneren Unruhen ein Ende machten, mit dem Könige, seinen Günstlingen, der Königin und ihren Verbündeten über Statthalterschaften, welche unabhängigen Fürstenthümern glichen, sowie über bedeutende Summen unterhandelt, um die unersättliche Habsucht der großen Herren zu befriedigen. Seit Heinrich's IV. Tode ward eigentlich nur der unglückliche Bürger- und Bauernstand regiert; der hohe Adel und die Geistlichkeit betrachteten ihre Mitbürger als Werkzeuge zur Gründung ihrer Größe. Die Königin besaß damals die Statthalterschaft der Normandie; diese wünschte Luynes, um sie einem der Seinigen zu übertragen. Er führte Krieg darum und hatte Boulogne mit den Waffen genommen. Die Königin

dagegen fand, daß Epernon in Metz zu weit von Angouleme entfernt sei, und wünschte ihn in ihrer Nähe zu haben. Dies war der Boden, auf welchem Richelieu als der Vertraute beider Theile den Vertrag zwischen dem Könige und den mit ihm verbundenen Großen einerseits und mit allen denen, welche gegen ihn stritten, andererseits schlauer Weise gründete.

Dieser Friedensvertrag wurde am letzten April 1619 abgeschlossen, von der Königin in Angouleme unterzeichnet und im Anfange des Monats Mai von Ludwig ratificirt. In ihm ward zuerst denen, welche gegen den König für dessen Mutter gehandelt hatten, Vergebung zugesichert. Sie sollten nicht allein für ihre Person unbestraft bleiben, sondern auch ihre Stellen behalten. Die Königin sollte für die aufgewandten Kosten 180,000 Livres, der Herzog von Epernon für Boulogne, welches ihm entrissen worden war, 150,000 Livres erhalten. Für die Statthalterschaft der Normandie aber, welche Luynes schon beinahe an sich gerissen hatte, sollte die Königin Anjou nebst den Burgen von Angers, Pont de Cé und Chinon, sowie 600,000 Thaler erhalten. Die Personen ihres Hofstaates wie den Ort ihres Aufenthaltes sollte sie nach Belieben wählen dürfen; in der nächsten Zeit wohnte sie meist zu Angers, wo sich bald wieder Anhänger um sie sammelten. Nachdem der Friede wieder hergestellt worden war, reiste der König nach Touraine, um seiner Mutter näher zu sein; sie trafen sich in Couzières und es fehlte nicht an Versicherungen der Liebe. Luynes wartete aber blos auf eine Gelegenheit, den König durch Wortbrüchigkeit aus der Verlegenheit zu ziehen; denn er hatte den Zweck, um dessentwillen er die Normandie an sich gebracht hatte, gänzlich verfehlt. Er hatte nämlich dafür die Statthalterschaft der Provence vom Herzog von Guise eintauschen wollen; der Letztere hatte aber seinen Antrag zurückgewiesen. Luynes versuchte nachher das Gleiche mit der Bretagne, konnte auch dies nicht durchsetzen und tauschte endlich die Picardie ein, in welcher er schon viele feste Plätze besaß.

Frankreich war nach dem Frieden gewissermaaßen zwischen den Großen von der Partei des Königs und seines Günstlings und denen, welche zur Königin Mutter hielten, förmlich getheilt, und beide Theile beobachteten einander wie feindliche Mächte. Die Königin beherrschte als Statthalterin Anjou und commandirte in Angers und anderen Städten. Ihr Beschützer Epernon und dessen Freund, der Herzog von Mayenne, herrschten in Guyenne, Poitou und Saintonge. In Bordeaux, Rochefort, La Rochelle und allen reformirten Plätzen regierten Herr de Rohan und sein Bruder Benjamin, Herr von Soubise fast ganz unabhängig als anerkannte Häupter der Reformirten. Im Herzogthum Bouillon und der Festung Sedan war der Herzog von Bouillon

souveräner Fürst und Herr. Da beide Theile stets einer gegen den anderen Anschläge machten, und sich sogar in kleinen Treffen bekämpften, so waren in dem Zeitraum, dessen Geschichte man besonders in Richelieu's Denkwürdigkeiten aufsuchen muß, der Bischof von Luçon, sein Freund du Tremblay oder Pater Joseph und der Erzbischof von Toulouse, der nachherige Kardinal La Valette, als Intriguanten wichtig.

Richelieu erkannte, daß er nur durch Luynes emporkommen könne, welcher unmittelbar nach dem letzten Frieden neue Güter, Festungen und Statthalterschaften und endlich ein Herzogthum erhalten hatte. Da nun auch Luynes die Königin ebenso durch Richelieu zu beherrschen wünschte, wie er den König durch seine Creaturen und durch den königlichen Beichtvater beherrschte, so verständigten sich Beide mit einander, so sehr auch Einer den Andern haßte. Die Unruhen und Kabalen dauerten indessen auch nach der Aussöhnung Beider fort. Luynes glaubte sich eine neue Stütze verschaffen zu müssen, und setzte deshalb den früher auf der Königin Veranlassung verhafteten Prinzen von Condé in Freiheit (October 1619). Ja der König erließ alsbald ein für die Königin, die sich in Angers befand, sehr beleidigendes Manifest, worin er nicht nur alle früheren Verfügungen gegen den Prinzen widerrief, sondern ausdrücklich erklärte: Condé's Verhaftung sei von Denjenigen ausgegangen, die seinen Namen und sein Ansehen zum Unglück des Staates mißbraucht hätten. Diese Erklärung erschien zu derselben Zeit, als die Anhänger des königlichen Günstlings und die der Königin wieder gegen einander in den Waffen standen. Diesmal erlitt das Heer der Königin, weil es am nöthigen Schießbedarf Mangel hatte, bei Pont de Cé, nur eine Meile von Angers, eine nicht unbedeutende Niederlage. Bei dieser Gelegenheit spielte der Bischof von Luçon eine so zweideutige Rolle, daß man den Ausgang des Treffens ihm allein zuschrieb. Ihm ward ferner vorgeworfen, daß er, um dem Könige und Luynes gefällig zu sein, der Königin, welche, wenn sie sich zu Mayenne oder Epernon begeben hätte, in den Provinzen Angoumois, Poitou und Saintonge leicht 30,000 Mann würde haben aufbringen können, den Rath ertheilt habe, in Angers zurückzubleiben, und zwar in demselben Augenblick, als das königliche Heer auf dem Marsch dahin war. Da Richelieu die Gunst der beiden streitenden Parteien suchte und durch Maria wieder an den Hof und ins Ministerium zu kommen hoffte, so bewog er die Königin zu einer neuen Aussöhnung, welche derselben die Aussicht verschaffte, wieder an der Regierung Antheil zu erhalten. Diese Aussöhnung, bei welcher Richelieu selbst und der Kardinal von Sourdis die Königin zu vertreten hatten, wurde am 10. August 1620 geschlossen, Mutter und Sohn kamen in Brissac zusammen, umarmten einander zärtlich und Maria kehrte nach Paris zurück.

Richelieu versichert uns, Vendome und andere Herren seien Schuld daran gewesen, daß die Königin nicht bessere Bedingungen erhalten habe, was gewiß der Fall gewesen sein würde, wenn Maria seinen Rath unbedingt befolgt hätte. Richelieu hoffte schon damals, als die Königin mit der Gemahlin ihres Sohnes nach Paris kam, nicht allein seinen Platz im Ministerium wieder zu erhalten, sondern auch vermittelst des geistlichen Ranges, welcher ihm versprochen war, der hergebrachten Sitte gemäß, den ersten Platz im Rathe einzunehmen. Man hatte ihm nämlich zugleich einen Platz im Rathe und die Kardinalswürde versprochen. Da jedoch weder Luynes noch die beiden alten Minister Heinrich's IV., welche noch immer im Kabinet waren, einen ihnen an Geist, Schlauheit und Gewissenlosigkeit überlegenen Kardinal, wie Richelieu war, neben sich oder eigentlich über sich dulden wollten, so mußte Richelieu sich vorerst vertrösten lassen.

Der Friede mit der Königin war noch nicht vollzogen, als schon neue Streitigkeiten mit den Reformirten ausbrachen. Diese bildeten noch einen Staat im Staate; sie besaßen feste Städte, Sicherheitsplätze genannt, hielten Truppen, hatten an den protestantischen Landherren und Statthaltern schützende Fürsten, und durften, vorgeblich der kirchlichen Angelegenheiten wegen, protestantische Landtage halten; sie besaßen noch immer 700 Kirchen und gegen 4000 Adelige gehörten zu ihrer Partei. Der Streit, den sie jetzt mit dem Könige hatten, war theils eine Folge davon, daß Ludwig und die Parlamente auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit die Rückgabe der schon längst säcularisirten geistlichen Güter decretirt hatten, theils ging er aus ihrem Bestreben hervor, die ihrer Religion feindlichen Maaßregeln des Hofes zu vereiteln, da dieser sogar statt des bisherigen protestantischen Statthalters von Bearn, La Force, ihnen einen katholischen aufdringen wollte. Was jene Maaßregel betrifft, so sollte, dem Frieden von Pont de Cé zufolge, nicht nur der Herzog von Mayenne die Statthalterschaft von Navarra und Bearn erhalten, sondern es sollten auch von den Protestanten die Kirchen und Kirchengüter herausgegeben und die öffentliche Uebung des katholischen Gottesdienstes geduldet werden. Im Besitze der Kirchengüter waren die Protestanten von Bearn seit der Regierung der Königin Johanna von Navarra. Als sie die Herausgabe verweigerten und auch das Parlament von Pau Einsprache that, als ferner eine Versammlung der Reformirten zu Loudun auf ihren Rechten bestand, beschloß der König, selbst einzuschreiten. Nach der Versöhnung mit seiner Mutter zog er mit bewaffneter Macht in Pau ein, setzte die Katholiken wieder in den Besitz der Kirchen und Kirchengüter, legte seine Truppen in Poitou und Guyenne in Garnison, und kehrte dann im November 1620 triumphirend nach Paris

zurück. Der Protestant La Force blieb noch kurze Zeit Statthalter; doch wurde in Bearn ein Jesuiten-Collegium errichtet. Diese Vorgänge weckten die Protestanten. Sie schrieben eine allgemeine Versammlung nach La Rochelle aus und ließen sich weder durch die Verbote und Drohungen des Parlaments, noch auch durch die des Königs selbst davon abschrecken, diese Versammlung zu halten. Sie setzten noch im December ihre Berathschlagungen und endlich sogar ihren bewaffneten Widerstand gegen die Truppen, welche zur Ausführung der königlichen Befehle gesendet worden waren, fort. Am zweiten Tage des folgenden Jahres (1621) schrieb sogar der Herzog von Bouillon dem Könige von Sedan aus, er müsse, weil er selbst Protestant sei, auch einen Abgeordneten zur Versammlung in La Rochelle schicken; dies geschehe aber blos, um sich an die unterthänigen Vorstellungen seiner Glaubensgenossen anzuschließen, daß der König doch nicht in der trügerischen Hoffnung, alle seine Unterthanen in einem Glauben zu vereinigen, sein eigenes Ansehen in Gefahr bringen möge. Doch fügte Bouillon in seinem Brief noch den freundlichen Zusatz hinzu, daß er auf dieselbe Weise, wie er dem Könige zu einem milden Verfahren in Glaubenssachen rathe, auch die Protestanten habe bitten lassen, in der Treue und dem Gehorsam zu verharren, die sie dem Könige schuldig wären. In der Vorstellung, welche die Versammlung von La Rochelle an den Hof sandte, wurde darüber geklagt, daß man in mehreren Städten, wie Bourges und Lyon, die Leichen der Reformirten ausgrabe und ihre Kirchen verbrenne; die Abgeordneten aber, welche die Beschwerde überbringen sollten, wurden bei Ludwig nicht vorgelassen.

Die Protestanten im Norden und die meisten protestantischen Herren hielten für klüger, ruhig zu bleiben; die Protestanten des ganzen südlichen Frankreichs dagegen setzten den Kampf fort. Sie hofften, da das stehende Heer des Reiches damals noch sehr unbedeutend war, ihre Burgen und Städte so lange vertheidigen zu können, bis der König aus Mangel an Geld, und weil das Aufgebot sich verlaufe, abziehen müßte. Sie stellten Vollmachten zur Werbung von Truppen und zur Einnahme von Steuern aus; das Siegel derselben zeigte einen Engel mit dem Kreuz und die Unterschrift: „Für Christus und den König." Rohan und sein Bruder Soubise waren die Führer der Unzufriedenen. Der König brachte gegen den März 1621 ein Heer zusammen und schaffte bedeutende Summen an, um dasselbe zu unterhalten; es fehlte ihm aber ein tüchtiger Feldherr. Man schlug ihm dazu den Marschall Lesdiguières vor, welcher in der Provence commandirte. Dieser gab zu verstehen, daß für den Krieg mit den Reformirten eine Art von militärischer Dictatur oder mit anderen Worten die Wiederherstellung der Würde eines Connetable erforderlich sei. Er

war zugleich so fein, dieselbe wegen hohen Alters für sich abzulehnen und zu erklären, daß Niemand als Luynes geeignet sei, die Stelle zu bekleiden. Der Letztere war im Grunde schon Regent des Reiches, weil der König immer jemand nöthig hatte, der ihn und den Staat regierte. Wäre Luynes im Stande gewesen, den Krieg oder den Staat zu leiten, so würde das königliche Ansehen bei ihm ebenso gut bewahrt worden sein, als bei der Königin oder bei dem Prinzen von Condé. Allein er besaß weder Fähigkeiten noch auch Ansehen im Reiche, obgleich er seine beiden Brüder zu Herzogen gemacht hatte*). Man half sich deshalb dadurch, daß man dem Marschall Lesdiguières, welcher Protestant war, diese Würde unter der Bedingung des Uebertritts zur katholischen Kirche anbot. Lesdiguières lehnte sie auf eine solche Weise ab, daß er zugleich für sich und für Luynes sorgte. Seine Erklärung konnte also die Ernennung des königlichen Lieblings zum Connetable rechtfertigen; Lesdiguières selbst aber brauchte die Religion nicht zu verändern und ward Generalfeldmarschall des Heeres oder mit anderen Worten der höchste Kriegsbefehlshaber nach dem Connetable.

Das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so mächtig hervortretende Bestreben, den Katholicismus durch innere Zusammennahme zu kräftigen, hatte besonders in Frankreich Früchte getragen. Die Lebhaftigkeit der Volksnatur gab sich besonders im Glaubenseifer kund. Man drang auf würdige Besetzung der geistlichen Aemter; man wirkte durch Messe und Beichte auf die Gemüther und legte besonderen Werth darauf, durch Unterricht die Kirchenlehre zu stützen. Von den Mönchsorden that sich dabei der älteste, der Orden der Benedictiner, zumeist hervor. Durch neue klösterliche Vereine, Congregationen genannt, wurden Personen aller Stände zur Mitwirkung herangezogen; im Jahr 1614 wurde eine Congregation von Benedictinerinnen gestiftet, welche sich zur beständigen Anbetung des heiligen Sacraments verpflichteten. Acht Jahre später bestätigte der Papst die Congregation Unserer Lieben Frauen von Calvaria. Geistliche Verbindungen für Kinderlehre, für Elementar-Unterricht, für Ausbildung der Kirchendiener kamen zu Stande; ihre sittenstrengen Mitglieder traten als Volksfreunde auf. Vincent de Paula, der später zum Heiligen erhoben wurde, gründete nicht nur das Institut der barmherzigen Schwestern

*) Das Urtheil in den Mémoires de Richelieu scheint uns so treffend, daß wir, anstatt selbst eines zu fällen, dasselbe anführen wollen: On pourroit, disoit-on, élever insensiblement le sieur de Luynes à cette dignité, de laquelle, bien qu'il fût très-indigne pour n'avoir ni l'expérience requise ni le courage, il avoit néanmoins tant de présomption que d'y oser aspirer, et espèra-t-il qu'après avoir fait ses fréres ducs et pairs il n'auroit pas difficulté de faire cela pour lui-même, auquel ce seul degré d'honneur restoit pour s'élever au-dessus d'eux.

(soeurs de la charité), sondern auch eine Missionsgesellschaft; die Mitglieder hatten die Verpflichtung, acht Monate des Jahres als Seelsorger, Krankenpfleger und Sittenverbesserer unter dem Landvolk zuzubringen. Ihr Mittelpunkt war das Stift Sanct Lazarus in Paris, daher sie auch Lazaristen hießen. Die durchaus weltliche Politik jener Zeiten hat diese stillen und tiefeingehenden Bestrebungen nicht hinlänglich beachtet; die Reformirten in Frankreich aber empfanden ihren Einfluß, indem die Zahl derer, die zum Katholicismus „zurückkehrten", merklich zunahm, um so mehr, als der Hof und die ultramontan gesinnten Herren und Damen es auch an weltlichen Reizmitteln nicht fehlen ließen.

Luynes, welcher im April 1621 an der Spitze des königlichen Heeres in Languedoc erschien, wird als Feldherr und sogar als Soldat von seinen Zeitgenossen getadelt. Nichtsdestoweniger war er im Ganzen den Reformirten überlegen, weil die Häupter der Letzteren, die Prinzen Rohan und Soubise, nicht wie er über die ganze Macht ihrer Partei schalten konnten. Der Calvinismus war nämlich ebenso dem Republikanismus verwandt, wie der Papismus dem Despotismus; die protestantischen Städte Montauban, Nismes, Montpellier und Uzès glichen unsern deutschen Reichsstädten, da sie sich selbst regierten und nicht mit Unrecht gegen die großen Herren, welche die Truppen commandirten, sehr argwöhnisch waren; die adeligen Herren aber, welche in den kleineren Städten den Oberbefehl hatten, trieben Handel mit ihrer Religion und mit den ihnen anvertrauten Festungen, und ließen sich durch Geld, Rang und Stellen bewegen, die Religion zu wechseln und die königlichen Truppen einzulassen. Uebrigens waren damals die sämmtlichen protestantischen Kirchsprengel in Bewegung und zum Theil unter den Waffen. Sie hatten den Herzog von Bouillon zu ihrem Oberanführer erwählt und, als dieser nicht gegen den König zu Felde ziehen wollte, Rohan nebst seinem Bruder Soubise an ihre Spitze gestellt. Der König, welcher Luynes begleitete, hatte vor dem Aufbruch den Reformirten, die treu bleiben würden, in einem öffentlichen Erlaß die Aufrechthaltung ihrer Rechte zugesagt und ließ sogar in Tours fünf Personen wegen Verübung von Gewalt gegen Protestanten hinrichten. Dagegen veröffentlichte er am 27. Mai von Niort aus ein Manifest, in welchem die Städte La Rochelle, St. Jean d'Angely und alle anderen, die es mit der Deputirten-Versammlung zu La Rochelle gehalten und den König nicht eingelassen hatten, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt wurden. Das königliche Heer machte während der drei Sommermonate Fortschritte, unterwarf eine Anzahl Städte und begann dann am 17. August die Belagerung von Montauban, der stärksten Festung der Reformirten nächst La Rochelle. Bei

der Belagerung dieser Stadt zeigte sich Luynes ganz unfähig und, wie Richelieu und Andere sagen, sogar auch persönlich feige. Der Herzog von Rohan warf Verstärkung in die Stadt und machte Anstalt sie zu entsetzen; Luynes aber wagte nicht, den Angriff abzuwarten. Schon um diese Zeit waren die Herzoge von Bouillon, von Sully und von Chatillon ihrer Partei und ihrer Religion einigermaaßen entfremdet worden, und Sully begab sich als königlicher Abgeordneter in die Stadt, um dieselbe zur Capitulation zu bereden. Er ward jedoch nicht gehört; die Prediger widersprachen heftig und sein eigener Sohn, der Graf von Orval, erklärte, er wolle lieber in Montauban sterben, als sich ergeben. Das königliche Heer zog im Anfange des November unverrichteter Sache nach Toulouse, wo es von dem katholischen Theile der Bevölkerung sehr gut aufgenommen ward. Eine ganz kleine Burg der Reformirten, das in der Nähe jener Stadt gelegene Monheur, widerstand den königlichen Truppen bis zum 12. December. Am 15. dieses Monats starb Luynes, welcher während der Belagerung erkrankt war. Der König war des Günstlings überdrüssig geworden und in seinen letzten Tagen wurde dieser sogar von seiner nächsten Umgebung völlig vernachlässigt.

Von jetzt an hörten die Reformirten nach und nach auf, einen Staat im Staate zu bilden, weil man die Ritterschaft durch dieselben Mittel von der freieren Religion abzog, durch die man in unseren Tagen sie von den freieren Verwaltungsformen entfernte. Man gewährte ihnen nämlich für sich, für ihre Familien und Creaturen Vortheile und sie entsagten dafür dem Evangelium. Schon Luynes hatte, wie man in Richelieu's Denkwürdigkeiten liest, bei Gelegenheit eines Gespräches mit dem Herzoge von Rohan, der seinem Glauben treu blieb, ganz offen gesagt: „Die großen Herren werden, wie ich sicher weiß, wenn man nur die äußeren Vortheile, die sie suchen, ihnen gewährt, von der Religion abfallen und euch allein lassen. Die Städte und Gemeinden werden Versammlungen halten und berathschlagen. Zu dem militärischen Gehorsam aber, welcher im Kriege erforderlich ist, wird niemand zu bringen sein." Nichtsdestoweniger dauerte auch nach dem Tode des Connetable der Krieg im Süden fort, weil kein stehendes Heer vorhanden und der König mit dem Prinzen von Condé nach Paris gegangen war, wo dann die Königin, welche 1622 den Platz im Kabinet wieder erhalten hatte, und der Prinz von Condé sich bei dem schwachen Könige entgegen arbeiteten. Die Königin, welche sah, wie sehr es ungeachtet der von der Geistlichkeit gespendeten Summen an den Mitteln zum Kriege fehlte, verlangte, daß man mit den Protestanten Friede machen solle. Der König zog aber auf Condé's Rath aufs Neue gegen diese aus. Er war ganz unvorbereitet*); sein Heer

*) Il partit de Paris plus-tôt en equipage de chasse que de conquérant.

wuchs aber unterwegs durch Zuzüge bedeutend an und entriß den Reformirten zuerst in der Bretagne und dann auch in Languedoc und Poitou viele Städte und Burgen.

Wichtiger als die vom Könige gemachten Eroberungen war der Umstand, daß der Marschall Lesdiguières, Heinrich's IV. Kriegsgefährte und einer der größten Feldherren seiner Zeit, ein Beispiel gab, welchem nachher alle reformirten Pairs, außer Rohan und Soubise, folgten. Lesdiguières trat nämlich, um Connetable zu werden, noch im 80. Jahre seines Lebens zur römischen Religion über (Juli 1622). Die Herzoge von Bouillon, von Sully und von Chatillon folgten bald seinem Beispiele, weil man auch ihnen Vortheile gewährte, die ihnen mehr am Herzen lagen als das reine Evangelium. Den Uebertritt Lesdiguières' hatte die Königin auch aus dem Grunde gefördert, weil sie sehr ungern sah, daß der Prinz von Condé, welcher weder General noch Staatsmann war, sich dem Könige aufgedrungen hatte. In Folge des Abfalles der drei genannten Herzoge standen die Angelegenheiten der Protestanten im August 1622 in Poitou und Languedoc sehr schlecht. Lesdiguières mußte sich jedoch auf eine kurze Zeit entfernen und Montpellier, welches seit dem 1. September belagert wurde, leistete einen unerwarteten Widerstand. Das Letztere gab dem neuen Connetable nach seiner Rückkehr Gelegenheit, zugleich dem Könige, dessen Heer immer mehr zusammen schmolz, und seinen ehemaligen Glaubensgenossen nützlich zu werden. Die Hauptsache dabei war freilich, daß der König vor Montpellier großen Verlust erlitten hatte und, da er im September an der Einnahme dieser Stadt fast verzweifelte, sich gern mit Ehren aus der Sache zu ziehen suchte. Lesdiguières vermittelte, nachdem er mit seinen ehemaligen Freunden und Glaubensgenossen schon längst unterhandelt hatte, endlich einen kurzen Frieden. Rohan kam mit Erlaubniß des Königs nach Montpellier; er war von Abgeordneten derjenigen Protestanten, die in den Cevennen und in den Städten Nismes und Usez wohnten, begleitet und bewog die Einwohner, den Frieden des Königs anzunehmen, der hierauf (20. October 1622) in die Stadt einzog.

Dieser Friede, welchen der König ohne Wissen des Prinzen von Condé durch den Connetable hatte vermitteln lassen, konnte freilich nicht von Dauer sein, weil Rohan in demselben vorzugsweise für sich und seinen Bruder gesorgt hatte; er riß aber doch vorerst den König aus der Verlegenheit und bewirkte zugleich, daß Condé sich von den Staatsgeschäften zurückzog, welche dann in Richelieu's Hände kamen. In dem Friedensvertrage ward den Reformirten die genaue Beobachtung des Edicts von Nantes aufs Neue zugesichert; dagegen sollten sie außer den rein geistlichen Synoden keine Versammlungen ohne

königliche Erlaubniß halten dürfen; die von ihnen neu angelegten Festungswerke sollten geschleift werden. Dem Prinzen Rohan wurde außer anderen ihm und seinem Bruder gewährten Vortheilen die Summe von 200,000 Thalern versprochen. Dafür verpflichtete Rohan sich nicht nur, den König in Montpellier einziehen zu lassen, wie wenn er diese Stadt erobert hätte, sondern er versprach auch noch, die Städte, welche in Waffen wären, dahin zu bringen, daß sie sich unterwürfen, die königlichen Truppen einließen und alle neuen Festungswerke schleiften. Als Condé von dieser Uebereinkunft Kenntniß erhielt, versuchte er zuerst, dieselbe rückgängig zu machen, und da ihm dies nicht gelang, so verabschiedete er sich vom Könige, um nach Loretto zu pilgern und in Italien zu reisen. Uebrigens ward den Reformirten, weil man sie nicht gern zur Verzweiflung bringen wollte, beim Abschlusse des Friedens (18. October 1622) gestattet, Montauban und La Rochelle als Festungen besetzt zu halten und in Nismes, Uzès, Castres und Milhaud nur einen Theil der Befestigungen zu schleifen.

Zu derselben Zeit, als dieser Friede geschlossen ward, erhielt Richelieu die Nachricht, daß der Papst ihn zum Kardinal ernannt habe. Zwar hatte nicht nur der alte Kanzler Sillery sich dieser Ernennung widersetzt, sondern auch andere Herren hatten, als Sillery und sein Sohn vom Amte entfernt worden waren, aus Furcht vor dem energischen und sehr tüchtigen, aber auch sehr despotischen Manne, den Papst davon abzuhalten gesucht, daß er den Bischof von Luçon zum Kardinal ernenne; allein der Einfluß der Königin Mutter überwog alle Bemühungen von Richelieu's Feinden. Die Königin fühlte selbst, daß sie zur Leitung der Geschäfte nicht geeignet sei, und hoffte, wenn sie Richelieu in das Kabinet brächte, von ihm und durch ihn Alles, was sie wünsche, erhalten zu können. Darin fand sie sich freilich betrogen, sobald sie endlich erlangt hatte, daß Richelieu (29. April 1624) in das Kabinet aufgenommen wurde. Anfangs hatte in demselben, seit dem Rücktritte Sillery's und seines Sohnes, der Marquis von Vieuville den meisten Einfluß und Richelieu hatte nur eine berathende Stimme; er brachte aber bald mehr als königliches Ansehen an sich, weil die politischen Verhältnisse Frankreichs so verwickelt wurden, daß selbst ein Fürst, wie Ludwig XIII., die Unentbehrlichkeit des Kardinals einsehen mußte. Wir brechen daher auch die französische Geschichte gerade an dem Punkte ab, wo Richelieu's Unternehmungen uns auf die allgemeine Geschichte von Europa und auf das Ende des deutschen Krieges zurückführen. Ehe wir jedoch auf sie übergehen, müssen wir noch eine Uebersicht der spanischen Geschichte seit Philipp's II. Tode geben.

3. Die spanischen Premier-Minister der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts und der Kardinal Richelieu bis 1635.

Als Richelieu das Ruder des Staates fast gegen den Willen seines Königs erhielt, hatte er mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er überwand diese unstreitig auf eine sehr rühmliche Weise. Wenn daher der Grundsatz unserer Tage, daß Alles, was zu einem politischen Zwecke führt, mag es moralisch noch so schlecht sein, als gut anerkannt werden müsse, wahr und recht ist: so würde man sehr Unrecht haben, den Kardinal Richelieu wegen seines harten, grausamen und despotischen Charakters und wegen der Mittel, deren er sich bediente, um sein Vaterland groß und mächtig zu machen, hart zu tadeln. Die Minister, welche gleichzeitig mit Richelieu in Spanien ebenso unbedingt, wie er in Frankreich, ihren König und ihr Land regierten, vernichteten dort, was Philipp's II. Hochmuth und Unverstand nicht schon zu Grunde gerichtet hatte, während Richelieu das Volk und die Litteratur der Franzosen auf diejenige Weise hob, wie seine Nation gehoben sein will, welche im Allgemeinen bis auf den heutigen Tag den Schein über Alles, das Wesen gar nicht liebt. Als Richelieu ans Ruder kam, waren die Großen mächtig und hielten in ihren Herrschaften, Statthalterschaften und festen Plätzen eigene Truppen; der König dagegen war nicht nur ohne Heer und ohne Schatzkammer, sondern er wurde auch von Zeit zu Zeit durch die Bündnisse seiner Großen genöthigt, ihnen neue Statthalterschaften und Festungen einzuräumen. Außerdem waren die Protestanten zwar geschwächt, aber nicht gebrochen; die verwittwete Königin hatte ein Bedürfniß, Kabalen zu stiften, und begünstigte später ihren jüngeren Sohn, Gaston von Orleans, gegen den älteren. Die Parlamente endlich benutzten jede Gelegenheit, sich politisch geltend zu machen. Richelieu allein hatte das Interesse und die Einheit der Regierung, sowie die Macht der Krone aufrecht zu halten. Der König betrachtete ihn daher mit Recht als eine Stütze gegen seine Mutter, gegen seinen Bruder, gegen die Großen und gegen die Parlamente. Uebrigens war Gaston lange Zeit für Richelieu aus dem Grunde sehr beschwerlich, weil des Königs Gemahlin, Anna von Oestreich, erst im 22. Jahre ihrer Ehe einen Prinzen gebar, und folglich Gaston als Thronerbe galt.

In Betreff Spaniens war schon Heinrich IV. auf den Gedanken gekommen, die Stärke, welche Frankreich in den bürgerlichen und Religions-Kriegen durch die Wehrhaftigkeit aller Klassen der Nation erhalten hatte und den Wohlstand, den es der Verwaltung Sully's verdankte, zu benutzen, um dem Habsburgischen Hause, welches beim Absterben des spanischen Zweiges eine Universal-Monarchie zu werden drohte, in Deutschland und in Italien die Bourbons entgegen zu setzen.

Er war im Begriffe, an der Spitze der Protestanten und der mit Unterdrückung bedrohten kleinen Fürsten Deutschlands den Kampf gegen Spanien und Oestreich, gegen Pfaffenthum und Autokratie zu beginnen, als er ermordet ward. Maria von Medicis dagegen begann ihre Regentschaft damit, daß sie sich wieder an Spanien anschloß und die Verbindung ihres Sohnes Ludwig's XIII. mit der spanischen Prinzessin Anna von Oestreich, sowie ihrer Tochter Elisabeth mit dem spanischen Thronfolger beschleunigte. Während nachher Richelieu, welcher lange Zeit hindurch den Charakter und das Treiben der mit dem Könige streitenden Großen und der Führer der Protestanten studiert hatte, durch jedes Mittel, mehrentheils aber durch unerlaubte, die Großen und die Protestanten demüthigte und ihrem Ehrgeize einen Spielraum gab, traten die spanischen Minister auf jede Weise in Philipp's II. Spuren. Sie beraubten, ohne gerade so fanatisch zu sein als Philipp II. ihr Land der fleißigsten Bebauer, der betriebsamsten Handwerker, Künstler und Fabrikanten, mehr aus Habsucht als aus Aberglauben, und erbitterten in den Niederlanden, in Deutschland und in Italien Alles gegen die spanische Herrschaft.

Nach Philipp II., dem man Herrscher-Eigenschaften nicht absprechen kann, folgte 1598 Philipp III., der erst 20 Jahre alt war, dessen Phlegma aber und dessen Unlust an jeder ernsten Beschäftigung allen Glauben überstieg. Er liebte blos leeren Pomp und drückende Pracht und wählte zu Premier-Ministern nur kleine Seelen, die ihn mit Jagd, kindischen Spielen, Witzen, Bällen und Festen unterhalten konnten. Die Minister Philipp's III., zuerst der Marquis von Denia, den er zum Herzog von Lerma machte, dann des Letzteren Sohn, der Herzog von Uzeda, waren daher ebenso leer, als ihr phlegmatischer König. Man pflegt zum Beweise, wie Philipp's III. Natur durch seine mönchische Hof-Erziehung zu jedem Entschlusse und jeder Thätigkeit unfähig geworden war, zwei Anekdoten anzuführen, deren Wahrheit wir nicht verbürgen wollen, die aber bezeichnen können, welche Vorstellungen man sich von ihm machte. Nach der einen wagte er aus Scheu vor seinem Vater nicht, nach den ihm vorgelegten Portraits zweier französischen Prinzessinnen seine künftige Braut zu wählen, sondern bestand darauf, daß sein Vater für ihn wählen solle. Nach der anderen hielt er einst lieber die Gluth eines Kohlenbeckens, welche ihm ein tödliches Fieber zuzog, geduldig aus, als daß er dieses entweder hätte wegräumen lassen oder gar selbst weggeräumt hätte, bevor der Hofbediente, welchem der Etikette nach dieses Geschäft gebührte, aufgefunden war. Hätte ein solcher König einen Mann wie Richelieu gefunden, so würde er ganz geeignet gewesen sein, ein Land wie Spanien zu regieren, in welchem eine eiserne Hand nicht einmal, wie

Bonaparte für Frankreich nöthig glaubte, mit einem sammtenen Handschuh bedeckt zu sein braucht; er fand aber nur einen Hofmann, keinen Staatsmann. Vor dem Herzog von Lerma hatte er weit mehr Furcht, als Ludwig XIII. vor Richelieu; es befiel ihn Angst und Zittern, wenn er demselben widersprach. Dieser Minister, welchem Philipp III. den Staat und sich selbst ganz unbedingt überließ, suchte Kardinal zu werden, weil er dadurch gegen die schlimmsten Folgen einer Ungnade gesichert werden konnte, und ließ sich, um dies zu erreichen, von seinem Bruder, dem Groß-Inquisitor, zu einer Verfolgung der Ungläubigen in Spanien oder der zum Christenthum gezwungenen Mauren, Mauristen (Moriscos) genannt, zu eben der Zeit bewegen, als er die Republik der vereinigten Niederlande anerkennen mußte und im Begriffe stand, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Zudem war es längst klar geworden, daß der bloße Zuschuß von edlen Metallen einem Lande ohne verständige Thätigkeit und gute Verwaltung keinen Wohlstand und kein Gedeihen zu bringen vermag. Lerma fand die Finanzen im schlechtesten Zustand. Anstatt nun die überflüssigen Ausgaben zu beschränken, kam er auf den Gedanken, die Kupfermünzen einzuziehen und sie umgeprägt mit verdoppeltem Werth wieder auszugeben; in Folge dessen ging alles Silber ins Ausland.

Die Mauristen, die man, weil sie den Schein des Christenthums angenommen und die Taufe erhalten hatten, eine zeitlang in Ruhe ließ, waren allerdings von einem tiefen Hasse gegen die Christen erfüllt und wurden umgekehrt von diesen sehr gehaßt; man hatte aber von ihnen weder Verführungen zum Islam, noch andere Unruhen zu befürchten, weil sie von ihren Glaubensgenossen außerhalb Spaniens weit getrennt und unter sich selbst nicht verbunden waren. Es hieß zwar, daß hier und da einige unruhige Köpfe versucht hätten, mit den Osmanen oder mit den unter Philipp II. unbarmherziger Weise aus Spanien vertriebenen Mauren eine Verbindung anzuknüpfen; etwas Bestimmtes ließ sich jedoch darüber nicht angeben. Wohl aber hatte, kurz vor Heinrich's IV. Tode, La Force im Auftrag desselben mit den Mauristen unterhandelt; sie meinten ein großes Heer aufstellen und den Franzosen einen Hafen, sowie zwei Binnenstädte ausliefern zu können. Die spanische Ritterschaft und alle Gutsbesitzer hatten das größte Interesse, die Mauristen zu schonen, weil diese allein die Kunst der Bewässerung verstanden und betrieben und, während die christlichen Spanier sich sonnten, den Boden fleißig bearbeiteten und die besten Pächter waren. Wüßte man nicht, wie ganz unbegreiflich sorglos und träge Philipp III. in allen wichtigen Dingen war, so daß er nicht einmal das, was ihm mündlich berichtet wurde, anhören wollte, so würde man nicht begreifen, wie er zugeben konnte, daß man unter

seinen Augen mit einem so ansehnlichen Theile seiner Unterthanen auf die Weise umging, wie mit den Mauristen auf Antrieb eines alten, vor lauter theologischer Gelehrsamkeit blödsinnigen Geistlichen verfahren wurde. Nur so läßt es sich begreifen, wie Philipp seinem Minister die Vertreibung des fleißigsten Theiles der Bewohner von Spanien gestatten konnte, nachdem unter Karl V. und Philipp II. durch die Auswanderung nach Amerika, durch die in Indien geführten Kriege, durch die nutzlosen Feldzüge in Afrika, Italien und Deutschland, durch den Krieg in den Niederlanden und mit den Mauren Spanien so sehr geschwächt worden war, und nachdem schon Philipp II. zu wiederholten Malen Tausende von Mauren aus dem Lande getrieben hatte. Auch thaten viele Adeligen in den Provinzen Einsprache; die Geistlichen aber sahen die Ausrottung der Mauristen um so lieber, als der Aufenthalt unter denselben zum Zweck der Bekehrung schwierig und erfolglos war. Der päpstliche Stuhl hatte die Errichtung von Schulen für die Mauristen angeordnet; die Kosten sollte der Klerus tragen, was diesem ebenfalls lästig fiel. Auch ist zu bedenken, daß die mohammedanischen Korsaren bei ihren Raubzügen vornehmlich die alten Christen heimsuchten, gegen die Mauristen aber mit Schonung verfuhren.

Das Schicksal, welches unter der Regierung des Herzogs von Lerma den noch übrigen Rest der Mauren traf, ist für diejenigen Christen, die den Glauben auf Unkosten der Moral und der gesunden Politik fördern wollen, noch schmählicher, als die Pariser Bartholomäus-Nacht. Wir dürfen dies nicht unbeachtet lassen, weil nur aus der Geschichte der drei letzten Habsburgischen Könige von Spanien sich erklären läßt, auf welche Weise im Anfange des 18. Jahrhunderts ebenso Spanien ein Spiel der europäischen Diplomatie ward, wie es nachher die Türkei wurde. In beiden Reichen war das alte Leben erstorben; nur der religiöse Fanatismus lebte noch und machte jede verständige Regierung unmöglich. Wir können übrigens der Verfolgung der Mauristen nur im Allgemeinen gedenken; das Besondere, vorzüglich die an den Unglücklichen verübten Unmenschlichkeiten, muß man im dritten Theile der Geschichte der Mudejarischen Mauren oder Mauristen vom Grafen Albert von Circourt oder am Ende des ersten Theiles von Watson's Geschichte Philipp's III. aufsuchen.*) Sonderbar war es dabei, daß gerade die Provinzen Valencia und Aragonien, welche der fromme Urheber der Gräuel verschont wissen wollte, am härtesten getroffen wurden, wie denn der Herzog von Lerma, welcher früher Statthalter von Valencia gewesen war, dort schon als solcher sehr harte Maaßregeln ergriffen hatte.

Bereits unmittelbar nach Philipp's II. Tode wurde allen denen,

*) Vgl. auch Rochau „die Moriscos in Spanien," Leipzig 1853.

welche im ganzen Reiche trotz der erhaltenen Taufe noch maurische Sitten, Gebräuche und Religions-Ceremonieen beibehalten hatten, angekündigt, daß sie nach Ablauf eines Jahres das Land verlassen müßten. Im Juni 1599 ließ der Groß-Inquisitor durch Missionäre, welche im ganzen Reiche umherreisten, bekannt machen, daß der Papst aus Gnade den Termin bis auf 18 Monate verlängert habe. Man fand jedoch die Zeit, wo der Krieg in den Niederlanden die ganze Kriegsmacht und Staatskasse Spaniens in Anspruch nahm, nicht geeignet, auch noch in Spanien selbst einen bürgerlichen Krieg hervorzurufen. Die Sache blieb daher auf sich beruhen, bis der alte Erzbischof von Valencia sie wieder in Anregung brachte. Don Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia, Kardinal und Titular-Patriarch von Antiochia, hielt die Nähe von Leuten, welche nicht so fromm waren, wie er, für so gefährlich, daß er in einer Eingabe an den König auseinandersetzte, man müsse die Hunderttausende, die der Teufel so hartnäckig mache, daß sie von römischen Dogmen und Ceremonieen durchaus nichts wissen wollten, entweder todtschlagen oder doch von den Gläubigen gänzlich trennen. Als besonderen Grund führte er an, daß die Gebiete, wo dieselben zahlreich wohnten, durch ihren Fleiß und ihre Thätigkeit in blühendem Zustande seien, während bei den Christen der Wohlstand abnehme. Bei der Ausrottung der Mauristen wollte er jedoch seines persönlichen Vortheiles wegen eine Einschränkung gemacht haben. Da nämlich die Güter seiner eigenen Kirche in Valencia und Aragonien lagen, so wollte er nicht, daß gerade diejenigen Einwohner, welche ihm am meisten und am besten steuerten vertrieben würden. Er erklärte deshalb in seiner Denkschrift, die Mauristen seien da, wo sie unvermischt beisammen wohnten, weniger nachtheilig, als in den andern Theilen des Reiches, in welchen sie mit den Gläubigen in unmittelbarer Berührung wären und also dieselben mit ihrem Unglauben ansteckten. Außerdem fügte er noch die Behauptung hinzu, er habe aus den Einkünften seines Bisthums bedeutende Geldsummen auf ein Collegium für männliche und weibliche Glieder der Mauristen-Gemeinden verwendet, Alles sei aber fruchtlos gewesen. Wir bezweifeln, wenn auch nicht, daß der Erzbischof das Geld wirklich hergegeben habe, doch daß dieses auf zweckmäßige Weise angewendet worden sei.

Als die erste Denkschrift keinen Eindruck machte, schickte der Erzbischof 1602 eine zweite ein. Wir halten es nicht der Mühe werth, die Gründe anzuführen, mit welchen der alte Mann seinen Antrag, Tausende von unschuldigen Menschen zu vertilgen oder zu vertreiben, unterstützte. Wir wollen nur zur Ehre der spanischen Nation erwähnen, daß auch diese zweite Denkschrift keine Wirkung hatte, weil zwei Geistliche, welche großen Einfluß auf den König hatten, die rechtgläubige

Wuth des Erzbischofs von Valencia nicht theilten. Diese Männer waren der Beichtvater des Königs, Gaspar von Cordova, und der Cardinal Xavierra. Sie setzten den metaphysisch-theologischen und mystisch-scholastischen Gründen des Erzbischofs andere ebenso dunkle und unverständliche entgegen. Da diese für uns zu hoch sind, so wollen wir nur anführen, was sie vom politischen und staatswissenschaftlichen Gesichtspunkt aus dem Fanatiker entgegensetzten. Dies stimmte ganz mit dem überein, was die Ritterschaft von Valencia, die sich mit dem Verluste ihrer Einkünfte bedroht sah, durch eine Deputation hatte vorstellen lassen. Die beiden Geistlichen wiesen darauf hin, daß das Land öde liegen und die Fabriken und Manufakturen nebst dem Reis-Bau stille stehen würden, wenn man nach der großen Abnahme der Bevölkerung, welche Spanien durch die maurischen Kriege, durch die Verfolgungen der Inquisition und durch die Auswanderungen nach Afrika, Asien und Amerika bereits erlitten habe, auch noch den Theil der Einwohner vertreiben wolle, der sich ausschließlich mit dem Landbau und den Gewerben beschäftigte. Es war nicht schwer nachzuweisen, daß gerade die Mauresken weder alle Woche einige Festtage hätten, noch die Stiergefechte liebten, noch sich sonnten, anstatt zu arbeiten. Diese Menschen, sagten die beiden Geistlichen, seien der beste, ruhigste und ordentlichste Theil der Bevölkerung. Unter ihnen, hieß es weiter, befänden sich die erfindsamsten und geschicktesten Fabrikanten von Spanien, und es gäbe viele sowohl für das Bedürfniß im Innern, als für die Ausfuhr bestimmten Fabrik- und Manufaktur-Artikel, welche blos von ihnen verfertigt würden. Es sei endlich ausgemacht, daß ohne die Kunstfertigkeit der maurischen Einwohner von Spanien und ohne ihren Fleiß ein großer Theil des Landes ganz wüste liegen, sowie unzählige Familien des höchsten Standes in tiefe Armuth sinken würden, weil diese blos von der Pacht ihrer Güter lebten.

Diesen Vorstellungen zweier Geistlichen und den Bitten der Ritterschaft von Valencia schenkte der König wenigstens so viel Aufmerksamkeit, daß er einen Aufschub gewährte. Jetzt bestürmte aber der Erzbischof von Valencia den König mit einer dritten Denkschrift über die Nothwendigkeit, alle Ungläubigen aus der Nähe der Gläubigen gewaltsam zu vertreiben, und erhielt an einem ebenso frommen und gründlich theologischen Gelehrten, als er selbst war, eine mächtige Stütze. Dieser Geistes- und Standes-Verwandte Ribera's war der Bruder des allmächtigen Herzogs von Lerma, Don Bernardo de Sandoval, Erzbischof von Toledo, Groß-Inquisitor des Reiches und Kardinal. Er nahm sich der dritten Denkschrift Ribera's bei seinem Bruder an und benutzte für seinen Zweck den Umstand, daß Emissäre des englischen Königs Jakob I. und des französischen Königs Heinrich IV. die Mau-

risken aufzuregen suchten und daß die Letzteren den Beherrscher von Marokko, Muley Silan, zu einer Landung in Spanien aufgefordert hätten. Einige Unvorsichtigkeiten der Mauristen, welche von den unzähligen Spionen und Horchern des Erzbischofs meisterhaft ausgebeutet wurden, gaben dem alten Manne Gelegenheit, über 400 Menschen einer Conspiration zu beschuldigen; und aus denen, welche verhaftet worden waren, brachte man vermittelst des spanischen Kriminal-Verfahrens alles das heraus, was man wollte. Als Ribera seine dritte Denkschrift eingereicht und die Unterstützung des Groß-Inquisitors erhalten hatte, beschloß man das Gehässige der Vertreibung der Mauristen auf den Papst zu schieben. Der Groß-Inquisitor selbst reiste nach Rom, um von Paul V. ein Breve auszuwirken, welches bei einem Fürsten, wie Philipp III. war, seine Wirkung nicht verfehlt haben würde. Die beiden frommen und hochwürdigen Herren hatten sich jedoch in dem Papste sehr geirrt; denn dieser wollte die spanische Sündenschuld nicht auf sich laden. Er verweigerte das gewünschte Breve, und als später Bleda, der uns diese Geschichte in ächt spanischer Manier berichtet hat, einen zweiten Versuch bei ihm machte, wurde derselbe sogar aus Rom fortgeschickt.*) Der Papst hatte erklärt, die Mauristen wären durch die Taufe Christen, man müsse sie daher belehren und mit der Gottesverehrung der Christen auszusöhnen suchen.

Nach der Rückkehr des Groß-Inquisitors aus Rom halfen sich die Verfolger auf ihre Weise. Sie bestellten, weil der Papst sich auf die Taufe der Mauristen berufen hatte, eine Commission von Theologen und Kanonisten, welche untersuchen sollte, wie es sich mit derselben verhalte. Diese Versammlung frommer und gelehrter Theologen, die Junta von Valencia genannt, theilte, nachdem sie im März 1607 ihre Berathschlagungen beendigt hatte, das Resultat derselben einer Executiv-Commission mit, welche der König zu Madrid niedergesetzt hatte. Für unsern Zweck genügt es, nur das End-Resultat der Berathungen jener Theologen anzuführen. Dieses lautete: „Man muß die den Mauren ertheilte Taufe für nichtig erklären, für Alle noch eine letzte Gnadenfrist auswirken, sie unterrichten und, wenn sie dann nicht eine neue Taufe begehren, insgesammt austreiben.“ Erst im Juli 1609 erklärte darauf der Herzog von Lerma seinem Könige, daß es unumgänglich nöthig sei, alle Mauristen aus dem Lande zu jagen. Der König gab, wie uns Bleda, der gottesfürchtige Geschichtschreiber gottloser Thaten, berichtet, eine Antwort, welche ihn und seine Regierungsweise vortrefflich charakterisirt. „Das gibt eine gewaltige Veränderung“ sagte er;

*) Fray Jayme Bleda, Chronica de los Moros en Espagna (Valencia 1618). Er überschreibt das Buch, das zunächst hierher gehört: „Von der gerechten und allgemeinen Austreibung der Mauristen.“

„nun denn, Herzog, macht sie! (Grande revolucion; hazedlo vos, duque!).“ Im August ward ein königlicher Befehl zur Vertreibung der Mauristen erlassen; und zwar sollte mit denen von Valencia der Anfang gemacht werden. Nun mußten die Milizen von Valencia, Leon und Castilien, sowie die leichte Reiterei der Garde und die Schwergepanzerten Castiliens sich an der Grenze von Valencia lagern; 63 Galeeren mit Truppen aber kamen von Majorka herbei und 14 Galioten kreuzten zwischen Alicante und Algier. Don Augustino Mexia endlich, der als General lange und tapfer in den Niederlanden gedient hatte, wurde aus Antwerpen gerufen, um die Sache militärisch zu leiten. Dieser begab sich am 20. August selbst nach Valencia, um mit dem Vice-Könige und dem Erzbischof Abrede zu nehmen. Wie erstaunte er, als er zwar den Ersteren zu Allem bereit fand, den Erzbischof aber, der schon in seinen Denkschriften Valencia und Aragonien, wo die Güter seiner Kirche lagen, von der Vertreibung der fleißigsten Bewohner hatte ausgenommen wissen wollen, heftig dagegen protestiren hörte, daß man mit Valencia den Anfang machen wolle! Der Erzbischof sah jetzt auf einmal die Sache ganz ebenso an, wie die protestirenden Barone seines Landes. Auch in anderen spanischen Provinzen war die Industrie vorzugsweise in den Händen der Mauristen; ihr Leder, Tuch und Seidenzeug, auch das Papier von Salibah wurde weithin ausgeführt. Aber das Tiefland von Valencia, wo sie ein treffliches System der Bewässerung eingerichtet hatten, war durch sie in einem herrlichen Zustande. Der Erzbischof klagte, als der General keine Rücksicht auf seine Protestation nahm, den beiden rechtgläubigen und grundgelehrten Herren, die ihm bei seinem Treiben als Werkzeuge gedient hatten, seine Noth mit den Worten: „Hochwürdige Herren, so müssen wir denn also künftig von Brod und von Kraut leben und unsere Schuhe selbst flicken!“ Die Mauristen von Valencia erboten sich, wenn man sie im Lande wohnen lasse, alle Christen, die in der Barbarei als Sclaven lebten, auf ihre Kosten frei zu kaufen und die zur Beschützung der spanischen Küste nöthigen Truppen zu unterhalten; doch hatte dieses Anerbieten keinen Erfolg. Die Ritterschaft von Valencia machte zwar noch einen Versuch, den Hof zur Zurücknahme einer Maaßregel zu bewegen, durch welche sie zu Grunde gerichtet werden mußte; als aber der König auf seinem Entschlusse beharrte, steuerte sie sogar selbst einen Geldbeitrag zur Ausführung.

Vom 21. September 1609 bis zum 1. März 1610 wurde dann mit aller Strenge das Urtheil vollzogen, welches gegen die Mauristen als Ketzer, Abtrünnige, Verräther und Verbrecher der beleidigten göttlichen und menschlichen Majestät ausgesprochen worden war und sie zur Ausweisung nach Afrika verdammte. Sie sollten gehen dürfen, wohin sie wollten; von ihren beweglichen Gütern sollten sie soviel,

als sie auf ihrem Rücken tragen könnten, von den Producten ihrer Felder aber das, was zu ihrem Unterhalte auf der Reise nöthig sei, mitnehmen dürfen; sie sollten nichts vergraben, verbrennen oder vernichten dürfen, weil Alles, was sie zurückließen, Eigenthum der Grundherren werden sollte. Wir haben über die Ausführung des Urtheils die sehr parteiischen Berichte von Bleda und Fonseca, zwei Schriftstellern, welche jede Verfolgung und Ausrottung von Leuten, die nicht an päpstliche Ceremonieen und Dogmen glauben, für sehr verdienstlich und wahrhaft christlich hielten. Soweit man nach diesen Berichten urtheilen kann, benahmen sich die Besitzer der Städte und Güter, deren Bewohner auf die grausamste Weise bedrängt und aller Habe beraubt an öde und wüste Küsten jenseits des Meeres gebracht wurden, sehr edelmüthig und menschenfreundlich, der König dagegen, sowie seine Minister und die Geistlichkeit roh und tyrannisch, das Volk endlich barbarisch. Die Beschränkung des Raumes erlaubt uns nicht zu schildern, welchen Jammer die Vertriebenen beim Antritte des Marsches, welche Mißhandlungen sie während desselben erlitten. Sie wurden ja aus den paradiesischen Gegenden von Valencia in die unbewohnbaren Wüsten Afrikas versetzt, und priesen deshalb diejenigen glücklich, welche noch in der Heimath oder auch unterwegs grausam ermordet wurden. Diejenigen, welche sich in Wälder geflüchtet hatten, wurden dem Wilde gleich aufgejagt. Um die Folgen andeuten zu können, welche diese christlich genannten Grausamkeiten für ganz Spanien hatten, wollen wir einige Zahlen mittheilen, wobei wir uns an die mäßigsten Angaben halten werden. Wie viele von den unglücklichen Mauristen niedergesäbelt oder auf den Schiffen mißhandelt und ins Meer geworfen wurden, wollen wir ebensowenig untersuchen, als wie viele von ihnen sich in den Gebirgen versteckten. Wir wollen statt dessen nur die Zahl derer angeben, welche eingeschifft wurden, und darauf aufmerksam machen, daß ein großer Theil von diesen schon auf dem Meere durch Hunger und Mangel umkam, ein anderer den Beduinen der Küste in die Hände fiel und der Rest nachher ohne alle Hülfsmittel in der Wüste umherirrte. Man rechnet, daß im Hafen von Valencia zuerst etwa 150,000 eingeschifft worden sind. Von diesen erreichten kaum zwei Drittel den Ort ihrer Bestimmung. Uebrigens eignete sich der König alle diejenigen zu, die sich auf irgend eine Weise dem Transport entzogen hatten; sie wurden zu Galeeren-Sclaven gemacht. Wenn man diese und alle Anderen, welche entweder eingeschifft oder ermordet wurden, zusammenrechnet, so dürfte die Zahl von 200,000 fleißigen Bewohnern, welche Valencia verlor, nicht unwahrscheinlich sein*).

*) Cervantes führt im Don Quixote einen Mauristen Namens Ricote vor, den er als einen sehr würdigen Mann schildert; derselbe hat in Deutschland

Die Folgen dieser militärischen Maaßregel, welche zur Erhaltung der reinen Dogmatik des Christenthums ergriffen worden war, zeigten sich in Valencia gleich nach der Ausführung derselben. Dessenungeachtet ließen der König und sein Minister sich dadurch nicht abschrecken, auch aus Castilien, Andalusien, Granada, Murcia, Catalonien und Aragonien die fleißigen Bewohner auf gleiche Weise zu verjagen. Dies geschah in den genannten Ländern während des Zeitraums vom November 1609 bis zum September 1610. Während die castilianischen Mauristen bis zum 2. Januar 1610, wo das Verbannungs-Dekret gegen sie erlassen wurde, dem, was über sie verhängt werden würde, ruhig entgegensahen, zogen aus Andalusien mehr als 20,000 Mauristen, noch ehe es zu gewaltsamen Schritten gekommen war, nach Fez hinüber. Um gegen die Mauristen von Andalusien, sowie gegen die von Murcia strenger verfahren zu können, beschuldigte man sie einer Verschwörung; es ward ihnen nicht nur befohlen, das Land zu verlassen, sondern sie durften auch ihre kleinen Kinder nicht mitnehmen. Aus Andalusien, wo Alles schon längst vorbereitet war, zogen hierauf 60,000 Moslim nach Sevilla, von wo sie dann entweder nach Fez gingen oder sich in den afrikanischen Küstenstädten zerstreuten. Aus Murcia ließ Don Luis Fajardo 6552 Personen nach Algier bringen. Die castilianischen Mauren hatten damals schon längst Alles, was sie konnten, verkauft und sich, 20,000 an der Zahl, zu Lande auf den Weg gemacht. Sie zogen bis an die Grenze von Navarra, wo sie jedoch erfuhren, daß die französische Regierung weder sie, noch eine andere Schaar ihrer Brüder, welche aus Aragonien kam, durch Frankreich ziehen lassen wolle. Auf diese Nachricht schifften sich 44,000 Catalonier in Puerto de los Alfaques oder zu La Rapita ein; 64,000 Aragonier aber schlugen den Weg nach Frankreich ein und gelangten elend und jammernd an die Grenze von Bearn. Hier erbarmte sich ihrer der

---

Sicherheit gefunden, kehrt aber nach Spanien zurück, um seine edle, wahrhaft christlich denkende Tochter zu suchen. Derselbe spricht: „Bei dem großen Bernardino de Velasco, Grafen von Salazar, welchem Seine Majestät unsere Vertreibung aufgetragen hat, gelten weder Bitten, noch Geschenke, noch Klagen. Da er sieht, daß der ganze Körper unserer Nation angesteckt und verderbt ist, so will er sich lieber des glühenden Eisens als der erweichenden Salben bedienen. Er hat die Last dieses großen Amtes übernommen, ohne daß unsere Entwürfe und Betrügereien seine stets wachen Argusaugen einschläfern konnten, damit Keiner von den Unserigen als verborgene Wurzel zurückbleibe, um neue Schößlinge zu treiben und giftige Frucht für Spanien zu bringen, das jetzt vereinigt und von der Furcht befreit ist, in die unsere große Menge es versetzen mußte. Ein heroischer Entschluß des großen dritten Philipp, und eine musterhafte Weisheit, ihn gerade von Bernardino de Velasco ausführen zu lassen."

protestantische Herzog La Force, Statthalter von Navarra und Bearn, und schloß, nachdem er die Erlaubniß der Regentin Maria von Medicis dazu eingeholt hatte, mit dem Marquis von Aytona einen Vertrag über ihren Zug durch französisches Gebiet. Die Franzosen verfuhren mit den fast aller ihrer Habe beraubten Vertriebenen nicht christlicher, als die Spanier. Die unglücklichen Leute mußten eine gemeinschaftliche Kasse errichten, aus welcher für jeden Einzelnen von ihnen zehn Realen Passier-Geld bezahlt wurden. Dafür durften sie dann auf französischem Gebiet nach Agde ziehen, wo sie eingeschifft wurden. Als die Aragonier durchgelassen waren, konnte man den Castilianern, welche, 150,000 Seelen stark, an der Grenze gewartet hatten, den Durchzug nicht verweigern. Diese wurden durch die Provinz Languedoc gelassen, deren General-Prevot, d'Augier, sich so empörende Erpressungen gegen sie erlaubte, daß er vor den Gerichten angeklagt und endlich vom Pariser Parlament als schuldig verurtheilt wurde.

In Spanien dauerte die Verfolgung noch zwei Jahre fort. Endlich ward verordnet, daß hinfort alle Mauristen, die man noch finden würde, Sclaven sein sollten. Ueber die Gesammtzahl der Einwohner, welche Spanien damals verlor, schwanken, wie dies mit solchen Zahlen gewöhnlich der Fall ist, die Angaben so sehr, daß es unmöglich ist, etwas Genaues zu bestimmen. Die wahrscheinlichste Angabe möchte, nach des Grafen von Circourt Untersuchungen, wohl 600,000 sein. Im Jahr 1618 forderten die Cortes von Castilien auf, gegen die Verödung des Landes Maaßregeln zu treffen; und einige Jahre später sprachen sie aus, Spanien sei verloren, wenn Gott nicht selber helfe; es werde bald keine Bauern mehr für die Felder, keine Piloten für das Meer geben. Spanien hatte damals 32,000 Franziskaner und Dominikaner, die anderen Mönche ungerechnet, dazu 988 Nonnenklöster.

Die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich befreite, wie wir früher gezeigt haben, den Herzog von Lerma, seinen König und das Haus Oestreich von einer drohenden Gefahr und von einem Kriege, welcher unter Heinrich's Anführung hatte unternommen werden sollen. Bald darauf schien die Verlobung des jungen Königs von Frankreich mit einer spanischen Prinzessin und eines spanischen Prinzen mit Elisabeth von Frankreich, die beiden Staaten Spanien und Frankreich enge mit einander zu verbinden. Auch blieben wirklich, so lange Maria von Medicis am Ruder war, beide Staaten in einem erträglichen Verhältnisse zu einander, ob sie gleich in Italien einer verschiedenen politischen Richtung folgten. Während der Herzog von Lerma und sein König über die Absichten des französischen Hofes beruhigt wurden, geriethen sie mit Karl Emanuel I. von Savoyen in einen Streit, welcher zwar durch Vermittlung des Papstes wieder beigelegt wurde, als-

bald aber wegen des Besitzes von Montferrat von neuem ausbrach. Die Markgrafschaft Montferrat wurde zugleich vom Hause Savoyen und von dem in Mantua herrschenden Hause Gonzaga in Anspruch genommen; Karl Emanuel hatte aber, um den Zwist mit Mantua beizulegen, seine Ansprüche seiner Tochter Margaretha, welche mit dem Herzog Franz IV. von Mantua vermählt wurde, überlassen. Als der Letztere (1612) starb und keine anderen Kinder, als eine Tochter, Maria, hinterließ, folgte ihm in Mantua sein Bruder, der Kardinal Ferdinand; Montferrat aber, welches schon früher einmal in weiblicher Linie vererbt worden war, sollte nach dem Begehren des Herzogs von Savoyen der jungen Enkelin desselben, der Prinzessin Maria, als Erbschaft zufallen. Indessen nahm der so eben erwähnte Ferdinand Gonzaga Montferrat als Eigenthum seines Hauses in Anspruch; er behauptete, die weibliche Erbfolge könnte nur dann eintreten, wenn der ganze Mannsstamm ausgestorben wäre. Karl Emanuel dagegen, welcher als Großvater der Prinzessin die Vormundschaft führte, wollte, anstatt seiner Enkelin das Land zu übergeben, bei dieser Gelegenheit seine alten Ansprüche geltend machen. Da die junge Erbin von Montferrat nebst ihrer Mutter von Ferdinand in Mantua zurückgehalten wurde, so blieb dieser einstweilen im Besitze von Montferrat, das ihm der Kaiser als erledigtes Reichs-Lehen überließ. Er legte nun die Kardinalswürde nieder und nahm den Titel eines Herzogs von Mantua an, schickte jedoch einen Geistlichen an Karl Emanuel, um ihn zu bereden, daß er ihm die Hand seiner verwittweten Tochter zusichere und dadurch den Streit über Montferrat beendige. Dieser Geistliche ward von Karl Emanuel so lange in Turin aufgehalten, bis ein savoyisches Heer gesammelt worden war, mit welchem dann der Herzog im April 1613 plötzlich Montferrat besetzte. Nur Casale ward durch den Herzog Karl von Nevers, welcher ebenfalls ein Glied des Hauses Gonzaga war und sich damals zufällig in Italien befand, glücklich vertheidigt. Karl Emanuel gerieth durch die Besetzung von Montferrat mit Frankreich in Streit, weil der Herzog von Mantua ein Schwestersohn der Regentin von Frankreich war. Auch der König von Spanien war über das Verfahren des Herzogs von Savoyen heftig erbittert, weil er die Rechte des Kaisers zu wahren hatte. Karl Emanuel hatte es also mit den beiden Hauptmächten von Europa zu thun. Die Lage der Dinge in Frankreich war jedoch nicht von der Art, daß die Regentin, wie sie anfangs wollte, den Marschall Lesdiguières mit einem Heere nach Italien senden konnte; sie ließ sich daher durch diplomatische Künste täuschen und vertraute darauf, daß Philipp III. handeln würde.

Dürften wir diese Angelegenheit nebst allen den Kabalen und In-

triguen, welche sowohl in Frankreich als in Spanien mit ihr verknüpft waren, ausführlich darstellen, so würde sich aufs Deutlichste zeigen lassen, wie sehr Frankreich eines Richelieu bedurfte, und wie tief Spanien gesunken war. Zuletzt mußte zwar der Herzog von Lerma — denn von Philipp III. kann gar nicht die Rede sein — ernstlich handeln; aber dies geschah auf eine zugleich lächerlich übermüthige und sehr ohnmächtige Weise. Der hochmüthige spanische Minister forderte, sowohl der Herzog von Mantua, als der Herzog von Savoyen sollten sich seiner Entscheidung unterwerfen, und beleidigte dann durch die Entscheidung beide Theile tödtlich. Ferdinand von Mantua wollte nicht, wie die Spanier forderten, seines Bruders Tochter nach Mailand schicken, und Karl Emanuel wollte Montferrat nicht räumen. Den Letzteren hatte man überdies dadurch sehr beleidigt, daß seinem Sohne, den er nach Spanien geschickt hatte, auf eine unwürdige Weise begegnet worden war. Er wies den spanischen Gesandten aus Turin, schickte dem König von Spanien den Orden des goldenen Vließes zurück und rüstete sich zu kräftigem Widerstande. Er warb nämlich nicht nur selbst ein Heer, sondern auch Moritz von Oranien lieh ihm Truppen, die französischen Reformirten in der Dauphiné und der Provence schickten ihm ein Hülfsheer, und die Venetianer versprachen ihm Geld. Es begann hierauf ein Krieg zwischen Karl Emanuel und den Spaniern oder vielmehr dem spanischen Statthalter von Mailand, Mendoza. Dieser Krieg dauerte vom Juni 1613 bis zum Juni 1615, ohne daß die Spanier irgend einen bedeutenden Vortheil erlangten; in einem blutigen Treffen bei Asti erlitten sie sogar namhafte Verluste. Ihr Statthalter in Mailand ließ sich daher im Juni 1615 bewegen, einen vom päpstlichen Nuntius vermittelten Frieden abzuschließen.

Dieser Friede, welcher in Asti geschlossen ward, befriedigte keinen von beiden Theilen; beide Theile sollten entwaffnen, der Herzog zuerst; den Streit über Montferrat sollte der kaiserliche Reichshofrath entscheiden. Die Spanier, stolz auf die Vortheile, welche Spinola damals in den Niederlanden und in Deutschland erfochten hatte, riefen den Statthalter von Mailand ab; an seine Stelle wurde Peter von Toledo geschickt, um den Krieg wieder anzufangen, wenn Karl Emanuel sich die von ihm geforderten Demüthigungen nicht gefallen lasse. Der Letztere that dies allerdings nicht, weil er auf die Unterstützung der französischen Reformirten und besonders auf die Schweizer rechnete, welche er mit den 200,000 Dukaten Subsidien, die Venedig ihm alle Monat zahlte, kaufen konnte. Der Krieg begann also aufs Neue. Karl Emanuel war gleich anfangs (1616) im Felde unglücklich. Auch in den ersten Monaten des Jahres 1617 waren die Spanier dem Herzoge überlegen. Sie nahmen ihm Vercelli ab und drohten auch Asti zu

besetzen. Jetzt aber änderte sich plötzlich die französische Politik. Der Marschall d'Ancre hatte sich früher von Spanien gewinnen lassen und Maria von Medicis gegen den Herzog von Savoyen eingenommen. Luynes dagegen, der Vertraute des Königs, suchte diesen zu retten und bewirkte, daß der Marschall Lesdiguières, damals noch Protestant und Statthalter der Dauphiné, welcher schon 1616 dem Herzoge auf eigene Rechnung 7000 Mann zu Hülfe geführt hatte, die Erlaubniß erhielt, mit 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern über die Alpen zu gehen, angeblich, weil Frankreich den Frieden von Asti verbürgt hatte. Als Lesdiguières in Piemont erschien, hatte Peter von Toledo seine Spanier in Cantonnirungen vertheilt und besonders Alessandria stark besetzt. Der Marschall erkannte jedoch auf den ersten Blick, daß, wenn er ein bei Feliziano befestigtes Lager erstürme, die Vereinigung des spanischen Heeres unmöglich sein werde. Diese Erstürmung wurde unter der persönlichen Leitung des alten Marschalls glücklich ausgeführt. Sie gehört, da sie wegen der Nähe von Alessandria sehr schwierig war, zu den merkwürdigsten Kriegs-Unternehmungen des 17. Jahrhunderts. Sie ist außerdem auch dadurch merkwürdig, daß die berühmtesten Feldherren an ihr Theil nahmen. Der General Schomberg leitete nämlich das Geschützwesen, Karl Emanuel führte den Befehl über das Hauptheer, und der Marschall Lesdiguières, welcher vom Herzoge von Rohan begleitet war, commandirte die Vorhut.

Als Feliziano erobert war, wurde ein Posten nach dem anderen genommen; Karl Emanuel rückte in Alba und Montiglio ein und die Spanier, welche über 5000 Mann verloren hatten, mußten den beabsichtigten Angriff auf Asti aufgeben. In diesem Streite stand fortwährend Florenz auf Seiten Herzog Ferdinand's und Spaniens; der ehemalige Kardinal vermählte sich (Februar 1617) mit Catharina, einer Schwester des Großherzogs Cosmus II. Lesdiguières hätte damals gern die Gelegenheit benutzt, um Frankreichs alte Ansprüche an Mailand geltend zu machen; er wurde aber abgerufen, da Peter von Toledo in einen Waffenstillstand einwilligte und unter leidlichen Bedingungen Frieden versprach. Der Spanier machte sich, ehe der Marschall nach Frankreich zurückmarschirte, verbindlich, Vercelli zurückzugeben und einen großen Theil seines Heeres zu entlassen, wenn der Herzog von Savoyen ebenfalls die von ihm eroberten Plätze zurückgebe und einen Theil seiner Soldaten verabschiede. Der Friede ward wirklich abgeschlossen; er schien aber für den stolzen spanischen Hof eine zu große Demüthigung zu sein. Lesdiguières war daher kaum in die Dauphiné zurückgekehrt, als der spanische Minister den Franzosen erklärte, daß er die Bedingungen des Friedens mißbillige. Da jedoch die Franzosen den Krieg zu vermeiden wünschten, so leisteten sie dem Herzoge von Savoyen Bürgschaft dafür,

daß Spanien nicht weiter angreifen werde und daß er Vercelli wieder erhalten solle. Dies geschah freilich erst im Jahre 1618.

Gleich darauf wurde ganz Europa durch den Sturz des Herzogs von Lerma in Erstaunen gesetzt, welcher bis dahin den König Philip III. ebenso unbeschränkt beherrscht hatte, wie der Connetable Luynes den König Ludwig XIII. Diese Aenderung mußte besonders Oestreich in Spannung erhalten, wo damals Erzherzog Ferdinand für seine großen Entwürfe der thatkräftigen Hülfe Spaniens bedurfte. Lerma wußte, daß er durch seinen Stolz, seine Habsucht und besonders durch seinen königlichen Glanz und den Hof von Creaturen, die seine Umgebung bildeten, alle Großen des Reiches erbittert habe; er suchte sich daher auf doppelte Weise gegen das Schicksal zu sichern, welches so oft die Günstlinge schwacher Autokraten trifft. Er ließ sich zuerst vom Papste die Kardinals=Würde ertheilen, wodurch er im ungünstigsten Falle berechtigt ward, sich nach Rom zurückzuziehen, und er umgab zweitens den König mit Leuten geistlichen und weltlichen Standes, deren Interesse nothwendig zu fordern schien, daß sie ihn selbst in Gunst erhielten. Der vornehmste unter diesen Creaturen Lerma's und zugleich der undankbarste war sein eigener Sohn, der Herzog von Uzeda, den er, da derselbe als junger Mann den König auf eine Art unterhalten konnte, wie es ihm selbst im Alter nicht mehr möglich war, über die Art und Weise belehrt hatte, wie Philipp gefesselt werden könne. Ein anderer Mann, durch welchen Lerma den König in seinem Interesse bewachen ließ, war der ganz beschränkte Mönch Ludwig Aliaga. Diesen hatte der Herzog an den Hof gebracht und durch Philipp zu dessen Beichtvater ernennen lassen, weil er recht gut wußte, daß Philipp gleich allen spanischen Naturen der Geistlichen bedurfte, um in gutem Verhältnisse mit dem Himmel zu bleiben, und daß also neben dem Günstlinge, welcher den ersten Platz beim Könige einnahm, der Beichtvater den zweiten Schlüssel zu seinem Herzen hatte. Neben diesen beiden Leuten waren noch Don Rodrigo de Calderona, der Sohn eines gemeinen Soldaten, und der Herzog von Ossuna die Wächter und Schützer der Gunst des Herzogs von Lerma. Den Letzteren hatte der König, seitdem er die Kardinals=Würde erlangt hatte, nicht mehr so lieb als früher, weil Philipp vor der geistlichen Würde zu viel Respect hatte, um noch ferner ganz vertraulich mit ihm umgehen zu können. Sobald die Großen merkten, daß Philipp anfange, seinem Lieblinge die Gunst zu entziehen, trugen sie, unter ihnen selbst der Herzog von Uzeda, dem Könige alle Beschwerden über des Ministers Regierung vor. Lerma suchte darauf den Thronerben für sich zu gewinnen, wozu ihm seine beiden Neffen, der Graf von Lemos und Ferdinand Borgia, behülflich sein sollten. Lerma wurde also von seinem Sohne und von seiner Creatur,

dem Beichtvater Aliaga, verrathen, während seine Neffen, die Kammerherren des Prinzen von Asturien, ihn unterstützten und den Thronerben für ihn einnahmen*). Als das Letztere dem Könige merkbar wurde, gerieth er, der sonst in allen Dingen gleichgültig und leidenschaftlos war, plötzlich in Zorn und fing an selbstthätig zu werden. Dazu trug noch der Umstand viel bei, daß Philipp, so jung er damals auch noch war, doch schon den Keim des Todes in sich fühlte (er starb bald nachher in seinem 44. Jahre), und daß er also ungern sah, wie man bereits auf seinen Tod Speculationen gründe. Er entfernte zunächst die beiden erwähnten Kammerherren seines Sohnes nebst einer Anzahl ihrer Freunde vom Hofe. Man erwartete, daß nun auch ihr Oheim Lerma sich zurückziehen werde; dieser klebte aber fest an seinen Gewohnheiten und blieb im Escurial, bis Philipp ihm ein eigenhändiges Billet schrieb, in welchem er ihm befahl, den Hof zu verlassen, jedoch so, daß er hingehen dürfe, wohin er wolle, und daß er Alles, was Philipp ihm geschenkt hatte, behalten solle. Lerma entfernte sich indessen nicht eher, als bis der Beichtvater des Königs erst noch einmal den vergeblichen Versuch gemacht hatte, diesen zu bewegen, ihn noch weiter zu dulden. Lerma wurde bei seiner Entlassung (4. October 1618) sowohl vom Prinzen von Asturien, als vom Könige mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Wir begreifen übrigens nicht, wie die spanischen Biographen Lerma's und sogar Watson nach dem, was wir von der Vertreibung der Maurisken und von dem Kriege in Italien erzählt haben, behaupten können, seine Regierung habe zum Verfall der Blüthe Spaniens wenig beigetragen und diese sei ganz allein eine Folge der Umstände und Verhältnisse gewesen. In Betreff der Verschwendung, welche dem Herzoge von Lerma Schuld gegeben wird, mag dies freilich wahr sein; denn Verschwendung ist von einer gewissen Gattung der Monarchie und von den oberen Beamten derselben unzertrennlich, wie wir an England und Rußland sehen, die doch gewiß blühend sind.

Alle Aemter und Ehren Lerma's, ausgenommen die Stelle eines Hofmeisters des Prinzen von Asturien, erhielt sein Sohn, der Herzog von Uzeda. Dieser leitete also in den letzten Jahren Philipp's III. die Regierung. Nach einigem Zögern entschloß er sich, im Einklang mit den großen Entwürfen des Erzherzogs und späteren Kaisers Ferdinand, zu kriegerischen Unternehmungen. Er hatte jedoch dabei kein anderes Ziel, als sich in der Gunst seines Königs zu behaupten, und war deshalb auch nicht im Stande, aus Spinola's Feldherrn-Talent und aus den Vortheilen, welche die Tapferkeit der Spanier in Italien

*) Den Titel „Prinz von Asturien" führen die spanischen Thronerben seit 1387 (s. Bd. VII., S. 37).

errang, den Nutzen zu ziehen, der daraus zu ziehen gewesen wäre. Es fehlte stets an Geld und die wichtigsten Unternehmungen stockten, weil keine Befehle aus Spanien eintrafen, wo Alles nur darauf gerichtet war, dem melancholischen und phlegmatischen Könige die Zeit zu vertreiben. Die Hauptbeschäftigung des Ministers, der nichts als ein glatter Hofmann war, bestand darin, daß er prächtige Feste anordnete und ihnen beiwohnte, glänzende und kostspielige Processionen veranstaltete und mit großem Aufwande Bälle, Stiergefechte und Turniere hielt. Es schien daher auch damals, als wenn sich ebenso in Italien, wie vorher in den Niederlanden, ein eigener Staat auf Unkosten Spaniens bilden werde. Zugleich wünschten auch die Portugiesen sich von Spanien wieder loszureißen. Der Bewegungen in Ober-Italien werden wir weiter unten gedenken, wenn von Richelieu's Kriegszuge die Rede sein wird. Hier wollen wir nur eines Versuches erwähnen, Neapel der spanischen Herrschaft ganz zu entziehen.

Neapel ward im 17. Jahrhundert von spanischen Vice-Königen regiert, die sich ebenso, wie die französischen Statthalter der Provinzen, als unabhängige Fürsten fühlten und betrugen. Unter Philipp II. hatten zwei Vice-Könige aus der Familie der Grafen von Lemos sich große Verdienste um Neapel erworben. Namentlich hatte der zweite von ihnen, Peter di Castro, die Verwaltung, die Finanzen und vorzüglich das Studien-Wesen ganz vortrefflich geordnet, als er im Juli 1616 plötzlich abgerufen ward. An seine Stelle kam der Herzog von Ossuna, welcher bis dahin Statthalter von Sicilien gewesen war. Dieser hegte eine ganz besondere Feindschaft gegen die Venetianer, und suchte einen Krieg, den dieselben wegen der Uskoken, einer servischen Völkerschaft, mit dem nachherigen Kaiser Ferdinand II. hatten, sowie den Krieg mit dem Herzoge von Savoyen zu benutzen, um den venetianischen Handel auf dem adriatischen Meere zu stören und, obgleich sein König mit Venedig im Frieden war, theils auf eigene Rechnung, theils vermittelst wilder Uskoken einen Seekampf zu führen. Er erlaubte den Uskoken in neapolitanische Häfen einzulaufen, venetianische Prisen aufzubringen und unter neapolitanischem Schutze zu verkaufen. Er ließ endlich sogar das Volk von Venedig gegen den herrschenden Adel aufregen. Er stiftete nämlich mit dem Vice-König von Mailand und dem spanischen Gesandten in Venedig, dem Marquis von Bedmar, dort eine weitgreifende Verschwörung. Diese konnte jedoch einer Regierung, wie die venetianische war, unmöglich verborgen bleiben, und sie ist deshalb auch nur wegen der grausigen Hinrichtungen, welche die schauderhafte Staats-Polizei von Venedig im Stillen an allen Mitwissern vollziehen ließ (Mai 1618), historisch merkwürdig. Dabei blieb es sogar unentschieden, ob nicht Ossuna schließlich die Republik zu

seinen ehrgeizigen Entwürfen gegen Spanien habe benutzen wollen, ja es ist noch nicht gelungen, seine damaligen Absichten völlig ins Klare zu setzen.*)

Das Unternehmen des Vice-Königs ward bald in Spanien laut und allgemein mißbilligt, und der von ihm beleidigte Adel Neapels schickte einen Mönch, welcher im Geruche der Heiligkeit stand, nach Madrid, um die spanische Regierung vor ihm zu warnen. Diese ließ sich zwar nicht zu der Meinung bestimmen, daß Ossuna, wie man ihm vorwarf, mit dem Volke, mit den Uskoken und sogar mit den Türken conspirire; sie beschloß aber doch seine Abberufung und glaubte bei derselben mit sehr großer Vorsicht verfahren zu müssen. Don Gaspar di Borgia, welcher als Kardinal sich gerade in Rom befand, erhielt den Auftrag, ihn abzuberufen. Dieser kam im Mai 1620 nach Neapel und merkte bald, daß Ossuna nicht Lust habe, seine Stelle aufzugeben, da derselbe, um die Nothwendigkeit seines Verbleibens in Neapel darzuthun, bald das Verhältniß zu den Türken, bald innere Angelegenheiten vorschützte. Der Kardinal stellte sich deshalb, als wenn er Ossuna's Gründe billige und nur als Rathgeber und Gehülfe bei ihm bleiben wolle, knüpfte aber unter der Hand mit dem muthigsten Theile des hohen Adels eine Verbindung an, besetzte dann in einer Nacht plötzlich die Burg der Stadt (Castel nuovo), und kündigte von dort aus auch den Commandanten der Kastelle St. Elmo und dell' Uovo an, daß er Vice-König sei. Ossuna ward erst durch den Donner des Geschützes von seiner Absetzung unterrichtet. Er gab sich vergebens Mühe, das Volk zum Aufstande gegen Borgia zu bewegen, und schiffte sich hierauf eilig nach der Provence ein, von wo er dann zu Lande nach Madrid reiste. Hier ward ihm anfangs durch den Einfluß seines Beschützers, des Herzogs von Uzeda, und der Creaturen desselben eine sehr günstige Aufnahme gewährt; doch wurde er später verhaftet und starb 1624 im Gefängniß.

Im März des Jahres 1621 starb Philipp III. Obwohl unter ihm der Verfall Spaniens schon sichtlich eintrat, hatte er doch seinen Hochmuth nie abgelegt; er verlangte für Spanien den ersten Rang in allen diplomatischen Beziehungen und gestand selbst dem Könige von England nur den Namen „Vetter" (nicht „Bruder") zu. Sein erst sechszehnjähriger Sohn und Nachfolger Philipp IV. war ohne Regententugenden und ohne Würde, wenn er auch die letztere dadurch zu zeigen suchte, daß er mitunter wochenlang kein Wort redete. Er that sich als Kunstfreund hervor und soll sogar einige dramatische Dichtungen verfaßt haben; auch begannen der größte Maler und der berühmteste Schau-

*) Vgl. Leop.: Ranke „Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618," Berlin 1831.

spieldichter Spaniens, Calderon und Murillo (1618—1682) unter ihm ihre glänzende Laufbahn. Es kann dies als Beweis dienen, wie lebendig, vielseitig und volksthümlich Kunst und Poesie in diesem Lande waren, da sie noch in einer Zeit nachzuwirken vermochten, wo Entvölkerung und Verarmung, hohler Prunk und politische Ohnmacht stetig zunahmen. Mit der Thronbesteigung Philipp's IV. trat eine gänzliche Aenderung in der Leitung der Regierung ein. Das ganze Ministerium ward nicht allein mit Feinden der Herzoge von Lerma und Uzeda besetzt, sondern der Graf von Olivarez, welcher an der Spitze desselben stand, verhängte auch eine grausame Verfolgung über alle die, welche unter Philipp III. Antheil an der Verwaltung gehabt hatten. Dem Herzoge von Lerma wurde verboten, sich bei Hofe sehen zu lassen, und wenn er auch wegen seiner Kardinals-Würde weiteren Verfolgungen entging, so verlor er doch alle Güter und Pensionen, welche Philipp III. ihm verliehen hatte. Sein Sohn, der Herzog von Uzeda, wurde verhaftet, rettete sich aber aus dem Hause, wohin man ihn gebracht hatte, durch eine glückliche Flucht. Er ertrug sein Mißgeschick mit weit weniger Fassung, als sein Vater, der ihm in einem Briefe bittere Vorwürfe darüber machte, daß er sich vom Schmerz über den Verlust der königlichen Gunst ganz niederdrücken lasse. Damals wurden auch Ossuna und seine Freunde verhaftet. Don Rodrigo de Calderona aber, welcher durch Lerma vom niedrigsten Stande bis zur höchsten Würde emporgehoben worden war, kam nicht so wohlfeil davon, als dieser sein Gönner. Er mußte vielmehr den Zorn büßen, welchen Lerma auf sich geladen hatte, obgleich man kein eigentliches Verbrechen auf ihn bringen konnte. Er war schon früher beschuldigt worden, die 1612 verstorbene Königin vergiftet zu haben, und nachdem man ihn zwei Jahre lang im Kerker gehalten, sowie nach spanischer Weise mit einem Kriminal-Proceß gequält und auf die Folter gebracht hatte, wurde er bald nach Philipp's IV. Thronbesteigung am 10. October 1621 zum Tode verurtheilt und zwei Tage nachher hingerichtet. Der Beichtvater Aliaga, welcher trotz seiner Verbindung mit Lerma von diesem zu Uzeda übergegangen war, wurde ebenfalls vom Hofe verwiesen und in sein Kloster zurückgeschickt.

Um dieselbe Zeit, als Olivarez an die Spitze der spanischen Regierung kam, trat auch Richelieu als Kardinal in das französische Kabinet und ward dem König Ludwig XIII. unentbehrlich. Drei Dinge machten es in den Jahren 1622 bis 1630 durchaus nöthig, daß ein tüchtiger Staatsmann dem schwachen König Ludwig zur Seite stehe, und zwang diesen, sich unter die Herrschaft eines Ministers zu fügen, wenn er nicht ein Opfer der Kabalen seiner Mutter und seines Bruders, sowie ein Spielzeug der Großen seines Reiches werden wollte.

Zuerst regten sich immer noch von Zeit zu Zeit die halb republikanischen Reformirten, so lange sie noch einen Staat im Staate bildeten. Zweitens veranlaßten Maria von Medicis und ihr jüngerer Sohn, Gaston von Orleans, in Verbindung mit ehrgeizigen Großen sehr gefährliche Unruhen, bis endlich Richelieu Alles mit einem eisernen Scepter schlug. Drittens ward im Laufe des dreißigjährigen Krieges die Verbindung von Oestreich und Spanien in Italien und Deutschland dem bisherigen Gleichgewicht der Mächte von Mittel-Europa gefährlich. Zu dem, was bereits oben von den Feindseligkeiten zwischen Spanien, Venedig und Savoyen berichtet worden ist, kam zu Richelieu's Zeit noch der Streit der mit Spanien verbündeten katholischen Veltliner mit den protestantischen Graubündnern, in welchen Streit auch die Venetianer verwickelt wurden.

Das Veltlin (Val Tellina) oder der schmale Streifen Land, der sich vom Comer See bis zur Tyroler Grenze erstreckt, trennte durch seine Thäler und Pässe das östreichische Gebiet vom Herzogthum Mailand; es verhinderte also einerseits die Verbindung der Oestreicher und Spanier und deckte andererseits den nördlichen Theil des Venetianischen. Das Land selbst war im Jahre 1512 von den Graubündner Bauern besetzt worden, welche dasselbe dem Herzog Maximilian Sforza von Mailand nicht zurückgaben (s. Bd. IX., S. 243) und es seitdem durch die von ihnen gewählten Landvögte schlecht regierten. Die Veltliner waren um so mehr unzufrieden, da sie und ein Theil der Graubündner (der graue Bund) der katholischen Kirche angehörten, die regierende Partei dagegen protestantisch war und mit unverständiger Strenge durch harte Strafen und durch Verbannung die unruhigen Gemüther im Zaume zu halten hoffte. Dies suchten nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, als die spanischen Statthalter in Mailand und Neapel fast ganz unabhängig regierten, die Spanier zu benutzen, um sich einen Zugang zu Tyrol zu eröffnen und die Pässe, welche ins Venetianische führten, in ihre Gewalt zu bringen. Die Gelegenheit dazu glaubten sie gefunden zu haben, als in Graubünden selbst die katholischen und protestantischen Einwohner mit einander zerfielen und die Ersteren mit schauderhafter Grausamkeit verfolgt oder verbannt, einige Geistliche sogar durch Martern getödtet wurden, die verbannten Katholiken aber, die sich in der Schweiz aufhielten, mit den Spaniern gegen ihr Vaterland conspirirten.

Drei Jahre lang waren die Verbannten mit den Spaniern in Verbindung gewesen, und schon dreimal waren ihre Unternehmungen vereitelt worden, als es ihnen endlich gelang, im Verein mit den durch erbitterte Priester aufgeregten Landleuten im Veltlin einen entscheidenden Streich auszuführen. Am 19. Juli 1620 drangen nämlich einige

hundert Verbannte und die von ihnen in den Gebirgen angeworbenen Räuber und Vagabunden nach Tirano vor, wo diejenigen Landeseinwohner, die des protestantischen Druckes entledigt zu sein wünschten, sich mit ihnen vereinigten. In Tirano wurde beim Läuten der Sturmglocke ein furchtbares Gemetzel unter den Reformirten veranstaltet, von denen nur fünf entkommen sein sollen. In Teglio verrammelten die Eingedrungenen mit Hülfe des Volkes die Kirche, in welcher die Protestanten beim Gottesdienst versammelt waren, und feuerten unter die Gemeinde. Noch schlimmer ging es denen, welche lebend in die Hände der Mordbanden fielen. In Sondrio setzten sich sogar Katholiken zur Wehr; doch wurden auch hier und in Morbegno alle Protestanten, einheimische sowohl als fremde, auf die scheußlichste Weise gemordet. Im ganzen Lande fielen ähnliche Scenen vor. Tausende kamen um und die Flüchtigen wurden sogar auf den höchsten Bergen, in Schluchten und Wäldern aufgesucht. Alles Eigenthum der Evangelischen, bewegliches wie unbewegliches, wurde weggenommen und öffentlich verkauft. Die Thäler der Grafschaft Bormio (Worms) blieben zwar vom Blutvergießen frei; alle ihre Amtleute aber wurden ausgetrieben, während es den bedrohten protestantischen Einwohnern selbst gelang, noch zu rechter Zeit zu ihren Glaubensgenossen in der Schweiz zu fliehen, wo sie besonders in Zürich Zuflucht fanden. Der Rädelsführer der ganzen Unternehmung, Robustelli, übernahm darauf als Landeshauptmann die Regierung im Veltlin und schloß eine enge Verbindung mit denen, welche in Bormio die Gewalt hatten. Nur die Grafschaft Chiavenna oder Cläven wurde durch den Landvogt Fortunatus Sprecher in der Treue erhalten, und am See-Ufer, am Stein Corberio und in Chiavenna selbst wurde bewaffnete Mannschaft aufgestellt. Allein die aus drei kleinen Republiken bestehende Föderativ-Republik Graubünden war in ihrem eigenen Inneren getheilt. Der dritte Theil des Ganzen, der sogenannte graue Bund, war ganz katholisch und auch in den anderen beiden Theilen gab es Katholiken, die sich über das, was geschehen war, freuten und natürlich keinen Rachezug mitmachen wollten. Dennoch zogen die Uebrigen, welche die Minderzahl bildeten, gegen die Veltliner aus.

Sie hatten schon einen Theil des Landes wieder besetzt, als die Veltliner von Oestreich und von den Spaniern in Mailand Hülfe erhielten. Dadurch wurden nicht nur die protestantischen Kantone der Schweiz, sondern auch die Franzosen und die Venetianer bewogen, sich der Graubündner anzunehmen. Ein Zug, welchen die Züricher und Berner 1620 nach Tirano und Bormio unternahmen, fiel nicht glücklich aus. Die Graubündner suchten daher die Vermittlung der gesammten Eidgenossenschaft und Frankreichs. Die Spanier, welche schon

zu Fuentes Zeit die Pässe zu besetzen gesucht und auf Mailändischem Gebiete das nach jenem Vice-Könige benannte Fort Fuentes erbaut hatten, beschlossen, als die Eidgenossenschaft zögerte, sich dies zu Nutzen zu machen; und ihr Statthalter in Mailand, der Herzog von Feria, wünschte auf dem Boden der Veltliner neue kleine Forts zu errichten. Während daher von den Franzosen Bassompierre nach Madrid geschickt ward, um den König Philipp IV. oder vielmehr den zum Herzog erhobenen Olivarez, der sich jetzt Graf-Herzog nannte, dazu zu bewegen, daß er den Graubündnern und der Eidgenossenschaft wieder zu den verlorenen Stücken des Veltlin verhelfe, schloß der Herzog von Feria am 6. Februar 1621 mit den Gesandten des grauen Bundes und der Veltliner einen einseitigen Vertrag. Nach diesem sollten erstens das Veltlin und die Grafschaft Bormio den drei Bünden Graubündens verbleiben, aber noch auf fünf Jahre die spanischen Besatzungen behalten. Zweitens sollte alles Vorgefallene vergessen sein. Drittens sollten die geistlichen Gerechtsame dem Bischof von Como allein gehören; im Veltlin und in Bormio sollte einzig die katholische Religion geübt werden, die Protestanten aber keinerlei Berechtigung zum Gottesdienste haben und ihre Güter verkaufen oder doch jedes Jahr nur auf eine Dauer von vier Monaten besuchen, ohne einen Haushalt zu haben. Spanien erhielt für seine Truppen freien Durchzug und außerdem das Recht, Mannschaften im Lande zu werben. Dieser Vertrag ward von den beiden anderen Theilen Graubündens, dem Gotteshaus-Bund und dem der zehn Gerichte, mißbilligt, und beide Theile griffen zu den Waffen. Es entstand ein förmlicher Krieg, in welchem der graue Bund und die Veltliner von den fünf katholischen Kantonen der Schweiz, die Protestanten dagegen von den übrigen Kantonen unterstützt wurden. Endlich war Bassompierre glücklich genug, in Madrid eine Beilegung des Streites zu bewirken, welche freilich von keiner Dauer war. Der von ihm am 26. April 1621 zu Stande gebrachte Vertrag enthielt folgende Bestimmungen: Alles solle auf den alten Zustand zurückgeführt werden, von Rache und Strafe aber fernerhin keine Rede sein. In Glaubenssachen solle es so bleiben, wie es im Anfange des Jahres 1617 gewesen war. Den Veltlinern endlich sollten ihre alten Rechte durch Frankreich, die ganze Eidgenossenschaft und Wallis verbürgt werden.

Als die Schweizer und die protestantischen Graubündner, welche mit Recht fest überzeugt waren, daß die Spanier das Veltlin nicht gutwillig räumen würden, von diesem Stande der Dinge Kenntniß erhielten, entbrannten sie in Wuth und die Gemeinden brachen mit ihrem Landsturm auf, um ihr Recht mit Gewalt durchzusetzen. Sie glaubten sich hierzu um so mehr berechtigt, als in Luzern eine Berathung der

sieben katholischen Kantone und des päpstlichen Nuntius stattgefunden hatte, welche auf Einschränkung des Vertrages von Madrid ausging. Ihr Unternehmen scheiterte jedoch vor dem Castell, welches die Spanier bei Bormio errichtet hatten; das Geschütz der Letzteren zerstörte beinahe den ganzen Ort und der Zug gewährte nur den Oestreichern und Spaniern, welche von der Entschuldigung, daß die plötzliche Erhebung einer aufgeregten demokratischen Menge unmöglich zu verhindern gewesen sei, nichts wissen wollten, den erwünschten Vorwand, ihre Absichten mit Gewalt durchzusetzen. Oestreich hielt den Zeitpunkt für geeignet, alte Ansprüche auf die Landeshoheit in Graubünden geltend zu machen. Spanische Truppen und ein Heer des Erzherzogs Leopold, welcher nach den von ihm als Bischof von Passau und Straßburg bestandenen Abenteuern in Tyrol regierte, besetzten die nach Graubünden führenden Pässe und riefen dann die Gesandten der drei Bünde nach Imbst in Tyrol. Hier erklärten diesen die Abgeordneten des Erzherzogs geradezu, daß, ohne weitere Untersuchung des Rechtes oder Unrechtes, das Münster-Thal, das Unter-Engadin und die acht Gerichte dem Hause Habsburg abgetreten werden müßten. Gleich darauf besetzten von der einen Seite Oestreicher, unter dem Kommandanten des Münsterthals, Baldiron, von der anderen Seite Spanier ganz Graubünden, und die Eidgenossen leisteten nur eine schwache Hülfe. An einzelnen Aufständen in den verschiedenen Gauen und Thälern fehlte es freilich nicht; im Prättigau fielen die Einwohner, die ihre Waffen hatten abliefern müssen, mit eisenbeschlagenen Keulen über die Oestreicher her und erschlugen einige hundert Mann. Sie erhielten Verstärkung aus Zürich; der Freiherr Rudolf von Salis trat an die Spitze und zwang Baldiron zur Uebergabe von Chur (Juni 1622). Kurz darauf aber drangen die Oestreicher wieder vor und die Graubündner mußten sich am 30. September 1622 in Lindau einen Vertrag vorschreiben lassen, wie Spanien und Oestreich, unterstützt vom päpstlichen Nuntius, ihn verlangten, namentlich wurde das Recht des freien Durchzugs auf die Truppen beider habsburgischen Häuser ausgedehnt. Dies weckte endlich die Venetianer und den Herzog von Savoyen, sowie auch, als Richelieu seine ministerielle Macht begründet hatte, die französische Regierung.

Richelieu fühlte sich endlich im Kabinet so sicher, daß er seinem Bisthum Luçon mit Sicherheit entsagen zu können glaubte, um als Schützer und Rathgeber des Königs den Staat zu regieren. Er hatte auf eine sehr schlaue Weise als Bedingung seines Eintrittes in das Ministerium festgesetzt, daß alle wichtigen Angelegenheiten nicht im großen Minister-Rathe (conseil des dépêches), sondern zwischen ihm, dem Könige und einigen wenigen anderen Männern ausgemacht werden sollten. Die erste Angelegenheit, welche er in dieser Stellung ernst-

lich angriff, war die des Veltlin*). Richelieu beendigte daher die aufs Neue ausgebrochenen Streitigkeiten mit den Reformirten, welche noch immer den Herzog von Rohan an ihrer Spitze hatten und auf La Rochelle und die für diese Stadt zu hoffende Hülfe Englands und Hollands vertrauten, so schnell als möglich, um seine ganze Aufmerksamkeit auf Italien richten zu können. In dieser Absicht beförderte er den Frieden, der im October 1622 bei Gelegenheit der Belagerung von Montpellier zum Abschlusse kam. Nun wurde im Februar 1623 zu Paris eine Verbindung zwischen Savoyen, Frankreich und Venedig verabredet, damit man nöthigenfalls die Spanier und Oestreicher mit Waffengewalt zwingen könne, das von ihnen besetzte Land zu räumen. Da König Ludwig und seine Verbündeten eben so gute römische Christen waren, als die Spanier und Oestreicher, so ward freilich zu gleicher Zeit ausgemacht, daß bei der Rückgabe des Veltlin an die Graubündner die kirchlichen Zustände so bleiben sollten, wie sie wären. Frankreich übernahm es, ein Heer von 40,000 bis 50,000 Mann aufzustellen, um das Verabredete mit Gewalt durchzusetzen.

Vorerst kam es indessen nicht zum Kriege, weil Papst Gregor XV. sich erbot, das Veltlin mit Chiavenna und Bormio bis zur Entscheidung des Streites in Verwahrung zu nehmen. Dies geschah denn auch freilich; allein die Besetzung des Ländchens mit päpstlichen Truppen hinderte die Spanier nicht, neue Forts zu erbauen. Unter Urban VIII., welcher auf Gregor folgte, ließen die Veltliner sogar merken, daß sie gern der päpstlichen Regierung angehören würden. Die Franzosen wurden daher aus vielen Ursachen unzufrieden, daß päpstliche Truppen im Veltlin waren. Der Papst bemühte sich indessen, wenigstens den Erzherzog Leopold dazu zu bewegen, daß er seinen Raub wieder fahren lasse. Auch gab dieser wirklich im April 1624 den Gotteshaus-Bund, den grauen Bund und die Herrschaft Maienfeld gegen eine Zahlung von 20,000 Gulden wieder frei; er behielt aber noch immer die zehn Gerichte und das untere Engadin. Welches Schicksal diese von Protestanten bewohnten Gegenden traf, wird man daraus beurtheilen können, daß Leopold im August 1624 bekannt machen ließ, jeder Einwohner, der nicht innerhalb sechs Monaten katholisch werde, müsse das Land verlassen. Ueberdies mußte noch jedes Zehnt-Gericht 700 Gulden

*) Ces affaires, heißt es in seiner dem Könige übergebenen Denkschrift, ne peuvent être attendues que du roi et du conseil, qui est auprès de Sa Maj., étant du tout impossible, que d'autres personnes le puissent faire, d'autant qu'autrement, pendant qu'on prendroit une résolution au conseil des dépêches, on en pourroit prendre une autre contraire au conseil en présence du roi, et que celles qu'on prend sur les affaires du dehors dépendent de la disposition, dans laquelle on est pour celles du dedans.

zur Unterhaltung der Kapuziner bezahlen. Der Marquis de Coeuvres, französischer Gesandter bei der Tagsatzung zu Baden, welcher ein ganzes Jahr lang die Veltliner Sache vergebens beim Papste betrieben hatte, nahm endlich seine Zuflucht zu den Waffen. Damit man jedoch nicht an Spanien den Krieg zu erklären habe, gaben Frankreich und Venedig nur Geld her, mit welchem Schweizer und evangelische Veltliner gemiethet wurden. Als das Heer aufgestellt war, kündigten Frankreich, Savoyen und Venedig dem Papst das Besatzungsrecht für die veltliner Landschaften auf und Coeuvres übernahm das Commando. Er sandte Rudolf von Salis nach dem Prättigau voraus, erhielt für sein Heer von den Bernern freien Durchzug, jagte die Oestreicher aus Bünden, rückte dann im December 1625 über die mit tiefem Schnee bedeckten Hoch-Alpen und säuberte das Veltlin in kurzer Zeit von den Spaniern und den päpstlichen Soldaten. Auf diese Weise entriß also Richelieu, ohne an einen Krieg mit den Spaniern und Oestreichern zu denken, den Ersteren das Veltlin und den Letzteren die zehn Gerichte wieder.

Der Herzog von Savoyen hatte vorher mit dem Connetable Lesdiguières in Susa, wo zwischen Venedig, Savoyen und Frankreich der Zug ins Veltlin ausgemacht wurde, einen anderen weit aussehenden Kriegszug verabredet, welcher gegen die Existenz der mit Spanien verbündeten Republik Genua und zugleich auch wahrscheinlich gegen das Herzogthum Mailand gerichtet war. Die Venetianer, welche von dieser Verbindung nichts gewußt hatten, unterstützten, als ihnen dieselbe kund ward, zugleich mit den Spaniern die Genuesen. Der Connetable Lesdiguières erschien 1625 plötzlich mit 20,000 Franzosen, sowie Karl Emanuel I. von Savoyen und sein Sohn Victor Amadeus I. mit ihrem Heere vor Genua, und die Holländer hatten als Schützlinge der Franzosen diesen ihre Flotte geliehen. Die Genuesen wehrten sich jedoch sehr tapfer. Unter den Vertheidigern ihrer Republik zeichneten sich besonders die genuesischen Handelsleute in Spanien, welche einige Millionen an Geld schickten, sowie die Familie Doria, die den Widerstand leitete, durch Aufopferung für die Vaterstadt aus. Die Feinde hatten geglaubt, Genua unvorbereitet überfallen zu können; sie sahen sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, da die Spanier und Venetianer insgeheim die Genuesen, welche gewissermaaßen von Räubern in der Nacht überfallen worden waren, unterstützten. Auch konnte sich glücklicher Weise der alte eigensinnige Lesdiguières mit Karl Emanuel und Victor Amadeus, welche Beide ausgezeichnete Generale waren, über die Art des Angriffes nicht einigen; dieser mußte daher für das Jahr 1625 wieder aufgegeben werden. Der Herzog von Savoyen wollte jedoch die gehoffte Beute nicht so leicht fahren lassen. Er entwarf deshalb mit Frankreich den Plan eines neuen Zuges für das

Jahr 1626, und um dem Zwiste mit Lesdiguières vorzubeugen, wurde sein Sohn von Frankreich zum Oberfeldherrn aller in Italien dienenden Franzosen ernannt. Die Spanier erhielten aus Deutschland Verstärkungen unter dem Grafen Pappenheim. Der ganze savoyische Plan mußte jedoch wieder fallen gelassen werden, weil man im Anfange des Jahres 1626 sich plötzlich über das Veltlin und über Genua einigte.

Diese friedliche Uebereinkunft war ganz allein das Werk der beiden in Spanien und Frankreich unumschränkt herrschenden Minister, des Graf-Herzogs Olivarez und des Kardinals Richelieu. Der Erstere fürchtete mit Frankreich in einen offenen Krieg und dadurch in Deutschland, wo so eben Christian IV. von Dänemark im Felde erschienen war, in Verlegenheit zu gerathen; der Andere wollte, ehe er sich in den deutschen Krieg einmischte, neue Unruhen, welche in Frankreich entstanden waren, dämpfen. Auf Richelieu's Geheiß reiste Graf du Fargis, französischer Gesandter in Madrid, im Winter nach Monzon, einem dem Minister Olivarez gehörenden Orte in Aragonien, wo dieser sich aufhielt, und hier einigte man sich dann über die Art und Weise, wie der Streit wegen des Veltlin beigelegt werden sollte. Unterzeichnet ward der Vertrag am 6. März 1626; doch wurden die Bedingungen desselben erst viel später bekannt. Diese hätten den deutschen Protestanten zeigen sollen, was sie wagten, als sie bald nachher ihre Sache einem Kardinal und seinem Pater Joseph anvertrauten. Durch den Vertrag von Monzon wurde nämlich allerdings die Herrschaft über das Veltlin den Graubündnern zurückgegeben, jedoch unter der Bedingung, daß im Veltlin und in den Grafschaften Bormio und Chiavenna auf ewige Zeiten keine andere Religion als die römische, ausgeübt werden dürfe. Die Bewohner der drei Gebiete sollten den Graubündnern eine jährliche Abgabe zahlen, welche später auf 25,000 Gulden festgesetzt wurde; dagegen sollten sie ihre Statthalter, Obrigkeiten und Richter, jedoch nur katholische, frei wählen dürfen. Dies Alles sollten die Graubündner anerkennen und bestätigen. Das Wichtigste war die Uebereinkunft wegen der Forts, welche die Spanier in den Pässen erbaut hatten. Diese sollten dem Papste übergeben werden, damit derselbe sie schleifen lasse. Mit diesem Vertrag erreichte auch der Krieg zwischen Savoyen und Genua sein Ende.

Im Jahre 1625 ließ Richelieu den Finanz-Minister La Vieuville, welcher ihm früher zum Sitze im Kabinet behülflich gewesen war, in einen Proceß wegen untreuer Verwaltung verwickeln und verhaften, weil derselbe nicht unbedingt seiner Meinung war. In dem nämlichen Jahre hielt er zu Paris eine Versammlung von Notabeln, zu welcher die vornehmsten Pairs, die Parlaments-Präsidenten, die General-Procuratoren der Steuerhöfe, ferner vier Prälaten und der

Prévôt des Marchands der Hauptstadt gehörten, und ließ durch dieselbe eine Billigung seiner Politik in Bezug auf das Veltlin aussprechen. Fast gleichzeitig erregten die Protestanten aufs Neue Unruhen. Sie hatten im Vertrag von Montpellier eigentlich Alles erlangt, was damals von einer katholischen Regierung zu erwarten gewesen war; denn daß man oft nicht Wort hielt, daß man das Edict von Nantes verletzte, so oft dies möglich war, lag in den Verhältnissen und in den katholischen Ansichten, die sich ja auch noch in unserer Zeit überall kund geben. Der Hauptgrund der Unzufriedenheit der Protestanten bestand darin, daß man die Burg St. Louis in der Nähe von La Rochelle nicht, wie der Vertrag es feststellte, geschleift, sondern vielmehr verstärkt hatte; die eigentlichen Urheber des Aufstandes aber, welcher 1625 in Poitou, Saintonge und Languedoc ausbrach, waren Rohan und sein Bruder Soubise. Da Richelieu damals den Kampf mit Spanien im Veltlin und in Italien aufnehmen wollte, so kam ihm die Empörung der Protestanten sehr ungelegen. Er kannte zwar die Ohnmacht des spanischen Reiches, dessen Truppen freilich damals einerseits noch die Päſſe des Veltlin besetzt hielten, und anderer seits unter Spinola den Verbündeten Frankreichs Breda entrissen*); nichtsdestoweniger sah er sich aber durch den Aufstand der Protestanten in den auswärtigen Unternehmungen gehemmt. Was diesen Aufstand betrifft, so hatte sich der Prinz von Soubise schon Anfangs 1625 mit seinen Vasallen und Miethlingen der Insel Oléron bemächtigt, und auch Rohan war im Felde erschienen, unterstützt von den Städten Castres und Montauban; La Rochelle aber und andere reformirte Städte griffen erst dann zu den Waffen, als Soubise aus geraubten königlichen und Handelsschiffen eine ansehnliche Flotte gebildet hatte. Die Protestanten wollten die Schleifung der kurz zuvor erwähnten Burg erzwingen und den Katholiken in den protestantischen Orten die freie Religions-Uebung, welche ihnen im letzten Frieden gewährt worden war, nicht zugestehen. Dies konnte Richelieu, welcher das monarchische Prinzip auf jede Weise geltend zu machen suchte, durchaus nicht zugeben. Es kam daher aufs Neue zum Kriege. Die Protestanten hatten diesmal von Anfang an den Nachtheil, daß viele Herren ihrer Sache untreu geworden waren, daß der junge Herzog von Bouillon, welcher 1623 seinem Vater gefolgt war, gleichgültig zusah, und daß auch die meisten protestantischen Städte nicht gern das, was sie einmal besaßen, auf ein Spiel setzen wollten, in welchem wenig zu gewinnen war.

*) Er sagt: Que les Espagnols n'avoient point d'argent ni en Espagne, ni en Flandres, ni en Italie, tous leurs peuples sont extrêmement mécontens de leur gouvernement, harassés et ruinés des gens de guerre, qui n'ayant point été payés ont vécu à discretion et à la foule, particulièrement en Flandre et en Italie.

Der Krieg wurde von den Protestanten anfangs zur See glücklich, zu Lande aber sehr unglücklich geführt. Nachher erhielt Ludwig XIII. nicht nur vom englischen König Jakob I., welcher durch eine zwischen seinem Sohne Karl I. und einer Tochter Heinrich's IV. verabredete Heirath mit den Bourbons ausgesöhnt wurde, eine Hülfsflotte, sondern auch die Holländer schickten ihm Schiffe, sowie einen Admiral, welcher den Franzosen ausgezeichnete Dienste leistete. Obgleich die Protestanten im Laufe des Jahres 1625 in große Verlegenheit gebracht wurden, so erkannte Richelieu doch, daß ihre völlige Unterwerfung, welche ohne die sehr schwierigen Belagerungen von Montauban und La Rochelle nicht durchzusetzen war, zu einer anderen Zeit leichter bewerkstelligt werden könne. Er zeigte sich deshalb geneigt, Frieden zu gewähren, und nahm sich dabei wohl in Acht, von ihnen Dinge zu fordern, welche mit der ihnen gewährten Duldung in Widerspruch standen. Er bediente sich ihres ehemaligen Glaubensgenossen, des alten Connetable Lesdiguières, welcher immer noch viele und mächtige Freunde unter ihnen hatte, um sie zur Unterwerfung bereden zu lassen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und erst nachdem am 15. September Soubise durch den holländischen Admiral bei der Insel Rhé völlig geschlagen und zur Flucht nach England genöthigt worden war, betrieben beide Theile die Sache ernstlich. Im November 1625 erklärte sich eine Versammlung von reformirten Abgeordneten mit den Vorschlägen des Hofes einverstanden; im Februar 1626 wurde der Vertrag unterzeichnet. Nach diesem Vertrage verblieben zwar Montauban und La Rochelle vorerst noch den Reformirten als Sicherheitsplätze; aber die bei der letzteren Stadt gelegene königliche Burg St. Louis ward nicht geschleift, wenn auch die englischen Gesandten in einer besonderen Erklärung bekannt machten, der König von England werde sich für baldige Schleifung derselben bemühen. Außerdem mußte die Stadt einen königlichen Commissarius aufnehmen und die Ausübung des katholischen Gottesdienstes zulassen. Bei der zugesagten Aufrechterhaltung des Edicts von Nantes wurde nicht auf die Rechte der Protestanten, sondern auf die königliche Gnade verwiesen. Die Abschließung jenes Vertrages fand gerade einen Monat früher statt, als Richelieu dem stolzen Spanien in Monzon Gesetze vorschreiben ließ. Beide Friedensschlüsse, der mit den Protestanten und der mit den Spaniern, zeigen auf eine merkwürdige Weise den Kardinal Richelieu als einen über die Vorurtheile seiner Zeit erhabenen Staatsmann; denn in dem einen bewies er den Protestanten Duldung und in dem andern sicherte er der päpstlichen Religion die Alleinherrschaft im Veltlin.

Dem Könige war von diesem Augenblicke an Richelieu als geschickter und unermüdeter Arbeiter, sowie als Gründer des überwie-

genden französischen Ansehens in ganz Europa unentbehrlich. Richelieu wußte ihm auch einleuchtend zu machen, daß sein Bruder Gaston und seine Mutter, Maria von Medicis, gegen ihn conspirirten, um ihm ihre elenden Creaturen aufzudringen, die Regierung zu schwächen und dem Bruder des Königs einen Einfluß zu verschaffen, den derselbe nicht verdiente.*) Den Charakter und das Verfahren des Kardinals wagen wir nicht zu vertheidigen; ausgemacht ist aber, daß es wohlthätig für Frankreich und selbst für den König war, daß Richelieu durch despotische Mittel die ganze Schaar von Intriguanten, die sich um des Königs Bruder und Mutter sammelten, von den Staatsgeschäften abhielt. Gaston, Herzog von Anjou und seit 1626 Herzog von Orleans, war bis 1638, wo dem König nach zweiundzwanzigjähriger Ehe endlich ein Dauphin geboren wurde, der Nächste zum Thron. Er war ein feiger, veränderlicher, kindischer Mensch, ohne eigentlichen Willen, und doch sollte er gebraucht werden, um einen Minister zu stürzen, welcher alle europäischen Minister, die holländischen etwa ausgenommen, weit übersah. Richelieu mag deshalb auch nicht Unrecht haben, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, es seien um 1626 alle diejenigen gegen ihn verbündet gewesen, welche seine Energie und die Größe Frankreichs gefürchtet hätten, oder unwillig gewesen seien, daß sie die Schwäche des Königs nicht hätten mißbrauchen können.**) Was man daher auch von Richelieu's Charakter, von seinem Despotismus, von den Mitteln, die er zur festen Gründung der Monarchie in Frankreich anwandte, von seiner Härte und Grausamkeit urtheilen mag: in unseren Tagen, in welchen überall der Zweck die Mittel heiligt, muß man eingestehen, daß die Nation und sogar der König ihm unendlich viel verdankten.

Richelieu hatte an Gaston und an Maria von Medicis, welche jetzt erst einsah, daß sie sich betrogen habe, als sie in ihm eine ihrer Creaturen ans Staatsruder zu bringen glaubte, nur schwache Gegner; sie und alle ihre Freunde waren stets von Richelieu's Spionen umgeben. Als daher der Marschall Ornano, welchem Richelieu selbst nicht nur die Befreiung aus der ihm von seinen Vorgängern bereiteten Haft, sondern auch die Stelle eines Vertrauten Gaston's wieder verschafft hatte, ihn stürzen helfen wollte, ward es dem Kardinal sehr leicht, bei

*) Richelieu selbst sagt, sie hätten behauptet, die Reihe, gestürzt zu werden, sei jetzt an ihm; Villeroy und der Kanzler Sillery hätten den Herzog von Sully vertrieben, dann habe der Kanzler Schomberg verjagt, Vieuville den Kanzler, der Kardinal aber Vieuville.

**) Cette faction (heißt es vol. III. p. 48.) étoit si grande, que non seulement les princes, les grands du royaume, les officiers de la maison du roi, les princesses et les dames de la cour et le parti Huguenot, mais aussi le duc de Savoie, l'Angleterre, le roi d'Espagne en étoient.

dieser Gelegenheit ganz Frankreich durch die Bestrafung der ersten Großen einzuschrecken und dem Könige die Ueberzeugung beizubringen, daß er sein einziger Schützer sei. Der Bruder des Königs war nämlich zu solcher Niedrigkeit gesunken, daß die Königin Mutter und der König selbst ihm Leute zur Seite gaben, die ihn mit Strenge in Zucht halten sollten. Zu diesen Leuten gehörte eine zeitlang auch der Marschall Ornano; als aber demselben ein Sitz im Kabinet verweigert ward und eine umfassende Verbindung sich gegen Richelieu gebildet hatte, wurde der Prinz durch Ornano und die übrigen ihm zur Seite gegebenen Männer in allen seinen Ausschweifungen unterstützt. Man wußte ihm die Vermählung mit Maria von Montpensier zu verleiden, welche Richelieu wünschte; man stellte ihm vor, die Heirath mit einer auswärtigen Prinzessin werde ihm ganz anderes Ansehen bringen. Der Herzog von Savoyen, der um diese Umtriebe wußte, brachte seine Enkelin Maria von Mantua, die Erbin von Montferrat, in Vorschlag. Endlich wurde Gaston ermuntert, sich vom Hofe zu entfernen, um von einem anderen Orte aus die Verbindung mit allen Unzufriedenen leichter unterhalten zu können. Gaston bediente sich dabei des Vorwandes, er werde am Hofe wie ein Kind behandelt und, trotz seines dringenden Verlangens, weder im Rathe, noch im Heere verwendet, ja man habe ihn sogar ohne feste Jahrgelder gelassen und dadurch in große Verlegenheit gebracht. Er wurde hierauf freilich sogleich in das Kabinet aufgenommen und mit Geld versehen; als er aber in seiner neuen Stellung fand, daß er unfähig sei, eine Meinung zu haben und zu äußern, so verlangte er, daß auch der Marschall Ornano einen Platz im Kabinet erhalte. Dies benutzte Richelieu, um den König gegen den Marschall als Conspiranten zu erbittern. Der König ließ hierauf am 4. Mai 1626 den Marschall zu sich rufen, ihn durch den Hauptmann seiner Garde verhaften und in dasselbe Zimmer bringen, in welchem einst auch der Herzog von Biron gefangen gehalten worden war. Ornano starb am 2. September im Gefängniß zu Vincennes. Es hieß nach seinem Tode, er sei vergiftet worden; diese Behauptung war jedoch wahrscheinlich ungegründet; denn der Kardinal hatte die auch bei uns zuweilen angewandte Erfindung gemacht, seine Gegner vor ein Gericht zu stellen, zu dessen Beisitzern ihm unbedingt ergebene Juristen gewählt worden waren, und er hätte folglich den Marschall nach Urtheil und Recht öffentlich hinrichten lassen können.

Nächst Ornano schienen dem Kardinal der Graf von Chalais, erster Kammerherr des Königs (grand-maître de la garderobe), welchem Ludwig XIII. sehr viel Vertrauen bewies, und zwei Halbbrüder des Königs, Cäsar, Herzog von Vendome, und Alexander, Großprior des

Malteser-Ordens für Frankreich, die gefährlichsten Gegner. Chalais war dem Bruder des Königs zur Seite gegeben worden, um denselben zu beobachten und von jedem seiner Schritte dem Kardinal Nachricht zu ertheilen; er war aber durch die Herzogin von Chevreuse, in die er sich verliebt hatte, zur Gegen-Partei hinübergezogen und in ein wider Richelieu angesponnenes Complot verwickelt worden. Dieses Complot stellt der Kardinal gefährlich genug dar*), ohne auch nur zu erwähnen, daß es eigentlich gegen ihn allein gerichtet war. Der Graf von Chalais ward, um dem Könige seinen Bruder im gräßlichsten Lichte darzustellen, beschuldigt, daß er auf Gaston's Aufforderung es übernommen habe, den Kardinal in seinem Hause zu Fleury niederzustoßen. Nachdem der König in die größte Angst wegen der angeblichen Verschwörung seines Bruders gesetzt worden war, fragte er den Kardinal von Richelieu und den Marschall von Schomberg um Rath, was zu thun sei. Beide gestanden zwar ein, daß keine rechten Beweise vorlägen, riethen aber dessen ungeachtet, wenigstens auf staatspolizeilichem Wege vorzuschreiten. Der König ließ hierauf, blos der vorzunehmenden Verhaftungen wegen, Truppen nach Fontainebleau kommen; denn er traute seinem Bruder mehr Muth zu, als derselbe besaß. Der König glaubte, Gaston werde sich durch die Flucht retten und fern vom Hofe alle Unzufriedenen um sich sammeln. Dies geschah keineswegs, sondern Gaston blieb vielmehr am Hofe, wo er dann einige Zeit hindurch in Arrest gehalten wurde, bis man entweder die beiden Vendome oder den Grafen von Chalais dahin gebracht habe, daß sie sich als Zeugen gegen ihn gebrauchen ließen. Die beiden Vendome waren nämlich im Juni 1626 verhaftet und nach dem Schloß Amboise geführt worden; der Kanzler Sillery hatte sich sogleich zu ihnen begeben, um Aussagen gegen den Bruder des Königs zu erhalten. Beide blieben dem Worte, welches sie dem Herzoge vor Orleans gegeben hatten, standhaft getreu, obgleich die Commission, welche sie richten sollte, schon ernannt war und sie sich also mit dem Tode bedroht sahen. Hierauf wurde am 8. Juli der Graf von Chalais zu Nantes verhaftet und eine Anzahl von Rechtsgelehrten ernannt, um ihn zu verhören und zu richten. Die königliche Ordonnanz über diese Kriminalgerichts-Commission ward von dem Parlament der Bretagne einregistrirt, und auf diese Weise begründete man damals, zu Gunsten des Königs oder vielmehr seines jedesmaligen Ministeriums, das Recht, jeden Unterthanen seinem

*) Voilà, sagt er, la plus effroyable conspiration, dont jamais les histoires aient fait mention, que, si elle l'étoit en multitude des conjurés, elle l'étoit encore davantage en l'horreur de son dessein; car leur dessein alloit non seulement à élever leur maître (Gaston) au dessus de sa condition, mais à abaisser et à perdre la personne sacrée du roi.

natürlichen Richter zu entziehen und von Leuten richten zu lassen, deren man sicher war.

Als man in den Herzog von Orleans drang und ihm besonders mit dem Vorwurfe zusetzte, er habe Richelieu zu Fleury in seiner Gegenwart ermorden lassen wollen, benahm er sich, wie man dem Kardinal Richelieu, der alles Einzelne genau aufzählt, wohl glauben kann und muß, äußerst erbärmlich. Er ließ sich auf jede Weise einschüchtern und war nur in Betreff der ihm als Apanage anzuweisenden Herrschaften und Güter besorgt, keineswegs aber in Hinsicht auf das Schicksal der vielen angesehenen Personen, die sich mit ihm eingelassen hatten. Während daher Richelieu dem Prinzen von Condé, welcher gerne seine Tochter mit Gaston vermählt hätte, sowie viele andere Männer wegen einer Verschwörung, die zu Gunsten des muthmaaßlichen Thronerben gegen den König angezettelt worden sei, verdächtig machte und eine Menge Leute gerichtlich verfolgen ließ, ward dem Haupt und Urheber der ganzen Sache Alles gewährt, was er nur wünschen konnte, damit er dadurch bewogen werde, diejenigen preiszugeben, welche Alles für ihn aufs Spiel gesetzt hatten. Dies gelang denn auch völlig. Gaston gestand in einem Bekenntnisse, welches er dem König und seiner Mutter in Gegenwart des Kardinals und des Justiz-Ministers (garde des sceaux) schriftlich und mündlich ablegte, nicht nur Alles ein, sondern er sagte auch noch mehr aus, als der Wahrheit gemäß war und wälzte gleich einem Kinde alle Schuld auf den Grafen von Chalais; er behauptete namentlich, dieser habe für ihn mit den Hugenotten unterhandelt. Dafür erhielt er dann die Herzogthümer Orleans und Chartres, nebst der Grafschaft Blois, sowie 100,000 Livres, nebst anderen Rechten, Privilegien und Einkünften. Man ersieht hieraus, daß er zugleich mit seinem Bruder, dem Könige, in einer Anekdote, die wir nicht gerade verbürgen möchten, sehr gut charakterisirt wird. Es hieß nämlich, man habe den Plan gehabt, den König aus dem Weg zu räumen und dessen Gemahlin, Anna von Oestreich, mit Gaston zu vermählen, und Anna selbst habe um die Sache gewußt; als ihr dies aber wieder erzählt worden wäre, sei sie mit Recht höchst unwillig darüber geworden und habe, wie Frau von Motteville sagt, zornig ausgerufen: „Bei diesem Tausche würde ich gar zu wenig gewinnen.“ Uebrigens willigte Gaston jetzt in die Vermählung mit Maria von Montpensier; er erhielt mit ihrer Hand die Herzogthümer Montpensier und Chatellerault, dazu noch andere bedeutende Besitzungen und eine Jahresrente von 330,000 Livres.

Von Chalais suchte Richelieu, welcher schon am 11. Juli die Aussagen des elenden Herzogs von Orleans erlangt hatte, auf eine sehr unedle Weise ein Eingeständniß zu erhalten. Er verfügte sich nämlich,

auf des Grafen von Chalais Ersuchen, am 3. August zu demselben auf das Schloß von Nantes, wo Chalais gefangen gehalten wurde, um, was er aber freilich selbst nicht eingesteht, von ihm die Aussage zu erlangen, daß Gaston wirklich seinem Bruder nach dem Leben getrachtet habe. Chalais bekannte sich selbst mündlich und schriftlich für schuldig, sagte aber gegen den Bruder des Königs nichts aus. Der König hätte, wie Richelieu selbst berichtet, gern den Grafen gerettet; bei dem Kardinal war aber keine Gnade. Chalais wurde am 19. August von der Commission als Majestäts-Verbrecher verurtheilt und, noch ehe der König am 24. Nantes verließ, hingerichtet. Auch der Graf von Soissons, nächst Condé der nächste Anverwandte des Königs, ward in die Untersuchung verwickelt; er flüchtete sich aber nach Neufchatel, welches damals noch seinem Schwager, dem Herzog von Longueville gehörte. Auch eine ganze Zahl anderer Herren und Damen wurden das Opfer der Strenge Richelieu's; dieser wollte absichtlich Schrecken verbreiten und der Welt zeigen, daß weder Blutsverwandtschaft mit dem Könige, noch dessen persönliche Gunst diejenigen zu retten vermöge, welche des Ministers Zorn auf sich geladen hätten. Die beiden Brüder Vendome kamen wenigstens mit dem Leben davon; dagegen verloren sie ihre Freiheit. Der Groß-Prior von Vendome starb 1629 im Gefängniß. Er hatte sich bewegen lassen, seinen Bruder, den Herzog, an den Hof zu locken, indem ihm dafür von Richelieu die Reichs-Admiralsstelle, auf welche er längst gehofft hatte, versprochen worden war. Der Herzog, welcher seit seines Vaters Tode eher Herzog, als Statthalter der Bretagne war und sich gern dort behauptet hätte, wurde, als er der Aufforderung seines Bruders folgte, verhaftet und erst 1631 wieder freigelassen.

Schlauer Weise hielt darauf der allmächtige Minister, welcher die Stände nicht zu versammeln wagte, zum zweiten Mal eine sogenannte Notablen-Versammlung, d. h. er berief alle diejenigen zusammen, welche an dem Fortbestehen der alten Mißbräuche das größte Interesse hatten. Er gab sich vor dieser Versammlung, welche im December 1626 vom König selbst mit wenigen Worten eröffnet wurde, das Ansehen, als wenn er viele Verbesserungen im Reiche machen wolle, ohne zu bedenken, daß die Notablen gar keine ständischen Rechte, ja nicht einmal eine constitutionelle Existenz hatten. Er brauchte die Notablen-Versammlung, um, unter dem Vorwande großer Ersparniß, die Stelle eines Reichs-Admirals und diejenige eines Connetable, welche letztere der alte Lesdiguières bis zu seinem Tode bekleidet hatte, auf immer abzuschaffen. Richelieu behauptete auch, daß er bei der königlichen Hofhaltung, sowie am Hofe der Königin Mutter ansehnliche Einschränkungen gemacht habe. Dadurch gewann er den Bürgerstand für

sich, während die großen Herren knirschten, weil sie in ihm einen zweiten König erhalten hatten, welcher mächtiger war, als der erste. Auch äußerlich zeigte Richelieu sich als König, da ihm, seitdem der Graf von Chalais und der Herzog von Orleans den Anschlag auf sein Leben gemacht hatten, eine eigene, aus 80 Mann bestehende Leibwache gestattet worden war. Die Würde eines Reichs-Admirals, die man zuerst dem Herzog von Montmorency abkaufen mußte, eignete er sich im folgenden Jahre (1627) unter dem Titel eines Großmeisters und General-Ober-Inspectors des Seehandels und Schiffwesens von Frankreich zu. Später erhielt er auch noch die Würde eines Connetable, unter dem Titel eines General-Stellvertreters des Königs beim Heere, jedoch ohne die Geldeinnahme, welche mit derselben verbunden gewesen war. Auch die Oberaufsicht über alle Collegien ließ Richelieu sich ertheilen. Bald nachher zeigte er in anderer Weise seinen festen Entschluß, das Ansehen des Staates dem hohen Adel gegenüber aufrecht zu erhalten. Das Duellwesen hatte eine unglaubliche Ausdehnung erreicht; die strengen Edicte gegen den Zweikampf nutzten wenig, so daß Richelieu im Jahr 1626 den König zu einem neuen bewog, in welchem die frühern Verordnungen verschärft wurden. Gleichwohl schlug sich im Mai 1627 der Graf von Bouttevile in Paris am hellen Tag unter freiem Himmel mit dem Marquis von Beuvron, jeder mit Beistand von zwei Secundanten; einer der Letzteren wurde beim Fortgang der Streitigkeit vom Grafen von Chapelles getödtet. Hierauf wurden beide Grafen, Bouttevile und Chapelle, vom Parlament zum Tode verurtheilt; Richelieu bestand entschieden auf der Vollziehung des Spruches, welche denn auch trotz aller Fürbitten der Herzoge von Orleans und von Condé erfolgte.

Wie dem Kardinal seine Feinde im Innern zum königlichen Ansehen verhalfen, so war ihm um dieselbe Zeit der Liebling des Königs von England, der Herzog von Buckingham, zur völligen Unterdrückung der politischen und militärischen Macht behülflich, welche die Reformirten nach den letzten Kriegen noch übrig behalten hatten. Dies führt uns auf die damaligen Verhältnisse Frankreichs zu England. Wir gedenken derselben jedoch nur im Vorbeigehen, weil wir im Folgenden auf sie zurückkommen müssen.

König Jakob I. von England hegte die Einbildung von einer göttlichen Gewalt der Könige, obgleich der Stolz auf ein unmittelbar von der Gottheit stammendes Regierungsrecht nirgends weniger am Platze war, als in einer auf dem Volkswillen ruhenden Monarchie; denn jene eingebildete Herleitung der königlichen Gewalt war mit den seit alter Zeit fortbestandenen Rechts-, Gerichts- und Verwaltungs-Formen der Angelsachsen, die auch von den Normännern angenommen

worden waren, durchaus nicht in Uebereinstimmung zu bringen. In Folge seiner thörichten Einbildung hatte Jakob die Grille, daß die Vermählung seines Sohnes Karl I. mit einer spanischen Prinzessin ehrenvoller sein werde, als irgend eine andere. Er hatte Unrecht, weil er vergaß, welche unseligen Folgen Heinrich's VIII. Vermählung mit Katharina von Aragonien für England gehabt hatte und weil er nicht bedachte, welche Gefahr damit verbunden sein werde, wenn die harten Köpfe der damals ganz fanatisch protestantischen Schotten und Engländer mit den spitzigen Köpfen der spanischen Theologen und Jesuiten zum Zusammenstoß gebracht würden.

Jakob war von einer großen Zahl junger Leute umgeben, welche keine anderen Eigenschaften besaßen, als daß sie persönlich durch ihre Gestalt, ihre Manieren und die Kunst dem Könige zu schmeicheln gefielen. Unter diesen Leuten hat George Villiers, Herzog von Buckingham, vorzugsweise den unglücklichen Ruhm erlangt, den König mit dem englischen Volke unversöhnlich entzweit zu haben. Jakob hatte ihn vom Stande der Gemeinen erhoben und zum Kammerherrn gemacht; nicht lange darauf ernannte er ihn zum Grafen, zum Vicomte und zum Marquis, ertheilte ihm Sitz und Stimme im geheimen Rath, verlieh ihm den Hosenband-Orden und machte ihn, als der Graf von Worcester den Hof verlassen mußte, zum General der Cavallerie. Diese Stelle vertauschte Buckingham nachher mit der eines Reichs-Admirals, welche der Graf von Nottingham wider seinen Willen hatte aufgeben müssen. Auch der Lord-Siegelbewahrer Baco, welcher seine Erhebung vorzugsweise dem Marquis von Buckingham verdankte, mußte sich, nachdem er einen Versuch zu selbstständigem Auftreten gegen Buckingham gemacht hatte, vor diesem um so mehr demüthigen. Der vielgerühmte große Mann fiel dem schönen Günstling zu Füßen und erhielt sich dadurch in seinen hohen Aemtern; Buckingham aber regierte unumschränkt, vertheilte Ehren, Würden, königliche Güter nach Belieben, und trieb den König, dessen Schwächen er meisterhaft zu benutzen und dessen Stolze er zu schmeicheln verstand, zu Allem, was ihm einfiel.

Buckingham leitete den König auch in seinen Plänen wegen der Verheirathung seines Sohnes und Nachfolgers. Drei Jahre unterhandelte man zuerst über die Hand der französischen Prinzessin Christina, einer Tochter Heinrich's IV.; Jakob ließ ihr erst seinen ältesten Sohn Heinrich und, als dieser starb, drei Tage nachher seinen Sohn Karl, der nun Prinz von Wales war, zum Gemahl anbieten. Als diese Unterhandlungen Ende 1617 von den Franzosen abgebrochen wurden, gab der Herzog von Lerma den Wink, daß man um die spanische Prinzessin Maria anhalten solle. Obgleich es den Spaniern damit offenbar nicht ernst war, so gingen doch Jakob und sein Liebling in

die ihnen gelegte Falle. Bis zum Jahre 1620 ward zwischen dem spanischen Bevollmächtigten Gondomar und dem englischen Gesandten Digby, dem nachherigen Grafen von Bristol, unterhandelt. Man erlangte von Jakob, daß er die Katholiken-Verfolgungen, die er seit der Pulververschwörung eifrig hatte betreiben müssen, einstellen ließ, und daß er sogar, durch spanische Versprechungen getäuscht, seinen unglücklichen Schwiegersohn, Friedrich V. von der Pfalz, nicht so kräftig unterstützte, als die englische Nation es wünschte und forderte. Philipp's III. Tochter, welche mit Jakob's Sohn Karl I. vermählt werden sollte, war erst 12. Jahre alt; man wollte sie nicht gern den Ketzern überlassen; die sprichwörtlich gewordene Langsamkeit spanischer Berathungen und Entschließungen hatte zur Folge, daß der Herzog von Lerma in Ungnade fiel, noch ehe abgeschlossen worden war, und daß Philipp III. starb, ohne seine Tochter mit dem englischen Prinzen vermählt zu sehen. Olivarez, der allmächtige Minister des folgenden Königs, Philipp's IV., nahm jedoch die Unterhandlungen wieder auf, und diesem schien es in der That Ernst zu sein. Der Graf von Bristol kehrte nach Spanien, wo er beliebt war, zurück und bewirkte, daß der König nicht nur die Hand seiner Schwester zusagte, sondern auch das Versprechen gab, sich in Deutschland, wo seine Truppen die Pfalz besetzt hielten, für den Pfalzgrafen Friedrich V. zu verwenden. Ueber die Angelegenheiten der Pfalz, über die Schwierigkeiten, welche Jakob wegen der Duldung der Katholiken machte, und besonders über die zur Schließung der Ehe erforderliche Dispensation des Papstes wurde nachher vom März 1620 an noch drei Jahre unterhandelt, bis endlich der Graf von Bristol und der englische Gesandte in Madrid, Aston, im Anfange März 1623 frohlockend verkündigten, daß sie am lange ersehnten Ziele seien. Die römische Dispensation wurde unter der Bedingung ertheilt, daß die Katholiken in England keinerlei Verfolgung oder Zwang erleiden sollten, wenn sie ihre Religionsübung auf ihre Privathäuser einschränken würden.

Gerade in diesem Augenblicke störte Buckingham durch seine Leichtfertigkeit Alles, was die beiden englischen Gesandten durch unablässige Bemühungen und durch bedeutenden Aufwand erlangt hatten. Der Prinz und Buckingham kamen nämlich auf einen abenteuerlichen Einfall, um den Niemand als der König wußte. Sie erschienen am 7. März verkleidet und unter angenommenen Namen in Madrid, um der Braut des Prinzen ihre Aufwartung zu machen. Mochte nun, wie es heißt, Gondomar zu der Reise gerathen haben oder nicht, diese romantische und geniale Erscheinung war in Madrid am wenigsten angebracht. Dem König Jakob gefiel das Abenteuer ausnehmend; seine Eitelkeit behagte sich in der Erinnerung, wie er selbst als junger Mann einst im Spätherbst nach Christiania gefahren

sei, um seine dänische Braut abzuholen. Der Prinz, welchen das Romantische der Sache entzückte, fand freilich wegen des ritterlichen Einfalles bei den Spaniern Gefallen; anders verhielt es sich aber mit Buckingham, den König Jakob damals in seiner Freude zum Herzog machte. Dieser wollte den Minister Olivarez verdunkeln; er zog sich dadurch viele Kränkungen zu, und die Heiraths-Angelegenheit ward in ihrem Fortgange gehemmt. Der spanische Minister, welcher bereits mit dem Grafen Bristol über gewisse Bedingungen übereingekommen war, begann mit dem Prinzen und mit Buckingham Alles noch einmal in Berathung zu ziehen. Die Sache war also im Juli noch nicht beendigt, zumal da selbst dann, als König Jakob alles Mögliche bewilligt hatte, Olivarez wieder neue Forderungen vorbrachte. Endlich kam man dahin überein, daß die Vermählung in Spanien, nicht in England vollzogen werden, sowie daß die Infantin noch bis zum Frühling in Spanien verweilen und zwei Millionen Dukaten als Mitgabe erhalten solle. Ferner sollten die Kinder aus dieser Ehe bis zum zehnten Lebensjahre unter der Aufsicht ihrer Mutter stehen, diese aber mit ihren Dienern eine Kapelle zur Ausübung des katholischen Gottesdienstes inne haben. Diese Bedingungen wurden bekannt gemacht; Jakob aber verstand sich noch zu weiteren Zugeständnissen in einem geheimen Vertrage, den er im Hause des spanischen Gesandten zu London in Gegenwart von vier Zeugen beschwor. Die Infantin nahm bereits den Titel einer Prinzessin von England an. Jetzt vereitelte ein thörichter Einfall Buckingham's noch einmal Alles. Man war zuletzt mit dem Grafen Bristol übereingekommen, daß 14 Tage nach dem Eintreffen der päpstlichen Dispensation die Hochzeit statt finden und daß drei Wochen darauf die Vermählten nach England abreisen würden. Gerade in diesem Augenblicke, wo endlich der spanische König ernstlich daran dachte, etwas für den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich V. zu thun, beredete Buckingham den gleich ihm höchst leichtsinnigen Prinzen zu dem Entschlusse, auf eine ebenso abenteuerlich übereilte Weise abzureisen, als er gekommen war. Buckingham, welcher den Sohn ebenso wie den Vater leitete, hatte einen doppelten Grund, die Rückkehr nach England zu wünschen. Er durfte erstens, da sein ganzes Verdienst in seinem persönlichen Einflusse auf den König bestand, diesen nicht lange aus den Augen lassen; und er ward zweitens am spanischen Hofe, wo man den Prinzen selbst sehr in Ehren hielt, ziemlich verächtlich behandelt. Hieran war sein leichtfertiges und anstößiges Benehmen, sowie die Unverschämtheit, mit welcher er auftrat, Schuld. Selbst Graf Bristol und sein College waren über ihn erbittert, weil er alle ihre Bemühungen störte und sie um die Frucht ihrer diplomatischen Künste brachte. Gegen Olivarez benahm Buckingham sich so, daß König

Philipp und Prinz Karl sich oft ins Mittel legen mußten, um nur ein äußerlich leidliches Verhältniß zwischen Beiden zu erhalten. Nach dem Tode des Papstes Gregor XV., welcher die Dispensation zur Heirath ertheilt hatte, war von dessen Nachfolger, Urban VIII., sogleich das Versprechen gegeben worden, dieselbe in wenigen Tagen einzusenden; nichtsdestoweniger beharrte Prinz Karl auf seinem Entschlusse abzureisen. Er bediente sich dabei des Grafen Bristol, um den spanischen Hof zu täuschen. Der Graf erklärte nämlich einerseits, daß Karl von seinem Vater abgerufen worden sei; er kam aber andererseits mit dem Könige von Spanien dahin überein, daß die Hochzeit 14 Tage nach Ankunft der päpstlichen Dispensation durch Procuration gehalten und der Prinz dabei durch Philipp oder durch dessen Bruder Don Carlos vertreten werden solle. Dies war eitele Lüge, und man wird leicht begreifen, wie sehr der König, sein Minister und die stolze spanische Nation beleidigt wurden, als sie später aus einem Briefe, welchen die Engländer vor ihrer Abreise geschrieben hatten, den wahren Verhalt der Sache erkannten.

Nach der Schilderung der Abschieds-Scene vom 29. August 1623 und der Worte, welche dabei zwischen Olivarez und Buckingham fielen und die auch bei Lingard zu finden sind, sollte man fast vermuthen, daß beide Theile schon vor der Abreise des Prinzen fest entschlossen waren, die ganze Sache abzubrechen. Es heißt nämlich, Buckingham habe, indem er sich gegen Olivarez wendete, gesagt, dem Könige, der Königin und Prinzessin werde er sich stets als unterthänigen Diener beweisen, ihm nie; der Graf-Herzog aber habe geantwortet, er fühle sich durch dieses Compliment geehrt. In der That ließ der Prinz von Wales, schon ehe er sich einschiffte, von Segovia aus durch einen Boten dem Grafen von Bristol befehlen, die Vollmacht, nach welcher der König des Prinzen Stelle bei der Einsegnung vertreten sollte, nicht zu übergeben, weil er erfahren habe, daß die Infantin gleich nach der Ceremonie in ein Kloster gehen solle. Als der König dem Grafen überzeugend bewies, daß Niemand an etwas dieser Art gedacht habe, wählte man ein anderes Mittel, durch welches der König aufs Empfindlichste beleidigt ward. Graf Bristol war nämlich, als man gewiß wußte, an welchem Tage die päpstliche Antwort eintreffen werde, mit Philipp übereingekommen, daß er die Vollmacht Ende November feierlich übergeben wolle, und daß am 9. December die Vermählung stattfinden solle. Hierauf wurden alle Anstalten getroffen und namentlich der spanische Adel zur Hochzeit eingeladen, als plötzlich Eilboten aus England eintrafen, welche dem Grafen von Bristol den Befehl überbrachten, die Vollmacht nicht eher zu übergeben, als bis Philipp ihm die schriftliche Zusicherung ertheilt habe, daß er zur Befreiung der Pfalz die Waffen ergreifen wolle. Da nun der König

von Spanien schon früher dem Prinzen Karl sein Wort gegeben hatte, daß er, sobald nur erst die Heirath geschlossen sei, die Angelegenheit der Pfalz ganz nach dessen Wunsch ordnen wolle, so wurde er natürlich durch eine solche Zumuthung sehr erbittert und trat jetzt ganz zurück. Die Infantin legte den Titel einer englischen Prinzessin ab und von der Heirath war keine Rede mehr, zumal da im Februar 1624 Buckingham vor den vereinigten Häusern des Parlaments einen Vortrag über den ganzen Hergang hielt, wobei der Prinz neben ihm stand und seine Aussage bestätigte. Das Parlament sprach seine Billigung aus und Ende März verkündigte eine königliche Proclamation den Abbruch der Verträge mit Spanien.

Buckingham bewog hierauf seinen König, die Spanier endlich seines Schwiegersohnes wegen in Deutschland und als Verbündeter des Hauses Nassau in den Niederlanden befehden zu lassen und dem dänischen Könige Subsidien für seinen Krieg mit dem Kaiser zu gewähren; das Parlament hatte nämlich für den Fall eines Krieges 300,000 Pfund bewilligt, welche binnen Jahresfrist erhoben werden sollten. Jakob unterstützte in der That die Holländer wie den Grafen Mansfeld, der im Juni nach England kam, mit Geld und Truppen. Dies geschah jedoch blos des englischen Volkes wegen. Die Hauptangelegenheit Jakob's und Buckingham's war seit 1624 die Vermählung des Prinzen Karl mit der vierzehnjährigen Schwester des französischen Königs, Henriette Maria. Diese Verbindung wurde im Grunde auch von französischer Seite sehr gewünscht; die unvorsichtige Heftigkeit aber, mit welcher Jakob und sein unleidlicher, allgemein verhaßter Liebling die Sache betreiben ließen, hatte zur Folge, daß auch die Franzosen ihre Prinzessin dem Könige von England so theuer als nur immer möglich zu verkaufen suchten; dieselbe sollte mit ihren Dienern vollständig freie Religionsübung erhalten und ihre Kinder bis zum 13. Jahr unter ihrer Obhut behalten. Das englische Volk und die anglikanischen Priester waren damals ebenso fanatisch, als die Spanier und ihre Hierarchen; der König vermehrte daher durch die Zugeständnisse, die er in Betreff der Katholiken vorher den Spaniern gemacht hatte und jetzt auch den Franzosen machte, den Haß, den man bereits aus vielen Ursachen auf ihn geworfen hatte. Als Richelieu nämlich sah, welch große Bedeutung Jakob auf die Vermählung seines Sohnes mit einer Prinzessin aus einem recht alten Königshause legte, so verlangte er, daß Alles, was in dem Madrider Heirathsvertrag zu Gunsten der englischen Katholiken festgesetzt sei, auch in den Pariser Vertrag aufgenommen werden solle; denn Frankreich könne nicht zugeben, daß man ihm weniger Zugeständnisse mache, als die man den Spaniern habe machen wollen. Dies setzte den englischen König in nicht geringe

Verlegenheit, weil sich seit dem Abschlusse jenes Vertrages Vieles geändert hatte. Er half sich auf eine Weise, welche in England ungemein großen Unwillen erregte. Er schloß nämlich eigenmächtig einen geheimen Vertrag mit Frankreich, der nur von ihm, seinem Sohne und einem einzigen Staats-Secretair unterzeichnet wurde und daher unconstitutionell war. Auch dieser Vertrag, welcher viele Zugeständnisse in Betreff der alten Lehre enthielt, genügte der französischen Regierung noch nicht, sondern Jakob mußte statt desselben die ausdrückliche Erklärung geben, daß er alle wegen der Religion verhafteten Katholiken in Freiheit setzen, alle Geldstrafen, die von ihnen bezahlt worden seien, zurückerstatten und die häusliche Uebung der katholischen Religion künftig nicht mehr stören wolle. Erst nachdem Jakob dies Alles zugestanden hatte, wurde endlich im November 1624 die Ehe abgeschlossen. Am 27. März 1625 starb Jakob nach kurzer Krankheit; der neue König, Karl I., bestätigte die Heirathsverträge und am 1. Mai wurde die Vermählung auf einem Schaugerüste vor der Kirche Notre Dame zu Paris vollzogen, wobei der Herzog von Chevreuse die Stelle des Bräutigams vertrat. Buckingham holte mit zahlreichem Gefolge die Prinzessin in Paris ab und geleitete sie nach England. Die Prinzessin liebte ihren Gemahl, der ihr bis Dover entgegenkam, ganz aufrichtig; die Engländer betrübten aber das Kind (dies war sie noch) gleich bei ihrem Empfange dadurch, daß sie sie von ihrer französischen Begleitung trennten und in einen Wagen mit lauter Engländerinnen setzten. Der Schluß des 16. Buches von Richelieu's Denkwürdigkeiten ist voll Klagen über die Unart der Engländer und über die Wohnung, Begleitung und Unterhaltung, die man der neuen Königin anbot. Ein unglücklicher Umstand war es dabei, daß die Königin wegen der Pest, welche damals in London wüthete, nicht sogleich ihren Einzug in die Hauptstadt halten konnte, sondern vorerst in Hamptoncourt blieb. Wenn man übrigens Richelieu's Klagen liest und den damaligen Zustand des englischen Luxus mit dem jetzigen vergleicht, so möchte man fast glauben, es seien seit jener Zeit ein halbes Dutzend Jahrhunderte verflossen.

Der Herzog von Buckingham gab sich alle Mühe, das gute Verhältniß zwischen dem Könige und seiner jungen Gemahlin zu stören, weil er ihr anstatt der drei französischen Damen, die sie mitgebracht hatte, seine Frau, seine Schwester und seine Nichte aufdringen wollte. Drei französische Gesandte, welche in England waren, konnten durch kein Mittel die Zulassung jener Französinnen erhalten, weil man von ihnen Gefahr für die Religion befürchtete. Dies machte die Prinzessin natürlich unzufrieden. Buckingham wollte aber, sie solle lustig sein; er schalt sie und drohte ihr, als sie betrübt blieb, auf eine recht grobe

Weise*). Bald ward der häusliche Zwist zu einem politischen. Der französische König schickte nämlich nach einander zwei Gesandte, Blainville und später Bassompierre, welche nicht blos in Betreff der Hofhaltung und Umgebung der Königin Forderungen machten, sondern auch Begünstigungen für die englischen Katholiken und die Herausgabe der von Soubise geraubten Schiffe verlangten. Ueber diese Dinge ward lange gestritten, da Richelieu damals noch dem Bruche auszuweichen suchte, welchen Buckingham's Betragen gegen die englische Königin herbeiführen mußte. Der erste französische Abgesandte konnte nicht verhindern, daß die Umgebung der Königin von ihr getrennt und nach Frankreich geschafft wurde (August 1626); Henriette Maria erhielt nun drei Kapläne, welche geborene Engländer, und sechs Kammerfrauen, unter denen vier Protestantinnen waren. Doch wurde der Ausbruch eines offenen Kampfes noch durch die Klugheit Bassompierre's verhindert, der als außerordentlicher Botschafter nach England kam und für die Königin genügende Zugeständnisse erhielt.

Richelieu wollte gleich nach der Verschwörungsgeschichte, in welche der Bruder seines Herrn verwickelt wurde, die politische und militärische Macht der Reformirten gänzlich vernichten, ohne jedoch dabei die Duldung, welche diesen im Edict von Nantes gewährt worden war, zu verletzen. Buckingham verhalf ihm jetzt zu seinem Zwecke gerade dadurch, daß er denselben vereiteln wollte und nicht konnte. Der unwürdige Liebling des englischen Königs wollte nämlich gerade in dem Augenblicke, als er die französische Nation durch sein Betragen gegen die Prinzessin empfindlich gekränkt hatte, mit fürstlichem Glanze am französischen Hofe erscheinen. Er soll dabei die Absicht gehabt haben, die Bekanntschaft mit der Königin Anna von Oestreich, der er bei seiner ersten Anwesenheit in Paris galante Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, fortzuspinnen. In allen Geschichten wird dies berichtet, und es wäre auch von einem Manne, wie Buckingham war, wohl zu glauben; die Sache ist aber keiner näheren Prüfung werth. Der französische Gesandte gab dem hochmüthigen Manne zu verstehen, daß man ihn am französischen Hofe nicht gerne sehen werde. Er that dies auf eine so derbe Weise**), daß dadurch die Unterhandlungen zwischen Frankreich, Holland und England wegen einer engeren Verbindung, welche mit Dänemark zu Gunsten Friedrich's V. von der Pfalz geschlossen werden

---

*) Buckhingham, pour la combler de tristesse, lui dit, que le tems de l'affliction pour lui étoit venu, qu'elle ne seroit plus traitée en reine, mais comme elle le méritoit! A quoi elle lui repondit fort sagement et modestement.

**) Buckingham montra un coeur si envénimé contre nous en Hollande, il ne revint pas en Angleterre avec dessein de nous y faire mieux.

sollte, scheiterten. Dies geht daraus hervor, daß Richelieu dem Gesandten Vorwürfe machte, weil er so gerade heraus geredet habe.

Richelieu hatte damals den Plan entworfen, die Macht der französischen Reformirten ganz unmerklich zu brechen und ihren Synoden und Provinzial-Zusammenkünften die politische Bedeutung zu rauben. Er zeigte sich dabei als wahren, über die Vorurtheile eines Kanzlers Marillac und anderer Mitglieder des Ministeriums weit erhabenen Staatsmann*). Haupthindernisse der Vernichtung der politischen Macht der Reformirten waren die Seestadt La Rochelle, welche eine Art von Republik bildete, und der Einfluß, den der Herzog von Rohan und sein Bruder Soubise übten. Der Letztere war freilich überall, wo er sich gezeigt hatte, unglücklich und ungeschickt gewesen und hatte sich endlich nach England flüchten müssen; Rohan aber war an der Spitze aller Städte und Bergbewohner von der Provence bis zu den Pyrenäen auch noch dann furchtbar geblieben, als La Rochelle sich gefügt hatte. Diese Stadt war, wie wir oben berichtet haben, 1625 von den königlichen Truppen so sehr bedrängt worden, daß sie im Februar 1626 den ihr vom König gewährten Frieden angenommen und sich dazu verstanden hatte, nicht nur ihre Verbindungen mit den anderen festen Orten in Languedoc, der Provence und Dauphiné ganz aufzugeben, einen königlichen Commissär aufzunehmen und sich mit ihren alten Stadtrechten zu begnügen, sondern auch keine Kriegsschiffe mehr zu halten, die öffentliche Religions-Uebung der Katholiken zu dulden und die seit 1598 eingezogenen Kirchengüter herauszugeben. Dieser Friede, welcher im April 1626 durch ein im Pariser Parlament verkündetes Edict seine Bestätigung erhielt, war von keiner Dauer, weil Buckingham 1627 aus persönlichen Gründen auf den Gedanken zurückkam, als Gesandter an den französischen Hof zu gehen und dort neben Richelieu aufzutreten, jedoch aufs Neue abgewiesen wurde. Buckingham versprach jetzt den Herzogen von Soubise und Rohan seine Unterstützung, erschien mit einer englischen Flotte an der französischen Küste und ließ zugleich bei den Herzogen von Lothringen und Savoyen zu Gunsten der Reformirten intriguiren.

Als die Engländer, 10,000 Mann stark, unter Buckingham's Befehl an der französischen Küste landeten und sich der Insel Ré bis auf

*) La plus grande difficulté, sagt er selbst, que le cardinal eut à surmonter, fut dans le conseil du roi, où les principes, par un trop ardent et précipité désir de ruiner les Huguenots, ou par foiblesse, ou par une trop bonne et fausse opinion, qu'ils avoient de l'Espagne, vouloient, à quelque prix que ce fût, qu'on s'accommodât avec elle, sans se soucier de se relâcher à des choses désavantageuses à la réputation du roi, lesquelles ils estimoient recompensées par le moyen, que cette paix donneroit au roi, d'employer toutes les forces pour nettoyer le dedans de son royaume.

das Fort St. Martin bemächtigten, entschlossen sich die Einwohner von La Rochelle nach einigem Bedenken, die Unterstützung der Fremden anzunehmen und rechtfertigten sich deshalb in einer öffentlichen Erklärung. Rohan hatte sich indeß auf einer Versammlung von Protestanten aus den Sevennen, aus Languedoc und einigen südfranzösischen Städten zum Führer ernennen lassen. Nun bewog Richelieu den König, den er, aus Furcht vor dem Einfluß der Königin-Mutter und ihrer Creaturen, nicht gern aus den Augen ließ, mit ihm gegen die Feinde zu Felde zu ziehen; doch erschien Ludwig, durch Krankheit abgehalten, erst im October vor La Rochelle. Richelieu begann sogleich eine Belagerung dieser Stadt, welche beschuldigt wurde, den Engländern Vorräthe zugeführt und folglich den ihr im vorigen Jahre gewährten Frieden verletzt zu haben. Richelieu umschloß die Stadt mit einem Landheere, und ließ dann ebenso, wie der Herzog von Parma vor Antwerpen gethan hatte, ein kolossales Werk in der See errichten, um die Stadt auch von dieser Seite her ganz abzuschneiden. Der Kardinal, dessen Leibwache damals bis auf 200 Musketiere und zwei Compagnieen Reiter vermehrt wurde, spielte bei der Belagerung von La Rochelle zugleich den Generalissimus und den Admiral, noch ehe er diese Titel erhalten hatte. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, weil sie ihrer Lage wegen mit Gewalt schwer einzunehmen war. Nachdem also La Rochelle zu Lande längst eingeschlossen worden war, begann Richelieu am 1. December 1627 auch den Bau eines Dammes im Meere. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens würden noch weit größer gewesen sein, als sie schon an und für sich waren, wenn nicht die Engländer die Stadt schimpflich im Stiche gelassen hätten und nach Hause zurückgekehrt wären. Der Marschall Schomberg setzte sich nämlich auf der Insel Ré fest, worauf Buckingham sich mit einem Verluste von 2000 Mann zurückzog. Der von den Franzosen errichtete Damm war 740 Ruthen (toises) lang, 72 Fuß hoch und so fest gebaut, daß er den heftigen Fluthen und Strömungen widerstehen konnte. In der Mitte hatte man eine Oeffnung von vier Ruthen gelassen, um dem Wasser freien Ausfluß zu gestatten, während mehrere in dieselbe versenkten Schiffe die Durchfahrt hinderten. Der Bau des Dammes rückte zwar sehr schnell vor; dem Könige wurde aber schon im Januar die Entfernung von seinen kindischen Belustigungen in der Hauptstadt zu lang; er reiste daher im Februar 1628 nach Paris zurück und überließ dem Kardinal, welcher eine furchtbare Vorstellung von den dem Könige drohenden Gefahren macht*), die Sorge für die Belagerung. Da die

*) Il (Richelieu) dit à Sa Majesté, que les papiers de Montaigne et plusieurs autres découvertes faisoient clairement voir, que l'Angleterre, Savoie, Lorraine, l'Empereur, les hérétiques de France étoient liés en un

Engländer den Bau des Dammes nicht zu hindern vermochten, und da die Franzosen Alles, was die Belagerten unter den Mauern ihrer Stadt oder an einzelnen Stellen der dieselbe umgebenden Moräste säeten, vernichteten, so erreichten Mangel und Hunger in La Rochelle bald den höchsten Grad. Der Maire Guiton und die Herzogin von Rohan, welche alle Leiden der Bürger theilten, hielten durch ihr Zureden und ihr Beispiel, sowie vermittelst der Schaaren, die sie um sich vereinigt hatten, den ausdauernden Muth der Belagerten aufrecht. Die Herzogin ertrug gleich dem Geringsten im Volke Hunger, Mangel, Wachen und Kämpfe; sie selbst und ihre Tochter erhielten täglich etwas Pferdefleisch mit einer Ration Brod. Guiton, ein Mann von kleinem Wuchs, aber unerschütterlicher Ausdauer, hatte das Amt eines Maire nur unter der Bedingung angenommen, daß ihm die Uebergabe der Stadt nie zugemuthet werde.

Die Bewohner von La Rochelle erduldeten damals mehr, als man für möglich halten sollte. Gegen 12,000 von ihnen erlagen dem Hunger; die Uebrigen glichen wandelnden Gerippen*). Als die Weiber, Kinder, Greise, kurz alle diejenigen, welche die Waffen nicht führen konnten, mit Gewalt aus der Stadt getrieben wurden, ließ das königliche Heer dieselben nicht durch, und der Jammer, der unter freiem Himmel dem Mangel Erliegenden rührte auch die härtesten Herzen. Dies war die Lage im Juli 1628. Im August ward endlich in England nochmals eine Hülfsflotte ausgerüstet und am 23. August wollte Buckingham selbst sich in Portsmouth auf derselben einschiffen, als er von einem Manne (Felton) niedergestoßen wurde, der sich von ihm zurückgesetzt glaubte. Die Abfahrt der Flotte verzögerte sich hierauf bis zum 19. September. Zehn Tage nachher erschienen endlich 140 englische Schiffe vor Richelieu's Damm; sie segelten aber wieder heim, ohne auch nur einen Versuch des Vordringens zur Stadt gemacht zu haben, weil Lindsay und Morton, welche die Flotte befehligten, dies für

---

pernicieux dessein contre l'état, qu'ils vouloient attaquer par mer et par terre. Par mer en Poitou et en Normandie, par terre en Champagne, attaquant Verdun avec les forces du duc de Lorraine et de l'Empereur, la Bourgogne avec celles du duc de Savoie; qu'il y avoit aussi apparence, que Venise étoit de la partie; — — qu'à tout cela il falloit ajouter les projets arrêtés par Mr. le comte de Valence Montelimart et le Puy, pour par après se joindre au duc de Rohan. Qu'il falloit encore considérer, que bien que Monsieur ne fût pas de la partie, étant jeune et par conséquent sujet aux légéretés de son âge, n'étoit retenu d'aucune considération ni du roi ni de la reine, qui n'avoient pas alors grand pouvoir sur lui, pourroit en un instant être porté à se mettre de la partie, s'il la voyoit belle.

*) Richelieu sagt: C'étoient squelettes, fantômes vains, morts respirants plustôt qu'hommes vivans.

unmöglich hielten. Da Richelieu hierauf sowohl eine neue Erscheinung der Engländer, als auch die Verwendung des Königs von England fürchtete, und da gleichzeitig die italienischen Angelegenheiten seine ganze Aufmerksamkeit erforderten, so bewirkte er, daß dem elenden Reste der Einwohner von La Rochelle nach einer Einschließung, die 14 Monate gedauert hatte, die mildesten und billigsten Bedingungen gewährt wurden. Dies geschah am 28. October 1628; die Besatzung, nur noch aus etwa 150 Mann bestehend, zog frei ab, die Officiere mit ihren Waffen, die Gemeinen weiße Stäbe tragend. Als die königlichen Truppen einzogen, eilten die Einwohner auf sie los, um ihnen das Brod zu entreißen, das sie bei sich trugen. Richelieu schildert uns bei dieser Gelegenheit sehr kläglich, welchen Jammer er mit ansehen mußte, als er am 1. November mit dem Könige, der wieder vor La Rochelle angekommen war, die Stadt besuchte. Leichen lagen in den Häusern, auf den Straßen und auf den Kirchhöfen; doch verbreiteten sie in der Stadt wenig Ansteckung, weil sie, wie Richelieu bemerkt, von Entbehrung abgemagert und mehr vertrocknet als verfault waren. La Rochelle behielt einige städtische Freiheit und die freie Religions-Uebung auch nach der Einnahme; die Mauern und Festungswerke wurden geschleift. In anderen Städten und in den Gebirgen dauerte der Krieg unter Rohan noch so lange fort, bis die königlichen Truppen aus Italien nach Frankreich zurückkamen.

Die Schuld der langen Leiden von La Rochelle und des Unterganges dieser Stadt, sowie des Unglücks der französischen Reformirten überhaupt wirft der Herzog von Rohan mit Recht auf Buckingham, welchen König Karl I. ebenso unverständig begünstigte, als sein Vater gethan hatte, und der damals vom Unterhause förmlich gerichtlich angeklagt worden war. Buckingham hatte die Stadt La Rochelle veranlaßt, den Frieden zu brechen, und hatte dreimal die Sendung einer Flotte nach Frankreich bewirkt; jede dieser drei kostspieligen Unternehmungen diente aber nur dazu, die mit der königlichen Regierung eingeleiteten Unterhandlungen zu stören und ebenso den Reformirten, wie der Ehre des englischen Volkes verderblich zu werden. Als die Engländer, heißt es in Rohan's Denkwürdigkeiten, das erste Mal auf der Rhede von La Rochelle erschienen, halfen sie die in den Magazinen der Stadt aufgespeicherten Vorräthe verzehren, welche später sehr schmerzlich vermißt wurden. Das zweite Mal, als sie auf der Insel Ré das Fort St. Martin genommen hatten, schifften sie sich nach großem Verluste gerade zu der Zeit wieder ein, als ganz Frankreich und alle seine Hülfsquellen zur Belagerung der Stadt aufgeboten worden waren. Zum dritten Male erschienen die Engländer nach Buckingham's Tode, als La Rochelle schon Tausende seiner Einwohner

durch den Hunger verloren hatte und um die Gnade des Königs nachsuchen wollte; die Engländer verlängerten damals durch die Nachricht von ihrer Wiedererscheinung die Leiden der Stadt. Nach ihrer Ankunft würde, wie Rohan behauptet, die Stadt noch durch ein verzweifeltes Wagestück, nämlich vermittelst einer Durchfahrt der Flotte durch die in der Mitte des Belagerungsdammes befindliche Oeffnung zu retten gewesen sein, was freilich Richelieu in seinen Denkwürdigkeiten für unmöglich erklärt; die beiden Oberbefehlshaber der Engländer aber wollten, zum größten Verdruß ihrer Landsleute, ihre Schiffe nicht wagen, um Leute zu retten, welche durch ihre Regierung ins Unglück gelockt worden waren.

Nach der Unterwerfung von La Rochelle eilte Richelieu nach Piemont, um dem Herzoge von Nevers bei dessen Streit über den Besitz von Mantua und Montferrat gegen den Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen, gegen Spanien und gegen den Kaiser beizustehen. Wir haben bereits früher der Verwickelungen gedacht, welche das Aussterben der in Mantua und Montferrat herrschenden Linie des Hauses Gonzaga hervorrief. Die drei letzten Herzoge von Mantua aus dieser Linie waren Brüder. Der älteste von ihnen, Franz IV., war mit einer Tochter Karl Emanuel's von Savoyen vermählt und hinterließ eine minderjährige Tochter, Maria. Ihm folgte der ältere seiner beiden Brüder, der Kardinal Ferdinand. Dieser behielt seines Bruders Wittwe und Tochter eine zeitlang bei sich zurück, und erlaubte dann zwar der Ersteren, nach Turin zu reisen, gab ihr aber ihre Tochter, welche als Erbin allenfalls an Montferrat Anspruch machen konnte, nicht mit. Er und sein jüngerer Bruder, Vincentius II., lebten, obgleich Beide Kardinäle waren, in rohen Ausschweifungen und führten Beide dadurch ihren frühen Tod herbei. Ferdinand war schon früher Kardinal gewesen, legte aber, als er Herzog von Mantua geworden war, diese Würde nieder. Sein Bruder Vincentius kam erst einige Jahre nachher auf den Einfall, trotz seiner Sitten, sowie der mangelnden geistlichen Weihen und Kenntnisse Kardinal zu werden, und Ferdinand war ihm zur Erfüllung seines Wunsches behülflich. Vincentius änderte, auch nachdem er Kardinal geworden war, seine Sitten durchaus nicht; er reiste nicht einmal, wie es seine Pflicht gewesen wäre, nach Rom. Als Vincentius nach seines Bruders Ferdinand Tode selbst Herzog von Mantua und Montferrat wurde, heirathete er, ohne die Dispensation des Papstes eingeholt zu haben, eine sehr schöne, gebildete und sogar gelehrte Dame. Er gerieth mit derselben bald in einen ärgerlichen Streit, trennte sich von ihr und faßte, obgleich er von dieser ersten Gemahlin noch nicht förmlich geschieden war, den Gedanken, die ganz junge Tochter seines ältesten Bruders, Maria, zu

heirathen. Die Vollziehung dieser Ehe ward jedoch durch seinen im December 1627 erfolgten Tod gehindert. Nach seinem Tode erneuerte Karl Emanuel von Savoyen den Anspruch, den er schon früher an Montferrat gemacht hatte. Zu gleicher Zeit traten zwei andere Prätendenten auf. Der eine von ihnen war der in Guastalla herrschende Sprößling einer jüngeren Linie des Hauses Gonzaga, Ferdinand II., der andere aber der dem letzten Herzoge von Mantua um einen Grad näher verwandte Herzog von Nevers, Karl I., welcher Letztere dadurch, daß sein Vater Ludwig Gonzaga die Erbtochter des Herzogs Franz von Nevers, Rethel und Humières, Henriette von Cleve, geheirathet hatte, auch Erbe dieser französischen Länder geworden war. Für ihn nahm in Betreff der Nachfolge in Mantua Frankreich, für den Herzog Ferdinand II. von Guastalla dagegen Spanien Partei.

Da der Tod des Herzogs Vincentius II. lange vorauszusehen gewesen war, so hatte Richelieu, wie er uns selbst sagt, Alles vorbereitet, um den König von Frankreich neben den schwachen Regierungen Italiens dieselbe Rolle spielen zu lassen, die er ihn nachher in Deutschland spielen ließ; der Krieg mit La Rochelle hinderte ihn aber, sogleich kräftig aufzutreten. Vincentius hatte vor seinem Tode alle Schritte gethan, um dem Herzoge von Nevers die Nachfolge zu sichern. Auch hatte der Letztere auf die Nachricht, daß Vincentius tödtlich erkrankt sei, sogleich seinen Sohn, den Herzog von Rethel (Karl II.) insgeheim nach Mantua geschickt; und dieser hatte, als er dort angekommen war, ein Testament des Herzogs Vincentius zu Gunsten seines Vaters für Mantua, sowie eine päpstliche Dispensation vorgefunden, vermöge deren er die in Mantua zurückgehaltene Enkelin des Herzogs von Savoyen, Maria, heirathen durfte, wodurch die Ansprüche ihres Großvaters an Montferrat vereitelt wurden. Vincenz starb in der Nacht vom 25. auf den 26. December 1627, und noch in derselben Nacht vermählte sich der Herzog von Rethel mit Maria von Mantua und nahm einstweilen die Huldigung ein; sein Vater, Herzog Karl I., erschien einen Monat später selbst in Mantua und nahm Besitz von dem Herzogthum. Der Kaiser dagegen, über den ganzen Hergang erbittert, belegte Mantua als erledigtes Reichslehen auf so lange mit Beschlag, bis er über die Ansprüche der beiden Prätendenten entschieden habe; auch bedrohte er den Herzog von Nevers mit der Reichsacht. Der Stellvertreter des auf einige Zeit nach Madrid gerufenen Herzogs von Feria in Mailand, Don Gonzalez de Cordova, hatte inzwischen sogar den Grafen Serbelloni abgeschickt, um für den Herzog von Guastalla Besitz zu nehmen. Dies ward ihm jedoch verwehrt und er mußte, obgleich drohend und protestirend, wieder abreisen. Am meisten war der Herzog von Savoyen erbittert, nicht nur weil man seine Ansprüche an

Montferrat nicht anerkennen wollte, sondern besonders auch, weil man seine Enkelin ohne seine oder seiner Tochter Einwilligung vermählt hatte und ihm die Mitgabe seiner Tochter nicht herausgab.

Papst Urban VIII., die Republik Venedig und die anderen kleinen Staaten Italiens sahen es gern, daß Frankreich durch den Schutz, den es dem Herzoge von Nevers gewährte, sein Ansehen in Italien wieder erlange, damit sie nicht ebenso von den Spaniern ganz unterdrückt würden, wie die Deutschen in jenem Augenblicke von Oestreich. Während Kaiser Ferdinand II. protestirte und nach allen Formen des deutschen Processes verfuhr, dessen Gang ebenso wunderlich und kostspielig war, als der des englischen Kanzler-Gerichtes es noch immer ist, schloß Karl Emanuel von Savoyen mit Gonzalez von Cordova einen Vertrag, um den Herzog Karl in Montferrat nicht, wie der Kaiser es in Bezug auf Mantua that, durch Citationen, durch Avocationen und durch die Absendung kaiserlicher Commissäre, sondern mit den Waffen zu bekämpfen. Gleich im Anfange des Jahres 1628 rückten von der einen Seite her die savoyischen Truppen, von der anderen die Spanier in die Markgrafschaft Montferrat ein. Sie waren jedoch nicht ganz einig, und außerdem wurden die Spanier den ganzen Sommer hindurch vor dem festen Hauptplatz Casale aufgehalten, so daß Richelieu seine Einrichtungen treffen konnte, um Casale zu entsetzen und die Pässe von Feinden zu reinigen. Richelieu's Absicht wurde indessen nicht erreicht, weil er kein königliches Heer nach Piemont schicken konnte, so lange La Rochelle noch nicht erobert war, und weil der Statthalter der Dauphiné, der Herzog von Crequi, aus Eifersucht über den Marschall von Uxelles den von diesem unternommenen Zug schlecht unterstützte. Man hatte dem Herzoge Karl ansehnliche Geldsummen verschafft, mit welchem der Marschall von Uxelles etwa 14,000 Schweizer und andere Miethlinge für ihn anwarb, um die Pässe zu durchbrechen. Anstatt jedoch schnell vorzurücken, drückte Uxelles die arme Dauphiné durch sein langes Verweilen, und als er endlich durch dringende Befehle zum Aufbruche genöthigt wurde, lagen Karl Emanuel und sein Sohn Victor Amadeus, beide große Feldherren, mit einer dem Mantuanischen Heere überlegenen Zahl von Streitern in den Pässen. Jeder Versuch, welchen Uxelles machte, das ihm gegenüber stehende savoyische Heer zu verdrängen, mißlang. Er verlor viele Leute und Kanonen nebst dem Gepäcke, mußte zurückweichen und sah sein Heer, das er nicht bezahlen oder ernähren konnte, sich auflösen. Richelieu bemerkt daher in seinen Denkwürdigkeiten mit Recht, daß nicht blos Italien, sondern ganz Europa erfreut gewesen sei, als gerade im Spätjahr 1628 die Besiegung von La Rochelle es ihm möglich

gemacht habe, dasjenige auszuführen, was Uxelles vergebens versucht hatte.*)

4. Richelieu der Wiederhersteller des Ansehens der Franzosen in Italien, des guten Verhältnisses seiner Regierung zu den Reformirten und des königlichen Uebergewichtes über den Hof, die Prinzen und die Großen.

Richelieu ließ von dem Heere, welches La Rochelle belagert hatte, einen Theil zur Bekämpfung des Herzogs von Rohan zurück, welcher an der Spitze der Reformirten den Krieg in Languedoc, Dauphiné und Provence fortsetzte, und brach mit dem andern Theile nach Piemont auf. Zugleich stellten die Venetianer im Einverständniß mit ihm ein Heer von 10,000 Mann an ihren Grenzen gegen Mailand auf. Nun begann Richelieu Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen wegen des Durchmarsches. Als er im Januar 1629 nach der Dauphiné kam, fand er die Anstalten zum Feldzuge noch nicht vollendet, weil Maria von Medicis und ihre Creaturen, welche keinen Krieg mit Spanien wollten, aufs Neue eifrig daran arbeiteten, den König von Richelieu abzuziehen und wieder unter ihre Leitung zu bringen. Er benutzte diese Bemühungen seiner Gegner und die erneuerte Annäherung der Königin Mutter an ihren Lieblingssohn Gaston von Orleans auf eine sehr geschickte Weise, um den König zum Heere zu ziehen, wo derselbe beständig unter seinen Augen war. Den Ausgang der Unterhandlungen mit dem als schlau und treulos bekannten Herzoge von Savoyen, der in einem sehr unansehnlichen Körper eine große und wahrhaft königliche Seele hatte, wartete er nicht ab; er marschirte vielmehr ohne dessen Genehmigung im härtesten Winter über den durch Schnee und Eis unwegsamen Paß des Mont Genèvre und griff den Herzog in den von ihm errichteten Verschanzungen bei Chaumont an. Die feindlichen Schanzen wurden genommen und das französische Heer erreichte, trotz der furchtbaren Kälte und der Schwierigkeit des Weges, am 6. März 1629 die Stadt Susa.

Hier erwarteten Karl Emanuel und sein Sohn, welche der Statthalter von Mailand mit 4000 Mann verstärkt hatte, das französische Heer hinter ihren Schanzen. Es kam alsbald zu einem heftigen Treffen, und so rühmlich auch der Herzog und sein Sohn, welche Beide mehrmals in großer Gefahr waren, fochten, so siegten doch die Franzosen. Den Ruhm dieses Sieges theilte König Ludwig mit Richelieu, obgleich

*) Les alliés du roi regardoient la prise de La Rochelle comme la délivrance de l'Italie et l'assujettissement des rebelles comme l'affermissement de toute l'Europe de dessous le joug tyrannique de la maison d'Autriche.

eigentlich keiner von Beiden Anspruch an denselben hatte. Nach dem Treffen wetteiferten Richelieu und der Herzog von Savoyen mit einander in politisch-diplomatischen Künsten, in denen sie einander völlig gewachsen waren. Der Herzog, der in guter Ordnung vom Schlachtfelde abgezogen war und sich bei Avigliano gelagert hatte, schickte seinen Sohn, den Schwager des Königs von Frankreich, zu den Feinden, und dieser schloß dann, am 11. März, im Lager derselben bei Susa einen Frieden ab. Karl Emanuel erhielt billige Bedingungen, mußte aber, da er nicht gewohnt war, sein Wort zu halten, sobald der Bruch desselben ihm vortheilhaft war, den Franzosen die Citadelle von Susa und die Burg San Francesco als Unterpfänder einräumen. Die Bedingungen des Friedens waren folgende: Der Herzog mußte versprechen, daß er den Franzosen künftig den Durchzug durch seine Pässe gestatten und sie gegen Bezahlung auf ihrem Marsche mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art versorgen wolle; er mußte sich außerdem dazu verstehen, mit Frankreich, dem Papste, den Venetianern und dem Herzoge von Mantua ein Bündniß zu schließen und die Spanier zur Aufhebung der Belagerung von Casale zu veranlassen. Das Bündniß, welches am 6. April zu Stande kam, sollte jeden Theilnehmer verpflichten, dem anderen gegen Angriffe, namentlich von Seiten des Hauses Habsburg, beizustehen. Dagegen verpflichtete sich der König von Frankreich, dem Herzog in der Markgrafschaft Montferrat die Stadt Trino und außerdem noch soviel Gebiet, daß es jährlich 15,000 Dukaten einbrächte, zu verschaffen.

Als Savoyen mit Frankreich Frieden geschlossen hatte, hob der spanische General, Gonzalez von Cordova, die Belagerung von Casale vorerst auf und erklärte, der König von Spanien werde den Herzog Karl nicht weiter beunruhigen, vielmehr demselben beim Kaiser die Belehnung mit Mantua und Montferrat auswirken. Richelieu aber kehrte, nachdem er sich durch jenen Friedensvertrag die Pässe geöffnet hatte, mit Zurücklassung einer Besatzung in Susa triumphirend nach Frankreich zurück. Hier fand er, als er im April nach Languedoc kam, die Reformirten in festen Städten, in Gebirgen und einsamen Gegenden, z. B. in den Sevennen, im offenen Aufstande. Von England hatten sie freilich nichts zu hoffen; denn in Susa hatte Ludwig XIII. einen Friedensvertrag mit seinem Schwager Karl I. unterzeichnet (April 1629); und als dieser begehrte, die Hugenotten sollten in den Frieden mit eingeschlossen werden, ließ Richelieu antworten, Frankreich könne eine Verwendung für seine rebellischen Unterthanen ebenso wenig gelten lassen, als es sich für die englischen Katholiken verwenden werde, wenn diese gegen ihren König rebellirten. Von den empörten Städten waren Nismes, Montauban, Castres, Milhaud und

Privas am mächtigsten und, gleich den Bewohnern der Sevennen, am meisten gegen Hierarchie und Katholicismus erbittert. Richelieu oder, wie es hieß, der König, richtete sich zunächst gegen Privas. Die Bewohner dieser Stadt leisteten eine zeitlang verzweifelten Widerstand; am 27. Mai wurden sie aber von einem panischen Schrecken ergriffen und suchten sich durch die Flucht aus einer Stadt zu retten, in der sie entweder hätten Hungers sterben oder dem Schwerte des Feindes erliegen müssen. Ihre Flucht gab Gelegenheit, einmal anstatt der Milde entsetzliche Strenge zu üben. Man schickte nämlich Reiter den Fliehenden nach; viele von diesen wurden niedergehauen, andere gefangen genommen und entweder aufgeknüpft oder auf die Galeeren gebracht, die Stadt selbst aber geplündert und gänzlich zerstört. Dem dadurch verbreiteten Schrecken schrieb man es zu, daß gleich darauf mehrere befestigte Städte in den Sevennen sich unterwarfen. Doch vertheidigten andere sich mit Hartnäckigkeit. Der Herzog von Rohan, welcher an der Spitze der Empörung stand und ein ganz anderer Mann war, als sein Bruder Soubise, hat das Einzelne des Kampfes in seinen Denkwürdigkeiten beschrieben; wir dürfen ihm aber nicht folgen, sondern wollen nur anführen, was ihn bewog, seinen Glaubensgenossen zur Annahme der ihnen dargebotenen Gnade zu rathen, sobald er einsah, daß Richelieu wegen des wieder ausbrechenden Krieges in Italien freie Hand haben wollte. Rohan konnte nämlich den Krieg ohne auswärtige Hülfe auf die Dauer nicht fortführen, und doch war keine Aussicht auf Erlangung derselben vorhanden. England hatte im April 1629 den erwähnten Frieden abgeschlossen; Spanien hatte sich zwar mit Rohan eingelassen und ihm große Summen versprochen, es wollte ihn aber nur gebrauchen, um Richelieu zu beschäftigen, und auf seine Versprechungen war deshalb, wie Rohan einsah, nicht zu trauen. Rohan berief also mit Richelieu's Erlaubniß die zu Nismes versammelten Deputirten der reformirten Städte nach Anduze und bewog sie, einen Frieden anzunehmen, welcher den Protestanten das Wesentliche von dem, was sie bis dahin als Recht in Anspruch genommen hatten, als königliche Gnade gewährte. In diesem Friedens-Edict von Nismes, welches am 28. Juni 1629 unterzeichnet und einen Monat später vom Könige in seinem Lager bekannt gemacht wurde, gestand die Regierung den Protestanten dieselbe Duldung, Amnestie und freie Religionsübung zu, welche ihnen im Edict von Nantes gewährt worden war. Nur ward das neue Edict ein Gnaden-Edict genannt. Auch Rohan und Soubise erhielten, gleich allen anderen Verurtheilten und Verfolgten, alle die Güter, Rechte und Vortheile wieder, die sie vor dem Kriege gehabt hatten. Die Festungswerke der reformirten Ortschaften sollten binnen drei Monaten geschleift werden; Nismes

und Montauban wurden durch das Herannahen königlicher Truppen dazu genöthigt. Frankreich aber erlangte durch die weise Mäßigung, welche ein Kirchenfürst in diesem Religions-Kriege bewiesen hatte, den Vortheil, daß es an nationaler Einheit gewann und fortan über eine große Zahl von geübten und tapferen Kriegern verfügen konnte, während dagegen die übrigen Mächte katholische wie protestantische, sich durch Unduldsamkeit zu Grunde richteten.

In Italien war unterdessen gleich nach Richelieu's Entfernung der Krieg wieder ausgebrochen. Der König von Spanien oder vielmehr seine Minister hatten die Zugeständnisse des Gonzalez von Cordova nur unter Bedingungen ratificirt, die Frankreich nicht eingehen konnte. Spanien schickte nun jenen Ambrosius Spinola, der sich in Flandern und Deutschland großen Ruhm erworben hatte, als Vice-König nach Mailand. Spinola langte daselbst gerade in dem Augenblicke (August 1629) an, als Richelieu den inneren Zwist, durch welchen Frankreich nahezu ein Jahrhundert lang geschwächt worden war, durch das Gnaden-Edict von Nismes beigelegt hatte. Der Kaiser war um dieselbe Zeit unvorsichtig genug, im Vertrauen auf den mit Dänemark geschlossenen Lübecker Frieden (Mai 1629) einen Theil der fürchterlichen Miethlinge Wallenstein's nach Italien zu beordern, wo ihre Gräuelthaten den östreichischen Namen ebenso verhaßt machten, als er es in Deutschland war. Die erste Abtheilung dieser kaiserlichen Truppen, welche den Herzog von Nevers aus Mantua vertreiben sollten, erzwang ihren Weg über Chur durch das Veltlin. Sie verhaftete bei ihrem Durchmarsch durch Chur den französischen Gesandten, obgleich der Kaiser mit Frankreich noch im Frieden war und seine Truppen vorgeblich nur gesendet hatte, um dem kaiserlichen Ausspruche über Mantua und Montferrat Geltung zu verschaffen. Den Oberbefehl über dieses aus etwas mehr als 20,000 Mann Fußvolk und einigen tausend Reitern bestehende Heer hatte der General Collalto, welcher im deutschen Kriege als Feldherr und zuletzt als Anführer räuberischer und mörderischer Schaaren berühmt geworden war, der aber in Italien, wo er beständig krank war oder doch zu sein vorgab, sich ganz seinem Phlegma überließ. Collalto rückte trotz des Bündnisses, welches die Venetianer im April mit Frankreich geschlossen hatten, noch spät im Winter in das Herzogthum Mantua ein und lagerte sich um den See, der die Stadt Mantua umschließt.

Die Venetianer machten sich damals durch ihre einst über Alles gepriesene Politik, die aber jetzt nicht mehr an der Zeit war, beiden Theilen verächtlich. Sie hatten ein Heer von 16,000 Mann an den Grenzen aufgestellt, regten sich aber nicht; sie ließen die Kaiserlichen ruhig voranziehen, lieferten aber doch dem in Mantua eingeschlossenen

Herzoge Lebensmittel und Geld. Spinola suchte, ehe er endlich in Montferrat einrückte, zwischen dem Kaiser und dem Herzog Karl zu vermitteln. Der Letztere traute jedoch mit Recht einer spanischen, von einem Genuesen angebotenen Vermittlung nicht, weil der Kaiser feste Plätze als Unterpfand forderte. Collalto wollte gar nichts von einer Vermittelung hören; er erkärte, daß er zum Kriegführen, nicht um Frieden zu schließen, nach Italien geschickt worden sei. Bei dieser Gelegenheit wußte sich der Abbate Julius Mazarini, der vorher im päpstlichen Militärdienste gestanden hatte, neben dem Nuntius Pancirolo, dem er nachher zur Seite gegeben wurde, in die Geschäfte einzudrängen und zwar auf solche Weise, daß er fortwährend beiden Parteien gefällig zu sein suchte. Er empfahl sich in diesen Händeln besonders dem Kardinal Richelieu, dessen Nachfolger er später als Schützling der Anna von Oestreich wurde.

Spinola ließ, als sein Versuch, Frieden zu stiften, gescheitert war, alle Plätze von Montferrat, welche Gonzalez von Cordova nach dem Frieden von Susa aufgegeben hatte, wieder besetzen und belagerte die in Casale liegenden Franzosen. Der Herzog von Savoyen gerieth dadurch in große Verlegenheit; denn er wollte Casale nicht gern in die Hände der Spanier fallen sehen, und doch wollte er auch nicht gern die Franzosen, deren Anwesenheit in Susa ihm sehr unangenehm war, durchlassen, um Casale zu entsetzen. Ober-Italien wurde auf diese Weise vom Kriege verwüstet und verarmte wie Deutschland. Casale ward von den Franzosen, welche daselbst großen Mangel litten, den ganzen Sommer 1629 hindurch gegen Spinola, der am Ende schwer erkrankte, tapfer vertheidigt. Collalto war sehr wenig thätig vor Mantua und zog sich zuletzt wegen der tödtlichen Sumpfluft sogar für einige Zeit ganz von dieser Festung zurück. Richelieu konnte daher ungestört den Kampf mit Rohan fortsetzen und, den Widerstand der Reformirten besiegend, eine große Zahl der in langem Kriege abgehärteten Reformirten in seine Reihen aufnehmen, ehe er nach Italien zu ziehen genöthigt war.

Erst im Anfange des Jahres 1630 kehrte Richelieu zum Heere zurück, dem er nachher als Generallieutenant des Königs vorstand. Ludwig selbst blieb vorerst in Frankreich zurück. Er war dort von Feinden des Kardinals umgeben und seine Mutter hatte Männer ins Kabinet gebracht. welche so wenig im Stande waren, die günstigen Umstände in Deutschland und Italien zu benutzen, daß sie vielmehr fortwährend mit Spanien Verbindungen unterhielten. Der König selbst mußte trotz seiner Beschränktheit einsehen, daß er, so drückend ihm auch Richelieu's Despotie war, schon wegen der Unfähigkeit der Männer, denen er auf Verlangen seiner Mutter einen Platz im Kabinet gegeben

hatte, des Kardinals nicht entbehren könne und dessen wiederholtes Anerbieten, seine Stelle niederzulegen, nicht annehmen dürfe. Weder Maria von Medicis, noch Gaston von Orleans hatten einen eigenen Willen oder auch nur eigene Gedanken, sie standen unbedingt unter spanischem, kaiserlichem und päpstlichem Einflusse; Richelieu allein arbeitete, intriguirte und despotisirte immer zugleich für sich und für den König. Richelieu unterhielt, wie er uns selbst berichtet, den König fast von nichts, als von dem Mangel an diplomatischen und politischen Talenten, welchen sein Kanzler Marillac und alle Creaturen seiner Mutter bewiesen. Er enthüllte ihm zugleich die gefährlichen Pläne seines Bruders Gaston. Mit diesem hatte sich der König schon einmal abgefunden; er hatte ihn damals so eingeschreckt, daß Gaston alle seine Freunde verrieth und der Rache Richelieu's preisgab. Im Mai 1627 war Gaston's Gemahlin, Maria von Montpensier, gestorben, die ihm von Richelieu aufgezwungen worden war, mit der er aber ein häusliches Leben ohne Kabalen geführt hatte, wie es eigentlich für seine Natur und für die seines Bruders am besten paßte. Dieser Todesfall hatte den Herzog aufs Neue zum Spielwerk von Leuten gemacht, welche ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen suchten. Er wollte sich, ohne vorher dem Hausgesetze gemäß den König zu fragen, zum zweiten Male vermählen, und zwar mit der Prinzessin Maria Gonzaga, einer Tochter des Herzogs Karl I. von Nevers und Mantua. Seine Mutter hatte jedoch einen andern Heirathsplan für ihn ausgedacht; sie war aus Neigung zu Spanien eine Gegnerin des Herzogs; auch sollte dieser einmal geäußert haben: die Gonzaga seien eher Fürsten gewesen, als die Medicis Edelleute. Sie protestirte heftig gegen Gaston's Vermählung mit Maria Gonzaga und ließ sogar, um dieselbe unmöglich zu machen, die Prinzessin nebst ihrer Mutter aufheben und nach Vincennes bringen. Auf diese Weise trat im Jahre 1630 der sonderbare Fall ein, daß, während König Ludwig nach Italien zog, um dem Herzog Karl I. den Besitz von Mantua und Montferrat zu sichern, seine Mutter, welche der Form nach in Frankreich der Regierung vorstand, die Gemahlin und Tochter desselben Herzogs polizeilich verfolgte. Der König erkannte hieraus zu seinem Schrecken, welcher leidenschaftlichen Heftigkeit seine Mutter fähig sei, und suchte wieder ängstlich Schutz bei Richelieu.

Der kindisch veränderliche Herzog von Orleans gab den Gedanken an die Prinzessin Maria Gonzaga bald wieder auf und bewarb sich um eine Prinzessin von Lothringen, was unter den damaligen politischen Umständen die größte Besorgniß am Hofe erregte. Es mußte nämlich durch die Verbindung mit dem Herzoge von Lothringen, einem Gliede des deutschen Reiches, der Herzog von Orleans an Spanien,

an Oestreich und an die katholische Partei in Deutschland geknüpft werden, während gerade damals Richelieu mit England einen Frieden geschlossen hatte und mit Dänemark, Schweden und den Häuptern der protestantischen Partei in Deutschland über einen Bund unterhandeln ließ. Dies vermehrte die Verlegenheit des Königs. Als daher Richelieu, ehe er zum zweiten Male über die Alpen zog, seine Stelle niederlegen wollte, hielt ihn Ludwig durch inständige Bitten davon ab und übergab das ganze königliche Ansehen in seine Hände. Er ernannte den Kardinal, nachdem er ihm schon vorher unter dem Titel eines Inspectors des Seehandels und Schiffswesens alle Rechte eines Reichs-Admirals übertragen hatte, zu seinem Generallieutenant beim Heere oder, wie man sagte, zum Generalissimus der Truppen, und zwar mit dem Rechte über Krieg und Frieden zu entscheiden, sowie mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß seine Unterschrift der königlichen gleichgelten sollte. Dies lag in dem Titel Principal-Minister.

Der Zug, welchen Richelieu 1630 zum Schutz aller kleineren Staaten von Ober- und Mittel-Italien gegen Savoyen, den spanischen Statthalter von Mailand und das kaiserliche Heer rüstete, war weit glänzender, als derjenige, den der König selbst angeführt hatte. Unter Richelieu dienten, als er das Heer bei Lyon vereinigte, die Marschälle Bassompierre, Schomberg und Crequi. Man gelangte, da die Pässe noch in den Händen der Franzosen waren und Susa eine französische Besatzung hatte, bis zu dieser Stadt, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. An der Dora hatte sich aber der Herzog von Savoyen drohend aufgestellt, obgleich er immer noch vorgab, den Frieden bewahren zu wollen. Der Herzog knüpfte Unterhandlungen an, jedoch seiner Gewohnheit nach blos aus dem Grunde, weil er dem Feinde Zeit abzugewinnen suchte. Diese Unterhandlungen, bei welchen von einem allgemeinen Frieden Italien's die Rede war, sind dadurch merkwürdig, daß in denselben drei Männer, welche die größten Meister, der neueren Zeit in den Künsten politischer Arglist, des Doppelsinnes, der Lüge und Sophistik waren, oder mit anderen Worten die drei größten Diplomaten der neueren Zeit, Richelieu, Karl Emanuel I. von Savoyen und Mazarini, den der Papst seinem Legaten zur Seite gegeben hatte, einander zu überlisten suchten. Der Herzog von Savoyen wollte die Sache verzögern, bis Casale in die Gewalt der Spanier gefallen sei; Richelieu wollte die Sorglosigkeit des Herzogs benutzen, um ihn und seinen Sohn im Lustschlosse von Rivoli aufzuheben. Der Herzog erhielt durch den Marschall Herzog von Montmorency, welcher schon damals kein Freund des Kardinals war, einen warnenden Wink, reiste schleunig von Rivoli ab und begab sich nach Turin, wo viele Franzosen sich aufhielten, weil eben Waffenstillstand war. Er ließ diese insgesammt

verhaften und ein heftiges Manifest gegen Richelieu bekannt machen, in welchem dem Kardinal allerlei Verrätherei en gegen des Herzogs Land und Person vorgeworfen werden, jedoch des Ueberfalles von Rivoli nicht erwähnt ist.

Jetzt warf sich der Herzog von Savoyen, indem er einen Vertrag mit Spinola schloß, gänzlich in die Arme der Spanier und des Kaisers, und wollte keine Gesandten des Kardinals mehr annehmen. Richelieu machte hierauf Miene, als wenn er Turin belagern wolle, wandte sich aber plötzlich gegen die nur wenige Meilen von Turin entfernt liegende Stadt Pignerol und ließ dieselbe nebst ihrer Citadelle von Crequi besetzen, weil er aus ihr ein Bollwerk machen wollte, dessen Besitz ihn gegen jede künftige Unternehmung des Herzogs sichern könne (31. März 1630). Ein Glück war es damals für den Kardinal, daß er ohne Rücksicht auf den schwachen König eine militärisch-despotische Gewalt üben konnte, während seine drei Gegner unter einander uneinig waren. Der Kaiser hatte um jene Zeit ein zweites Heer nach Italien geschickt, welches gleich dem ersten die von Deutschland her gewohnten entsetzlichen Grausamkeiten verübte; der Herzog von Savoyen und Collalto stimmten deshalb dafür, daß man die Franzosen schnell angriffe; Spinola gab aber seine Zustimmung dazu nicht und belagerte aufs Neue Casale. Während die französischen Truppen mit den Spaniern in Montferrat bald mehr, bald weniger glücklich kämpften, begab sich Richelieu zu König Ludwig nach Grenoble; dieser erschien selbst mit 8000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern in Savoyen und besetzte gegen Ende Mai 1630 Chambery, sowie bald nachher auch das befestigte Montmelian. Ehe dies geschah, hatte Richelieu den Herzog von Montmorency mit 11,000 Mann zur Verstärkung der Marschälle La Force und Schomberg nach Pignerol geschickt. Nach Casale vorzudringen vermochten die Franzosen freilich auch dann nicht; sie besetzten aber die Stadt Saluzzo und nahmen bald nachher auch die Burg derselben ein. Collalto hatte im Frühjahr auch die Belagerung von Mantua wieder begonnen, wo die Pest im Sommer furchtbare Verheerungen anrichtete. Die in dieser Stadt herrschende Noth und vielleicht auch ein Einverständniß mit Feinden der Franzosen oder mit Freunden des Herzogs von Guastalla in der Stadt veranlaßte endlich die Generale Altringer und Gallas, welche in Collalto's Abwesenheit die Belagerung leiteten, den Versuch zu machen, ob nicht die Stadt durch Ueberfall zu nehmen sei. Der Anschlag gelang, und Mantua ward am 18. Juli genommen. Bei der Einnahme konnte Herzog Karl I. sich nur mit Mühe in die Citadelle di Porto retten und seine Schwiegertochter, die Prinzessin Maria, floh mit ihrem ganz kleinen Sohne in ein Kloster. Schon am folgenden Tage capitulirte der Herzog und übergab die Burg, welche

gegen die Stadt zu keine Befestigung hatte. Er erhielt die Erlaubniß, nach Belieben entweder mit seiner Schwiegertochter und deren Sohn in der Stadt zu bleiben oder sich an einen anderen Ort zu begeben. Er ging nach Ferrara, wohin ihn der Herzog von Estrées, französischer Gesandter in Venedig, der sich bei ihm aufgehalten hatte, begleiten durfte, da sonderbarer Weise Frankreich nicht mit Spanien und dem Kaiser, wohl aber mit den Schützlingen beider Mächte in Deutschland und Italien im Kriege war. Der Herzog war so schnell überrascht worden, daß er und seine Schwiegertochter weder ein einziges Stück ihrer Garderobe, noch einen einzigen Edelstein, noch auch Geld hatten mitnehmen können. Er mußte daher von den Venetianern elende 1000 Dublonen annehmen, um nur sich und seine Familie kleiden und nähren zu können.

Das klägliche Schicksal, welches die Stadt Mantua nach ihrer Einnahme traf, das Rauben, Plündern und Morden, welches dort von denselben rohen Horden verübt wurde, die einen großen Theil der deutschen Städte zerstört hatten, dürfen wir um so weniger schildern, da wir auch die meisten Gräuel des dreißigjährigen Krieges mit Stillschweigen übergangen haben. Es mag die Bemerkung genügen, daß die Eroberer der Stadt zu den aus Räubern und Mördern zusammengesetzten, aus rohen Völkerstämmen Europa's geworbenen, durch Beute und unmenschliche Erpressungen genährten Horden Wallenstein's gehörten, und daß dieselben in dem damals blühenden und reichen Mantua drei Tage und Nächte hindurch gleich reißenden Thieren wüthen durften. Kaiser Ferdinand II. und seine Gemahlin, Leonora Gonzaga, waren außer sich, als sie das traurige Schicksal der Vaterstadt Leonoren's erfuhren. Die Republik Venedig sprach gegen Collalto, dessen Stammsitz in Friaul gelegen war, Verbannung auf Lebenszeit aus. Uebrigens ward das Raubgesindel seines Raubes nicht froh; denn die meisten der Räuber erlagen der Pest, welche schon seit langer Zeit in der Stadt herrschte. Das Land des Herzogs von Savoyen wurde von den Franzosen nicht viel besser behandelt, als das Mantuanische von den Kaiserlichen. Piemont wurde hart mitgenommen und die festen Pforten des Landes: Susa, Pignerol und Saluzzo, waren von den Franzosen besetzt. Als Karl Emanuel I., den man auch den Großen nennt, im 50. Jahr seiner Regierung zu Saviglano starb (Juli 1630), versuchte sein Sohn und Nachfolger Victor Amadeus I., der Schwager des französischen Königs, zweimal (das zweite Mal von Collalto unterstützt) die Franzosen zu besiegen; er wurde aber beide Male mit Verlust zurückgeschlagen. Dagegen setzte Spinola die Belagerung von Casale fort und brachte den Marschall Toiras, welcher die französische Besatzung dieser Stadt befehligte, auf's Aeußerste.

In dieser Zeit reiste Mazarini als Unterhändler des Papstes Urbans VIII. aufs Neue unaufhörlich von einem Heere zum anderen, um einen Frieden zu Stande zu bringen. Dieser ward ebensowohl von den Spaniern und den Kaiserlichen wie von Richelieu gewünscht, von den Ersteren aus dem Grunde, weil sie ihre Truppen in Deutschland gegen Gustav Adolf brauchten, von Richelieu aber deshalb, weil er Hoffnung hatte, die Mutter und den Bruder seines Königs ganz unschädlich zu machen. Mazarini arbeitete vorerst nur an einem Waffenstillstande für das in Italien stehende Heer; der Pater Joseph ließ aber zu derselben Zeit (October 1630) durch den französischen Gesandten Brulart in Regensburg einen vollständigen Frieden unterschreiben, welcher auch Bedingungen für Spanien enthielt. Diese Bedingungen erhielten, wie oben erzählt, die Billigung des spanischen Ministers nicht und auch Richelieu war so weit entfernt, den Regensburger Vertrag zu bestätigen, daß er vielmehr dem Urheber desselben, Brulart, dieses Friedens wegen harte Vorwürfe machte; es schien als ob derselbe auf die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung des Königs von Frankreich allzuviel zugestanden habe. Die Bestätigung des Regensburger Friedens suchte auch Mazarini vergebens von Richelieu zu erhalten. Victor Amadeus, der Schwager Ludwig's XIII., mußte vorerst den Krieg fortsetzen. Die Franzosen in Casale waren nämlich durch Spinola, welcher gleich nachher gefährlich erkrankte, so ausgehungert worden, daß diese Stadt nebst ihrer Citadelle schon im September gefallen wäre, wenn nicht Mazarini, ohne Spinola zu fragen, mit Collalto und dem Herzoge von Savoyen eine Uebereinkunft verabredet hätte, wie sie für Richelieu vortheilhaft war. Es wurde nämlich ausgemacht, daß die Stadt, wenn sie nicht vor dem 15. October entsetzt würde, an diesem Tage den Spaniern übergeben werden sollte, und zwar auf die Weise, daß dann die Franzosen sich in die Citadelle ziehen und dort noch bis zum Ende des Monats von den Spaniern mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Spinola wollte freilich diese Uebereinkunft nicht anerkennen; er starb aber am 25. September und der einfältige Marquis von Santa Croce, welcher an seine Stelle kam, genehmigte den Vertrag. Die Stadt Casale wurde hierauf wirklich den Spaniern übergeben; die Citadelle aber oder vielmehr der Schein ihres Besitzes blieb den Franzosen und dem Herzoge von Humières, dem jüngeren Sohne Karl's I. von Mantua. Mazarini war damals schon den Franzosen verkauft, obgleich er immer noch als Gehülfe des päpstlichen Nuntius Pancirolo hin und her reiste; er betrog den Marquis von Santa Croce auf eine unverschämte Weise. Als nämlich die Spanier über den Po gegangen waren und die Franzosen sich auf dem Marsche nach Piemont befanden, kehrten plötzlich zwei

Regimenter der Letzteren wieder um und besetzten unter einem leeren Vorwande die Stadt aufs Neue. Durch diesen Treubruch wurde Santa Croce so sehr erbittert, daß er mit seinen Spaniern ebenfalls wieder umkehrte. Er war auch schon in der Nähe der Stadt angekommen, als Mazarini wie ein Polichinell im Galopp mit dem Hut in der Hand den Spaniern entgegensprengte und durch seine politischen Declamationen einen neuen Vertrag zu Stande brachte, vermöge dessen die Franzosen endlich die Stadt räumten.

Um diese Zeit befand sich Richelieu in Frankreich. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Gustav Adolf, auf Lothringen und auf den Bruder und die Mutter seines Königs gerichtet. Auch starb damals Collalto auf einer Reise nach Regensburg, wohin ihn der Kaiser berufen hatte, so daß der Krieg in Italien einstweilen ruhte. Dazu trug außerdem auch noch der Umstand besonders bei, daß die deutschen Angelegenheiten seit Wallenstein's Entlassung eine für den Kaiser sehr ungünstige Wendung genommen hatten. Man kam, unter Vermittlung des Nuntius Pancirolo und seines Gehülfen Mazarini, auf die Bedingungen der Uebereinkunft von Regensburg, als Grundlage eines Friedens für Ober-Italien, zurück. Collalto's Nachfolger im Commando, der General Gallas, erhielt Auftrag und Vollmacht, in Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen Unterhandlungen über einen Frieden mit den französischen Bevollmächtigten anzuknüpfen. Bei diesen Unterhandlungen zeigten sich aufs Neue Mazarini und Richelieu als vollkommene Diplomaten; denn sie opferten, um den Franzosen den Marsch nach Italien offen zu halten, ohne Bedenken den Vortheil des französischen Schützlings, Karl's I. von Mantua, zu dessen Gunsten sie doch den Krieg angefangen hatten, dem des Herzogs von Savoyen auf. Man ward nämlich am 6. April 1631 in Chierasco zugleich über einen öffentlichen und über einen geheimen Vertrag einig, und zwar unter der Bürgschaft des Papstes, welcher ebenfalls getäuscht wurde, weil Mazarini dem Nuntius Pancirolo den zwischen Richelieu und Savoyen abgeschlossenen geheimen Vertrag nicht mittheilte. Dem öffentlichen Vertrage war im Wesentlichen der Regensburger Frieden zu Grunde gelegt, nach welchem einerseits Alles was die Franzosen in Italien erobert hatten, also auch Pignerol, Susa, Saluzzo und Savona, geräumt werden und andererseits dem Herzog Karl, außer Trino und wenigen anderen Plätzen, das ungetheilte Herzogthum Mantua und die Markgrafschaft Montferrat zufallen sollten; die kaiserliche Belehnungs-Urkunde sollte innerhalb 25 Tagen in Mantua eintreffen. In dem geheimen Vertrage dagegen war ausgemacht, daß die einträglichsten Theile von Montferrat, die Stadt Alba und was dazu gehöre, an den Herzog von Savoyen fallen, dieser aber Pignerol und die

dahin führende Heerstraße nebst anliegenden Plätzen den Franzosen abtreten solle, sobald er in deren Besitze sei; einstweilen solle sie der Papst in Verwahrung nehmen. Um sicher zu sein, daß der Herzog von Savoyen, wenn er die Plätze vom Papst erhalten habe, sie nachher auch wirklich den Franzosen überlasse, mußten die beiden jüngeren Brüder des Herzogs als Geiseln nach Paris reisen. Um aber den Betrug zu verdecken, welcher dabei dem Kaiser und dem Herzoge von Mantua gespielt wurde, nahm Mazarini zu einem anderen elenden Kniffe seine Zuflucht. Als nämlich alle Bestimmungen des Vertrages von Chierasco, die Uebergabe von Casale, Mantua und Montferrat an den Herzog von Mantua, sowie die Belehnung desselben durch den Kaiser, ausgeführt worden waren, als ferner nicht nur der Papst die ihm als Geiseln übergebenen Personen entlassen hatte, sondern auch das französische Heer bereits abgezogen war: kamen auf einmal 300 Franzosen, die man vorher in Pignerol versteckt und auf einen Monat mit Lebensmitteln versehen hatte, hervor und besetzten die Festung wieder. Darüber beschwerte sich dann der Herzog von Savoyen zum Scheine sehr heftig. Zugleich machte er unter dem Vorgeben, als seien noch viele andere Franzosen zurückgeblieben oder in die Dienste des Herzogs von Mantua getreten, aufs Neue Rüstungen und suchte beim Herzoge von Feria in Mailand um Hülfe nach. Der Letztere schien anfangs bereit, Geld und Truppen zu geben, stand aber wieder davon ab, als Victor Amadeus und Mazarini ihm die Gefahr gar zu groß schilderten. Dies hatten Beide gewollt; denn nun ließ sich der Herzog von Feria bewegen, durch eine Capitulation, welche im October 1631 mit den französischen Bevollmächtigten zu Mailand abgeschlossen wurde, auf die Bestimmungen des geheimen Vertrags einzugehen. Auch bei dieser Gelegenheit verfuhr man wieder auf hinterlistige Weise; denn in der Capitulation war nur auf sechs Monate gefordert worden, was man für immer behalten wollte. Es wurde nämlich den Franzosen, mit erschlichener Zustimmung der Spanier, nicht blos Pignerol, sondern auch der ganze schmale Landstrich, welcher von der Dauphiné an sich bis dahin erstreckt, vorgeblich auf sechs Monate eingeräumt. Es waren außer Pignerol die Forts von Riva, Budenasco und della Perosa, sowie das ganze Thal Perosa, welches nach Pignerol hin ausmündet. So war Richelieu's Hauptzweck erreicht, ein dem französischen Hofe verpflichteter Herzog in Mantua eingesetzt und den französischen Heeren der Einzug in Oberitalien gesichert. Sein persönlicher Ehrgeiz fand insofern Genugthuung, als sein Stammsitz Richelieu zum Herzogthum und zur Pairie erhoben wurde (August 1631), daher man ihn den Cardinal-Herzog nannte.

Die Geschichte dieser italienischen Händel ist uns besonders in

Beziehung auf die beiden Geistlichen, von welchen der Eine unter Ludwig XIII., der Andere während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Frankreich zur ersten Macht von Europa erhoben hat, sowie für die Entstehung der neueren diplomatischen Künste und ihren Charakter sehr wichtig. Wir haben sie daher ohne Unterbrechung erzählt, obgleich Richelieu in den Jahren 1629 bis 1631 dem Hause Habsburg in Deutschland noch viel verderblicher ward, als in Italien. Wir wollen jetzt zunächst kurz berichten, auf welche Weise Richelieu die Mutter und den Bruder seines Königs verdrängte, erst dann aber angeben, wie er den deutschen Krieg beendigte, wie nachher Mazarini in Betreff desselben da anfing, wo Richelieu aufgehört hatte, und wie Deutschland unter französische Vormundschaft gebracht wurde. Der Herzog von Orleans ging, wie bereits bemerkt worden ist, mit dem Gedanken um, eine Prinzessin von Lothringen, Margaretha, die Schwester des regierenden Herzogs Karl's III., zu heirathen, wodurch er in das innigste Verhältniß zum Kaiser und zu Spanien gekommen wäre. Er betrieb diese Angelegenheit, den Gesetzen zuwider, ohne Befragung des Königs. Er reiste endlich sogar auch nach Nancy, der Hauptstadt von Lothringen, ohne den König gefragt zu haben. Da er damals (1629) noch immer der muthmaaßliche Erbe war, so mußte man ihn durch Anbietung von Vortheilen nach Frankreich zurückzubringen suchen. Dies war um so mehr nöthig, da er in Nancy eine glänzende Aufnahme gefunden hatte, und da es allgemein hieß, er sei dort, was jedoch nicht der Fall war, mit der Prinzessin wirklich vermählt worden. Richelieu schickte also den Marschall Marillac, den Bruder des Kanzlers, nebst dem Staats-Secretär Bouthillier, nach Nancy und ließ dem Prinzen das Herzogthum Valois, die Statthalterschaft Amboise und große Geldsummen versprechen, wenn er nach Frankreich zurückkehre. Gaston ließ sich dadurch wirklich bewegen; um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, ernannte man ihn nachher, was gar keine weitere Bedeutung hatte, zum General-Statthalter im Reiche im Fall einer Abwesenheit des Königs.

Gaston wünschte das Herzogthum Orleans mit Burgund und der Champagne vertauschen zu dürfen, wodurch er in unmittelbare Verbindung mit dem Kaiser, mit Spanien und mit Lothringen gekommen und gewissermaaßen ein unabhängiger Fürst geworden wäre. Dies stellte Richelieu dem Könige mit Recht als verderblich vor, besonders wenn der ganz unfähige Prinz von seiner Mutter unterstützt und von ehrgeizigen und intriguanten Leuten, sowie von Spanien und dem Kaiser mißbraucht werde. Der König schwankte hin und her. Jetzt boten deshalb einerseits die Königin mit ihren Creaturen und andererseits Richelieu mit seinen Anhängern alle Künste und Kabalen Italiens, Frankreichs und Spaniens gegen einander auf. Dies hat Anlaß gegeben, daß die

Hofgeschichten der Jahre 1629 bis 1631 von den Franzosen wie ein Roman behandelt werden, dessen Erzählung ganze Bände füllt. Wir glauben ihnen nicht folgen zu dürfen, weil wir der Kürze wegen nur Resultate zu geben pflegen. Eines dieser Resultate ist, daß König Ludwig XIII., welcher von Kindheit an gewohnt war, durch andere Menschen geleitet zu werden und denselben die Regierung zu überlassen, nur zwischen seiner heftigen, leidenschaftlichen, unverständigen Mutter und dem Kardinal Richelieu die Wahl hatte. Die Erstere war von lauter schwachen, gierigen, talentlosen Leuten umgeben. Zu diesen gehörten der Herzog von Guise, Statthalter von Burgund; der Herzog von Bellegarde, Statthalter der Provence; die Prinzessin Conti und andere hohe Damen, die es mit dem lothringischen Hof und mit Spanien hielten. Der spanische Gesandte, dem an Richelieu's Sturz Alles gelegen war, zog auch die Königin Anna, die Schwester seines Herrn, ins Interesse. Maria von Medicis selbst hatte kaum ein anderes Ziel, als ihren eigenen Vortheil, sowie den des verächtlich schwachen Gaston von Orleans; Richelieu dagegen dachte nur an die Größe und Macht der Nation und des Reiches, und übertraf in Hinsicht auf Talente und Kenntnisse alle Fürsten und ihre Minister. Er achtete freilich weder Verfassung noch Recht, weder Treue noch Pflicht, und gründete eine despotische Verwaltung und Regierung; aber dies geschah vielleicht zum Vortheile der Franzosen, wie sie im Ganzen sind, und jedenfalls mußte die von ihm gegründete despotische Gewalt einmal als Erbschaft dem Könige zufallen.

Schon einmal hatte Ludwig seinen Minister dazu gebracht, der Aufregung der Königin-Mutter Genüge zu leisten; Richelieu schrieb einen Ergebenheitsbrief in den demüthigsten Ausdrücken; er überreichte ihr denselben persönlich und zwar auf den Knieen liegend. Doch wurde sie ihm deshalb keineswegs gewogen. Im September 1630 ward der König zu Lyon gefährlich krank und seine Mutter widmete ihm bei dieser Gelegenheit eine zärtliche Pflege. In Folge davon schwankte Ludwig wieder einige Zeit hindurch zwischen seiner Mutter und dem Kardinal Richelieu, und die genannten angesehenen Personen, welche Richelieu, seitdem er Premier-Minister und General-Stellvertreter des Königs beim Heere geworden war, als den gefährlichsten Gegner betrachteten, schlossen sich an Maria von Medicis an. Sie nahmen nicht nur die Königin-Mutter vollends gegen Richelieu ein, sondern sie hatten auch schon im Sommer 1630 Alles, was dieser in Italien unternahm, zu hemmen gesucht. Im September schienen beide Königinnen, welche den Sohn und Gemahl in Lyon verpflegt hatten, denselben ganz von Richelieu entfernt zu haben. Es ist merkwürdig, über diese Sache den Kardinal selbst mit einem Selbstgefühl reden zu hören,

welches dem eines Chateaubriand gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß der Letztere ein bloßer Geck, Richelieu aber ein großer und als Staatsmann sehr ausgezeichneter Mann war. Es ist sehr anziehend, von ihm selbst zu vernehmen, mit welcher Kunst er und die Florentinerin einander zu täuschen suchten, und wie katzenfreundlich Beide sich im October gegenüber standen*).

Der arme König versuchte vergebens alles Mögliche, um die ihm furchtbare und beschwerliche Mutter und den ihm unentbehrlichen Kardinal in ein leidliches Verhältniß zu einander zu bringen. Beide fuhren fort, ihn zu quälen, indem sie ihn in ihrem Sinne bearbeiteten. Richelieu war dabei im Vortheile; denn er konnte dem König unläugbar beweisen, daß Ludwig unter der Bande, an deren Spitze seine Mutter und der feige und gewissenlose Herzog von Orleans standen, verrathen und verkauft sei. Der Streit dauerte bis zum 10. November, an welchem Tage Maria von Medicis, die sich für krank ausgab, einen Besuch vom König erhielt, der sich an diesem Tage nach Versailles begeben wollte. Sie erklärte ihrem Sohne in einer geheimen Unterhaltung mit erschreckender Heftigkeit, daß sie fortan weder mit Richelieu, noch mit einem von dessen Freunden und Verwandten das Geringste zu thun haben wolle. Sie ging damals so weit, daß sie ihrem Sohne erklärte, sie werde nie mehr im Rathe erscheinen. Während ihres leidenschaftlichen Andringens trat Richelieu zu einer Seitenthür ein und wurde von ihr mit Vorwürfen überhäuft; er rechtfertigte sich, wobei es ihm an Thränen nicht fehlte, und bat endlich, da sie nicht nachgab, den König um die Gunst, sich vom Hofe weg in die Einsamkeit zu begeben. Der König befand sich lange in peinlicher Verlegenheit; er entfernte sich, ohne eine bestimmte Entscheidung zu geben; doch war er durch die Heftigkeit seiner Mutter und durch die Enthüllungen, welche Richelieu ihm in Betreff der Verbindungen derselben machte, so sehr in Schrecken gesetzt, daß er sich wieder auf die andere Seite neigte. In dieser Gesinnung wurde er noch vor seiner Ankunft in Versailles durch seinen Liebling, den Herzog von St. Simon, bestärkt und dieser ließ dem Kardinal sagen, der König werde ihn gewiß in Versailles mit Vergnügen empfangen. Richelieu war bereits im Begriff, nach Havre

*) A son arrivée trouva, que le temps, que sa fidélité, son courage et sa vertu lui avoient fait employer heureusement à la gloire de son maître, l'envie, la jalousie et la malignité de ses ennemis l'avoient employé à le détruire dans l'esprit de la reine, pour lui ravir tout l'espoir de son travail. Il la trouve changée et en ignore la cause, parce qu'il est témoin à lui-même de sa sincérité (die sincérité eines Richelieu!), saît, comme les choses se sont passées et ne peut assurément reconnoître, duquel des détours infinis de la droiture de la vérité ses ennemis se sont servis, pour s'emparer de l'esprit de la reine à son préjudice.

zu gehen; um die Königin dagegen, die im Palais Luxembourg wohnte, drängten sich Glückwünsche und Ehrenbezeugungen. Nun aber brachte ein Freund dem Minister, den man schon für gestürzt hielt, die günstige Meldung St. Simon's. Richelieu wußte, daß beim Könige immer derjenige Recht habe, welcher gegenwärtig sei und zuletzt rede. Er begab sich zum Könige nach Versailles, während die Königin Mutter dies zu thun unterließ, und behielt nach einer zweistündigen Unterredung die Oberhand. Der König entzog gleich am Tage nachher (11. November) die Reichssiegel dem Kanzler Marillac, welcher schon geglaubt hatte, er sei nach Versailles berufen worden, um Richelieu's Stelle einzunehmen. Diesen 11. November nannte man den Tag der Geprellten oder der Enttäuschten (la journée des dupes). Bald nachher wurde auch Marillac's Bruder, der sich mit den Marschällen La Force und Schomberg noch in Italien befand, auf Befehl des Königs verhaftet und vorgeblich wegen Erpressung und Defraudation angeklagt. Man stellte ihn nicht vor ein ordentliches Gericht, sondern vor eine besondere Commission. Diese erklärte ihn für schuldig und er ward 1632 öffentlich hingerichtet.

Der Herzog von Orleans benahm sich damals auf dieselbe Weise, wie er sich früher benommen hatte, als er Ornano und Andere, die sich an ihn geschlossen hatten, seines Vortheiles wegen der Rache des Kardinals preisgab. Er bot zuerst der Königin-Mutter seine Hülfe und seine Dienste an; als er aber hörte, daß der König wieder mit Richelieu ausgesöhnt sei, versprach er, diesen zu lieben und zu schützen, wo und wie er könne*). Der König war sehr froh über die Erbärmlichkeit seines Bruders und suchte ihn auf eine eben auch nicht rühmliche Weise in derselben zu bestärken. Er wußte, daß Puylaurens und Le Coigneux den schwachen Prinzen unbedingt leiteten; er gab also dem Ersteren eine Summe Geldes zum Ankaufe des Herzogthums d'Anville und ertheilte dem Anderen nicht nur die Stelle eines Parlaments-Präsidenten zweiten Ranges, sondern machte ihm auch Hoffnung auf einen Kardinalshut, damit Beide sich nicht durch Anerbietungen der Königin locken lassen möchten. Die Letztere setzte indessen den ganzen Hof in Bewegung**), so daß Richelieu sich in bitteren Klagen über den Contrast der Lage der Dinge im Anfange 1630 und am Ende dieses Jahres ergießt.

---

*) Il alla trouver le roi, désapprouva le procédé de la reine sa mère, et protesta de ne se départir jamais des intérêts et des volontés de Sa Majeste, qui seroient toujours la règle des siennes. Il promit aussi au cardinal, de l'aimer et de le défendre contre tous ceux, qui au préjudice de l'autorité royale voudroient l'offenser.

**) Toute la cour fait cabale et l'Espagnol s'en prévaut.

Im Anfange des folgenden Jahres glaubten Puylaurens und Coigneux wieder besser zu thun, wenn sie Gaston mit seiner Mutter, mit Spanien und mit Lothringen aussöhnten und ihm riethen, sich von seiner Mutter den Schmuck seiner verstorbenen Gemahlin, welchen jene in Bewahrung hatte, übergeben zu lassen und dann in sein Herzogthum Orleans zu gehen, während seine Mutter am Hofe zurückbleibe und die Kabale mit ihm fortspinne. Bevor er abreiste, sollte er sich mit einer bedeutenden Zahl Bewaffneter (fort accompagné) in Richelieu's Palast zu Paris begeben und ihm thätlich zu Leibe gehen; dazu aber hatte der jedes ernsten Entschlusses unfähige Prinz den Muth nicht. Er begann, als er am 31. Januar zu dem Kardinal kam, nur einen heftigen Zank mit ihm und reiste dann nach Orleans ab. Der König kam nach diesem Vorfalle eilig von Versailles nach Paris zum Kardinal. Seine Mutter ließ hoch und theuer versichern, daß sie von dem ganzen Beginnen Gaston's nichts gewußt habe. Dies glaubte ihr jedoch Niemand, und der Kardinal benutzte Gaston's Unvorsichtigkeit und die Heftigkeit der Königin-Mutter, um den König dazu zu bringen, daß er ihm alle seine Gegner preisgab. Als im Februar der Hof in Compiegne verweilte, reiste der König plötzlich ab; Maria von Medicis mußte zurückbleiben und ward unter die Aufsicht des Marschalls d'Estreés gestellt; die Prinzessin von Conti wurde weggewiesen und ihr Freund Marschall Bassompierre, Befehlshaber der Schweizer, in die Bastille gebracht. Der König zog mit Truppen gegen Orleans; Gaston begab sich mit den Großen, die ihm anhingen, nach Lothringen, wo er die lange gewünschte Heirath vollzog. Zu Dijon ließ der König vom Parlament ein Edict eintragen, welches sämmtliche Begleiter des Prinzen für Majestätsverbrecher erklärte. Da nun das Parlament von Paris dieses Edict nicht alsbald registriren wollte, sondern über dasselbe erst berieth und seine Berathung zu Protokoll brachte, ließ der König nach seiner Heimkehr sämmtliche Mitglieder zu sich in das Louvre kommen, wo der Siegelbewahrer ihnen sehr herbe Vorwürfe machte; sodann riß Ludwig das Protokoll eigenhändig durch. Der Königin-Mutter schlug man einen Ort nach dem anderen zum Aufenthalt vor, nur nach Paris sollte sie nicht wieder kommen; sie lehnte aber Alles ab. Vier Monate später entfloh sie aus Compiegne, begab sich zuerst nach Avesnes und ging dann in das Ausland. Dies hatte Richelieu gewollt. Maria zog zuerst nach Brüssel zur Infantin Isabella. Einige Jahre später, als die Spanier ihrer dort müde geworden waren, begab sie sich nach England. Zuletzt sah sie sich durch den Ausbruch der englischen Revolution genöthigt, wieder auf den Continent zurückzukehren. Sie nahm damals ihren Wohnsitz in Köln, wo sie etwa ein Jahr vor ihrem Sohn, 63 Jahre alt, in großer Armuth

starb (Juli 1642). Es war schändlich von Richelieu und schmählich von seinem Könige, daß Beide diese verblendete Mutter des Letzteren und frühere Gönnerin des Ersteren zuletzt in so große Noth herabsinken ließen. Der Herzog von Orleans begab sich nach Brüssel, wo er seine Mutter sah, nachdem er kurz vorher die lothringische Prinzessin geheirathet hatte. Er stürzte durch diese Heirath, welche er erst später bekannt machte, den Herzog von Lothringen ins Unglück; er selbst aber verlor durch sein Betragen alle Achtung und allen Einfluß in Frankreich.

Von dieser Zeit an übte Richelieu einen furchtbaren Despotismus. Er verfuhr im Namen des Königs ganz rücksichtslos gegen alle seine Feinde, welches Standes oder Geschlechtes sie auch waren, vernichtete die Rechte der Nation und sogar die Justiz der Parlamente auf militärische Weise und ließ alle Leute, denen er auf geradem Wege nicht beikommen konnte, durch Commissionen richten, oder mit anderen Worten, er stellte sie vor solche Richter, von denen er im Voraus wußte, daß sie ein Verdammungsurtheil aussprechen würden. Dies Alles wollen wir hier nicht näher ausführen, weil wir keine Geschichte von Frankreich schreiben.

IV. Letzte Zeit des dreißigjährigen Krieges.

1. Bis zum Tode Bernhard's von Weimar.

Zu derselben Zeit, als Richelieu in Italien festen Fuß faßte und in Betreff des Veltlin und des Herzogthums Mantua den Schiedsrichter machte, traf er die Einleitung, auch in Deutschland dem bisherigen spanischen und östreichischen Uebergewichte das französische unterzuschieben. Dies war für ihn um so leichter zu erreichen, als er zwar auf der einen Seite mit Gustav Adolf und mit den Protestanten in Verbindung stand, auf der anderen aber auch das Zutrauen der Katholiken durch eine oft etwas weit gehende Sorge für das Interesse des Cultus der alten Lehre zu gewinnen wußte. Aus dem letzten Grunde war daher auch der Kurfürst von Baiern schon früh mit den Franzosen in Verkehr getreten, obgleich er keine Verbindung mit ihnen schloß. Französische Truppen waren schon vor Richelieu's Regierung zur Zeit des Streites über Jülich, Cleve und Berg, am Rhein erschienen (1610), um den Versprechungen Heinrich's IV. einigermaaßen nachzukommen, hatten aber freilich dort auch für die Aufrecht-

haltung des alten Cultus gesorgt. Nachher spannen Richelieu's Gesandte mit den katholischen Fürsten und mit Bischöfen und Erzbischöfen Kabalen an. Mit Gustav Adolf schloß Richelieu schon zu der Zeit Freundschaft, als der schwedische König noch gegen die Polen zu Felde lag. Er vermittelte auch den Waffenstillstand zu Altmark bei Stuhm, durch welchen der schwedische König in den Stand gesetzt wurde, sein Heer nach Deutschland zu führen (September 1629). Welche diplomatischen Künste nachher Richelieu anwandte, um einige deutsche Fürsten an Frankreich zu knüpfen, während die Mehrzahl derselben mit Gustav Adolf oder mit Spanien und dem Kaiser verbunden waren, hat Barthold in seinem Werke über den dreißigjährigen Krieg ausführlich nachgewiesen. Wir bemerken nur, daß die Bevollmächtigten des Kardinals, Charnacé und Feuquières, sich durch dieselben Künste, welche Mazarin in Italien übte, große diplomatische Verdienste um Frankreich erwarben, daß Richelieu in Deutschland und Italien mit den Feinden Spaniens und Oestreichs verbunden war und daß er in Italien und im Trierischen beide Staaten sogar durch Truppen bekämpfen ließ, ohne ihnen den Krieg erklärt zu haben. Er unterstützte dabei die Protestanten anfangs blos mit Geld, während er zugleich die katholische Sache in Deutschland durch Verwendung und durch jeden diplomatischen Trug aufrecht hielt.

Seit im Januar 1631 der Vertrag von Bärwalde zwischen Frankreich und Schweden geschlossen worden war, verstanden es Richelieu und Oxenstierna, auf verschiedene Weise die Beschränktheit und den Fanatismus aller deutschen Fürsten, sowie das von den Jesuiten unterhaltene religiöse Vorurtheil des Kaisers und der Spanier zu ihrem Vortheile zu benutzen. Auf dem Convent zu Heilbronn (März und April 1633) hatten die Franzosen viel dazu beigetragen, daß der Krieg auch gegen den Willen von Brandenburg und Sachsen fortgesetzt ward; und es war von dieser Zeit an vorauszusehen, daß der Einfluß der Franzosen dem deutschen Reiche verderblich sein werde. Oxenstierna lehnte zwar das Anerbieten der Franzosen, als sie Truppen auf das linke Rhein-Ufer schicken wollten, höflich ab; aber er vereinigte sich doch mit Richelieu gegen Karl III. von Lothringen, welcher Vasall des deutschen Reiches war.

Richelieu's Feindschaft gegen den Herzog von Lothringen hing mit dem furchtbaren Despotismus zusammen, den der Kardinal seit 1630 gegen alle diejenigen, die man die lothringische Partei in Frankreich nannte, und zu denen auch Gaston von Orleans gehörte, zu üben begonnen hatte. Nachdem er sowohl den Kanzler als den Marschall von Marillac seine Rache hatte fühlen lassen (der Letztere wurde, wie bereits angegeben, hingerichtet, der Kanzler starb im Gefängniß), wurde

auch der Marschall von Bassompierre in die Bastille gesetzt, in welcher er dann zehn Jahre lang blieb. Aerger ward es, als Richelieu 1631 die Königin Mutter nach Moulins verbannen wollte und sie zu Compiegne in einer Haft halten ließ, aus der sie nicht ohne sein Vorwissen und vielleicht sogar auf sein Anstiften entwich, um sich nachher in den Niederlanden, in England und am Rhein umherzutreiben. Die Frauen von Ornano, von Elboeuf, von Lesdiguières und von Conti, welche besonders eifrig für Lothringen intriguirten, wurden auf ihre Güter geschickt; der Arzt Vautier und der Abbé de Foix wurden, weil sie der Königin Mutter Dienste geleistet hatten, neben dem Marschall Bassompierre in die Bastille gesperrt. Gaston war in die Hauptstadt seines Herzogthums gegangen und weder der Kardinal La Valette, noch die Briefe des Königs konnten ihn abhalten, seine Stadt neu zu befestigen und mit Vorräthen zu versehen. Es wäre, wenn er auch nur das geringste Talent besessen hätte, damals zu einem Bürgerkriege gekommen; da er aber ein völlig unfähiger Mann war, so verließ er das Land. Als er später seine vom Könige nicht gebilligte Vermählung mit der Schwester des Herzogs von Lothringen öffentlich bekannt machte, wurden auf einmal der Graf von Moret, die Herzoge von Elboeuf, Rosanex und Bellegarde, Le Coigneux, Puylaurens, Monsigny und der Pater Chantelaube ohne Untersuchung oder Proceß für Majestäts-Verbrecher erklärt. Das Parlament protestirte zwar dagegen; es wurde aber auf harte Weise zur Ruhe verwiesen. Der König berief nämlich im Januar 1632 eine Anzahl von Parlamentsmitgliedern zu sich nach Metz, wo der Siegelbewahrer ihnen einschärfte, in Frankreich gelte einzig der Wille des Monarchen. Auch der Herzog von Guise verlor seine Statthalterschaft Provence; er wurde erst an den Hof beschieden, durfte jedoch auf seine Bitten statt dessen zur Erfüllung eines Gelübdes nach Loretto gehen. Um dieselbe Zeit endlich, als Charnacé den Vertrag von Bärwalde mit Gustav Adolf schloß und bekannt machte, schreckte Richelieu alle seine Feinde durch Kabinets-Justiz. Er ließ einen eigenen Gerichtshof, der unseren Kriegsgerichten vergleichbar war, errichten, um unter dem Scheine des Rechts Leute zu verurtheilen, welche als Majestäts-Verbrecher bezeichnet wurden, eigentlich aber nur Richelieu's Feinde waren. Dieses zum Verurtheilen eingesetzte Gericht (Chambre de justice) sollte, wie es hieß, über Falschmünzer, über Majestäts-Verbrecher und über Leute, welche dem Könige die Nativität stellten, richten. Der König selbst zog mit einem Heer an die Grenzen von Lothringen und zwang den Herzog Karl III. zu einem Vertrag, indem er sich verpflichtete, alle französischen Rebellen zu entfernen oder zu gestatten, daß sie in seinem Lande verhaftet würden, den Truppen des Königs freien Durchzug nach Deutschland zu

gewähren, ja sie mit 6000 Mann zu verstärken, und die Festung Marsal den Franzosen zu übergeben. Diesen Vertrag unterzeichnete der Herzog am letzten Tage des Jahres 1631 zu Vic bei Metz.

Während Richelieu in den Jahren 1631 bis 1633 die Königin Mutter, den verblendeten Herzog von Orleans und alle Freunde Beider verfolgte und unschädlich machte, setzte er besonders durch die Hinrichtung des Marschalls von Montmorency alle Welt in Schrecken. Montmorency war Statthalter von Languedoc und eilte 1632, als Gaston von Orleans mit einem Heere in Frankreich einfiel, demselben mit Truppen zu Hülfe. Gaston war von den Niederlanden aus durch Lothringen nach Frankreich gezogen und erließ ein Manifest, worin er den Kardinal Richelieu als einen Feind des königlichen Hauses und einen Verderber des Staates bezeichnete. Montmorency, von seiner Gemahlin Felicia Orsini aufgereizt, vereinigte sich im August mit ihm. Nun aber rückten königliche Truppen unter La Force und Heinrich von Schomberg in Languedoc ein; Orleans und Montmorency wurden am 1. September bei Castelnaudary geschlagen und der Herzog, von vielen Wunden entkräftet, gefangen genommen. Er mußte jetzt zugleich mit allen seinen Freunden für das, was Gaston gesündigt hatte, hart büßen. Der verächtliche Herzog von Orleans opferte damals seine Freunde ebenso auf, wie er es schon einmal gethan hatte, und sorgte nur für sich. Er nahm die demüthigenden Bedingungen an, unter welchen ihm Verzeihung angeboten wurde, und behielt durch die Gnade des Königs seine Güter, mußte aber versprechen, sich nur in Tours oder Blois aufzuhalten. Der Marschall von Montmorency ward, zum abschreckenden Beispiele, durch das Parlament von Toulouse verurtheilt und schon am 30. September im Hofe des Rathhauses von Toulouse hingerichtet. Er hatte übrigens selbst eingestanden, daß er den Tod verdient habe. Man kann bedauern, daß es eine Zeit gab, wo in Deutschland die Kaiser jene Edelleute aufknüpfen lassen mußten, welche das Rauben und Morden ein Befehden nannten, sowie eine andere Zeit, wo man in Frankreich die ersten Pairs öffentlich enthaupten lassen mußte, weil sie die unglücklichen Bürger und Bauern ihren ehrgeizigen und habsüchtigen Umtrieben opfern wollten; aber tadeln kann man den Minister, welcher diesen Unfug gewaltsam abstellte, ebensowenig, als die deutschen Kaiser, welche die Freiherren aufknüpfen ließen. Der Lärm war freilich außerordentlich groß, zumal da der ganze Adel und die Prinzen den König und seinen Minister vergebens mit ihren Bitten bestürmt hatten, um den Marschall zu retten, dessen Tochter mit dem Prinzen von Condé vermählt war. Gaston von Orleans erschrak so sehr über die Hinrichtung des Marschalls, daß er wieder nach Brüssel flüchtete; von dort aus erklärte er dem König

brieflich, er habe sich nur in der Voraussetzung unterworfen, daß Montmorency begnadigt werde. Von dieser Zeit an wurde in Frankreich eine unerhört grausame und willkürliche Verfolgung der politischen Verbrecher und eine zum Ausspioniren und Einfangen derselben bestimmte Polizei organisirt, die wir nach unseren Beobachtungen und Erfahrungen weder als Eifer für die Monarchie anerkennen, noch als hohe Staatsweisheit rühmen können oder wollen.

Der für die päpstliche Religion eifrige, den Krieg liebenden Herzog Karl III. von Lothringen reizte den Kardinal durch seine Anhänglichkeit an den Kaiser, an Spanien und an Gaston von Orleans, die er auch nach Abschluß des Vertrages von Vic nicht verläugnete. Er hatte diesen Vertrag schon dadurch gebrochen, daß er Gaston zum Behufe seines Einfalles in Languedoc mit 1500 Reitern durch Lothringen ziehen ließ. Richelieu schickte, als er die Schilderhebung der lothringischen Partei erfahren hatte, den kleineren Theil seines Heeres unter dem Marschall La Force, zu dem nachher von einer anderen Seite her auch der Marschall von Schomberg stieß, gegen den Herzog von Orleans, und zog selbst mit dem größeren nach Lothringen. Der Krieg mit Gaston ward, wie wir bereits wissen, durch die Gefangennehmung des Marschalls Montmorency beendigt; Richelieu aber besetzte ganz Lothringen, sogar die Haupstadt und Festung Nancy. Der Herzog mußte sich deshalb zu einem neuen demüthigenden Vertrage entschließen, welcher ohne Rücksicht darauf, daß der Herzog deutscher Reichs-Vasall war, im Juli 1632 zu Liverdun abgeschlossen wurde. In diesem Vertrage ward der von Vic bestätigt und außerdem festgesetzt, daß der Herzog in allen Kriegen sich mit seiner ganzen Macht an Frankreich anschließen und die Grafschaft Clermont ganz abtreten, die Festungen Stenay und Jamez aber auf vier Jahre, das heißt mit anderen Worten auf immer, an Frankreich überlassen solle.

Um dieselbe Zeit, als dies geschah, nahm Richelieu, dessen Anerbietungen der Kurfürst von Baiern als Haupt der Liga verschmäht hatte, ohne Rücksicht auf seine Bundesgenossen, die Schweden, den Antrag des Kurfürsten von Trier und Bischofs von Speier, Philipp Christoph von Sötern, an, ihn und die katholische Religion in seinem Lande gegen die siegreichen Protestanten (was freilich nicht ausdrücklich gesagt ward) in Schutz zu nehmen (December 1631). Der Kurfürst räumte den Franzosen die Festung Ehrenbreitstein für die Dauer des Krieges ein, und würde ihnen auch Trier selbst überlassen haben, wenn nicht das Dom-Kapitel spanische und kaiserliche Truppen herbei gerufen hätte. Doch ward gleich darauf auch Trier, wo der Kurfürst sich aufhielt, von den Franzosen besetzt. Auch Coblenz, Ober-Wesel, Boppard und andere Trierische Orte wurden den Franzosen überlassen; die

Festung Philippsburg, die im Gebiet von Speier lag, behauptete der Commandant Baumberger gegen den Befehl des Kurfürsten. Seitdem standen kaiserliche, spanische und französische Heerschaaren am Rhein einander gegenüber, ohne daß an eine Kriegserklärung auch nur gedacht wurde. Uebrigens zeigte Gustav Adolf, so lange er lebte, deutlich, daß er den Franzosen keine Eroberungen in Deutschland zugestehen werde. Nach seinem Tode dagegen und nachdem Oxenstierna und Richelieu 1633 zu Heilbronn den Vertrag von Bärwalde erneuert hatten, änderten sich die Verhältnisse. Da wir nur den Faden der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges da wieder aufnehmen wollen, wo wir ihn oben haben fallen lassen, so können wir den Intriguen des großen französischen Ministers in Beziehung auf Deutschland nicht folgen. Dies würde auch ganz unnöthig sein, da Barthold in einem Buche von zwei Bänden sich daraus eine besondere Aufgabe gemacht hat. Wir wollen blos in der Kürze wiederholen, was wir früher ausführlich erzählt haben, und dabei gelegentlich der Franzosen und des Herzogs von Lothringen gedenken.

Diesen gänzlich zu demüthigen und sich zugleich in Trier festzusetzen, war seit dem Vertrage von Liverdun Richelieu's einziges Bestreben. Auch hielt er fortwährend ein ansehnliches Heer an den lothringischen Grenzen. Nach der Besetzung der festen Plätze des Kurfürstenthums Trier trat er gegen den Herzog Karl mit einem ganzen Register von Beschwerden auf, die man im 24. Buche seiner Denkwürdigkeiten findet. Der Hauptvorwurf bestand darin, daß der Herzog seit dem Anfange des Jahres 1633 von Zeit zu Zeit Truppen habe werben und an die Grenzen des Elsaß führen lassen, wo sie sich dann zerstreut und bei den Kaiserlichen oder den Spaniern Dienste genommen hätten. Es befanden sich damals französische Gesandte zum Spioniren bei dem Herzoge, welcher immer noch wegen des Herzogthums Bar keine Huldigung geleistet hatte und sich über die erzwungene Abtretung von Clermont beschwerte. Diese berichteten endlich im Juni 1633, daß er 7—8000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter gesammelt habe, um dem Herzoge von Feria, der auf seinem Marsche nach Deutschland schon im Veltlin angekommen sein sollte, entgegen zu ziehen. Darauf stützte sich Richelieu, um begleitet vom Könige aufs Neue mit Truppen gegen den Herzog zu Felde zu ziehen. Der Herzog, dessen Schwester immer noch nicht officiell als rechtmäßige Gemahlin Gaston's anerkannt worden war, hatte seine Verbindungen mit diesem wieder angeknüpft. Es ward deshalb beschlossen, ihn völlig unschädlich zu machen. Als die Franzosen anrückten, sah sich der Herzog auf der einen Seite von diesen, auf der anderen von den Schweden bedrängt. Von den Letzteren bei Hagenau geschlagen, eilte er nach

Nancy und ließ ganz demüthig den König von Frankeich dahin einladen. In dieser Zeit hatte sein Bruder, der Kardinal Franz von Lothringen, mit Richelieu eine lange Unterredung in Chateau-Thierry, bei welcher ihm dieser rund heraussagte, daß für seinen Bruder keine Aussöhnung zu hoffen sei, wenn derselbe nicht alle Plätze des Landes, sogar die Hauptstadt Nancy, den Franzosen einräume. Auf den Einwurf, daß man, weil Lothringen ein Lehen des deutschen Reiches sei, ohne kaiserliche Einwilligung die Franzosen nicht aufnehmen könne, erwiderte Richelieu ganz keck, das Reich habe keinen Anspruch auf Lothringen, sondern dieses sei ungerechter Weise von Frankreich abgerissen worden*). Der Bruder des Herzogs, welcher die Unterhandlungen mit den Franzosen leitete, sah, als diese das Herzogthum Bar und einen festen Platz nach dem anderen besetzt hatten und als Nancy selbst mit einer Belagerung bedroht war, kein anderes Mittel, Aergeres zu vermeiden, als daß in einem neuen Vertrage alles dasjenige zugestanden werde, was der König mit den Waffen zu erzwingen im Begriffe war. Ehe er jedoch einen Vertrag abschloß, rettete er seine Schwester, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, die sich in Nancy befand, aus der Gefahr, den Feinden ihres Gemahles in die Hände zu fallen. Er selbst brachte sie, die sich als Mann verkleidet hatte, in seinem Wagen aus der Stadt und ließ sie nach Diedenhofen geleiten; sie flüchtete sich gleich darauf nach Flandern.

Der neue Vertrag, den der Kardinal Franz am 6. September 1633 zu Neufville Namens seines Bruders abschloß, knüpfte nicht nur Lothringen für die Dauer des Krieges an Frankreich, sondern er enthielt auch noch viele andere lästige Bedingungen. Herzog Karl nahm am 20. September diesen Vertrag an, nach welchem Nancy den Franzosen geöffnet wurde; fünf Tage später zog Ludwig XIII. feierlich in dieselbe ein. Kaum aber hatte sich der König nach Hause begeben, so übergab Karl seinem Bruder Franz die Regierung (19. Januar 1634), verließ sein Land und leistete fortan dem Kaiser und den Spaniern im deutschen Kriege bedeutende Dienste; er führte denselben 2500 Mann und viele Edelleute zu und hat zu dem großen Sieg bei Nördlingen wesentlich beigetragen. Sein Bruder der Kardinal dispensirte sich selbst von den geistlichen Pflichten, nannte sich Herzog des von Franzosen besetzten Landes und nahm auch eine Frau. Doch traf auch ihn der Haß

*) Quant' à la mouvance de l'Empire, habe Richelieu gesagt, que le roi étoit bien éloigné d'en demeurer d'accord, puisqu'il prétendoit la souveraineté de la Lorraine, et que l'hommage lui en étoit dû; que c'étoit une usurpation faite par l'Empire sur sa couronne, en quoi la longue possession, qu'on pouvoit alléguer, ne donnoit aucun droit, n'y ayant jamais de prescription entre les grands princes.

Richelieu's gegen das Haus Lothringen und den Zweig Guise. Frankreich erklärte die Uebertragung der Herrschaft an Franz für ungültig und dieser ward im Februar 1634, kurz nach seiner Vermählung, auf Befehl des Marschalls La Force in Luneville von Franzosen überfallen, die ihn nebst seiner Gemahlin nach Nancy in Haft brachten; doch entkamen sie bald, als Bauersleute verkleidet, auf abenteuerliche Weise; sie begaben sich nach Florenz und von da nach Wien. Im Laufe dieses Jahres wurde auch noch der Theil von Lothringen, welcher bis dahin verschont geblieben war, durch die Franzosen eingenommen; vergebens versuchte Herzog Karl, es wieder zu erobern; sein Land blieb 27 Jahre in französischem Besitz.

Die deutschen Angelegenheiten nahmen damals eine bedenkliche Richtung für die Verbündeten des Königs von Frankreich, dessen Truppen in demselben Jahre, in welchem sie Lothringen an sich rissen, endlich auch Philippsburg besetzten. Der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen (6. September 1634) schien die Sache der Protestanten ganz zu Grunde gerichtet zu haben, weil in Folge desselben Horn gefangen worden war und das Heer des Herzogs Bernhard sich völlig aufgelöst hatte. Indessen hielten diesmal die Franzosen die protestantische Sache aufrecht. Richelieu schloß mit den Ständen, die zur Heilbronner Convention gehörten, einen Bundesvertrag, worin er Besoldung für 12,000 Mann zusagte; dafür sollte Frankreich — was Oxenstierna früher nicht hatte zugeben wollen — bis zum Frieden den Elsaß besetzt halten dürfen. Auch erschienen nunmehr, obgleich Karl von Lothringen und Johann von Werth die Franzosen in Lothringen sehr bedrängten, zum ersten Mal französische Truppen in Westfalen und Hessen; und sogar der König selbst zog mit einem Heere, zu welchem der ganze Adel oder, wie man sich ausdrückte, der Bann und Hinterbann entboten worden war, an den Rhein. Die Kaiserlichen behielten zwar vorerst in ganz Oberdeutschland die Macht in Händen; aber Männer, welche in der französischen Kriegsgeschichte einen ausgezeichneten Platz hatten, wie der Kardinal La Valette, der Vicomte von Turenne und der oft mit dem Marschall Ney verglichene nachherige Marschall Guébriant, zeichneten sich zuerst im Sommer 1634 durch Ausdauer im Kampfe diesseit des Rheins, dann im Winter durch einen wunderbaren Rückzug durch öde Gegenden und über unwegsame Gebirge vortheilhaft aus.

Im folgenden Jahre änderte der Prager Friede das ganze bisherige Verhältniß der Parteien in Deutschland; denn es schien damals, als wenn die protestantischen Fürsten sich unter der Führung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser vereinigen würden, um sowohl die Schweden als die Franzosen aus dem Reiche zu treiben. Da

die Thaten und Leiden der Schweden bis 1637 und 1638 bereits früher angedeutet worden sind, so haben wir nur noch zu erwähnen, wie die Franzosen die Gelegenheit des neuen spanischen Einfalles in Deutschland ergriffen, um zuerst 1635 der Krone Spanien und zwei Jahre später auch dem Kaiser den Krieg zu erklären.

Noch vor dem Prager Frieden hatte die Ankunft des Kardinal-Infanten in den Niederlanden bei den dortigen Spaniern neuen Muth geweckt, weil man dem Infanten und seinen Truppen großen Antheil an dem Siege von Nördlingen zuschrieb. Dies trieb sie im März 1635 zu einer Unternehmung gegen den Kurfürsten von Trier. Der Letztere hatte bekanntlich, um sich vor den Angriffen der Protestanten sicher zu stellen, gegen den Willen seines Dom-Kapitels und in Widerspruch mit den Reichsgesetzen sich und sein Land in den Schutz der Franzosen gegeben. Auf diesen Schutz vertrauend, lebte er sicher und sorglos in Trier, als plötzlich im März 1635 der spanische Statthalter von Luxemburg einige hundert auserwählte Spanier, Wallonen und Deutsche nach Trier schickte, um ihn aufzuheben. Der Kurfürst war schon längst, gleich vielen Anderen, vom Kaiser ohne Proceß, wiewohl schuldig, in die Acht erklärt worden; die Spanier handelten jetzt in des Kaisers Namen, indem sie einen Fürsten aufzuheben suchten, welcher Ehrenbreitstein und andere feste Orte des Reiches den Franzosen verrätherisch anvertraut habe. Sie entrissen die Stadt Trier ebenso, wie vorher schon Philippsburg und Limburg, den Franzosen, deren Besatzung nicht wachsam genug war, durch nächtlichen Ueberfall und nahmen den Kurfürsten gefangen. Nach ihrem Einzuge in die Stadt tödteten sie in den Straßen einen Jeden, auf den sie trafen, und plünderten den erzbischöflichen Palast, sowie alle Häuser der Franzosen. Sie behielten nachher Trier besetzt, den Kurfürsten aber schleppten sie nach Luxemburg und von da nach Brüssel. Er wurde später nach Linz und zuletzt nach Wien gebracht, und blieb zehn Jahre lang gefangen. Er hatte sich übrigens dadurch schwer an Kaiser und Reich versündigt, daß er den Kardinal Richelieu als Coadjutor angenommen hatte, was freilich der Papst nicht hatte zugeben wollen. Richelieu war über die Wegführung des Kurfürsten sehr erbittert und machte endlich Anstalten, mit den Spaniern völlig zu brechen und den Krieg im eigenen Namen zu führen. Um diese Zeit sah sich auch Oxenstierna mehr als jemals auf nachdrücklichen Beistand von Frankreich angewiesen; er reiste daher im April nach Paris und traf zu Compiegne persönlich mit Richelieu zusammen*). Frankreich und Schweden verpflichteten sich, nur gemein-

*) Mit dem Kardinal sprach der schwedische Kanzler Latein; bei seiner Unterredung mit König Ludwig machte der berühmte Hugo Grotius den Dolmetscher.

schaftlich mit dem Hause Habsburg Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Mit Holland hatte Richelieu bereits im Februar einen Bund zum Einfall in die spanischen Niederlande verabredet. Der König von Frankreich ließ am 21. April vom Bruder des spanischen Königs, dem Kardinal-Infanten Ferdinand, zu Brüssel die Freilassung des Kurfürsten von Trier in einem solchen Tone fordern, daß der spanische Gesandte in Paris gut fand, ohne Abschied abzureisen, und daß der französische Gesandte zu Madrid verhaftet wurde. Richelieu ließ nicht nur das Veltlin durch den Herzog von Rohan besetzen, um den Spaniern in Italien den Durchmarsch zu sperren, sondern er versah auch, um sich am ganzen Rhein zu behaupten, den Herzog Bernhard von Weimar mit Geld. Außerdem erhielt der Marschall La Force den Befehl, den tapferen Herzog Karl von Lothringen davon abzuhalten, daß derselbe sein Land wieder erobere. Auch zog der König selbst mit einem sehr zahlreichen Heere, zu dem der ganze Adel entboten worden war, gegen Luxemburg. Am 19. Mai 1635 erschien endlich ein französischer Reichsherold in Brüssel, um die französische Kriegserklärung zu verkündigen; da Niemand ihm amtlich die Urkunde abnahm, so ritt er auf den Marktplatz und warf sie dort auf den Boden.

Schon in diesem Jahre begann Bernhard von Weimar die glänzende Laufbahn, die ihn in den Jahren 1637 bis 1639 zum Gipfel des Ruhmes führte. Herzog Bernhard hoffte damals, vermittelst eines Heeres, welches mit französischem Gelde geworben worden war, sich in Schwaben und im Elsaß ein eigenes Königreich oder doch ein unabhängiges Herzogthum erobern zu können. Er vertheidigte, während die Schweden zurückgedrängt wurden, den Rhein bis nach Straßburg. Neben ihm vereitelten damals der Kardinal La Valette, Feuquières, Condé und der Marschall La Force, welche in Lothringen kämpften, die Prahlereien des Herzogs Karl. Die Hauptmacht der Franzosen ward übrigens gegen die Niederlande gerichtet, wo sie sich bei Mastricht mit dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der die holländischen Truppen wieder in den Krieg führte, vereinigen sollte. Es ist offenbar, daß ohne die Franzosen und ohne die Anstrengungen des Herzogs Bernhard die Siege der Schweden bei Dömitz und bei Wittstock für die Sache des Protestantismus fruchtlos gewesen wären. Bernhard hatte schon 1635 zu St. Germain die Zusicherung von 4,000,000 Livres jährlich erhalten, womit er ein Heer unter französischer Hoheit in Stand halten sollte; nun wurde er gerade in dem Augenblicke nach Paris gerufen und in den Stand gesetzt, große Dinge zu unternehmen, als die Schweden nach Pommern zurückgedrängt waren, wo sie sich nachher die Jahre 1637 und 1638 hindurch nur mit Mühe und Anstrengung so lange behaupteten, bis sie aus Schweden verstärkt wurden.

Um wieder anzuknüpfen, wo wir früher abgebrochen haben, werfen wir zuerst einen Blick auf Deutschlands Lage in dem Augenblicke, als (Februar 1637) Kaiser Ferdinand II. gestorben war. Die kurz vorher vollzogene Wahl des neuen Kaisers, Ferdinand III., wurde beanstandet, weil zwei Kurfürsten dabei nicht gefragt worden waren. Der Kurfürst von Trier saß nämlich, als dieselbe statt fand, gefangen in Linz, und der Kurfürst von der Pfalz war seines Landes beraubt, der Kurfürst von Baiern aber als solcher von Schweden und Frankreich nicht anerkannt worden. Lothringen und ein Theil des Elsaß schienen damals schon für das Reich verloren zu sein. Dagegen hatte es das Ansehen, als wenn durch die Siege und Eroberungen des Herzogs Bernhard eine ganz neue deutsche Macht in dem alten Alemannen-Lande vom Breisgau bis in die Grafschaft Burgund (Franche-Comté) gegründet worden sei. Wir wollen, weil die ausführliche Darstellung von Kriegsbegebenheiten nicht unsere Sache sein kann, das Resultat der Thaten, welche Herzog Bernhard an der Spitze seines mit französischem Gelde geworbenen, aus Deutschen und Schweizern bestehenden Heeres ausführte, kurz angeben und sodann des letzten Zuges von Banér erwähnen, welcher seine Unternehmungen an die des Herzogs anreihen wollte, um einen entscheidenden Schlag auszuführen. Bernhard siegte in der kurzen Zeit seiner kriegerischen Laufbahn in acht Schlachten. Er hatte zwei Jahre lang im Elsaß und Burgund meist erfolgreich gekämpft, als er im Januar 1638 bei Seckingen auf die rechte Rheinseite hinüberging; vier Generale des Kaisers, Savelli, Johann von Werth, Enkevort und Speerreuter, nahm er am 21. Februar in einem furchtbaren Treffen gefangen, welches er ihnen bei Rheinfelden lieferte. Hierauf eroberte er Rheinfelden und Freiburg und belagerte Breisach, das für die wichtigste Festung in den östreichischen Vorlanden galt.

Der Kaiser vereinigte noch in demselben Jahre, um Breisach zu retten, ein ansehnliches Heer am Ober-Rhein, rief den Grafen Götz, einen General, dessen wir in der Geschichte der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges oft gedacht haben, aus Nord- und Mittel-Deutschland an den Ober-Rhein und übergab ihm den Oberbefehl über jenes Heer. Allein unglücklicher Weise erhielt Savelli, welcher aus der Kriegsgefangenschaft entkommen war und als italienischer Titular-Herzog Verbindungen am Wiener Hofe hatte, gleiches Commando mit Götz, der ihm sonst vorgesetzt gewesen war. Die Uneinigkeit zwischen dem Grafen Götz und dem Duca Savelli wurde noch in demselben Jahre 1638 der kaiserlichen Sache im Elsaß und in Schwaben verderblich. Durch den Sieg bei Rheinfelden war es im Sommer 1638 dem Herzog Bernhard möglich geworden, Rheinfelden, Röteln und Freiburg zu erobern. Er

hatte hierauf Breisach, dessen Commandant, der Freiherr **von Reinach**, das Getreide in den Magazinen zu seinem eigenen Vortheile verkauft hatte, enge eingeschlossen, und der Mangel in dieser Festung stieg, während Bernhard selbst lange krank war, aufs Aeußerste, weil dieser die Stadt in einem Umkreise von mehreren Stunden durch einen Wall und einen Graben abgesperrt hatte. Herzog Bernhard erhielt einen Zuzug von 4000 Franzosen unter Guébriant; später kam noch ein zweites Corps unter dem von seinen Landsleuten vergötterten **Turenne** *). Das so verstärkte Miethheer Bernhard's lag in seinem festen Lager vor der Stadt, als die Grafen Götz und Lamboy den Versuch machten, Vorräthe und Verstärkungen in dieselbe zu bringen. Bernhard von Weimar zog ihnen mit den Franzosen entgegen und siegte am 9. August bei Wittenweier in einem blutigen Gefecht. Der wilde Herzog Karl, welcher von Mülhausen aus heranzog, wurde in der Nähe von Thann im Sundgau mit Verlust seines Gepäckes und seines Geschützes zurückgetrieben, brachte aber den Transport, den er geleitete, am 15. October glücklich mit sich nach Thann zurück. Der Versuch, welchen Götz und Lamboy am 25. machten (Savelli blieb auf dem linken Rhein-Ufer zurück und vereinigte sich mit Herzog Karl), war ernstlicher; denn es galt dem Hauptlager Bernhard's, welcher von Thann in dasselbe zurückgeeilt war. Die kaiserlichen Generale drangen, obgleich noch immer Zwietracht unter ihnen herrschte, nach einem hartnäckigen Kampfe in die Schanzen ein, wurden aber wieder zurückgetrieben. Am folgenden Tage zog sich Götz gegen Freiburg und dann gegen Schaffhausen, um ein neues Heer zu sammeln. Man hatte ihn jedoch in Wien und beim Kurfürsten von Baiern des Verrathes beschuldigt und Graf Philipp von Mansfeld erschien bei ihm, um ihm den Degen abzufordern und den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen. Götz blieb nachher zwei Jahre lang in baierischer Haft. Die Stadt Breisach wurde durch ihren Commandanten, den Freiherrn von Reinach, auch nach Götzens Niederlage noch zwei Monate lang behauptet; sie ergab sich, nachdem sie die furchtbarste Hungersnoth erlitten, erst am 19. December durch Capitulation. Da Herzog Bernhard, obgleich er den Krieg als souveräner deutscher Fürst führte und in der Freigrafschaft Burgund, im Elsaß und im Breisgau als solcher schaltete, doch eigentlich nur ein General im Dienste der Franzosen war, so triumphirten Ludwig XIII. und dessen Principal-Minister mit Recht über

*) Mit seinem vollen Namen Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte von Turenne; er war der zweite Sohn des Herzogs von Bouillon, geboren zu Sedan 1611 und im Calvinismus erzogen. Durch seine Mutter, Prinzessin Elisabeth von Nassau, war er dem Haus Oranien verwandt und erhielt seine erste kriegerische Ausbildung unter dem Prinzen Moritz.

seine Siege als über die ihrigen. Sie rechneten sicher darauf, daß Bernhard's Eroberungen ihnen zufallen würden. Indessen bezweifeln wir doch, daß Richelieu in seinem Entzücken über den Fall von Breisach dem sterbenden Pater Joseph ins Ohr geraunt habe: „Breisach ist unser!"

Herzog Bernhard zog, nachdem er zum Verdrusse des französischen Hofes in Breisach die Huldigung der Einwohner empfangen und zwei Regimenter unter zwei ihm ganz ergebenen Obersten in die Stadt gelegt hatte, nach der spanischen Grafschaft Burgund, eroberte die festen Plätze und gab seinem Heere dort Winter-Quartiere. Er sorgte damals, ohne es zu wissen oder zu wollen, ebenso schlecht für sein Vaterland, das er innig liebte, als für die reine evangelische Lehre, für deren Erhaltung er die Waffen führte. Er ließ nämlich in der Burg von Breisach einen Berner Patricier, von Erlach, als Oberbefehlshaber zurück; dieser aber trieb gleich den übrigen Schweizer Patriciern Handel mit seinen Landsleuten und wollte, wie die Anderen, in französischen Diensten vornehm und reich werden. Er war daher leicht von den Franzosen zu erkaufen. Im Jahre 1639, als Bernhard endlich nach Deutschland zurückkehrte, hatte er die Absicht, sich mit den Schweden, welche wieder aus Mecklenburg und Pommern hervorkamen, zu einem entscheidenden Schlage zu verbinden, als er, wie wir unten sehen werden, plötzlich auf eine sehr verdächtige Weise erkrankte und starb.

Die Schweden hatten sich, nachdem sie eine Besatzung in Erfurt zurückgelassen, die sich bis auf ihre Rückkehr tapfer behauptete, nach Mecklenburg und Pommern gezogen. Das letztere Land unterwarfen sie damals als schwedische Besitzung vollends, obgleich sie in demselben von Gallas sehr bedrängt wurden. Die Kurfüsten von Brandenburg und von Sachsen waren zwar immer noch im Kriege mit den Schweden; sie schadeten aber dadurch nur ihren eigenen Unterthanen und Städten, welche Banèr, als er wieder hervorkam, auf schauderhafte und empörende Weise sengend, brennend und mordend mißhandelte. Im Westen und Norden mußte Amalia Elisabeth von Hessen alle Künste anwenden, um den Kaiser, welcher die Neutralität Hessen's duldete, bei guter Laune zu erhalten und ihren eigenen General und Landesverwalter Melander über ihre wahren Absichten zu täuschen. Die Landgräfin dachte, daß mit der Unterdrückung der evangelischen Lehre auch jede Freiheit des Denkens und jede Eigenthümlichkeit des Handelns der Einzelnen in Deutschland verschwinden müsse. Diesem ihrem Grundsatze gemäß betrachtete Amalia Elisabeth, alle nationalen Vorurtheile vergessend, den mit Jesuiten umgebenen papistischen Kaiser als ihren Feind und die Schweden als ihre Schützer; sie mußte aber ihre wahre Gesinnung verbergen. Dasselbe that Herzog Georg von Lüneburg, welchen Hatzfeld mit einem kaiserlichen Heere bedrängte,

aus politischen Gründen. Erst im Jahre 1639 vereinigten sich Beide zu gemeinschaftlichem Handeln.

Banèr, welcher endlich nach zwei Jahren (Herbst 1638) Verstärkungen aus Schweden und französisches Geld erhalten hatte, drängte, wie wir oben berichtet haben, die Kaiserlichen unter Gallas bis Magdeburg zurück. Er wich dem Grafen Hatzfeld aus und quartierte sein Heer am nördlichen Ufer der Elbe ein, während das kaiserliche Heer unter Gallas, das sich von Sachsen nach Böhmen und Schlesien zog, auf dem Marsche jeden Tag an Zahl abnahm, weil es schlecht ernährt wurde und keinen Sold erhielt. Daß Gallas schon im November den Feldzug schloß und sich bei Hofe verantworten mußte, ist ebenfalls bereits angegeben worden. Banèr hatte, schon als er über die Elbe ging, die Absicht, sich mit dem Herzog Bernhard zu vereinigen; dieser war jedoch gerade um die Zeit, als die Schweden dahin kamen, ins Burgundische gezogen. Unter Banèr dienten, als er durch Thüringen nach Sachsen marschirte, Männer wie Wittenberg, Torstenson und Pful, die sich mit den ersten Generalen jener Zeit vergleichen lassen. Auch Helmold Wrangel, gewöhnlich der wilde Wrangel genannt, welcher in brandenburgische Dienste getreten war, erhielt jetzt wieder ein Commando bei den Schweden. Schon im Februar 1639 drang Banèr in Sachsen vor; ein kaiserliches Heer wurde am 24. Februar zwischen Reichenbach und Oelsnitz geschlagen und größtentheils gefangen genommen; auch der General desselben, Salis, fiel in die Hände der Schweden. Banèr schlug die Sachsen, wo sie sich zeigten, nahm ihre Städte ein und wüthete ebenso gegen die Bewohner ihres Landes wie gegen deren Häuser und Habe. Er versah, da er auf den weit entfernten Herzog Bernhard nicht rechnen konnte, die Besatzung von Erfurt mit neuen Truppen und Vorräthen, und belagerte endlich im März 1639 die Stadt Freiberg. Als er sie nicht einnehmen konnte, zog er gegen das mit den Kaiserlichen verbündete sächsische Heer unter Marazini, welches bei Chemnitz lag, und vernichtete es am 14. April 1639 völlig; die Sachsen wurden fast ganz aufgerieben, von den Kaiserlichen geriethen über 100 Officiere in Gefangenschaft. Auch nach diesem glänzenden Siege konnte er sich der Stadt Freiberg nicht bemächtigen; dagegen eroberte und zerstörte er Pirna. Die Stadt Dresden griff er nicht an, er eilte vielmehr damals nach Böhmen. Man hatte ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht gleich nach dem Siege bei Chemnitz nach Böhmen gezogen sei. Er hatte jedoch die Generale Stälhandske und Karl Gustav Wrangel, von denen der Erstere unter Gustav Adolf treffliche Dienste geleistet hatte, jetzt aber nicht gerade sehr geachtet war, nach Böhmen vorausgesendet, und diese Beiden hatten Teschen, Melnik, Aussig und Leitmeritz besetzt, als Banèr

erschien, am 19. Mai bei Brandeis einen Sieg davontrug, wobei er den später hochberühmten Montecuculi gefangen nahm, und am 21. Mai bis Prag vordrang. Die Kaiserlichen standen dort auf dem weißen Berge und Banèr fand nicht für gut, sie in dieser Stellung anzugreifen. Er zog vielmehr von Prag ab, lag aber nachher vom Juni bis October in der Gegend von Leitmeritz und ließ durch ausgesendete Heeresabtheilungen das ganze Land bis tief nach Mähren und Schlesien hinein furchtbar brandschatzen. Seine Hoffnung, im Bunde mit Bernhard von Weimar große Dinge ausführen zu können, wurde durch den in diesem Sommer erfolgten Tod des Herzogs vereitelt.

Der kaiserliche General Hatzfeld hätte damals, nachdem er ein mit englischem Gelde geworbenes, in Westfalen aufgestelltes Heer aufgerieben hatte, Banèr im Rücken bedrohen können; er zog aber vor, den bedrängten Sachsen beizustehen. Die Letzteren befehligte Arnim, der im November 1638 aus seiner schwedischen Haft nach Hamburg entkommen war. Das von Hatzfeld in Westfalen vernichtete Heer war von zwei Söhnen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz angeführt worden, nämlich von dem Kurprinzen Karl Ludwig und dem Prinzen Ruprecht. Diese Beiden hatten zuerst bei ihrer Mutter im Haag gelebt, waren aber dann nach England gegangen, wo sie ihr Oheim, König Karl I., in den Stand setzte, ein Heer in Deutschland aufzustellen, welches sie commandiren sollten. Keiner von Beiden hatte jedoch Erfahrung oder Feldherrn-Talente, obgleich Ruprecht später in dem englischen Revolutions-Kriege sich weidlich herumtummelte. Ein guter Rittersmann mochte er sein; ein General aber war er gewiß nicht. Man hoffte damals, die Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel werde sich endlich öffentlich vom Kaiser trennen und mit den Schweden verbinden. Die Letzteren waren daher auch nach Westfalen marschirt und hatten Lemgo belagert, und die beiden pfälzischen Prinzen waren ihnen zu Hülfe gezogen. Es konnte jedoch schon als eine unglückliche Vorbedeutung für den Ausgang des von den Prinzen unternommenen Zuges angesehen werden, daß das für sie zu Meppen errichtete Magazin im November weggenommen ward. Im folgenden Frühling (1639) ließen sie sich bei Vlotho von Hatzfeld überfallen. Ihr Heer wurde bei dieser Gelegenheit gänzlich vernichtet und Prinz Ruprecht gefangen genommen; Karl Ludwig aber verlor Alles, was er bei und um sich hatte. Er setzte mit Lebensgefahr über die Weser und brachte, von Allem entblößt, die Monate Mai und Juni in Minden zu, von wo er nach England entfloh.

Während die Schweden 1639 im Norden und Osten von Deutschland aufs Neue wütheten und brandschatzten, rissen die Franzosen, welche schon seit 1633 Lothringen besetzt hielten, auch den Elsaß und

die festen Städte am Ober=Rhein an sich. Dies gelang ihnen, so lange Herzog Bernhard lebte, nicht, weil derselbe auf keine Weise sich von ihnen gewinnen ließ. Richelieu hatte den Herzog vergebens zu bewegen gesucht, daß er Breisach an Frankreich überlasse. Als Bernhard nachher zu den Kosten seines neuen Feldzuges zwei Millionen verlangte, forderte man ihn auf, zur Unterhandlung darüber selbst nach Paris zu kommen, wo man ihm bei den Festlichkeiten wegen der Geburt eines Dauphins (Ludwig's XIV.) ausgezeichnete Ehren zu erweisen gedenke, Richelieu ließ ihm auch seine Nichte, die Herzogin von Aiguillon, zur Vermählung vorschlagen. Bernhard wurde aber durch Hugo Grotius, welcher damals schwedischer Gesandter in Paris war, gewarnt und ging nicht selbst nach Paris, sondern schickte einen seiner Kriegs=Kameraden, den Herrn von Erlach aus Bern. Diesen umstrickten die Franzosen, und da er nicht, wie Bernhard, Verpflichtungen gegen Deutschland hatte, so arbeitete er fortan für Frankreich. Er verpflichtete sich in Paris, bei dem Herzoge den geheimen Kundschafter der Franzosen zu machen und den französischen Minister von dessen Denken, Thun und Treiben zu unterrichten. Außerdem versprach er, nach dem Tode des Herzogs dahin zu arbeiten, daß nicht nur das auf Kosten Frankreichs geworbene Heer desselben, sondern auch alle seine Eroberungen an Frankreich kämen. Während dies hinter dem Rücken Bernhard's vorging, wich Karl von Lothringen ihm aus, weil er damals geneigt war, sich mit Frankreich auszusöhnen. Bernhard entriß im Winter den Spaniern die Franche=Comté, nahm die Festung Landskrone im Sundgau und das Fort Joux bei Pontarlier ein und setzte sich mit Banèr wegen eines gemeinschaftlichen Kriegsplanes in Verbindung. Anfang Juli zog er am Rhein herauf nach Hüningen, um bei Neuenburg über den Rhein in das Breisgau und von dort weiter zu gehen. Er erkrankte jedoch zugleich mit Guébriant in Hüningen. Obgleich die Krankheit schon am 15. Juli sehr gefährlich schien, so schiffte er sich doch nach Neuenburg ein. Er starb dort schon am 18. früh im Schiffe im 35. Jahr seines Lebens. Daß Richelieu ihn durch den Arzt Blaudini habe vergiften lassen, scheint uns nach dem, was von Bernhard's Kränklichkeit in der letzten Zeit seines Lebens berichtet wird, durchaus unglaublich, zumal unter den damaligen Umständen, wo Frankreich eines ausgezeichneten Generals in Deutschland so sehr bedurfte. Die an sich wenig glaublichen Gerüchte von Bernhard's Vergiftung sind übrigens von Röse in seiner Schrift über das Leben des Herzogs und von Barthold in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges so genau geprüft worden, daß wir darüber weiter kein Wort zu verlieren brauchen. Dagegen wollen wir in Bezug auf Bernhard's Testament, welches Röse urkundlich genau mitgetheilt hat, den wichtigsten Punkt

hervorheben.*) Bernhard glaubte, über sein Heer und seine Eroberungen wie über ein Privat-Eigenthum verfügen zu können. Er erleichterte aber durch seine letzte Verfügung der französischen Regierung die Besitznahme seiner Eroberungen und seines Heeres, indem er Beide dem Berner Patricier Erlach und einigen anderen Obersten anvertraute, welche bloße Condottieri waren und sich das Directorium des weimarischen Heeres nannten. Nach Bernhard's Testament wurden nämlich das Heer und die Eroberungen einem aus dem Grafen Otto Wilhelm von Nassau, dem Freiherrn von Erlach und den Obersten Ehm und Rosen bestehenden Kriegsrathe übergeben, um sie einem Prinzen von Weimar anzubieten; Ehm, Rosen und Erlach waren jedoch vorzugsweise genannt. Falls keiner von Bernhard's Brüdern sich zur Uebernahme bereit fände, sollten die Länder von Frankreichs und des Herzogs Truppen bewacht werden und jedenfalls nach Abschluß eines allgemeinen Friedens an das deutsche Reich kommen. Erlach suchte in Verbindung mit Guébriant die Verfügung des Herzogs zu vereiteln. Dies war um so leichter zu bewirken, da die Commandanten der Städte und die Anführer der verschiedenen Heeresabtheilungen sich und ihre Untergebenen um den höchsten Preis zu verkaufen trachteten, da keiner von Bernhard's Brüdern das angebotene Ober-Commando vorerst annehmen konnte und da man dem vierköpfigen Kriegsrathe die oberste Leitung auf die Dauer nicht lassen durfte. Auch wurden die Bemühungen Guébriant's und Erlach's noch dadurch erleichtert, daß gleich nach Bernhard's Tode Ehm und Nassau nach Worms, sowie Rosen nach den Waldstädten**) hatten ziehen müssen, und daß also Guébriant und Erlach allein in Neuenburg zurückblieben, wo sie dann die Unterhandlungen mit der französischen Regierung ungestört betreiben konnten.

Die Züge der drei zuerst genannten Anführer weimarischer Söldlinge waren sowohl im Juli als im August sehr glücklich. Sie nahmen mit Umgehung des kaiserlichen Generals Kaspar Mercy, (zu unterscheiden von seinem berühmteren Bruder Franz), welcher bei Stollhofen stand, Kron-Weißenburg, Germersheim, Neustadt an der Hardt und Landau, wo nur wenige Spanier lagen, und entrissen den Baiern im August und September die Waldstädte und die Plätze im Breisgau. Während dies geschah, hatten die Franzosen den Baron d'Ossonville und ihren Intendanten in Lothringen, Choisy, an Guébriant und Erlach abgeschickt, um Alles ins Reine zu bringen. Die Unterhand-

*) Röse, Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar, Weimar 1828—29, Bd. II., S. 326.

**) Waldstädte hießen vier unter östreichischer Herrschaft stehende, oberhalb Basel an beiden Ufern des Rheines gelegene Städte: Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden.

lungen hatten auch einen ziemlichen Fortgang, so lange Hoffnung vorhanden war, daß die weimarischen Truppen in der Rhein-Pfalz würden Winter-Quartiere nehmen können. Diese wurden jedoch Ende September wieder aus den eroberten Orten getrieben, und nun ward die Sache schwieriger; denn die Miethlinge forderten von den Franzosen nicht blos alle ihre Rückstände, sondern sie wollten auch ihren Oberanführer selbst wählen dürfen. Man hielt drei Versammlungen, um zu berathen, wie zugleich die Franzosen befriedigt und die anderen Prätendenten sowie die Soldaten bei guter Laune erhalten werden könnten; alle drei blieben aber fruchtlos. Endlich bestach Erlach die Obersten mit französischem Gelde und brachte es dahin, daß dieselben die ganze Sache in seine Hand gaben. Es ward hierauf am 9. October von Choisy und d'Ossonville im Namen des Königs von Frankreich, von Erlach im Namen der durch Bernhard's Testament bestellten Directoren und sämmtlichen Obersten ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen die Obersten und alle Officiere dem Könige von Frankreich gelobten, ihm in Deutschland, Burgund, Lothringen, den Niederlanden oder, wo er es sonst für gut finden werde, gegen Jedermann zu dienen. Der Herzog von Longueville, welchen der König dazu ernannt hatte, sollte den Oberbefehl haben. Ganz gegen alles Recht verkauften bei dieser Gelegenheit Erlach und die feilen Officiere den besten Theil von Schwaben und Elsaß an Frankreich. Dies ward freilich, wie gewöhnlich geschieht, nicht gerade ausgesprochen, sondern unter unbestimmte Ausdrücke der diplomatischen Sprache versteckt. Es sollten, hieß es, zum Nutzen des allgemeinen Besten und zur Herstellung der unterdrückten Stände und Städte die eroberten Plätze sogleich in die Hände des französischen Königs gegeben werden. Der König sollte die Commandanten von Freiburg und von Breisach ernennen, deren Besatzungen künftig halb aus Deutschen, halb aus Franzosen bestehen sollten. In den übrigen Plätzen sollten freilich die Directoren des weimarischen Heeres die Commandanten bestellen; diese sollten aber ebenso wie alle ihre Soldaten dem Könige den Eid der Treue leisten, kraft dessen sie die von ihnen besetzten Plätze für denselben bewahren mußten und ohne seinen Befehl keinem Anderen überlassen durften. Die Herzoge von Weimar bemühten sich vergebens darum, daß einer von ihnen den Oberbefehl in Breisach erhalte, um damit ein Pfand für die Ansprüche und Auslagen ihres verstorbenen Bruders zu gewinnen. Mit Mühe gelang es ihnen, acht Jahre nach dem Frieden die Leiche desselben aus Breisach, das bis 1697 in französischem Besitz blieb, nach Weimar zu bringen.

2. Von 1639 bis auf die Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück.

Der junge Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, welcher vorher bei Vlotho geschlagen und zur Flucht nach England genöthigt worden war, hatte den Beschluß gefaßt, sich um Bernhard's Heer zu bewerben; Richelieu hatte dies aber dadurch zu vereiteln gewußt, daß er den Kurfürsten so lange an der Reise zum Heere verhinderte, bis es zu spät war. Der König von England und der Prinz von Oranien, Karl Ludwig's nächste Anverwandte, hatten demselben das Geld gegeben, dessen er bedurfte, um die Soldaten und die Obersten zu gewinnen, und er war bereits mit diesen in Unterhandlung getreten. Um dieselbe zu beendigen, war seine Gegenwart am Oberrhein unerläßlich. Karl Ludwig begab sich nun im October auf die Reise; anstatt aber in Betreff derselben die größte Heimlichkeit zu beobachten, sprach der junge Prinz sich so laut über sein Vorhaben aus, daß Richelieu schon im September von der Sache unterrichtet war. Der Prinz reiste freilich unter einem angenommenen Namen durch Frankreich; dieser Name (Ludwig Stuart) war aber so gewählt, daß man den Prinzen leicht erkennen konnte. Auch reiste Karl Ludwig über Paris und verweilte einige Zeit daselbst. Auf der Weiterreise ließ Richelieu ihn in Moulins unter dem leeren Vorwande, daß der falsche Name Verdacht erregt habe, und daß keine besondere Erlaubniß zur Reise erbeten worden sei, nicht blos anhalten, sondern auch auf beleidigende Weise verhaften und nach Vincennes bringen. Alle Vorstellungen, selbst die dringendsten des Königs von Dänemark, waren vergeblich, bis endlich Amalia Elisabeth von Hessen ihre Verbindung mit Frankreich ganz abzubrechen drohte, wenn Karl Ludwig nicht freigelassen würde. Selbst dann erhielt er erst im März 1640 die Erlaubniß nach Paris zu reisen, und wurde hierauf dort noch bis in den April hinein in Stadt-Arrest gehalten.

Während die Franzosen sich den Besitz von Elsaß und einem großen Theile der oberrheinischen Lande durch Geld und diplomatische Künste, sowie den Besitz von Lothringen durch Gewalt zu sichern gesucht hatten, war Banèr aufs Neue in Bedrängniß gerathen. Es war nämlich mit dem Oberbefehl der kaiserlichen Truppen eine Veränderung vorgenommen worden, welche für Banèr verderblich ward. General Gallas, der große Erfahrung besaß und früher sehr tüchtig gewesen war, hatte sich im letzten Feldzuge schlaff bewiesen und war überdies stets betrunken; Kaiser Ferdinand III. entzog ihm daher das Commando, wobei er ihn aber zum Hofkriegsraths-Präsidenten machte. Als nachher Marazini und der Sachse Hofkirchen, welche an seine Stelle kamen, sich ebenfalls schlagen ließen, berief der Kaiser seinen geistlichen und

streng ascetischen Bruder zum Commando. Dieser neue Oberbefehlshaber, den sein Vater wegen seiner ascetischen Strenge gegen sich selbst den Engel nannte und seinen Gebeten besondere Kraft zutraute, war jener Erzherzog Leopold Wilhelm, Prätendent der Bisthümer Halberstadt und Magdeburg, Bischof von Passau und Straßburg, Erzbischof von Olmütz, gefürsteter Abt zu Murbach, dessen wir schon früher öfter gedacht haben. Er war im Ganzen glücklicher, als andere geistliche Generale und auch sogar als Richelieu's Kardinal La Valette. Dies kann jedoch nicht befremden, da er eines Theils einen Mann wie Octavio Piccolomini (einen Nachkommen der Schwester des Papstes Pius II.) stets zur Seite hatte, und sich anderes Theils, was sonst Sitte jener Zeit war und auch den weimarischen Generalen zur Last fiel, nicht dem Trunke überließ. Leopold Wilhelm wollte den General Banèr, dessen Heer sehr zusammen geschwunden war und der weder auf Amalia Elisabeth, noch auf die braunschweigischen Herzoge rechnen konnte, mit der ganzen kaiserlichen Macht angreifen. Zu diesem Zwecke sollten Hatzfeld in Franken und Piccolomini in Böhmen alle zersprengten Schaaren zu einem Heere vereinigen. Dieses Heer wuchs, als im März 1640 die Schweden, obwohl durch den General Königsmark verstärkt, weichen mußten und sich nach und nach aus Böhmen nach Meißen hinabzogen, bis auf 30,000 Mann an. Banèr mußte im April noch weiter nach Thüringen zurückgehen, weil sein Unterbefehlshaber Wittenberg bei Plauen geschlagen worden war. Er kam gleich nachher auf den kühnen Gedanken zurück, sich in der Gegend von Erfurt, wo er seine ganze Macht vereinigte, mit dem jetzt von Guébriant und Longueville commandirten weimarischen Heere zu verbinden und ein entscheidendes Treffen zu liefern.

Banèr durfte dies um so eher wagen, da die Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen nach zweijährigem Zögern und Unterhandeln sich wieder zu den Schweden neigte, und da auch Herzog Georg von Lüneburg und Kalenberg, zu dessen Gunsten der Kaiser die wegen der Hildesheimischen Stifts-Fehde (s. Bd. IX., S. 309 ff.) erlassenen Edicte durchaus nicht aufheben wollte, im Begriffe stand, aufs Neue am Kriege Theil zu nehmen. Amalia Elisabeth war, so lange sie nicht vom Kaiser der Religion wegen bestimmte Zusicherung erhalten hatte, nach dem im Jahr 1637 erfolgten Tod ihres Gemahls Wilhelm's V. bis zum Januar 1639 mit ihrem jungen Sohne in Gröningen geblieben und hatte zugesehen, wie ihr General und Minister Melander insgeheim zum Kaiser, vielleicht sogar zur katholischen Religion überging, weil das Land von der Gunst, welche Melander beim Kaiser genoß, Vortheile zog und der Statthalter fortdauernd mit dem Kaiser über einen Frieden unterhandeln konnte. Dieser Friede, welchen die Statthalter des hes-

sischen Landes und die Landgräfin für den jetzt heranwachsenden Landgrafen Wilhelm VI. mit dem Kaiser einseitig hätten abschließen sollen, ward durch die ganz verschiedenen Absichten der Landgräfin und Melander's sehr erschwert. Beide täuschten einander und die Landgräfin war nicht blos ihr eigener Staats-Minister, sondern auch ihr eigener geheimer Kabinets-Secretär; sie instruirte sogar ihre Feldherrn selbst, so daß Niemand wußte, was Ernst und was Schein sei. An zwei Punkten hing damals die Aussöhnung mit dem Kaiser; die Landgräfin konnte sich aber zu keinem von beiden entschließen. Zuerst sollte sie das hessische Heer ganz entlassen, was sie schon aus dem Grunde nicht thun konnte, weil 1639 die Schweden auf allen Seiten wieder vordrangen. Der zweite Punkt war die Weigerung des Kaisers, ausdrücklich, klar und bestimmt anzuerkennen, daß den Calvinisten dieselben politischen Rechte im Reiche zuständen, wie den Lutheranern. So lange daher Amalia Elisabeth weder von den Schweden, noch vom Herzog Bernhard sichere Hülfe hatte erwarten können, war sie in Gröningen geblieben, hatte ihre Hessen in Ost-Friesland zurückgelassen, den General Melander geschont und die vom Kurfürsten von Mainz vermittelten Friedensunterhandlungen drittehalb Jahre lang fortgesetzt. Auch im Sommer 1639, als die Schweden wieder in Thüringen standen und Hatzfeld von der einen, Piccolomini von der anderen Seite her drohte, erklärte sie sich noch nicht bestimmt. Sie einigte sich erst dann mit Herzog Georg von Lüneburg, als Hatzfeld gegen Braunschweig und Piccolomini gegen Hessen im Anzuge war. Die Verbindung von Hessen mit Herzog Georg ward am 30. October 1639 zu Münden an der Werra verabredet. Doch blieben damals Beide immer noch von den Schweden gesondert: sie versprachen sich nämlich zwar, ein gemeinschaftliches Heer aufzustellen, fügten aber die ausdrückliche Bedingung hinzu, daß dieses Heer nur im Nothfalle zu den Schweden stoßen solle. Amalia Elisabeth mochte Recht haben; Herzog Georg schadete aber der protestantischen Sache durch seine diplomatische Zweideutigkeit; nach der Schlacht bei Chemnitz hatte Banér einem Abgesandten Georg's mit Recht erklärt, die Neutralität tauge nichts und mit solchen miserablen Considerationen sei Deutschland in seinen jetzigen Nothstand gerathen. Der gelehrte und berühmte Herzog August vom neuen Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, dessen feste Stadt noch immer von den Kaiserlichen besetzt war, wurde in diesen Vertrag mit eingeschlossen, und zwar auf die Weise, daß die anderen braunschweigischen Herzoge und die Landgräfin von Hessen sich in einem Nebenvertrage verpflichteten, ihm wieder zum Besitze von Wolfenbüttel zu verhelfen. Herzog August, welcher später für sein verheertes Land vortrefflich sorgte, hat besonders auch bei den Gelehrten einen guten Namen, indem er die Biblio-

thek von Wolfenbüttel neu begründete und für ihre Einrichtung auf musterhafte Weise thätig war. Man nannte ihn sogar den göttlichen Greis (senex divinus). Er starb 1666, über 87 Jahre alt; sein zweiter Sohn Anton Ulrich machte sich als Gelehrter und als deutscher Romandichter berühmt.*)

Im ganzen Jahre 1640 fiel im nördlichen Deutschland nichts Entscheidendes vor und auch die Hessen blieben in Westfalen und Ost-Friesland ruhig, bis Piccolomini und Hatzfeld Miene machten, als ob sie sich in Thüringen vereint auf die Schweden werfen wollten. Dann erst verbanden sich die Hessen und Lüneburger mit den Schweden. Der schwedische General Königsmark blieb hierauf mit seinem Heere in Nieder-Sachsen; Banèr dagegen suchte an der Spitze des vereinigten Heeres, zu welchem auch die Weimarischen Truppen stießen, Piccolomini bei Saalfeld auf, um ihm ein Treffen zu liefern. Dieser jedoch, durch Mercy mit 1000 Baiern verstärkt, hatte eine zu vortheilhafte Stellung, als daß man ihn mit Erfolg hätte angreifen können, und außerdem waren Guébriant und der Herzog von Longueville mit Banèr über den zu ergreifenden Entschluß nicht ganz einig. Da es bald an Proviant und Futter zu fehlen begann, so trennten die beiden Heere sich schon vor Mitte Juli 1640 wieder. Banèr wandte sich nach Franken und, als dort ihm die Kaiserlichen zuvorgekommen waren, nach Hessen. Die Letzteren hofften nachher ihre Winter-Quartiere im Braunschweigischen nehmen zu können, welches seit mehreren Jahren vom Kriege wenig gelitten hatte. Diese Aussicht nahm ihnen jedoch Banèr durch die schnelle Besetzung von Höxter und sie mußten zum Ueberwintern nach Franken ziehen. Im September 1640 feierte Banèr zu Arolsen seine Hochzeit mit einer jungen badischen Prinzessin; hierauf ging er nach Hildesheim, wo er sich mit Georg von Lüneburg, Guébriant und anderen Fürsten und Generalen berieth; im November setzte er sich im Braunschweigischen fest.

Während die Kaiserlichen ruhig in Franken lagen, entwarf mitten im Winter Banèr den kühnen Plan, in Verbindung mit Guébriant, welcher die Weimarischen Truppen befehligte, den durch kein Heer geschützten Kaiser und die ihm anhängenden Fürsten in Regensburg, wo ein Reichstag gehalten wurde, aufzuheben. Was diesen Reichstag, den ersten, der seit 1613 gehalten wurde, betrifft, so waren schon bei Lebzeiten Ferdinand's II. 1536 in Köln Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden eingeleitet worden, für welche sich damals der Papst verwendete; doch wollte sich der Kaiser nicht dazu verstehen, seine protestan-

*) Der Herzog Heinrich Julius, ein hochgebildeter Mann und beachtenswerther dramatischer Dichter, hatte dem sogenannten mittleren braunschweigischen Hause angehört und bis 1613 regiert.

tischen Gegner als Bundesgenossen Frankreichs anzuerkennen. Auch später waren in Hamburg von den Franzosen und Schweden, in Köln von dem Kaiser, den Spaniern und den Bundesgenossen Beider Vorschläge ausgegangen, welche einigermaaßen billig waren, wenn man ausnimmt, daß der Kaiser seine Forderungen an die Landgräfin von Hessen und an den Herzog Georg von Lüneburg nicht herabstimmte. Da die Kurfürsten immer noch nicht glaubten, daß es dem Kaiser Ernst sei, so verlangten sie die Einberufung eines allgemeinen Reichstages. Ihre Forderung ward erfüllt, und im September 1640 eröffnete man in Regensburg einen Reichstag, dem der Kaiser selbst beiwohnte. Wir wollen das, was auf demselben verhandelt wurde, nicht erwähnen, weil dort ebenso, wie auf allen deutschen Reichstagen, des Redens, Schreibens und Protokollirens kein Ende ward, bis Banèr im Januar 1641 mit seinem Heere und einem Theile des einst von Herzog Bernhard, jetzt aber vom Grafen Guébriant commandirten Heeres dazwischen fuhr. Die letzteren Truppen waren, als sie sich auf dem linken Rheinufer nicht halten konnten, im vorhergehenden Frühjahre auf das rechte herüber gekommen, hatten sich bis gegen den Westerwald hin ausgebreitet und lagen nachher von Limburg an bis über Frankfurt hinaus im Winter-Quartier. Der Landgraf von Darmstadt mußte ihnen dazu die ganze Wetterau und alle seine Städte, außer Marburg, Gießen und noch einigen Aemtern, preisgeben. Als sie hier einquartiert waren, schlug Banèr dem Grafen Guébriant vor, in Verbindung mit ihm den Kaiser und den Reichstag in Regensburg zu überfallen. Guébriant scheint, wie wir, nicht eingesehen zu haben, was durch einen so gewagten und, wie der Erfolg zeigte, so verderblichen Zug gewonnen werden könne; er gab wenigstens erst spät seine Zustimmung dazu, wenn er überhaupt früh davon wußte. Ehm und Taupadel hatten ihn dazu beredet, als am Anfang des December harter Frost die Wege bahnte. Pful zog voraus, Banèr folgte am 3. December über Nordheim und Duderstadt nach. Der Letztere hatte jedoch seine längst geschwächte Gesundheit durch eines der zu Hildesheim gehaltenen Saufgelage völlig zu Grunde gerichtet, erkrankte in Folge davon zu Erfurt und trug den Keim des Todes in sich, als er vor Regensburg erschien. Jenes Saufgelage war im October 1640 gehalten worden, als man zu Hildesheim über die Fortsetzung des Krieges berathschlagte. Von den Theilnehmern desselben starben Prinz Christian von Hessen und Graf Otto von Schaumburg schon im November 1640, am 2. April 1641 aber Herzog Georg und im Mai Banèr. Man sagte damals, ein französischer Mönch habe in Hildesheim die Helden der Protestanten vergiftet; wer aber auch nur das Geringste von den Trinkproben weiß, welche in jener Zeit jeder Diplo-

mat und Militär bestehen mußte, wird dies lächerlich finden. Bekanntlich soll Richelieu, als er sich endlich entschloß, den Oberbefehl über Bernhard's Heer dem Grafen Guébriant zu ertheilen, gesagt haben: „Guébriant trinkt zwar, aber Ranzau säuft und Gassion ist trunken geboren."

Banèr war über Nordheim und Duderstadt schnell weiter gezogen, so daß die Weimarischen Truppen ihn schon am 3. December nicht mehr in Nordheim antrafen. Erst am 26. December vereinigte sich das etwas über 6000 Mann starke Weimarische Heer, bei welchem sich nur einige hundert französische Reiter befanden, bei Neustadt an der Orla mit den 15,000 Schweden Banèr's. (Der Herzog von Longueville war schon am 18. December aus Kassel über Holland nach Frankreich gegangen.) Der Marsch Banèr's von der Leine an durch die Ober-Pfalz an die Donau ward so vortrefflich geleitet, daß die Kaiserlichen von der Richtung desselben nichts geahnt hatten und ruhig in ihren Quartieren geblieben waren. Am 17. Januar 1641 erschien das verbündete Heer im Angesicht der Stadt Regensburg und sandte 500 Kanonenkugeln in die Stadt. Der Kaiser hatte schon am 12., als er die erste Nachricht erhalten hatte, daß seine Truppen in der Ober-Pfalz vom Feinde überfallen worden wären, große Besonnenheit und Ruhe gezeigt; er hatte die versammelten Fürsten und Gesandten, von denen viele bereits abreisen wollten, ermahnt, beisammen zu bleiben, und versprochen, bei ihnen auszuharren; er ergriff auch jetzt vortreffliche Maaßregeln. Hätte indessen Banèr seinen Gedanken, mit dem ganzen Heere über die zugefrorene Donau zu gehen und einen verzweifelten Sturm auf die Stadt zu wagen, noch ehe sich eine hinreichende Anzahl kaiserlicher Truppen gesammelt hatte, ausführen können, so würde Ferdinand doch in Verlegenheit gerathen sein. Das Schicksal war aber dem Kaiser günstig; denn es trat plötzlich Thauwetter ein, die Wege wurden grundlos, der Angriff unmöglich und der Rückzug verderblich. Nassau und Königsmark waren, als man plötzlich wieder umkehren mußte, schon längere Zeit jenseits der Donau gewesen; sie hatten sogar dem Kaiser, welcher Ruhe affectirte und mit gewohnter Pracht auf die Jagd gegangen war, eine Lection gegeben, indem sie einen großen Theil seines prächtigen Jagdzuges aufhoben und ihn selbst beinahe gefangen nahmen; sie mußten sich aber doch glücklich schätzen, wieder auf das andere Ufer der Donau zu den Ihrigen gelangen zu können. Der Rückzug wurde gegen Nieder-Sachsen hin gerichtet. Man hatte, außer daß die Wege ungangbar und die Verfolgung durch bairische und kaiserliche Truppen hitzig war, auch von den Meutereien der Weimarischen Schaaren Vieles zu leiden. Doch brachte Banêr, von Guébriant geleitet, den erschöpften Rest seines Heeres

glücklich durch Sachsen nach Halberstadt, wo er selbst am 10. Mai 1641 starb. Diesem großen Feldherrn wurde eine besondere Vorliebe für deutsches Wesen nachgerühmt; er pries die Deutschen als die besten Soldaten und bediente sich der deutschen Sprache selbst im Verkehr mit Schweden und Franzosen.

Das Commando über das etwa 15,000 Mann starke Heer Banèr's wurde, da der Feldmarschall Torstenson nicht anwesend war, einstweilen von den drei Generalmajors Pful, Wittenberg und Karl Gustav Wrangel in Gemeinschaft übernommen. Das kaiserliche Heer, welches Erzherzog Leopold Wilhelm, von Piccolomini mit Rath unterstützt, commandirte, marschirte damals, nachdem es Banèr mit großem Verluste aus Böhmen getrieben hatte, nach Nieder-Sachsen. Dieses Heer, in welchem auch die beiden Mercy ein ansehnliches Commando hatten, sollte die kaiserliche Besatzung von Wolfenbüttel befreien, die von den Lüneburgern hart bedrängt wurde. Die drei genannten schwedischen Generalmajors eilten zum Beistande der Letzteren herbei, und auch Guébriant nahte sich, als ein Treffen dadurch unvermeidlich ward, daß die Kaiserlichen den heranziehenden Schweden entgegengingen und sie zuerst angriffen. Dieses Treffen bei Wolfenbüttel wurde am 19. Juni 1641 geliefert und dauerte fünf Stunden. Die Schweden siegten und fast die ganze baierische Infanterie ward zusammengehauen; der Sieg nützte aber den Schweden nichts, weil alle deutsche Fürsten schon damals fast noch eifersüchtiger auf die schwedischen, als auf die französischen Absichten waren. Herzog August von Wolfenbüttel und die anderen braunschweigischen Fürsten waren deshalb auch nach Georg von Lüneburg's Tode bemüht, einen Frieden vom Kaiser zu erlangen. Auch die Hessen erklärten, als die Kaiserlichen aufs Neue anrückten, daß sie abziehen würden. Die Schweden mußten daher in der ersten Woche des Monats September die Belagerung von Wolfenbüttel aufheben, worauf die Kaiserlichen Eimbeck, Nordheim, Münden, Duderstadt und andere Orte besetzten, von Göttingen aber zurückgetrieben wurden.

Am 1. December des Jahres 1640*) war zu Königsberg Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg gestorben, welcher seit 1619 eine schwankende und unselbstständige Rolle als deutscher Fürst, als Mensch und als Regent gespielt, sein Land zum Tummelplatze der Kaiserlichen und der Schweden gemacht und sein Heer vernachlässigt hatte. Es folgte ihm einer der größten Fürsten, welche Deutschland im Laufe des 17. Jahrhunderts gehabt hat, Friedrich Wilhelm (geboren am 16. Februar 1620 zu Berlin oder, wie damals der Stadttheil hieß, zu

*) Ueber das Datum vergleiche Stenzel, Geschichte des preußischen Staates (Hamburg 1837) II., 16.

Köln an der Spree), den man mit Recht den großen Kurfürsten genannt hat. Dieser durfte nicht gleich anfangs daran denken, mit Entschiedenheit aufzutreten, weil das Schicksal es fügte, daß das schwedische und das kaiserliche Heer noch einmal sein Kurfürstenthum heimsuchten. Für die Schweden war es ein großes Glück, daß sie zu jener Zeit in Torstenson einen Helden besaßen, welcher, wenn er nicht mehr war, als Gustav Adolf, diesem doch wenigstens in Rücksicht des Feldherrn-Talents ganz gleich stand. Die drei obengenannten Generalmajors der Schweden waren nicht im Stande, die militärische Disciplin eines fast ganz aus Deutschen und Abenteurern bestehenden Heeres, in welchem sich nur wenige Schweden befanden, aufrecht zu erhalten. Die Obersten gehorchten ihnen zwar, aber sie knüpften ihren Gehorsam an gewisse Bedingungen. Diese Bedingungen wurden in einem Aktenstück zusammengestellt, welches von 23 Obersten unterzeichnet ward, und zwei Deputirte des Heeres gingen nach Schweden, um dasselbe der Regierung vorzulegen, welche während der Minderjährigkeit der Königin Christina von den vornehmsten Gliedern des Reichsrathes geführt wurde. In jenem Aktenstücke war geradezu ausgesprochen, daß man, wenn die Bedingungen nicht angenommen würden, keinen neuen Feldherrn anerkennen werde. Die Soldaten und Officiere litten allerdings damals an allem Nöthigen Mangel und waren gezwungen, Pferde, Kleider und Waffen zu verkaufen. Die Sache war so arg, daß die schwedische Regierung vorerst sehr behutsam mit den deutschen Officieren und Soldaten verfahren mußte. Johann Adler Salvius, welcher später der Königin Christina, als sie den Frieden ernstlich wünschte und suchte, sehr nützlich wurde, damals aber schon längst in Verbindung mit dem französischen Gesandten, dem Grafen d'Avaux, von Hamburg aus die deutschen Angelegenheiten geleitet hatte, mußte sich des Heeres annehmen. Er bewirkte, daß der französische Hof einen Vorschuß an Subsidien gewährte, und ließ dann den Truppen Zahlungen machen. Die Regierung selbst gab den an sie gesandten Obersten Versprechungen und Zusicherungen. Unterdessen war das Heer nach Westfalen hin gedrängt worden; es stand bei Winsen an der Aller, als der zum Oberfeldherrn ernannte Torstenson am 15. November 1641 bei ihm eintraf. Derselbe war bei dem Sturm auf Wallenstein's Lager bei Nürnberg (1632) in Gefangenschaft gerathen und mußte sechs Monate in einem feuchten Kerker in Ingolstadt zubringen, wodurch seine Gesundheit zerstört wurde. Er erschien diesmal in so später Jahreszeit, weil er lange Zeit hindurch theils durch seine Kränklichkeit, theils dadurch, daß er nur von einer bedeutenden Zahl geborener Schweden begleitet zum Heere hatte gehen wollen, aufgehalten worden war. Auch brachte er

wirklich, wie man aus Geijers's Werk ersieht, vier Compagnieen Ostgothen, ebensoviele Westgothen, fünf Compagnieen Smaländer, vier Compagnieen Upländer, ebensoviele Westmanländer und Ostbottnier, drei Compagnieen smaländischer und eine Anzahl finnländischer Reiter mit.

Als Torstenson eintraf, war die Lage der Dinge sehr ungünstig für die Sache, welche die Schweden zu vertheidigen übernommen hatten; denn Guébriant war mit den Weimarischen Truppen an den Rhein gegangen, Amalia Elisabeth befand sich, seitdem Melander die Maske abgeworfen hatte und öffentlich Katholik und kaiserlich geworden war, in sehr bedrängten Umständen, und die braunschweigischen Herzoge waren mit den Schweden zerfallen. Die Generalmajors des Heeres selbst waren müde und gekränkt. Pful hatte den Abschied genommen, weil ihm Liljehok vorgezogen worden war; Karl Gustav Wrangel war verstimmt und einige Zeit hindurch abwesend; Wittenberg hatte ein Bein gebrochen. Torstenson selbst war so krank, daß er, als er im Anfange des Jahres 1642 aufbrach, auf einer Bahre getragen werden mußte. Nichtsdestoweniger setzte unmittelbar darauf der Erfolg von Torstenson's Unternehmungen ganz Europa in Staunen. Für die eingeleiteten Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden war es jedoch eine üble Vorbedeutung, daß gerade am Tage des Treffens bei Wolfenbüttel (30. Juni 1641) der Bund zwischen Schweden und Frankreich, dessen Termin längst abgelaufen war, zu Hamburg erneuert wurde. Bei dieser Verlängerung des Bundes war die Festsetzung der Gelder, welche Frankreich zu zahlen hatte, die Hauptsache. Schweden sollte 480,000 Thaler jährlicher Subsidien, sowie außerdem noch jährlich 300,000 Thaler für die Unterhaltung von Besatzungen in den deutschen Städten erhalten; die Landgräfin Amalia und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg sollten in den Bund eingeschlossen sein. In Betreff des Friedens war man schon vorher mit dem Kaiser einig gewesen, daß die Unterhandlungen gleichzeitig und gleichlaufend an zwei verschiedenen Orten geführt werden sollten, an dem einen von Frankreich und seinen Verbündeten, an dem anderen von Schweden und den seinigen. Es waren zwar Köln und Lübeck vorgeschlagen worden; aber schon in dem Bundesvertrage wurde festgesetzt, daß Osnabrück und Münster gewählt werden sollten. Auch in dem Abschiede, der am Schluß des Regensburger Reichstages (18. October 1641) erlassen wurde, waren Osnabrück und Münster mit Bestimmtheit angegeben.

Vom Mai 1641 bis auf Torstenson's Ankunft im November litt Nieder-Sachsen eben so viel, als zu Wallenstein's und Tilly's Zeiten. Die Kaiserlichen bedrückten sogar die Altmark und schienen Mecklenburg aufs Neue besetzen zu wollen, nachdem sich die Schweden und

Guébriant mehr nach Westfalen hin gezogen und bei Winsen an der Aller gelagert hatten. Hatzfeld und Lamboy commandirten die Kaiserlichen am Nieder-Rhein. Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini hatten das Commando gegen die Schweden; sie zogen sich aber, als Torstenson erschien, nach Sachsen zurück. Torstenson hätte gern Guébriant mit den Weimarischen Schaaren bei sich zurückbehalten; Guébriant wünschte aber nach Frankreich zurückzukehren, wohin der Herzog von Longueville schon längst gegangen war. Guébriant zog in der ersten Woche des Monats December an den Nieder-Rhein und war, nachdem er die Hessen unter Eberstein mit seinem Heere vereinigt hatte, glücklich genug, am 17. Januar 1642 den General Lamboy bei Kempen im Kölnischen zu einer Schlacht zu nöthigen, ehe noch der vom Letzteren erwartete Hatzfeld eingetroffen war. Die Kaiserlichen wurden geschlagen, ließen 3000 Mann todt auf dem Schlachtfelde und verloren noch weit mehr an Gefangenen. Unter den Letzteren befand sich auch Lamboy selbst, welcher schwer verwundet war, und Kaspar Mercy. Guébriant und seine Schaaren besetzten nach dem Siege die Stadt Neuß, den größten Theil des Kurfürstenthums Köln und das Herzogthum Jülich.

Die Kaiserlichen waren, als Torstenson endlich aus Schweden nach Deutschland kam, nach Sachsen gezogen, wo sich die Baiern von ihnen trennten. Torstenson, dessen Gesundheit völlig erschüttert war, lag zuerst eine Zeit hindurch gefährlich krank danieder; dann that er Alles, um die Feinde auf den Gedanken zu bringen, als wenn er gegen Hatzfeld marschiren wolle, zeigte sich aber bald in der Altmark und zog dann gegen die Lausitz hin. Er hatte vorher, um sich den Rücken zu sichern, mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg einen Waffenstillstand geschlossen. Dem Letzteren hatte sein Vater den kaiserlich gesinnten Minister von Schwarzenberg als gefährliches Erbstück hinterlassen; dieser war Statthalter der Mark, während der neue Kurfürst noch in Preußen verweilte; die Befehlshaber der brandenburgischen Festungen weigerten sich zum Theil, den Eid der Treue ausschließlich für Friedrich Wilhelm abzulegen, da sie auch dem Kaiser verpflichtet seien. Der Kurfürst konnte sich daher nur mit Vorsicht in den Vollbesitz seines Landes setzen. Erst als Schwarzenberg im März 1641 gestorben war, begann er mit Schweden zu unterhandeln. Zugleich setzte er den Markgrafen Ernst, auf den er sich verlassen konnte, zum Statthalter ein. Derselbe brachte den Obersten Rochow und Andere, die sich fortwährend als kaiserliche Befehlshaber betrachteten, mit List in seine Gewalt; doch ließ man sie nach Oestreich entkommen, wohin sich auch Schwarzenberg's Sohn begab. Nun bildete der Kurfürst aus einigen Regimentern, die ihn unbedingt als Kriegsherrn anerkannten, die Grund-

lage eines eigenen Heeres. Sodann schloß er im Juli mit den Schweden einen Vertrag, welcher vorerst noch für ihn selbst nachtheilig war. In der Lausitz stand ein kaiserliches Heer, welches den General Stälhandske nach Schlesien gedrängt hatte. Dieses Heer hatte Arnim aufgestellt, welcher auf Oxenstierna's Befehl als Staatsgefangener nach Schweden gebracht worden, nachher aber wieder glücklich entkommen war. Arnim selbst war, als Torstenson heranzog, zu Dresden gestorben (1641). Sein Heer wurde damals durch den Herzog Albrecht Franz von Sachsen-Lauenburg beschäftigt. Dieser eilte, Schweidnitz zu entsetzen, als Torstenson nach Erstürmung von Glogau die Belagerung dieser Stadt im Mai 1642 begonnen hatte. Die beiden Heere lieferten einander darauf am 1. Juni ein blutiges Treffen, in welchem der Herzog 2000 Mann verlor und gefangen wurde. Er starb an seinen Wunden. Schweidnitz und mehrere andere Plätze wurden von den Schweden genommen. Diese begannen von da an, auf Oxenstierna's ausdrücklichen Befehl, einen vandalischen Krieg gegen Kunstwerke, Seltenheiten, Bücher, Bibliotheken und Handschriften, welche geraubt und nach Schweden gebracht wurden, wo sie, wie Alles was Christina nachher mit schwerem Gelde erkaufte, der gelehrten Welt nur wenig nützen.*) Torstenson verbreitete auch über Mähren Schrecken, eroberte Olmütz und ließ den Obersten Helmold Wrangel bis sechs Meilen vor Wien streifen. Als jedoch Piccolomini das Commando erhielt, welches der Herzog Franz Albrecht gehabt hatte, kehrte Torstenson nach Schlesien zurück. Er eroberte Kosel, Oppeln und andere Plätze dieses Landes und begann am 27. Juni die Belagerung von Brieg.

Hier war Torstenson gezwungen, dem unbeschreiblich schnellen Laufe seiner Siege, der ihn von den Grenzen Mecklenburgs bis in die Nähe der Stadt Wien und von dieser wieder zurück nach Brieg geführt hatte, einstweilen ein Ziel zu setzen, weil er neue Verstärkungen aus Schweden erwarten mußte. Daß er diese so lange hatte entbehren können, muß uns fast unbegreiflich sein, wenn wir bedenken, daß er so viele Orte besetzen mußte und daß er bei seinem ersten Eindringen in Schlesien nur höchstens 20,000 Mann unter seinen Befehlen hatte. Die kaiserlichen Truppen in Brieg, des Entsatzes gewiß, wehrten sich tapfer bis in die letzte Woche des Juli hinein, und die Schweden fanden

*) Das Letzte und Bedeutendste, das auf diese Weise nach Schweden kam, ist die berühmte Handschrift der dem Ulfila (s. Bd. III., S. 591) zugeschriebenen westgothischen Uebersetzung der Evangelien (codex argenteus); in Folge der letzten Unternehmung im dreißigjährigen Krieg, der Eroberung eines Theiles von Prag durch den General Königsmark, brachte sie dieser nach Upsala, wo sie sich noch befindet.

nicht rathsam, das unter Leopold Wilhelm und Piccolomini heranziehende kaiserliche Heer zu erwarten. Am 25. Juli hob Torstenson die Belagerung von Brieg auf. Er vertheilte hierauf sein Heer in die festesten von den eroberten Städten, nahm am Zusammenflusse der Neisse und Oder bei Guben in einem befestigten Lager eine haltbare Stellung und sah ruhig bis Mitte August zu, wie Piccolomini Neisse belagerte, schickte aber den General Königsmark mit einem kleinen Heere nach Sachsen, weil der Kurfürst noch immer mit Schweden in Krieg war. Schon am 27. Juli war Karl Gustav Wrangel mit den schwedischen Verstärkungen bei Wolgast angelangt und am 26. August kamen 4000 Mann, welche derselbe vorausgeschickt hatte, zu Torstenson. Dieser ergriff, sobald die frischen Truppen eingetroffen waren, wieder die Offensive und entsetzte das belagerte Glogau, versuchte aber vergebens, das kaiserliche Heer von Böhmen abzuschneiden.

Die Kaiserlichen wichen auf jede Weise einem Treffen aus, weil das schwedische Heer auf die Dauer im feindlichen Lande nicht bestehen konnte und weil der Gesundheitszustand des unüberwindlichen Feldherrn seinen baldigen Tod hoffen ließ. Torstenson suchte also die kaiserlichen Feldherren dadurch zu einem Treffen zu nöthigen, daß er ihren Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, zur Verzweiflung brachte. Er hatte Zittau im Angesichte der Feinde genommen, da Piccolomini die Schlacht vermeiden wollte, und konnte sich zwar in der Lausitz nicht behaupten, marschirte aber dagegen nach Meissen. Hier begann er, durch Königmark's Truppen verstärkt, am 27. October 1642 die Belagerung von Leipzig. Der Erzherzog und Piccolomini eilten über Dresden und Meissen zum Entsatze von Leipzig herbei. Torstenson aber hob gern die Belagerung auf und lagerte sich im Blachfelde fast an derselben Stelle, an welcher in unseren Tagen die große Völkerschlacht geliefert worden ist. Hier kam es dann am 2. November zu einer entscheidenden Schlacht, welche das zweite Treffen bei Leipzig oder auch die Schlacht von Breitenfeld genannt wird. In derselben wurde der Erzherzog völlig geschlagen; seine ganze Artillerie (46 große und kleine Stücke), 50 Munitions- und 100 Gepäck-Wagen, das ganze Geschirr und die Wagen des Erzherzogs fielen in die Hände der Schweden. Der Erzherzog selbst und Piccolomini retteten ihr Leben nur mit genauer Noth. Wie nach der Schlacht bei Lützen wurde nun hier ein hartes Strafgericht über diejenigen gehalten, denen man die Schuld an der Niederlage beimaß. In Rackonitz mußte ein ganzes Regiment zusehen, wie seine Standarten vom Henker zerbrochen wurden; hierauf wurde es nach römischer Sitte decimirt, d. h. immer der zehnte Mann ausgezählt und an den Galgen gehängt.

Das östreichische Heer war so sehr zu Grunde gerichtet, daß es ganz neu hergestellt werden mußte. Während daher Hatzfeld am Rhein den Krieg mit Guébriant führte, erhielt Gallas, welcher zuletzt Präsident des Hof-Kriegsraths gewesen war, das Ober-Commando des Hauptheeres, obgleich Trunk, Sorglosigkeit und Bequemlichkeitsliebe ihn ganz unfähig gemacht hatten. Leopold Wilhelm und Piccolomini, welche Beide vom Schlachtfelde nach Prag geeilt waren und eine ziemliche Zahl ihrer zersprengten Truppen in Böhmen wieder vereinigt hatten, waren darüber erbittert und traten aus dem Heere aus; den Letzteren erbat sich nachher Philipp IV. von Spanien zum Feldherrn und machte ihn zum Herzog von Amalfi, das schon früher dem Hause Piccolomini gehört hatte. Torstenson griff nach dem Siege Leipzig aufs Neue an, ward aber, da er hartnäckigen Widerstand fand, erst am 6. December 1642 Herr desselben. Er verhängte über diese Stadt, welche eine Handelsniederlage für ganz Deutschland war, eine unerhörte Brandschatzung, insbesondere mußte sie zur Bekleidung des schwedischen Heeres 36,000 Ellen Tuch aufbringen. Gleich darauf machte Torstenson neue Kreuzzüge. Zunächst zog er, um Vorräthe zu finden, vor Freiberg, scheiterte aber dort zum zweiten Male, wie auch Banér zweimal vergebens diese Stadt angegriffen hatte; die Bürger und die Bergleute vereinigten sich mit der Besatzung zur Gegenwehr. Der Zug, welchen Torstenson alsdann nach Schlesien und Mähren unternahm, scheint keinen anderen Zweck gehabt zu haben, als das schwedische Heer zu ernähren und Brandschatzungen einzutreiben, zu welchem Zwecke Torstenson auch eine Heeresabtheilung unter Königsmark bis tief in Franken hineinziehen ließ.

Schon damals besaß Salvius, welcher von Hamburg aus das Friedensgeschäft betreiben sollte, das Vertrauen der jungen Königin von Schweden und wußte, daß sie den Frieden wünsche, Oxenstierna und die regierenden Herren aber den Krieg. Salvius und der französische Gesandte, Graf d'Avaux, waren daher auch schon im December des Jahres 1641 mit dem Kaiser und mit Spanien über Präliminarien einig geworden, in Folge deren statt Lübeck und Köln Osnabrück und Münster zur Haltung eines Kongresses gewählt wurden. Bei dieser Gelegenheit hatte aber Dänemark sich heimlich mit dem Kaiser verständigt, um die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Oxenstierna, der seit 1636 ganz in Schweden lebte, wollte dies hindern und es war ihm deshalb ein Vorwand, Krieg mit Dänemark anzufangen, nicht unwillkommen. Er und die anderen vormundschaftlichen Regenten in Schweden beschlossen, unvermuthet über Dänemark herzufallen. Der Beschluß ward sehr geheim gehalten; doch gab man dem General Torstenson einen Wink, am Ende des Jahres 1643 solche Einrich-

tungen zu treffen, daß er seine siegenden Heere im Anfange des folgenden Jahres gegen Dänemark führen könne. Ehe wir daher den Unternehmungen Torstenson's weiter folgen, müssen wir einen Blick auf den Zustand von Schweden und Dänemark werfen.

Der höhere schwedische Adel hatte nach Gustav Adolf's Tode eine vormundschaftliche Regierung eingerichtet, ohne in derselben der Wittwe des Königs, der brandenburgischen Prinzessin Eleonore, oder seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Kleeburg, der sich bedeutende Verdienste um Schweden erworben hatte, einen gebührenden Platz einzuräumen. Diese Herren, unter welchen die drei Oxenstierna's, der Kanzler, sein Bruder und sein Neffe die vornehmsten waren, ordneten ein Reichs-Regiment an, welches für ihre Familien, aber keineswegs für das Reich vortheilhaft war. Die von ihnen eingesetzte Regierung wurde 1633, als der Reichstag versammelt war, auch von diesem gebilligt und im Juli 1634 sogar für eine vom verstorbenen Könige gemachte Einrichtung erklärt. Seit dieser Zeit leitete der Kanzler Oxenstierna zuerst in Deutschland und nachher, als er von dort zurückgekehrt war, im ganzen Reiche die Regierung zwar weise, aber mit unumschränkter Gewalt. Er sorgte dafür, daß die junge Königin von ihrer trübsinnigen Mutter entfernt und in allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten als Mann und künftiger Regent erzogen werde, wobei jeder Keim von Weiblichkeit in ihr erstickt wurde. Wie gut sich die Leute bedachten, welche jene Einrichtungen trafen, wird man daraus ersehen, daß die ganze Regierung Schwedens, d. h. der Reichsrath, aus 25 Personen bestand, welche fünf Collegien oder Ministerien bildeten, deren Mitglieder nur aus eingebornen Rittern und Edlen sollten erwählt werden dürfen. Die fünf Vorsitzer dieser Collegien erhielten in jener geldarmen Zeit ein jeder 18,000 Reichsthaler jährlich; der Reichs-Admiral, welcher Tafel halten mußte, hatte außerdem noch wöchentlich 500 Reichsthaler Tafelgelder. Auch alle Reichsräthe waren fürstlich besoldet und jeder von ihnen hatte ein monatliches Tafelgeld von 500 Reichsthalern. Außerdem besaßen die meisten der Herren noch einträgliche Statthalterschaften und Neben-Aemter. Die Mutter der Königin, welche übrigens eine schlechte Haushälterin war, erhielt mit Mühe 30,000 Reichsthaler. Sie ward auf jede Weise von der hochmüthigen Aristokratie beengt und bedrängt und war einfältig genug, sich mit dem dänischen Könige einzulassen und ihm sogar für seinen ältesten Prinzen Aussicht auf die Hand ihrer Tochter Christina zu geben: eine Aussicht, mit der man auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg ködern wollte. Christian von Dänemark sah die Thorheit der Königin-Wittwe ein, nahm sich aber doch derselben an, als sie zuletzt mit dem Reichsrath ganz zerfiel und bei ihm Schutz suchte. Die Königin

entfloh nämlich im Juli 1640 unter dem Schutze eines an sie geschickten Dänen, nur von einem Hoffräulein begleitet, aus dem Schloß Gripsholm am Mälarsee nach Nyköping und von dort auf einem dänischen Linienschiffe nach Dänemark, wo sie einige Zeit blieb. Nachher begab sie sich nach Brandenburg und erst 1648 kehrte sie nach Schweden zurück.

Der abenteuerliche Einfall der Wittwe Gustav Adolf's, sich mit dänischer Hülfe den vielen Kränkungen der stolzen schwedischen Aristokraten zu entziehen, erbitterte diese und gab Anlaß zu einer Spannung zwischen Schweden und Dänemark. Eine andere Ursache dieser Spannung war Oxenstierna's Wunsch, Dänemark ganz von dem schon 1643 begonnenen Friedenswerke auszuschließen, damit es nicht die ihm vom Kaiser ertheilte Anwartschaft auf die Bisthümer Bremen und Verden, welche durch den Lübecker Frieden dem dänischen Prinzen Friedrich entzogen worden waren, geltend machen könne. Diese Bisthümer hatte vorher Ferdinand II. seinem Sohn Leopold Wilhelm, welcher schon die protestantischen Bisthümer Halberstadt, Magdeburg u. s. w. besaß, bestimmt, 1635 aber dem Prinzen Friedrich wieder überlassen, wofür dieser fast zuerst unter den deutschen Ständen dem Prager Frieden beigetreten war. Die Schweden mußten also einen Vorwand suchen, sie diesem wieder zu entreißen.

Die angegebenen Umstände und verschiedene andere Vorfälle veranlaßten einen verdrießlichen Briefwechsel zwischen dem Reichsrath in Schweden und dem dänischen Könige, und es fehlte nur an einem Vorwand, um den Krieg zu erklären. Diesen Vorwand gab Corfiz Uhlefeld (Ulfeld), ein Mann, welcher wegen seines Glückes und Unglückes zu den merkwürdigsten Personen der neueren Geschichte gehört. Er war der Sohn des ehemaligen dänischen Kanzlers Jakob Uhlefeld, der ihn, einen sehr fähigen Kopf, vortrefflich ausbilden ließ und schon in seinem elften Jahr ins Ausland sandte. Er hatte sich aber unterwegs mit seinem Hofmeister entzweit und wider den Willen seines Vaters die sogenannte Cavaliers-Reise durch ganz Europa gemacht und war durch dieselbe zwar mit allen Höfen, sowie mit allen Sprachen Europas bekannt geworden, zugleich aber auch, weil er die Reise gegen den Willen seines Vaters unternommen hatte, von diesem ganz aufgegeben worden. Er hatte daher zuerst bei dem Grafen Günther von Oldenburg eine Pagenstelle angenommen und war dann in das dänische Heer eingetreten. Als ihn endlich ein fremder Gesandter mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, wurde er als Hofjunker in Kopenhagen angestellt. Hier verliebte sich eine Tochter Christian's IV. und der ihm an der linken Hand angetrauten Christina Munk in ihn und wurde 1636 mit ihm vermählt. Von diesem Augenblicke ward Uhlefeld von

Christian IV. auf abenteuerliche Weise mit Gütern, Stellen, Reichthümern und Ehren überhäuft, die ihn übermüthig und brutal machten, was den Dänen überhaupt leicht begegnen soll. Der König ernannte ihn endlich zum Reichsrath und Groß-Schatzmeister und bewog den Kaiser Ferdinand III., ihm auch die Würde eines deutschen Reichsgrafen zu verleihen. Man berechnete die Einkünfte von seinen Stellen, ohne den Ertrag seiner Güter, auf 36,000 Reichsthaler, und dennoch reichten diese nicht hin, um seinen grenzenlosen Aufwand zu decken. Der König ertheilte ihm endlich 1643 auch die Stelle eines Reichs-Hofmeisters, welche seit sechs Jahren nicht besetzt worden war, weil die mit ihr verbundenen Vorrechte die königlichen zu beschränken schienen. Als Reichs-Hofmeister hatte er neben vielen anderen Dingen, welche seiner Aufsicht unterworfen waren, auch die obere Leitung aller Zoll- und Handels-Angelegenheiten. In der Eigenschaft als Zoll-Director richtete er seine Aufmerksamkeit zunächst auf den Sund-Zoll, von welchem die Schweden nach den zwischen ihnen und Dänemark bestehenden Verträgen frei waren. Diese Freiheit hatten sich Kaufleute anderer Nationen zu Nutze gemacht, indem sie ihre Waaren unter schwedischer Flagge einführten, und es entstand darüber eine heftige Correspondenz zwischen dem dänischen und dem schwedischen Reichsrathe, bis endlich die Dänen drei Schiffe wegnahmen, welche fremdes Gut unter schwedischer Flagge geladen hatten.

Die Umstände schienen damals der schwedischen Regentschaft für einen Krieg mit Dänemark sehr günstig zu sein, namentlich weil man in Dänemark das Heer und die Festungen, welche dem Adel anvertraut waren, ganz vernachlässigt hatte. Sie beschloß daher, Torstenson's Heer zu gebrauchen, um plötzlich über Dänemark herzufallen. Der Beschluß ward Monate lang geheim gehalten und erst als Torstenson von seinen Zügen in Schlesien und Mähren zurückkehrte, erhielt er die von Oxenstierna abgefaßte Instruction, in welcher ihm befohlen war, in Dänemark einzubrechen. Der Beschluß war aus Gründen, welche aus dem von Geijer mitgetheilten Schreiben Oxenstierna's hervorgehen, schon im Mai 1643 gefaßt worden; es hatte sich aber zuerst die Absendung des Eilboten an Torstenson verzögert, dann hatte der Abgesandte die Reise sehr langsam gemacht und endlich mußte derselbe noch in Oppeln lange auf Torstenson's Rückkehr warten. Dieser erhielt erst am 23. September auf dem Schlosse Eulenburg, an der Grenze von Mähren und Schlesien, die erwähnte Instruction und konnte den ihm ertheilten Befehl nicht eher als im October in Ausführung bringen. Der Zug, welchen Torstenson gegen die Dänen unternahm, gehört zu den merkwürdigsten, welche in diesem Kriege gemacht worden sind. Wäre Gallas, der an der Oder Truppen gesammelt hatte, seiner

Aufgabe kräftig nachgekommen, so hätte die Kühnheit des Planes und die Vortrefflichkeit seiner Ausführung für die Schweden üble Folgen haben können; aber Gallas war unbegreiflich schlaff und nachlässig geworden und zog den nach Holstein marschirenden Schweden erst spät und langsam nach. Am 26. November ging Torstenson bei Glogau über die Oder, ließ Gerüchte vom Ziele seines Marsches verbreiten, welche Baiern in Schrecken setzten, sowie an solchen Orten, die er gar nicht berühren wollte, Brücken über die Elbe schlagen, und kündigte schon am 6. December, als er Havelberg erreicht hatte, zugleich seinem Heere und seiner Regierung an, daß er in Holstein und Jütland Winter-Quartiere zu nehmen gedenke. Er stand in der That schon am 12. December in Holstein. Erst am 16. Januar 1644 erließ Schweden ein den Krieg verkündigendes Manifest.

Als Torstenson's Schaaren Holstein und bald auch Jütland überschwemmten, zeigten sich die unglücklichen Folgen der dänischen Constitution, nach welcher weder der König, noch das Volk irgend etwas vermochten, sondern nur der Adel und der aus ihm gewählte Reichsrath aller Vortheile des Regierens genoß, ohne irgend eine Pflicht des Staatsbürgers zu erfüllen. Trotz der Gefahr, welche damals dem dänischen Reiche drohte, wollte der Reichsrath weder dem Könige eine außerordentliche Steuer bewilligen, noch die deutschen Miethtruppen desselben bezahlen und ernähren, oder sie auch nur im Lande dulden. Der Adel besaß außerdem die Krongüter unter der Bedingung, daß ein Fünftel ihres Ertrages dem Könige entrichtet werden, das Uebrige aber auf die Erhaltung der dem Adel anvertrauten Festungswerke verwendet werden sollte. Dies war so wenig geschehen, daß Torstenson schon am 11. December die holsteinische Grenze bei Trittau überschritt, den Herzog von Holstein-Gottorp zu starken Contributionen zwang, ganz Jütland ohne Widerstand besetzte und zweimal, wiewohl vergebens, den Versuch machte, auch auf die Inseln hinüberzugehen. Ganz vortrefflich bekamen seinen Truppen die Winterquartiere in einem seit Jahren unberührten Lande. Da ein Verschwender, wie Uhlefeld, nach der bestehenden oligarchischen Constitution, als Reichs-Hofmeister nicht nur über die Einkünfte des Reiches und deren Verwendung unbedingt schaltete, sondern auch Flotte und Heer und sogar den königlichen Hofstaat zu ordnen hatte, so wird man leicht glauben, daß das Nöthigste am schlechtesten besorgt ward. Wenn wir übrigens aufzählten, welchen unbegrenzten und wahrhaft königlichen Aufwand Uhlefeld und die beiden anderen mit Christian's Töchtern von der Christina Munk vermählten dänischen Herren, Hannibal Schestädt und Penz, machten, so würde man leicht begreifen, warum Christian IV. nachher den Krieg nicht anders, als durch den schimpflichen Frieden von Brömsebro, zu

beendigen vermochte. Hannibal Sehestädt hatte vom Könige ein Lehen, welches 30,000 Reichsthaler eintrug, frei bekommen, residirte mit königlicher Pracht zu Christiania in Norwegen und nannte sich Vice-König dieses Landes. Penz beherrschte auf dieselbe Weise Holstein, welches ihm steuerte. Außer diesen drei dänischen Reichsräthen gab es nur noch etwa vier andere, deren Güter 18- bis 20,000 Thaler einbrachten. Das Volk, von einem armen und stolzen Adel beherrscht, wünschte schon damals durch Erhöhung des königlichen Ansehens Schutz gegen den Druck des Adels zu finden. Dies bewog dann bei Christian's Tode den Adel, dem Nachfolger desselben durch eine neue Wahl-Capitulation noch mehr von seinem Ansehen zu entziehen.

Die ganze dänische Halbinsel war in unglaublich kurzer Zeit von den Schweden besetzt; nur Krempe und Glückstadt in Holstein behaupteten sich. Zu gleicher Zeit erschien Gustav Horn in den noch Dänemark angehörenden Provinzen im Süden Schwedens, Halland und Schonen, und am 17. Februar 1644 ward Helsingborg erobert. Die Schweden griffen nachher auch Landskrona und Malmoe an; die letztere Stadt wurde aber von den Dänen mit Glück vertheidigt, da König Christian selbst an ihrer Vertheidigung Theil nahm. Während zu Lande nur Belagerungen unternommen und Städte erobert wurden, rüsteten beide Staaten auch ihre Flotten aus. Ein holländischer Kaufherr, Ludwig van Geer, den Dänen todfeind, rüstete 30 Kriegsschiffe für den schwedischen Dienst aus; aber Christian trieb sie zurück. Dagegen erschien der schwedische Reichsrath und Admiral Klas Flemming im Juni mit einer Flotte von 40 Segeln in der Ostsee und besetzte die Insel Femern. Gegen ihn führte der damals 70 Jahre alte König Christian IV. selbst seine dänische Flotte, und es kam am 1. Juli zu einem Seetreffen, welches zehn Stunden dauerte und in welchem Christian, am Hauptmaste des Admiralschiffes stehend, durch die Splitter eines zerschmetterten Balkens das rechte Auge verlor. Die Schweden zogen sich nach Kiel zurück. 20 Tage später verlor Klas Flemming durch die Kugel einer Land-Batterie das Leben. An seiner Stelle erhielt Karl Gustav Wrangel den Oberbefehl über die Flotte, und dieser, wieder durch van Geer mit Schiffen unterstützt, verschaffte den Schweden auch zur See den Sieg. Er zeigte sich bald als Admiral eben so kühn, als er sich vorher im Landkriege gezeigt hatte; er mußte aber die dänischen Inseln vorerst mit einem Angriff verschonen, weil Gallas vom Kaiser den Befehl erhalten hatte, unbekümmert um den Einfall, welchen Fürst Ragoczy von Siebenbürgen in Ungarn gemacht hatte, den schwedischen Truppen unter Torstenson nach Dänemark zu folgen. Außerdem war das Wetter im Sommer 1644 den Unternehmungen zur See ungünstig. Was den Landkrieg

betrifft, so war Torstenson durch seine Kränklichkeit Wochen lang an das Bett gefesselt. Er bat deshalb dringend um seine Entlassung; Oxenstierna erklärte ihm aber ehrend und lobend, daß man diese nicht gewähren könne, weil Alles auf ihm beruhe.

Der Kaiser hatte im Anfange des Jahres 1644 an Gallas den Befehl, nach Holstein zu marschiren und Torstenson von aller Verbindung mit dem in Norddeutschland zurückgelassenen Königsmark abzuschneiden, um so zuversichtlicher ertheilt, als einige Zeit vorher Guébriant's Heer, welches aus einer Anzahl französischer Regimenter und aus den Resten von Herzog Bernhard's Truppen bestand, völlig zu Grunde gerichtet worden war. Guébriant, welcher bald mit den Hessen verbunden, bald ohne sie den Krieg im westlichen Deutschland und an beiden Ufern des Rheins geführt hatte, war im Herbst 1643 diesseit des Rheins von zwei Heeresabtheilungen unter dem Herzog von Enghien, der in seinem 23. Jahre bereits ein großer Feldherr war, und unter dem holsteinischen Grafen Josias von Rantzau, der ein vortrefflicher Soldat, aber ein schlechter General war, verstärkt worden. Enghien hatte kurz vorher mit einer einzigen Schlacht einen hohen Ruhm erworben, indem er (Mai 1643) bei Rocroy im Hennegau das gefürchtete spanische Fußvolk zersprengte und einen glänzenden Sieg gewann, drei Tage vor dem Tod Ludwig's XIII. von Frankreich. So verstärkt, hatte Guébriant die Kaiserlichen unter Franz Mercy und die Baiern unter Johann von Werth gegen sich, als er im October und November Schwaben, besonders Würtemberg, behaupten wollte. Der Herzog von Enghien, später der große Condé genannt, hatte sich im October wieder entfernt, nachdem er Breisach und alle anderen Städte des Elsaß, welche Provinz damals schon als französische Eroberung betrachtet wurde, besichtigt hatte; Rantzau dagegen war zurückgeblieben. Obgleich dieser von den Franzosen sehr geehrt und als Held gepriesen wird, auch, nachdem er katholisch geworden, zum Herzoge und Marschall gemacht ward, so finden wir doch in seiner Prahlerei mit den 60 Wunden, die er empfangen habe, und in seiner seltsamen Krüppelhaftigkeit (er verlor im Krieg ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein) nur den Beweis von Anlagen eines Berserkers zu nutzlosen Raufereien. Er sprach sich auch, als das Heer nach Enghien's Entfernung über den Rhein gegangen war, mit prahlerischer Verachtung über Generale wie Johann von Werth und Franz Mercy aus, wurde aber dafür gleich nachher furchtbar gestraft. Guébriant's Heer ward nämlich in der ersten Woche des November 1643 bei der Belagerung von Rottweil auf der einen Seite durch Johann von Werth, auf der anderen durch Mercy bedroht. Der Letztere stand, um jede Bewegung des französisch-weimarischen Heeres zu beobachten, im Würtembergischen,

als einer der ehemaligen Directoren dieses Heeres, der Oberst Rosen, einen Fehler machte und dadurch einen Verlust verursachte, den man als Vorboten der gleich darauf erfolgten Niederlage der Franzosen ansehen kann. Oberst Rosen war von Guébriant abgeschickt worden, um durch die Besetzung von Balingen den Feinden den Weg zu versperren, und zog, als er diesen Ort schon besetzt fand, nach Geislingen, versäumte aber dort alle Maaßregeln einer in der Nähe des Feindes doppelt nothwendigen Wachsamkeit. Dies erfuhr der treffliche Reiter-Oberst Spork, ein geborner Westfale in bairischen Diensten, welchen Johann von Werth mit 500 Reitern auf Kundschaft ausgesendet hatte. Spork überfiel, nachdem er in eigener Person Kundschaft eingezogen hatte, in der Mitternachtsstunde die Feinde so plötzlich, daß Geislingen eher in Flammen stand, als an eine Gegenwehr auch nur gedacht worden war. Rosen wurde mit 300 Reitern, die aber ihre Pferde nicht bei sich hatten, und mit [illegible] Dragonern, die sich zu ihm geflüchtet hatten, in das Schloß gedrängt; [illegible]00 Gefangene aber, sowie 300 Pferde, acht Fahnen und fast alle Officiere führte Spork mit sich davon. Wenige Tage nachher (am 17. November) erlitt Guébriant das Unglück, daß ihm durch eine Kugel der eine Arm zerschmettert wurde; er starb in Folge der Ungeschicklichkeit der Chirurgen an dieser Wunde. Rottweil wurde zwar von den Franzosen eingenommen; allein die ihres Feldherrn beraubten Obersten erlaubten dem aus etwa 16,000 Mann bestehenden Heere, sich nach allen Seiten und bis nach Donaueschingen hin auszubreiten, obgleich das Haupt-Quartier unter Rantzau in Tuttlingen war. Hier wurden dann die Franzosen am 23. November durch Johann von Werth, mit dem sich zu diesem Zwecke Hatzfeld und auch der Herzog von Lothringen vereinigt hatten, auf ähnliche Weise überrascht, wie Rosen in Geislingen. Werth rückte bei einem dichten Schneegestöber ganz unvermuthet in Tuttlingen ein und umschwärmte den Feind von allen Seiten. Ein Hauptverdienst bei diesem Unternehmen hatte Franz Mercy, der bald nachher zum kaiserlichen Feldmarschall ernannt wurde. Von dem ganzen Heere, welches unter Guébriant gedient hatte und aus den Resten von Herzog Bernhard's Truppen, sowie aus acht französischen Regimentern, einem irländischen und einem schottischen bestand, entkamen nur die deutschen Reiter-Regimenter, die sich nach Laufenburg oder in das Kinziger Thal retteten; dagegen wurden alle Generale außer Rosen und Taupadel, sowie 6000 Mann gefangen genommen; die Uebrigen verloren das Leben. Rantzau wurde ausgelöst und später in Frankreich zum Marschall und zum Gouverneur von Dünkirchen ernannt. Die Sieger, welche unermeßliche Beute gemacht hatten, nahmen gleich in den ersten Tagen des December Rottweil wieder in Besitz.

Nach diesem glänzenden Siege schien es möglich, nicht nur Hatzfeld gegen Königsmark zu gebrauchen, sondern auch zu gleicher Zeit durch Götz, Krokow und den Feldmarschall-Lieutenant von Buchheim Torstenson's Besatzungen in Schlesien und Mähren vertreiben, durch Gallas aber im Verein mit den Dänen Torstenson selbst von aller Verbindung mit Königsmark, der sich gegen Meißen gewendet hatte, abschneiden zu lassen. Allein die drei nach Schlesien und Mähren bestimmten Generale mußten gegen Ragoczy ins Feld ziehen und Gallas zeigte sich der ihm gestellten Aufgabe ganz unwürdig. Seine Instruction hatte er in Passau erhalten, wo Leopold Wilhelm, welcher dort zurückgezogen lebte, die Kriegskundigen um sich versammelt hatte. Gegen die Franzosen, welche unter Turenne ein neues Heer aufstellten, waren die Baiern und Johann von Werth bestimmt. Hatzfeld rechnete bei seinem Zuge gegen Königsmark, dem die Hessen getreu blieben, auf die Lüneburgischen Herzoge, sowie auf Ost-Friesland und Oldenburg.

Gallas, der bei dieser Gelegenheit ganz gewissenlos seine Pflicht versäumte, verließ, obgleich sein Marsch den Dänen schon im März angekündigt worden war, erst gegen Ende Mai seine Quartiere. Er rückte auch nachher so langsam vor und nahm seinen Weg durch das Meißnische, Brandenburgische und Mecklenburgische mit solcher Bedachtsamkeit, daß er erst im Juli Holstein erreichte und Kiel einnahm. Dann blieb er seiner alten Sitte, Schlachten zu vermeiden und sich in festen Lagern zu halten, getreu, obgleich er von den Dänen, welche zu ihm strömten, verstärkt und mit Allem versehen ward. Torstenson befolgte auch diesmal sein altes System des raschen Wagens. Er hatte sein Heer auf Kosten der Dänen genährt und neu ausgerüstet, und vereinigte dasselbe, nachdem er den Obersten Helmold Wrangel mit einer kleinen Schaar in Jütland und Schleswig zurückgelassen hatte, in der ersten Woche des August bei Rendsburg. Hier bot er dann den Kaiserlichen ein Treffen an und als Gallas nicht aus seinem Lager herausging, zog Torstenson höhnend an demselben vorüber, ohne auch nur einen Wagen zu verlieren. Er erreichte auf diese Weise Ratzeburg und ward aus einem Eingeschlossenen und Verfolgten ein Verfolger. Von Torstenson verfolgt, zog Gallas nach Bernburg und Magdeburg, verlor von September bis November einen großen Theil seines Heeres, sowie am 3. December in einem Treffen zwischen Wittenberg und Jüterbogk fast seine ganze Reiterei. Torstenson setzte mit Königsmark verbunden die Verfolgung der Kaiserlichen bis zum Ende des Jahres fort, und es heißt, Gallas habe von seinem ganzen Heere nur 2000 Musketiere und Reiter ohne Pferde nach Böhmen zurückgebracht. Hatzfeld, von den Baiern und vom General Götz unterstützt, sammelte freilich die zerstreuten Reste von Gallas Heer wieder zu dem seinigen; allein drei Generale, von

welchen jeder ein unabhängiges Commando gehabt hatte, einigten sich nur schwer. Hatzfeld war lange am Rhein, in Westfalen und in Nieder-Sachsen commandirender General gewesen; Götz hatte die letzte Zeit hindurch mit Georg Ragoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, in Ober-Ungarn glücklich gekämpft; Johann von Werth, zugleich kaiserlicher und bairischer General, mußte schnelle Entscheidung suchen, weil ihn der Kurfürst von Baiern gegen das neue am Ober-Rhein aufgestellte Heer der Franzosen gebrauchen wollte.

Torstenson machte vom Februar 1645 an bedeutende Fortschritte in Böhmen, während zu derselben Zeit Königsmark, den er nach Nieder-Sachsen und Westfalen geschickt hatte, den dänischen Prinzen Friedrich welchen Oxenstierna im künftigen Friedensvertrage der Stifter Bremen und Verden berauben wollte und auch wirklich beraubte, aus diesen Stiftern vertrieb. Diese bedenkliche Lage brachte den Kaiser dazu, daß er mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm nach Prag ging, um die weitere Kriegführung zu betreiben. Um diese Zeit erließ er ein strenges Gesetz gegen die Uebertretung der Fastengebote und gegen das Reisen nach Ungarn zum Besuch des protestantischen Gottesdienstes. Das schwedische Heer war bis drei Meilen von Tabor nach Jankov oder Jankowitz gelangt, als dort am 6. März 1645 die Kaiserlichen unter Hatzfeld und Götz mit dem Entschlusse, eine Schlacht zu liefern, sich ihm gegenüber stellten. In dieser Schlacht war Torstenson glücklicher Weise im Stande, zu Pferde zu sein, woran ihn seine Kränklichkeit lange Zeit gehindert hatte. Sie ward dem Heere des Kaisers dadurch verderblich, daß Götz, getrennt von den beiden anderen Generalen, den Angriff in einer ihm völlig unbekannten Gegend begann, wo seine Heeresabtheilung aufgerieben wurde. Auch brachte Johann von Werth der Sache, für welche er stritt, großen Schaden, indem er durchaus schon in drei Tagen nach Schwaben zurückkehren zu müssen glaubte und dadurch Hatzfeld nöthigte, sich zu übereilen. Die Schweden erfochten in achtstündigem Kampfe den glänzendsten Sieg, den sie im ganzen dreißigjährigen Kriege erhalten haben. Nur Johann von Werth entging der völligen Niederlage des Heeres, von welchem 7000 Mann erschlagen wurden; Götz verlor das Leben; Hatzfeld aber wurde gefangen genommen, alles Geschütz und über 70 Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Ferdinand III. eilte von Prag nach Regensburg und von da nach Wien; seine Familie mit den werthvollsten Kleinodien schickte er nach Gräz.

Unterdessen war der General und Admiral Karl Gustav Wrangel ebenso glücklich zur See gewesen, als Torstenson zu Lande. Er hatte, sobald die Schiffe, welche der unermeßlich reiche Ludwig van Geer für Schweden hatte rüsten lassen, mit seiner Flotte vereinigt worden

waren, die dänische Flotte aufgesucht und sie zwischen den Inseln Laaland und Femern getroffen. Hier war es dann am 13. October 1644 zu einer Schlacht gekommen, in welcher zehn dänische Schiffe erobert, zwei verbrannt, drei auf den Strand getrieben wurden und von der ganzen dänischen Flotte sich nur zwei Schiffe retteten. Im folgenden Jahre wurde auch die Insel Bornholm von den Schweden erobert; dagegen konnten diese aber keinen der Plätze behaupten, die sie 1644 in Holstein, Schleswig und Jütland besetzt hatten. Die Ueberlegenheit der Schweden zur See, die Voraussicht, daß sie die ehemals von Schweden abgerissenen dänischen Küsten-Provinzen wieder erobern würden, besonders aber die Anstalten, die von ihnen im Sund getroffen wurden, erregten bei den Niederländern die Besorgniß, die Schweden möchten Herren der Ostsee werden. Sie boten deshalb ihre Vermittelung zu einem Frieden an und schickten, um dieselbe zu unterstützen, sogar eine Kriegsflotte. Auch wurde wirklich schon im Anfange des Jahres 1645, ohne daß darum die Feindseligkeiten aufhörten, zu Brömsebro an der Grenze von Smaaland und Blekingen ein Friedens-Kongreß eröffnet. Die Franzosen übernahmen auf demselben aus ganz ähnlichen Gründen eine Vermittlung für Dänemark, aus welchem in der neuesten Zeit die Westmächte als Vermittler für den türkischen Sultan aufgetreten sind: sie fürchteten, daß in der Ostsee eine nordische Universalmacht entstehen möchte, weil damals fast alle Provinzen rund um dieses Meer herum schwedisch waren oder wurden. Die Niederländer hätten Ursache gehabt, ganz dieselbe Politik zu befolgen, allein der Krämer- und Wuchergeist machte, daß sie auf den weisen Rath ihres Prinzen von Oranien nicht hörten, sondern, blos weil sie gewisse Vortheile beim Sund-Zoll nicht erlangten, die Dänen aufgaben und offen für Schweden eintraten. Ein Glück war es, daß schon damals Salvius, der auch in Deutschland den Abschluß der Präliminarien mit Kaiser und Reich bewirkt hatte, das ganze Vertrauen der neunzehnjährigen Christina besaß, die ihm den Adel mit dem Beinamen Adler verlieh. Dieser Mann machte die Königin darauf aufmerksam, daß der regierende Reichsrath ein Interesse an der Fortdauer des Krieges, sie selbst dagegen am Frieden habe; und das Ansehen ihres Vaters war noch immer zu groß, als daß, wie aus Oxenstierna's Briefen hervorgeht, selbst dieser sich zu widersetzen wagte, wenn Christina etwas verlangte. Der schwedische Kanzler mußte daher, nachdem man auf dem Friedens-Kongreß sechs Monate lang zu keinem Resultate gelangt war, dem Willen der Königin gemäß, die von ihm gestellten Bedingungen mildern. Auf solche Weise kam dann am 23. August 1645 der Friede von Brömsebro zu Stande. Die Bedingungen desselben waren immer noch hart genug für Dänemark. Es ward nämlich erstens allen

schwedischen Provinzen eine ganz unbeschränkte Zoll-Freiheit im Sund und in den beiden Belten zugesichert. Zweitens wurden die Dänen gezwungen, Jämteland, Herjedalen, die Inseln Gothland und Oesel sowie Halland, letzteres freilich zum Scheine nur auf 30 Jahre, wieder an Schweden zurückzugeben. Drittens mußte Christian's IV. Sohn und Erbe, Friedrich, seinen Ansprüchen an Bremen und Verden entsagen. Die junge Königin von Schweden hatte bereits die Regierung selbstständig angetreten. Sie war auf Oxenstierna's Betreiben ganz wie ein Mann erzogen und, da sie viele Talente besaß, mit allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten vertraut gemacht worden: sie hatte aber zum Unglück für ihr armes und nordisches Land den allen sogenannten geistreichen Herrschern eigenen Hang, eine glänzende Verschwendung zu Gunsten aller der Leute zu üben, die sich an ihren Hof drängten. Unter diesen Leuten befanden sich später besonders Franzosen, Portugiesen, Italiener, verkappte Jesuiten, welche der Königin das Klima, die Sitten und die Religion ihres Landes verhaßt machten und dagegen ihre Phantasie mit Bildern des Südens und seiner Künste erfüllten, wie dies großen Herrschaften auch unter uns und in England jetzt täglich widerfährt. Christina hatte schon im Mai 1642 angefangen, den Rathssitzungen beizuwohnen. An ihrem 18. Geburtstage aber (8. December 1644) übernahm sie die Regierung selbst, nachdem die bisherige Regentschaft schon im October den Ständen Rechnung abgelegt hatten und der Quittungsbrief für die fünf hohen Aemter am 7. December ausgefertigt worden war. In Schweden hoffte das Volk, die junge Königin werde den Thron mit Karl Gustav, dem Sohne des während ihrer Minderjährigkeit so sehr zurückgesetzten, von ihr aber hervorgezogenen Schwagers ihres Vaters, des Pfalzgrafen von Kleeburg, theilen; allein sie verschmähte diese wie jede andere eheliche Verbindung, so würdig auch jener Prinz sich des Thrones bewies, den er später in Folge ihrer Entsagung bestieg. Karl Gustav bildete sich damals, schon von früher Jugend an, unter Torstenson zu einem großen General. Er hatte sich bei Jankow durch Tapferkeit ausgezeichnet, blieb im heftigsten Feuer unverwundet und begleitete dann Torstenson auf den glänzenden Zügen, welche dieser nach der Schlacht unternahm, als er in Verbindung mit Ragoczy den Kaiser in seiner Residenz angreifen wollte und schon die Brücke über die Donau besetzt hatte. Karl Gustav war es auch, der nach Torstenson's Tode noch einmal in Böhmen erschien und dadurch den Abschluß des sogenannten westfälischen Friedens beschleunigte.

Torstenson hatte bei seinem Zuge gegen Wien an Ragoczy's wilden Schaaren keine Stütze gehabt, sondern vielmehr mächtige Hemmung gefunden, weil alle diese Truppen ohne Mannszucht waren und auch

die Pest mit ins Land brachten. Ragoczy war außerdem ein unzuverlässiger Mann; denn er schloß bald einen besonderen Frieden mit dem Kaiser. Torstenson selbst, obgleich tödtlich erkrankt und auf einer Bahre getragen, harrte aus. Er drang in Oestreich ein, rückte bis vor Wien, das seit 26 Jahren keinen Feind gesehen hatte, und nahm die Schanzen an der Wolfsbrücke. Während Ragoczy zögernd herannahte, unternahm Torstenson die Belagerung von Brünn, das aber von der Besatzung unter de Souche, sowie von den Bürgern und den Zöglingen des Jesuiten-Collegiums vier Monate lang hartnäckig vertheidigt wurde. Inzwischen rief Ragoczy seine Truppen zurück; Torstenson mußte die Belagerung aufgeben. Er zog, da Karl Gustav nach Schweden gereist war, Königsmark an sich, um sich in Böhmen und Schlesien zu behaupten. Er vollbrachte noch die Eroberung von Leitmeritz, übergab aber dann, von Krankheit erschöpft, den Oberbefehl an Karl Gustav Wrangel, welcher mit Verstärkungen aus Schweden in Sachsen eingetroffen war.

Wir haben die vornehmsten Thaten der Schweden und ihrer Verbündeten bis auf den ernstlichen Beginn der Friedensverhandlungen aufgezählt. Wir müssen jetzt zur französischen Geschichte, besonders in ihrer Beziehung zum deutschen Kriege, zurückkehren, weil durch die Franzosen leider Alles, was die Schweden bei jenen Unterhandlungen bewirken wollten, gestört und dagegen alles dasjenige, was sie zum Nachtheile der deutschen Nation thaten, gefördert ward. Vorher muß indessen noch angegeben werden, was bis zum Jahre 1644 für den Frieden geschehen war.

Die ersten Vorschläge zum Frieden waren schon Ende 1636, aber von einer sehr verdächtigen Person und an einem sehr verdächtigen Orte gemacht worden. Sie gingen nämlich auf Befehl des Papstes von dessen Nuntius Ginetti aus und wurden zu Köln gemacht. Allein weder Frankreich noch die Niederlande schickten einen Abgeordneten dahin. Im Jahre 1638 ging der Vorschlag von den Franzosen und Schweden aus. Diese setzten nämlich in dem Vertrage, welchen ihre Minister, d'Avaux und Salvius, im März 1638 zu Hamburg auf drei Jahre schlossen, ausdrücklich fest, daß zu gleicher Zeit in Lübeck und in Köln ein Kongreß gehalten werden sollte. Auch daraus ward jedoch nichts, und die beiden genannten Mächte verlängerten im Jahr 1641 ihr Bündniß bis zum Frieden; sie setzten dabei fest, es sollten in jeden Vertrag die Landgräfin von Hessen und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg eingeschlossen sein. Schon früher hatten die deutschen Fürsten, katholische und protestantische, auf dem im September 1640 eröffneten Regensburger Reichstage den Abschluß eines Friedens verlangt. Dänemark und Schweden wurden eingeladen, Gesandte nach Lübeck und

Hamburg zu schicken, und der Kaiser ertheilte die bis dahin verweigerten Geleitsbriefe für Hessen-Kassel und für die braunschweig-lüneburgischen Herzoge. Auch schlug damals schon der Kaiser eine Wiederherstellung aller Dinge auf den Stand vor dem Kriege und eine allgemeine Amnestie vor; als es aber darauf ankam, diese Amnestie näher zu bestimmen, fanden die Protestanten, daß ebenso, wie im Prager Frieden, die Unterthanen der kaiserlichen Erblande und der Kurfürst von der Pfalz von derselben ausgeschlossen werden sollten. Man brach jedoch die Sache nicht ganz ab. Der Kaiser willigte vielmehr im Reichstags-Abschiede (October 1641) darin ein, in Osnabrück und Münster mit den Reichsständen, mit Schweden und mit Frankreich besonders zu unterhandeln. Auch dieser Plan scheiterte, und es begannen hierauf neue Berathungen zu Lübeck und zu Köln. Endlich kam im December 1641 zu Hamburg der kaiserliche Gesandte Konrad von Lützow mit dem Grafen d'Avaux und Johann Adler Salvius über Präliminarien überein. Dabei hatte Dänemark den Vermittler gemacht und gerade dadurch die Schweden gereizt, eine Ursache zum Bruche mit ihm zu suchen.

In diesen Präliminarien wurden Münster und Osnabrück als Kongreß-Orte bestimmt und deshalb für neutral erklärt und von dem Eide, den sie dem Kaiser geleistet hatten, entbunden. Den Bevollmächtigten beider Theile wurden Sicherheitsbriefe versprochen, namentlich auch den Verbündeten Frankreichs und Schwedens, sowie der Herzogin von Savoyen, welche der Kaiser als Vormünderin ihres Sohnes anerkannte. Diese Sicherheitsbriefe sollten unter Gewährleistung des Königs von Dänemark binnen zwei Monaten zu Hamburg ausgewechselt werden. Am schwersten entschloß sich der Kaiser, diejenigen deutschen Stände zur Unterhandlung berechtigt zu erklären, die sich nach dem Prager Frieden mit seinen Gegnern verbündet hatten, wie vor Allen die Landgräfin von Hessen. Im März 1642 sollten die Conferenzen beginnen. Daraus ward jedoch wieder nichts und der Kaiser warf sogar seinem Bevollmächtigten, dem Grafen von Lützow, vor, daß er seine Vollmacht überschritten habe. Als die Umstände, welche den Kaiser ermuthigt hatten, seine Ratification zu verweigern, sich wieder änderten, erfolgte zwar im September 1642 eine neue Bestätigung; allein der Kaiser suchte auch dann noch immer Verzögerung. Der Friede würde daher ohne die Bemühungen des einzigen redlichen Ministers, des Grafen von Trautmannsdorf, welchen der Kaiser nachher sendete, nie zu Stande gekommen sein. Erst im April 1643 wurden alle Ratifications-Instrumente in Hamburg ausgetauscht. Im Juli 1643 trafen die Bevollmächtigten Oestreichs zu Münster und Osnabrück ein, neben den Grafen Auersberg und Ludwig

von Nassau, zwei Männer von bürgerlicher Abstammung, der Reichshofrath Crane und der Präsident Dr. Isaak Volmar. Die übrigen Gesandten erschienen langsamer, die spanischen im October, der venetianische (Contarini) und einer der schwedischen (Salvius) im November, die französischen, d'Avaux und Servien, gar erst im Frühjahr 1644. Der dänische Krieg, sowie die Umständlichkeit, mit welcher Alles behandelt wurde, verzögerten die Uebergabe der ersten Vorschläge bis zum December 1644. Diese Vorschläge selbst betrafen aber noch immer nicht die Punkte, auf welche es vor allem Anderem ankam, sondern nur Nebensachen. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß der Abschluß noch um vier Jahre lang verzögert ward.

Wir werden unten noch einmal ganz kurz auf die westfälischen Friedensverhandlungen zurückkommen. Jetzt müssen wir uns, da Mazarin dasjenige beendigte, was Richelieu angefangen hatte, zur französischen Geschichte wenden, wobei es unvermeidlich ist, daß Einiges, was vorher schon erzählt war, noch einmal kurz berührt wird.

3. Richelieu als Leiter des französischen Staates.

Es ist schon früher ausgesprochen worden, daß wir den Kardinal Richelieu ebenso wenig, als die Bonaparte's, vom moralischen Standpunkte aus beurtheilen dürfen, wenn wir nicht unsere Begriffe von Größe und Ehre, vom Verdienste und vom Staatswesen den National-Begriffen der Franzosen unterschieben wollen. Die Franzosen bedürfen, wie es scheint, einer Regierung, die sie, durch welche Mittel es auch sein mag, strenge im Zügel hält, und dabei auf ihre Kosten einerseits Kriegsruhm und ausgebreitete Herrschaft über ihre Nachbarn erwirbt und andererseits großen königlichen Pomp und Luxus entfaltet. Eine solche National-Eigenthümlichkeit zu loben und sophistisch zu empfehlen, ist unsere Sache nicht. Es würde dies auch ganz unnöthig sein, weil die Franzosen selbst, welche alle ohne Unterschied mehr Beruf und mehr Geschick dazu besitzen, es bis zum Ueberdrusse zu thun pflegen.

Ueberschaut man die ganze Laufbahn Richelieu's, den wir als einen der größten Staatsmänner anerkennen, ohne ihn in anderer Beziehung loben zu wollen, so erscheint er schon als bloßer Rathgeber der Königin-Mutter im Kampfe mit der Aristokratie der Herzoge, Prinzen und Statthalter, gegen welche vor seiner Zeit auch d'Ancre und Luynes die Waffen gerichtet hatten. Als er nachher die Kardinals-Würde erhalten hatte und in den königlichen Rath zugelassen worden war, finden wir ihn im Kampfe mit den Creaturen der Königin-Mutter, deren Unfähigkeit er uns in seinen Denkwürdigkeiten durch die oft äußerst weitschweifigen Rechtfertigungen seiner ihnen entgegengesetzten Gutachten dargethan hat. Schon Luynes hatte angefangen, im Besitze der

königlichen Gunst den Despotismus sicherer zu begründen, als d'Ancre zu thun im Stande gewesen war. Er hatte die Großen und die Prinzen eingeschreckt und die Reformirten, welche einen Staat im Staate bildeten, niederdrücken wollen, war aber, noch ehe ihm dies gelang, vom Tode ereilt worden. Richelieu verfolgte mit Ernst und Einsicht dieselben Ziele und täuschte den schwachen Ludwig XIII. mit der Vorstellung, daß der Despotismus und die absolute Herrschaft, die sein Minister in seinem Namen übe, von ihm selbst geübt werde. Als der Graf von Chalais und der Marschall Ornano ihren Versuch, den Kardinal zu stürzen, mit dem Leben hatten büßen müssen; als die beiden Vendome in hartem Gefängnisse gehalten wurden; als jeder, der dem Minister beim Könige zu schaden trachtete oder ihm im Kabinet entgegenwirkte, gleich einem Hochverräther behandelt ward: wagten auch sogar die Parlamente nicht, sich zu regen. Ihre Protestationen verhallten, ihre Edicte wurden cassirt; sie mußten auf Befehl des Königs, der das Organ seines Ministers war, Alles registriren, was dieser gebot.

Ganz Europa bewunderte den Kardinal, welcher unter dem schwächsten Könige die Franzosen zum ersten Volke von Europa machte, während Spanien zu derselben Zeit ganz herabsank. Das erste große Verdienst, welches Richelieu sich um Frankreich erwarb, bestand darin, daß er durch die Besiegung der Hugenotten die politische Einheit Frankreichs wieder herstellte, ohne dabei der Religions-Freiheit Eintrag zu thun. Dies wurde durch die Eroberung von La Rochelle und durch die Besiegung des Herzogs von Rohan vollendet. Von diesem Augenblicke an ward Richelieu das, was die Hausmeier der Merovingischen Könige gewesen waren, nur mit dem Unterschiede, daß seine geistliche Würde glücklicher Weise die Fortdauer des von ihm erlangten Ansehens in seiner Familie unmöglich machte. Er vereinigte bekanntlich schon in demselben Jahre, in welchem er die Hugenotten völlig unterwarf, die Würde eines Connetable und eines Reichs-Admirals mit der ihm anvertrauten Leitung aller Geschäfte im Inneren wie in den äußeren Angelegenheiten des Reiches. In demselben Jahre (1629) ward er Principal-Minister, oder mit anderen Worten seine Unterschrift erhielt gleiche Geltung mit der königlichen, wodurch dann dem Könige zwar Mühe erspart, zugleich aber auch die Kenntniß vieler der wichtigsten Geschäfte entzogen wurde. Freilich hörten darum die elenden Kabalen am Hofe, besonders die Bemühungen der Spanier, alles das, was auf geradem Wege oder mit Gewalt nicht zu erhalten war, durch Tücke und Ränke zu erlangen, keineswegs auf. Allein dies war es gerade, was den Kardinal auf seinem Platze erhielt, wenn der König, von seiner Mutter oder deren Creaturen aufmerksam gemacht, endlich einmal inne ward, daß nicht er, sondern Richelieu regiere, und daß dieser

nur seine eigenen Günstlinge, nicht die des Königs befördere und bereichere.

Das Letztere geschah in dem Augenblicke, als Gaston von Orleans auf den Einfall kam, eine lothringische Prinzessin zu heirathen und diejenigen Provinzen als Statthalterschaften zu verlangen, die ihn unmittelbar mit Lothringen und mit der Grenze der damals spanischen Provinzen Franche Comté und Luxemburg würden in Verbindung gebracht haben. Sobald nämlich der König sah, daß alle Prinzen und Großen mit Gaston conspirirten und auch mit Spanien in inniger Verbindung standen, fürchtete er einerseits seinen Bruder mehr, als irgend einen auswärtigen Feind, und betrachtete andererseits den Kardinal Richelieu als seine einzige Schutzwehr. Von dieser Zeit an schuf Richelieu auch ein Labyrinth politischer Händel, aus welchem er allein den Ausweg finden konnte. Dies zeigte sich bei Gelegenheit seiner Einmischung in die Graubündner und Veltliner Händel und in die Streitigkeit um Mantua, welche mit denselben im Zusammenhange stand. Richelieu's Politik siegte, auch wo die Waffen nicht durchdrangen; und er überläßt sogar in seinen Denkwürdigkeiten dem Könige überall den Ruhm, dasjenige ausgeführt zu haben, was er selbst mit ermüdender Weitschweifigkeit als Resultat seiner Rathschläge bezeichnet.

Noch unentbehrlicher ward Richelieu dem Könige seit 1631, als er den Bund mit Schweden benutzte, um erst Lothringen und dann auch sogar das Erzstift Trier für Frankreich in Beschlag zu nehmen. Es würde ermüdend sein, wenn wir alle die Personen aufzählen wollten, welche Richelieu seiner Rache oder seinem Argwohne opferte; auch sind die wenigsten von ihnen der Theilnahme edler Seelen werth. Diesen Opfern sind auch die beiden Marillac's, der Kanzler und der Marschall, beizuzählen, welche ihre Anhänglichkeit an Maria von Medicis und an Gaston von Orleans so bitter büßen mußten. Der Kanzler wurde ganz willkürlich verhaftet und starb, ohne eines Verbrechens überführt worden zu sein, im Gefängnisse. Sein Bruder, der Marschall, wurde, wahrscheinlich mit allem Recht, der Bedrückung und der Unterschlagung von Geldern angeklagt; aber eigentlich war es doch sein Einverständniß mit des Königs Mutter und Bruder, für das man ihn büßen lassen wollte. Zudem ward er seinem rechtmäßigen Richter entzogen. Man stellte ihn, nachdem der Proceß dem Gerichte von Verdun entzogen worden war, nicht vor das Pariser Parlament, das die Gerichtsbarkeit über ihn in Anspruch nahm, sondern vor eine Commission von 24 durch Richelieu erwählten Richtern, welche in Rueil bei Paris, einer Besitzung dieses seines Feindes, versammelt wurden. Obgleich sogar zehn Mitglieder des auf solche Weise gebildeten Gerichtes nur auf Landesverweisung erkannten, so wurde der Angeklagte

doch am 10. Mai 1632 zu Paris öffentlich hingerichtet. Daß später der Marschall von Montmorency, welcher als Statthalter von Languedoc die Waffen gegen seinen König ergriffen hatte und mit vollem Rechte vom Parlamente zu Toulouse verurtheilt worden war, trotz aller vornehmen Verwandtschaften und Fürbitten hingerichtet ward, zählen wir zu Richelieu's Verdiensten.

Der elende Gaston von Orleans ward freilich nicht in das Schicksal der Leute verwickelt, die sich für ihn aufgeopfert hatten; er konnte aber doch elf Jahre lang die Anerkennung seiner Ehe nicht erlangen und verwickelte seine Mutter wie seinen Schwager, den Herzog von Lothringen, mit in sein Verderben. Der Letztere trat, wie bereits angegeben, im Januar 1634 die Regierung zum Schein an seinen Bruder Franz ab und gab sein Land den Franzosen preis, weil er, während Richelieu die Schweden und die deutschen Protestanten mit Geld unterstützte, vom Kaiser und von Spanien nicht lassen wollte, welche fortwährend gegen die Protestanten und den Protestantismus mit Arglist und mit den Waffen kämpften. Nachdem die Franzosen mit Oxenstierna einen Vertrag geschlossen hatten und nachdem die Königin-Mutter aus Frankreich, sowie Herzog Karl aus Lothringen vertrieben worden war, befand sich Frankreich eigentlich schon im Kriege mit Spanien; Richelieu erklärte aber denselben erst im Mai 1635, weil er noch immer mit dem Bruder des Königs und mit den angesehensten Großen des Reiches, die sich an diesen anschlossen, im Streite war. Das ganze Jahr 1634 hindurch wurden die angesehensten Personen, weil sie Anschläge gegen den Kardinal gemacht haben sollten, gerichtlich verfolgt und zum Theil hingerichtet. Richelieu war stets seiner Sache gewiß und verfuhr, um seinen Zweck zu erreichen, mit eiserner Consequenz. Jedermann sah daher ein, daß der Schutz und die Gunst, welche er gewähre, allein zuverlässig, die Rache, die er übe, allein unvermeidlich sei; und diese Ueberzeugung zu verbreiten, ist bekanntlich das echte Zeichen der ministeriell-despotischen Kunst. Was Richelieu's Rache und die Ausrottung aller ihm Widerstrebenden betrifft, so hielt er ein schwarzes Register der ihm von seinen Spionen bezeichneten Namen, welches an Vollständigkeit und Genauigkeit keinem der in den Jahren der Reaction auch bei uns vielfach eingeführten conservativen Register nachstand. Dieses Register hat sich erhalten und ist gedruckt*). Wie sehr der Kardinal den schwachen König beherrschte, kann man daraus ersehen, daß er die Gräfin du Fargis blos wegen ihrer Correspondenz mit der Königin-Mutter zum Tode verurtheilen lassen durfte. Diese Frau ward jedoch nur im Bilde hingerichtet, weil man sich ihrer nicht

*) Journal fait durant le grand orage de la cour.

hatte bemächtigen können. Das Parlament protestirte vergebens gegen eine so willkürliche Justiz. Es weigerte sich vergebens, die Kabinets-Ordres zu registriren, durch welche die Mutter und der Bruder des Königs nebst allen ihren zahlreichen Freunden für Majestäts-Verbrecher erklärt wurden. Richelieu nöthigte nicht blos den Herzog Karl von Lothringen, als abenteuernder General dem Kaiser und den Spaniern zu dienen, bis diese so mit ihm umgingen, daß er sich wieder mit den Franzosen aussöhnte; er zwang auch den Bruder desselben, Franz, mit seiner Gemahlin in Florenz und später in Wien Schutz zu suchen. Mit Herzog Karl wurde zwar im Jahr 1641 eine prunkvolle Versöhnung veranstaltet; er erschien in Sanct Germain vor dem König, warf sich ihm zu Füßen und wurde zu Gnaden angenommen; aber er erhielt sein Herzogthum nur auf eine solche Weise zurück, daß man es ihm jeden Augenblick wieder nehmen konnte. Auch war es dem Herzog mit dem Sühnungsvertrag nicht ernst, obwohl er denselben in der Schloßkapelle auf das Evangelium beschwor; er hatte sein Schicksal bereits allzu fest an Oestreich und Spanien geknüpft, so daß am Schlusse des Jahres die Feindschaft wieder offenkundig war. Die Königin-Mutter ward schon 1634 ganz von Frankreich ausgeschlossen. Der Bruder des Königs mußte Brüssel, wohin er sich geflüchtet hatte, wieder verlassen und in Richelieu's königlicher Wohnung zu Rueil die Bedingungen annehmen, welche dieser ihm vorschrieb. Die Königin-Mutter war schon um 1635 so weit gebracht, daß sie sich an mehrere Fürsten mit der Bitte wandte, sich für sie bei ihrem Sohne zu verwenden, damit sie nach Frankreich zurückkehren könne; Ludwig aber blieb unerbittlich.

Es wäre ermüdend, alle Opfer der Schreckens-Regierung Richelieu's aufzuzählen; einige derselben werden wir indessen weiter unten angeben müssen. Läugnen läßt sich jedenfalls nicht, daß unter Richelieu Frankreich auf dieselbe Art groß ward und Europa Gesetze vorschrieb, wie in der neuesten Zeit unter dem Directorium. Der Kardinal befolgte übrigens dasselbe System, welches später in Frankreich so oft befolgt worden ist. Es mußte nämlich eines Theils, wenn die Regierung einen Fehler gemacht hatte, irgend ein Officier oder Beamter dafür büßen, und anderen Theils ward unter dem Schein, Kunst und Wissenschaft zu fördern, eine Anzahl Creaturen Richelieu's zu Richtern des National-Geschmackes gemacht. Das Erstere geschah, als die Spanier, wie wir unten sehen werden, in die Picardie eingefallen waren. Damals wurden die Commandanten von Corbie und La Capelle ohne Gericht für Hochverräther erklärt und büßten mit ihrer Ehre und ihrem Leben für das, was der Premier-Minister gesündigt hatte. Das Zweite geschah 1635, als der Kardinal eine Anzahl Gelehrter, die sich zu Berathungen über Sprache, Theater und

Dichtkunst regelmäßig zu versammeln pflegten, zu privilegirten Richtern des Geschmackes machte. Eine litterarische Gesellschaft, welche sich einmal in jeder Woche versammelte und durch kritische Thätigkeit ein gewisses Ansehen gewann, erregte die Aufmerksamkeit des Kardinals, der es nützlich fand, auch die geistigen Bestrebungen an den Hof und an die Regierung zu knüpfen. Er fand ohnedies Zeit, sich mit Poesie und besonders mit der dramatischen zu beschäftigen; denn er besprach zuweilen mit den Dichtern die Entwürfe von Schauspielen, arbeitete sogar ein wenig mit und versäumte selten eine erste Aufführung. Er knüpfte mit jener Privatgesellschaft Verbindungen an und verwandelte sie durch eine Urkunde, die der König unterzeichnete, in eine Staatsanstalt unter seinem Schutze. Dieselbe sollte vor Allem die französische Sprache verfeinern und zur Behandlung jeder Kunst und Wissenschaft fähig machen. So entstand die Académie française, von welcher die Franzosen bekanntlich die Vorzüge ihrer Sprache und der vornehmen, monarchisch-aristokratischen Litteratur der Zeiten Ludwig's XIV. herleiten.*) Wir wollen über diesen Punkt weiter kein Wort verlieren; nur Eines darf nicht unerwähnt gelassen werden. Die Geschichte der klassischen Zeit des von Richelieu geschaffenen ministeriellen Despotismus ist nämlich so sehr mit ärgerlichen Anekdoten über die Mittel angefüllt, durch welche die absolute Monarchie gegründet ward, daß wir, anstatt in die Einzelnheiten einzugehen, lieber nur obenhin die Hauptsachen berühren. Der absolute Minister besaß übrigens weder die Liebe des Königs, noch die des Volkes. Dem Könige war bang vor der Last der Geschäfte, wenn er sich mit denselben abgeben sollte; ihm war ferner bang vor der Heftigkeit seiner Mutter und vor dem Leichtsinne seines charakterlosen Bruders. Er kam daher immer wieder zu Richelieu zurück, so oft er auch nahe daran war, einen Mann zu verabscheuen, der ihn auf dieselbe Weise tyrannisirte, wie der jüngere Pitt den englischen König Georg III.

Die Ereignisse des Krieges, welchen Richelieu 1635 endlich den Spaniern erklärt hatte, waren in den ersten Jahren weder in den Niederlanden, noch in den Pyrenäen, noch in Italien und im Veltlin, noch in der Grafschaft Burgund, wo der Prinz von Condé, der Vater des großen Condé, eingefallen war, völlig günstig; denn Richelieu gebrauchte aus Politik den Prinzen Condé, sowie aus Dankbarkeit den Kardinal La Valette. Der Letztere hatte ihm, wie oben erzählt worden ist, an jenem kritischen Tage des Jahres 1630, als der König den Kardinal entlassen wollte, den Rath gegeben, daß er diesem nach Ver-

*) Ein von Voltaire gering geschätztes, sonst aber in Frankreich hochgehaltenes Werk ist: Histoire de l'Académie Française jusqu'en 1652, von Pellisson, der eine zeitlang Historiograph Ludwig's XIV. war.

failles folgen solle, wo er ihn dann, entfernt von der Königin-Mutter, auf andere Gedanken brachte. In den Niederlanden, an den Pyrenäen und in Italien erschien überall der Kardinal La Valette; er war aber überall unglücklich. In den Niederlanden hatten die Franzosen, welche ihren Bund mit der Republik der sieben Provinzen auf sieben Jahre erneut hatten, 1635 an Philipp's III. Bruder, dem Kardinal-Infanten Ferdinand, einen tüchtigen Gegner, sowie andererseits an den Holländern, welche immer nur um ihren eigenen Vortheil besorgt waren und den tapferen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien stets ängstlich beobachteten, nicht gerade eine kräftige Stütze. Der Kardinal-Infant zog, als er seine Rüstungen beendigt hatte, die Truppen, welche Piccolomini und Johann von Werth ihm zuführten, an sich und vergalt den Einfall der Franzosen in Flandern durch einen Angriff auf die Picardie (Juli 1634). Dort eroberte er zwei feste Plätze und schickte seine streifenden Schaaren unter Johann von Werth bis in die Nähe von Paris, so daß viele Einwohner bereits an die Loire flüchteten. Damals herrschte große Unzufriedenheit in Paris, der König war erbittert, so daß man schon den Sturz Richelieu's hoffte. Dieser half sich jedoch leicht: er warf, nachdem die Feinde wieder abgezogen waren, seine eigene Schuld auf die Statthalter der vom Feinde eroberten Plätze, welche nur unglücklich gewesen waren, und ließ sie vor Gericht stellen.

In Italien ward seit dem Vertrag von Cherasco nichts Bedeutendes ausgerichtet, weil Richelieu bald einsah, daß seine Bündnisse mit Parma und Mantua ihm nichts nützten und daß der Herzog von Savoyen sehr unzuverlässig und mit dem Herzoge von Crequi in stetem Zwiste sei. Selbst der tapfere und tüchtige Herzog von Rohan, welchen Richelieu 1632 in den Veltliner Händeln mit gutem Erfolg gebraucht hatte und jetzt wieder dahin schickte, scheiterte, nachdem er zuerst in Spanien gesiegt hatte. Die Spanier benutzten nämlich das allgemeine Mißtrauen, welches die selbstsüchtige Politik Richelieu's erregte. Savoyen und sogar die Graubündner trauten dem Kardinal nicht mehr. Der Herzog von Parma gab, um sein Land zu retten, die Verbindung mit Frankreich auf. Auch das Veltlin ging 1637 für Frankreich verloren; die Graubündner, von Oestreich und Spanien unterstützt, ergriffen die Waffen; Rohan mußte das streitige Land räumen, die Spanier übergaben es ohne Rücksicht auf die religiösen Verhältnisse den Graubündnern und behielten sich nur das Durchzugsrecht vor, auf das man von beiden Seiten so großen Werth legte. Selbst der Herzog von Rohan ward am Ende besorgt, daß er dem Premier-Minister verdächtig sei. Er begab sich daher nach Genf und später zu seinem Freunde Bernhard von Weimar, als dieser seine Helden-Laufbahn am Ober-Rhein begann. Dort wurde er am letzten Februar 1638 im

Kampfe tödtlich verwundet und starb im April: er wurde in der Peterskirche zu Genf begraben. Auch der Marschall d'Estrées gerieth, als er in Trier commandirte, über ein bloßes Schreiben Richelieu's, dessen Eintreffen ihm gemeldet wurde, ohne Grund in einen tödtlichen Schrecken und floh nach Deutschland; er ward jedoch freundlich zur Rückkehr eingeladen.

Um den König zu besänftigen, welcher wegen des Einfalles der Spanier in die Picardie so sehr erbittert war, daß er im Begriffe stand, den Kardinal zu entlassen, machte Richelieu für das Jahr 1636 ungeheuere Rüstungen und bot die Vasallen zur Verstärkung des Heeres auf. Der Graf von Soissons erschien mit den Truppen der Champagne in der Picardie; er wollte aber als Prinz von Geblüt unter Niemand als dem Bruder des Königs dienen. Der König selbst und der Kardinal befanden sich beim Heere; gleichwohl erhielt der ganz unfähige Gaston von Orleans den Oberbefehl. Die Spanier wurden dann freilich fortgetrieben und die Festungen zum Theil wieder genommen; aber die zwei ersten Prinzen von Geblüt entwarfen während der Belagerung von Corbie im November 1636 den Plan, den Kardinal unter ihren Augen ermorden zu lassen. Es wurde nämlich zwischen Gaston und dem Grafen von Soissons zu Peronne die Verabredung getroffen, daß, wenn sich nach den Berathungen, welche in Amiens über die Einrichtung der Belagerung gehalten werden sollten, der König seiner Gewohnheit gemäß entfernt habe, Montresor, St. Ibal und zwei andere von ihren Getreuen, auf ein vom Herzoge von Orleans gegebenes Zeichen, den zurückgebliebenen Kardinal niederstoßen sollten. Dieser Mord unterblieb jedoch, obwohl nach dem Schluß einer Sitzung der König sich entfernte und der Kardinal sich mit seinen Feinden vertraulich unterhielt; der Herzog hatte nicht Muth oder Frechheit genug, um das Zeichen zu geben, sondern entfernte sich in Verwirrung. Die Sache selbst kam erst später ans Licht. Dem Kardinal muß damals wegen der Anwesenheit der beiden enge verbundenen Prinzen nicht ganz wohl zu Muthe gewesen sein; denn er ließ ihnen einen Wink geben, daß sie der König verhaften lassen wolle. Soissons floh hierauf zum Herzoge von Bouillon nach Sedan, und Gaston begab sich nach Blois; sie blieben aber in inniger Verbindung mit einander, und rechneten in Betreff ihrer Pläne gegen Richelieu auf die tödtlich beleidigten Familien Vendome, Bouillon, Epernon, Guise und Gondi. Von dieser Zeit bis auf die Revolution kann man aus den Denkwürdigkeiten der Franzosen ganze Folianten romanhafter Geschichten, Anekdoten und Charakter-Schilderungen mit einem Scheine von Wahrheit zusammensetzen und Alles, was geschehen ist, erklären, ableiten

und ausmalen; dies müssen wir aber, unseres Zweckes eingedenk, Anderen überlassen.

Man hatte damals noch Ursache, den Herzog von Orleans zu schonen, weil der König erst am 5. September 1638 einen Sohn erhielt, der später unter dem Namen Ludwig XIV. König wurde und dem im Jahr 1640 ein zweiter Sohn folgte. Die Verbindung des Herzogs mit Soissons war doppelt bedenklich, weil er in dem ganz unabhängigen Herzogthum Bouillon jeden Augenblick von den Spaniern und den Kaiserlichen unterstützt werden konnte und weil Sedan, der Hauptort von Bouillon, für eine uneinnehmbare Festung galt. Anfangs wollte man den feigen Herzog mit Gewalt der Waffen zwingen, seine Verbindung mit dem Grafen von Soissons aufzugeben; als aber der König schon mit einem Heere bis nahe vor Orleans, wohin Gaston sich begeben hatte, vorgerückt war, fand sich Gelegenheit, ihn durch freundliche Mittel zu gewinnen. Seine Heirath war ebenso, wie die Tochter, welche Margaretha von Lothringen ihm geboren hatte, vom Könige noch nicht als rechtmäßig anerkannt worden; es hatten sich sogar auf Veranlassung des Letzteren der Papst, die Geistlichkeit und die Parlamente dagegen erklärt. Dies ängstigte Margaretha; sie beredete daher ihren Gemahl, sich persönlich zum Könige zu begeben und mit ihm unter der Bedingung, daß auch der Graf von Soissons in die Verbindung aufgenommen werden solle, einen Aussöhnungs-Vertrag abzuschließen. Dieser Vertrag ward im Februar 1637 von den beiden Brüdern unterschrieben. Der König erkannte in demselben Gaston's Ehe unter der Bedingung als eine rechtmäßige an, daß dieselbe noch einmal eingesegnet und Gaston's Tochter noch einmal getauft werde. Der Graf von Soissons weigerte sich anfangs, dem Vertrage beizutreten, that es aber nachher im Juli doch; er erhielt die Erlaubniß, vier Jahre in Sedan zu bleiben.

Bald darauf, als das Bündniß der Franzosen mit Parma sich aufgelöst hatte, starb Victor Amadeus I. von Savoyen (October 1637), und die Wittwe desselben, Christina, war, obgleich sie Ludwig's XIII. Schwester war, als Regentin und Vormünderin ihrer Kinder sehr geneigt, den Bund mit Frankreich aufzugeben; ihr Beichtvater, der Jesuit Monod, bestärkte sie in diesem Vorsatz und außerdem waren die Piemontesen im Allgemeinen damals den Franzosen sehr abgeneigt. Ja sogar des Königs Gemahlin, Anna von Oestreich, zeigte sich mehr der spanischen Politik, als der des Kardinals Richelieu zugeneigt. Die Königin, deren Schwangerschaft im Jahre 1638 eine solche Freude im ganzen Reiche verbreitete, daß man nachher ihren Sohn, Ludwig XIV., den „von Gott Geschenkten (Dieudonné)" nannte, hatte schon früher durch die wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit berühmte Frau von

Chevreuse einen Briefwechsel mit dem Kardinal-Infanten unterhalten. Richelieu hatte diese Dame verbannt gehabt; sie hatte aber später die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, und vermittelte die Correspondenz mit dem spanischen Könige, bei welcher auch die Frau von Motteville thätig war. Anna von Oestreich correspondirte also mit ihren beiden Brüdern, dem König Philipp IV. von Spanien und dem Kardinal-Infanten. Richelieu, der sich eines ihrer Briefe an den spanischen Gesandten, den Marquis von Mirabel, bemächtigt hatte, wollte auch ihre übrigen Briefe sehen, welche gewöhnlich in dem Kloster Val de Grace niedergelegt waren, und ließ dieses Kloster durchsuchen, fand aber nichts. Der König war außer sich vor Zorn und Richelieu ließ öffentlichen Lärm machen. Die Frau von Chevreuse hatte sich durch die Flucht gerettet; es wurden aber nicht nur die Umgebungen der Königin gerichtlich verhört und ihre Häuser durchsucht, sondern auch die Königin selbst mußte sich durch den Kanzler mit Fragen quälen lassen und ward durch die Drohung ihres Gemahles, sie nach Spanien zurückzuschicken, so sehr geängstigt, daß sie sich demüthig bei Richelieu bedankte, als er dies von ihr abwendete*). Sie mußte jedoch eine Erklärung unterschreiben, worin sie ihre Correspondenz eingestand und das Versprechen ablegte, künftig kein anderes Interesse zu haben, als das des Königs und seines Landes. Im folgenden Jahre (1638) erfuhr endlich der Herzog La Valette, welcher durch seine Kriegführung in Italien und noch mehr durch eine schimpfliche Niederlage bei der spanischen Grenzstadt Fuentarabia sich ganz verächtlich gemacht hatte und über sechs Jahre lang überall den Angelegenheiten verderblich gewesen war, den vollen Zorn des mit ihm verwandten Kardinals. Der Herzog war nach England geflohen; Richelieu verlangte jetzt, daß er zur Verantwortung gezogen werde. Das Parlament, in welchem die Pairs Sitz hatten, wollte ihn richten; der König wies aber nicht allein das von diesem in Anspruch genommene Recht zurück, sondern ertheilte auch dem ersten Parlaments-Präsidenten einen derben Verweis, weil er und sein Parlament sich stets herausnähmen, dem absoluten Willen des Königs oder seines Ministers entgegen zu treten. Er erklärte geradezu, er könne die Richter über seine Unterthanen ganz nach seinem Belieben auswählen und Alle, die anders meinten, seien ihrer Aemter unwürdig. Es wurde also, wie gewöhnlich, eine Commission von Richtern bestellt. Richelieu führte den Vorsitz in derselben, weigerte sich aber, was seinem Charakter und seinem heuchelnden Wesen ganz angemessen war, bei dem Urtheilsspruche mitzustimmen, weil er ein

---

*) Nach der Frau von Motteville (der Vertrauten der Königin) sagte sie zu ihm: Quelle bonté faut-il, que vous ayez, Mr. le Cardinal!

Verwandter des Angeklagten sei; denn er wußte recht gut, daß dieser auch ohne seine Stimme verurtheilt werden würde. In der That ward der Herzog am 24. Mai 1639 für einen des Ungehorsams und Verrathes schuldigen Majestäts-Verbrecher erklärt und zur Enthauptung verurtheilt. Dieses Urtheil ward auch in Paris, Bordeaux und Bayonne an seinem Bilde vollzogen.

Sein Bruder, der Kardinal, war nicht tüchtiger und geschickter als er; aber er war glücklicher, weil er dem Kardinal in dem Augenblicke, als derselbe durch die beiden Königinnen hatte gestürzt werden sollen, den rettenden Rath gegeben hatte. Er war überall im Felde thätig, verdarb aber überall, in den Niederlanden, in Deutschland und zuletzt in Savoyen und Piemont, was andere Generäle gut gemacht hatten. Wir haben daher auch bei den Kriegen der Franzosen seiner nur gelegentlich erwähnt. Zum letzten Male zeigte er seine Ungeschicklichkeit in Italien.

Dort hatte die verwittwete Herzogin Christina von Savoyen, Ludwig's XIII. Schwester, als Vormünderin ihrer beiden Söhne, von welchen der ältere bald nachher starb und der jüngere, Karl Emanuel II., damals erst vier Jahre alt war, die Regentschaft übernommen. Diese ward ihr jedoch von den Brüdern ihres Gemahles, dem Prinzen Thomas und dem Kardinal Moritz, welche ganz spanisch gesinnt waren, streitig gemacht; ja dieselben wußten zu bewirken, daß der Kaiser als Lehnsherr das Testament des verstorbenen Herzogs vernichtete und die Piemontesen zum Kampfe gegen Frankreich aufrief. Um der Herzogin gegen die Spanier beizustehen, wurde 1638 als Nachfolger des Marschalls Crequi, welcher kurz vorher geblieben war, der Kardinal La Valette mit einem Heere nach Italien geschickt. Zugleich erhielt der Herzog von Longueville, welcher der Familie Condé angehörte und in den folgenden Jahren neben Guébriant die Weimarischen Truppen commandirte, den Befehl, ihm beizustehen. Die Regentin von Savoyen hatte sich zwar für den Augenblick ganz den Franzosen hingegeben; sie merkte aber bald, daß diese sich weniger um die Spanier, als um die Besetzung aller festen Orte in Piemont und Montferrat bekümmerten. Sie schöpfte deshalb Argwohn gegen Richelieu's Absichten. Dieser verlangte von der Herzogin damals die Auslieferung ihres Beichtvaters Monod, blos weil derselbe in Gemeinschaft mit anderen Priestern seiner Art, vor Allem mit dem königlichen Beichtvater Caussin, den sehr abergläubigen König Ludwig von ihm hatte abwendig machen wollen. Die Herzogin ließ jedoch, was Richelieu sehr übel nahm, Monod nur verhaften, nicht ausliefern. Von dem Kardinal La Valette war Richelieu, welcher persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn hatte, nicht abwendig zu machen, obgleich in Folge der

Nachlässigkeit desselben gleich anfangs die wichtige Festung Vercelli verloren ging. Er beschützte ihn vielmehr eben so eifrig, als er den Vater desselben, den Herzog von Epernon, und seinen Bruder, den Herzog La Valette, verfolgte. Der Kardinal La Valette sah ruhig zu, wie Prinz Thomas im Bunde mit den Truppen des spanischen Statthalters von Mailand alle Plätze rund um Turin herum besetzte und endlich am 27. August auch Turin so plötzlich überfiel, daß die Regentin sich nur mit großer Mühe in die Citadelle rettete. Hier war sie von Allem entblößt und litt sogar an den täglichen Lebensbedürfnissen Mangel, bis La Valette sie durch seine Reiter nach Susa geleiten ließ. Dies geschah jedoch erst dann, als die Herzogin gezwungen eingewilligt hatte, daß die Franzosen die Citadelle von Turin besetzten. Richelieu sah daher endlich ein, daß er den Kardinal La Valette abrufen müsse; dieser starb aber gerade damals (September 1639).

Richelieu hatte offenbar die Absicht, auch Savoyen seiner tyrannischen Herrschaft zu unterwerfen. Dies ward der Herzogin vollends einleuchtend, als ihr Bruder, Ludwig XIII., sich von Richelieu bewegen ließ, nach Grenoble zu reisen und von ihr zu verlangen, daß sie ebenfalls dahin kommen solle, um mit ihm und dem Kardinal Richelieu mündlich zu unterhandeln. Sie reiste zwar nach Grenoble, ließ aber vorher in die Burg von Chambéry, sowie in das feste Montmelian eine getreue Besatzung legen und empfahl dieser den Schutz ihres jungen Sohnes Karl Emanuel II. In Grenoble setzte ihr Richelieu heftig und auf unartige Weise zu, daß sie ihren Sohn den Franzosen anvertrauen solle, damit er zugleich mit dem 1638 geborenen Dauphin (Ludwig XIV.) erzogen werde, und daß sie französische Besatzungen in die beiden genannten festen Orte aufnehmen möchte. Er drohte, ihr den Schutz Frankreichs ganz zu entziehen und erlaubte sich nicht nur die heftigsten Ausfälle gegen ihre Rathgeber, sondern auch boshafte Anzüglichkeiten gegen sie selbst; sie blieb aber standhaft. Sie ließ ihren kleinen Sohn ruhig in Montmelian und der Kardinal wagte nicht, seine Drohungen auszuführen. Er schickte an La Valette's Stelle den mit dem Hause Lothringen verwandten Grafen von Harcourt, welcher geschickter im Kriege war, als sein Vorgänger. Zu den Siegen, welche dieser neue Anführer gleich im ersten Jahre erfocht, trug der Vicomte von Turenne, dem nachher Ludwig's XIV. Regierung einen großen Theil ihres Kriegsruhmes verdankte, sehr viel bei.

4. Innere Angelegenheiten Spaniens und Portugals zu Richelieu's Zeit.

Während die Spanier durch Unterstützung der kleinen italienischen Fürsten, die sich bald an Frankreich, bald an Spanien anschlossen,

den Dictator der Franzosen in große Verlegenheit brachten, vergalt dieser ihrem allmächtigen Minister Olivarez Gleiches mit Gleichem. Er unterstützte zuerst einen Aufstand der Catalonier und veranlaßte dann den Abfall der Portugiesen. Die Catalonier und Aragonier hatten unter Philipp II. den größten Theil ihrer alten Vorrechte verloren. Die Letzteren beugten sich, da sie wegen ihres Widerstandes besonders stark und grausam bestraft worden waren, unter das Joch; die Catalonier dagegen im rauhen gebirgigen Lande zeigten sich fortdauernd entschlossen, ihre ständischen Rechte nicht zum Schatten werden zu lassen, und die Stände derselben schonten in ihren Reden weder Philipp's III. Minister Lerma, noch den Liebling Philipp's IV., Olivarez. Der Herzog von Lerma hatte den Druck und die Erpressungen, welche auf seinen Befehl geübt wurden, durch seine Herablassung und Freundlichkeit zu mildern gesucht; der Graf-Herzog Olivarez dagegen zeigte den durch die Castilianer gekränkten Cataloniern nur Uebermuth, Stolz und Verachtung. Auf seine Anregung war der König, als er sich mit ihm in Barcelona befunden hatte, den angesehensten Cataloniern sehr übel begegnet und die Unzufriedenheit der Catalonier mit Olivarez hatte längst einen Kampf der Stände mit dem Minister hervorgerufen, den wir aber übergehen, weil es dabei nicht zu Gewaltthätigkeiten kam. Als nachher (1639 und 1640) die Franzosen sich der Grafschaft Roussillon bemächtigt hatten und durch die aufgebotene Miliz der Catalonier nicht wieder vertrieben werden konnten, erhielt Olivarez einen Vorwand, castilianische Truppen ins Land zu schicken, was sonst gegen die Verfassung war. Diese Truppen geriethen bald mit den Milizen in Streit, welche behaupteten, von ihnen vernachlässigt zu sein, und deshalb nach Hause zurückkehrten. Der Minister nahm hiervon Anlaß, noch mehr spanische Truppen nach Catalonien zu schicken; und als das feste Salses den Franzosen wieder entrissen worden war, ließ er das castilianische Heer im Lande. Die Miethtruppen der Spanier, unter denen sich viele Italiener und Irländer befanden, wurden in ganz Catalonien einquartiert, und nöthigten nicht nur die Catalonier, deren öftere Gegenvorstellungen am Hofe ganz unbeachtet blieben, zu Lieferungen und Frohnden aller Art, sondern sie erlaubten sich auch in Catalonien denselben Unfug, welcher damals in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland, in Mexico und in Peru die spanischen Truppen zum Gegenstande des allgemeinen Abscheues machte.

Olivarez war ein Mann, welcher noch weniger als Richelieu Verfassung, Herkommen und Gesetz neben seinem eigenen unbeschränkten Willen gelten lassen wollte. Daher waren denn auch die Männer, die er als königliche Beamte nach Barcelona schickte, dort mit den vom

Lande und von den Ständen ernannten Behörden fortwährend in Streit. Der von Olivarez zum Vice-Könige bestellte Graf von Santa Coloma verbot ausdrücklich sämmtlichen Advokaten in Barcelona, die Beschwerden der mißhandelten Bürger und Landleute vor die Gerichte zu bringen; auch bemächtigte er sich einer bedeutenden Summe, welche der Stadt Barcelona gehörte. Als nun der angesehenste Beamte dieser Stadt nebst zwei Mitgliedern der Stände, mit Berufung auf die Verfassung, gegen dieses Verfahren dreist protestirten, ließ der Vice-König sie ins Gefängniß werfen (1640).

Jetzt brach die schon längst herrschende stille Gährung in einen offenen Aufstand aus. Der Anlaß dazu war ein ganz zufälliger. Die catalonischen Bauern pflegten nämlich, wie auch in Piemont und in der Lombardei geschieht, zu gewissen Zeiten des Jahres von allen Gegenden des Gebirges her in der Nähe der Städte, in welchen die großen Güterbesitzer wohnten, zusammenzukommen, um sich zu den Feldarbeiten zu verdingen; unter sie mischten sich einst vor Barcelona, als sie lärmten, unvorsichtiger Weise einige Soldaten von der spanischen Besatzung der Stadt und es kam zwischen diesen und den Bauern zu einem blutigen Streite, an welchem auch die Bürger von Barcelona Theil nahmen. Der Kampf endigte damit, daß die Gefängnisse erbrochen und die drei Gefangenen befreit wurden (12. Mai 1640). Am Frohnleichnamsfeste (7. Juni), wo wiederum eine große Zahl von Landleuten in der Stadt versammelt waren, erneute sich der Aufruhr. Diesmal wurden die Soldaten von den Bürgern und Bauern, welche das Zeughaus stürmten, mit solchem Nachdruck angegriffen, daß viele Officiere das Leben verloren und daß der Vice-König mit seiner Umgebung in die Citadelle flüchten mußte. Um nicht in derselben ausgehungert zu werden, schiffte er sich ein und wollte an einen anderen Ort der Küste fliehen; er wurde aber von den ihm nacheilenden Schiffen der erbitterten Bürger eingeholt, enthauptet und noch im Tode mißhandelt.

Als dies geschehen war, kündigten ganz Catalonien und die ihm verbündeten Grafschaften mit Ausnahme von nur vier Städten, in welchen spanische Besatzungen lagen, dem Könige an, daß sie entschlossen seien, ihre alten Rechte mit den Waffen zu behaupten. Sie hatten schon vorher, und darauf kommt es hier besonders an, mit dem französischen Statthalter von Leucate, Epernon, für diesen Fall Unterhandlungen angeknüpft. Epernon hatte an Richelieu geschrieben, der sich damals mit dem Könige zu Avignon befand; und von Richelieu war sogleich der Herr du Plessis Bezançon abgeschickt worden, um mit den Cataloniern zu unterhandeln. Ehe jedoch ein förmlicher Vertrag zwischen Frankreich und Catalonien abgeschlossen ward, rüstete Spanien ein Heer unter dem zum Vice-König und General-Kapitain ernannten

Marquis de los Velos, um noch vor der Erscheinung eines französischen Heeres die Provinz wieder zu unterwerfen. Richelieu dagegen befahl nicht nur dem Erzbischof Sourdis von Bordeaux, welcher ein guter Admiral war, mit der Flotte an die catalonische Küste zu eilen, sondern er beauftragte auch den Prinzen von Condé, Truppen nach Barcelona zu schicken. Die letzteren, welche von dem Brigade-General (maréchal de camp) Espernon befehligt wurden, trafen in Barcelona ein, ehe die Spanier daselbst hatten erscheinen können. Sie bestanden aus nur 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern. Trotz dieser geringen Zahl wagte Espernon, den heranrückenden Spaniern bis Tarragona entgegen zu ziehen. Er wurde, da ihn noch dazu die catalonischen Milizen im Stich ließen, genöthigt, eine Capitulation einzugehen, in Folge deren er und alle Franzosen Catalonien räumen mußten. Die Spanier glaubten hierauf mit den republikanisch gesinnten Bürgern von Barcelona ebenso leicht fertig werden zu können, als mit den Franzosen; sie sahen sich aber bald in ihrer Hoffnung getäuscht. Sie wurden, als sie schnell nacheinander drei wüthende Stürme auf die Stadt unternahmen, jedes Mal von den verzweifelten Bürgern mit großem Verluste zurückgeschlagen und mußten vorerst die Belagerung von Barcelona aufgeben. Auf die Nachricht von dem mißlungenen Versuche der Spanier, Barcelona zu erobern, entzogen sich auch diejenigen Städte, die sich vorher der spanischen Herrschaft wieder unterworfen hatten, derselben aufs Neue, und der Marquis de los Velos sah sich bald von allen Seiten her bedrängt. Es gelang ihm zwar, sich über den Ebro zurückzuziehen; er sah aber in seinem Rücken ganz Catalonien im Aufstande. Die Regierung wurde einem Rath von 36 Personen übertragen und die Cortes nach Barcelona berufen. Diese erklärten am 24. Januar 1641 den König Philipp IV. wegen Bruches der beschworenen Landesrechte für abgesetzt und wählten Ludwig XIII. von Frankreich zum Grafen von Barcelona und Herrn von Catalonien. Die Bedingungen wurden genau festgestellt und von Ludwig angenommen; es hieß darin auch, daß die Inquisition und die Beobachtung der Satzungen des Conciliums von Trident fortdauern sollten. Die Spanier rüsteten alsbald ein neues Heer gegen die Catalonier aus. Allein Richelieu's geheime Politik und die Künste der Leute, die in seinem Solde waren, weckten gerade in demselben Jahre, in welchem die Catalonier sich empört hatten, die den Spaniern unterworfenen Portugiesen zu einem Aufstande, welcher glücklicher endigte, als der catalonische.

Portugal hatte schon unter König Philipp II. viel gelitten. Unter Philipp III. und IV. waren noch dazu viele auswärtige Besitzungen und der blühende Handel Portugals ein Raub der mit den Franzosen verbundenen Holländer geworden, und man hatte zugleich den portu-

giesischen Nationalstolz bitter gekränkt. Außer dem Verluste der Colonieen und des Handels und außer dem unseligen Zustande, in welchen während der Regierung der genannten drei Könige alle spanischen Provinzen herabsanken, hatten die Portugiesen unter Philipp IV. oder vielmehr unter des Olivarez ministeriellem Despotismus noch besondere Ursachen der Unzufriedenheit. Sie beklagten sich, daß während des überall wüthenden Krieges ebenso in Portugal, wie in den Niederlanden und in Italien, alle Kassen leer, alle Einnahmen im Voraus erschöpft und verpfändet wären, daß mehr als 300 große Schiffe und gegen 2000 metallene Kanonen aus Portugal nach Spanien gebracht worden seien, und daß alle Aemter verkauft würden. Die Alcavala, jene Abgabe, deren Einführung in den Niederlanden so großes Unheil veranlaßt hatte (s. Bd. VI., S. 587; Bd. X., S. 398), war auch in Portugal eingeführt worden und galt in dem handeltreibenden Lande mit Recht für unerträglich. Das Volk, hieß es ferner, erliege unter den Steuern, die geistlichen Pfründen würden nur den Fremden ertheilt, der Adel sei, wenn er nicht seine Güter verlieren wolle, zum Kriegsdienste in Catalonien genöthigt. Es wurde zwar, um den Portugiesen wenigstens eine Hofhaltung zu lassen, das spanische Königthum in Lissabon durch Margaretha von Savoyen, die Wittwe des Herzogs Franz IV. von Mantua, repräsentirt; allein man hatte dieser Regentin nicht allein den Marquis von Puebla, einen Spanier, zur Seite gestellt, sondern es ward auch Alles, was geschah, von zwei Spaniern geleitet, von denen der eine, Michael Vasconcellos, im Lissaboner, der andere, Peter Suarez, im Madrider Staatsrathe saß. Diese beiden Männer waren nahe Verwandte und gegen die Portugiesen nicht freundlich gesinnt. Eine Anzahl vornehmer portugiesischer Herren, unter denen sich auch der Erzbischof von Lissabon befand, beschloß daher, die Verbindung Portugals mit Spanien gewaltsam wieder aufzulösen.

Dieser Beschluß wurde zu der Zeit gefaßt, als die spanischen Heere überall zerstreut waren und nicht nur in den Niederlanden von den Holländern und Franzosen, sowie in Italien von den Letzteren und deren Verbündeten bedrängt, sondern auch mit den Cataloniern in einen gefährlichen Krieg verwickelt und von den Franzosen an den Pyrenäen bedroht wurden. Der Aufstand der Portugiesen konnte unter einem Scheine des Rechtes geschehen, da Philipp II. 1580 nach dem Tode des Königs Heinrich dessen beide Nichten von der Nachfolge ausgeschlossen und sich des Landes mit Gewalt bemächtigt hatte. Von jenen beiden Prinzessinnen war die ältere an den Herzog Alexander Farnese von Parma, die jüngere an den Herzog Johann von Braganza vermählt gewesen. Der Letztere, dem die großen Güter des Königshauses zufielen, hatte ebenso wie sein Sohn die Rechtmäßigkeit der spanischen

Besitznahme des Reiches nie anerkannt; und sein Enkel, der Herzog Johann von Braganza, als König Johann IV. genannt, dachte ebenso. Dieser nun war es, den die Großen Portugals auf den Thron erheben wollten, als sie sich innig verbanden, um die Spanier zu vertreiben. Er wollte sich anfangs nicht auf die Sache einlassen, obgleich sowohl seine Gemahlin, eine Tochter des Herzogs von Medina Sidonia, als auch Juan Pinto de Riveira, welcher seine Angelegenheiten in Lissabon besorgte, ihn zur Theilnahme zu bewegen suchten. Er verstand sich erst dann dazu, als Riveira erfahren hatte, daß der spanische Minister von dem, was in Portugal vorgehe, Kenntniß erhalten habe. Nur die Furcht nämlich, daß er, wohin er sich auch wende, gewiß verloren sei, konnte den Herzog, welcher drei Herzogthümer und sehr große Schätze besaß, bewegen, das Sichere und Gewisse für eine unsichere und ungewisse Krone zu wagen. Insbesondere stellte ihm seine Gemahlin, die aus dem Hause Medina Sidonia und mit Olivarez verwandt war, lebhaft vor, daß er für die Zukunft nur die Wahl habe, in Madrid als Verbrecher oder in Lissabon als König zu leben.

Gerade als die Verschwörung des hohen portugiesischen Adels reif war, rüstete Olivarez einen neuen Zug gegen Catalonien, welcher von Philipp IV. selbst angeführt werden sollte. Johann von Braganza und die Häupter des Adels wurden auf ehrenvolle Weise eingeladen, den König auf diesem Zuge zu begleiten; Johann entschuldigte sich aber damit, daß der dafür nöthige Aufwand ihn arm machen werde. Als man ihn nicht nach Spanien locken konnte, suchte man ihn auf eine andere Weise unschädlich zu machen, gab ihm aber unvorsichtiger Weise gerade dadurch selbst die Mittel an die Hand, den Zweck seiner Verbündeten zu fördern. Als nämlich bei Gelegenheit des Auslaufens einer französischen Flotte, welche unter dem Erzbischof von Bordeaux zu Gunsten der Catalonier eine Diversion machen sollte, sich das Gerücht verbreitete, diese Flotte sei zu einer Landung in Portugal bestimmt, wurde der Herzog von Braganza beauftragt, die Sorge für die Vertheidigung der portugiesischen Küste und für die nöthigen Rüstungen zu übernehmen. Er erhielt dadurch Gelegenheit, das Land zu durchreisen, die Festungen in Augenschein zu nehmen und das ihm überschickte Geld, sowie die Vollmachten, die man ihm gegeben hatte, zu benutzen, um nicht nur sich überall Freunde zu machen, sondern auch die Portugiesen an seine Person zu knüpfen und an seine Obergewalt zu gewöhnen. Der gewöhnlichen Erzählung nach soll freilich Olivarez einerseits dem spanischen Admiral befohlen haben, den Herzog auf seine Schiffe zu locken, um ihn zu entführen, und andererseits soll er auch den spanischen Commandanten der Festungen den Auftrag ertheilt haben, ihn, wenn er zur Besichtigung derselben erscheine, zu verhaften. Wir

wollen jedoch nicht untersuchen, ob diese Befehle wirklich ertheilt wurden, weil sie jedenfalls nicht ausgeführt worden sind. Gewiß ist dagegen, daß der Herzog nach Madrid berufen ward, um mündlich über den Erfolg seiner Bemühungen zu berichten. Diesem Befehle konnte er nicht ausweichen. Er versprach also, zu kommen, und schickte auch einige Herren seines Gefolges voraus, während der Kern der Verschworenen, welcher aus etwa 50 Häuptern ritterlicher Familien und aus 300 reichen und angesehenen Bürgern von Lissabon bestand, den ersten December 1640 als den Tag festsetzte, an welchem man über die Spanier herfallen wolle.

Die Ausführung dieses Beschlusses gelang, weil unter den zahlreichen Mitwissenden sich kein Verräther befand und weil nur wenige spanische Truppen in der Hauptstadt lagen, die unversehens überfallen wurden. Sie wurden insgesammt gefangen genommen, nachdem nur ein einziger Mann, ein Soldat der deutschen Garde, getödtet worden war; im Ganzen verloren bei dem Aufstande nur drei Personen das Leben; Vasconcellos wurde von einer Schaar, die in seinen Palast eindrang, umgebracht. Die Vice-Königin ward verhaftet und mußte, während das ganze Volk die spanischen Wappen abriß und den Herzog jubelnd zum Könige ausrief, dem spanischen Commandanten des Forts St. Georg, welches die ganze Stadt beherrschte, den Befehl zuschicken, die Portugiesen, welche alle ohne Ausnahme sich an die Urheber des Aufstandes angeschlossen hatten, in dasselbe einzulassen. Auf diese Weise ward ohne Tumult und fast ohne alles Blutvergießen an einem einzigen Tage Lissabon von Spanien abgerissen und ein portugiesischer Reichsrath bestellt, an dessen Spitze der Erzbischof von Lissabon stand. Dieser Reichsrath ließ sogleich den König Johann durch eine Botschaft einladen, Besitz vom königlichen Palast zu nehmen. Schon am 6. December wurde darauf der Herzog von Braganza in Lissabon als neuer Gründer eines portugiesischen Reiches mit unglaublichem Jubel empfangen. Am 15. ward er unter dem Namen Johann IV. als König ausgerufen und am 28. Januar 1641 diese Ernennung durch die versammelten Stände des Reiches bestätigt. Dieselben bestanden aus 8 Prälaten, 29 adeligen Familienhäuptern und 34 Abgeordneten der Städte; sie erklärten die seit 60 Jahren geübte Herrschaft der spanischen Könige für eine rechtlose Anmaaßung. Unter den großen Herren war der Erzbischof von Braga der Einzige, der sich der Revolution nicht angeschlossen hatte. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich der Aufstand über ganz Portugal. Die spanischen Commandanten wurden entweder mit Gewalt oder durch Bestechung dazu gebracht, die Festungen zu übergeben. Bald huldigten auch die canarischen Inseln, sowie alle überseeischen Besitzungen, sogar Goa

und Macao. Nur Ceuta allein blieb spanisch. Mit Frankreich wurde ein Bündniß abgeschlossen; Ludwig XIII. versprach eine Hülfsflotte, doch war dieselbe kaum nöthig, da Spanien mit auswärtigen Kriegen und im Innern mit dem catalonischen Aufstand beschäftigt war. Johann IV. regierte ungestört 16 Jahre (bis 1656).

Der Erzbischof von Braga, der Groß=Inquisitor und die Juden von Lissabon, denen der neue König trotz einer ihm angebotenen großen Summe die Duldung verweigert hatte, werden beschuldigt, im Einverständnisse mit einigen durch sie gewonnenen portugiesischen Großen und mit dem spanischen Minister Olivarez eine Verschwörung gegen Johann angezettelt zu haben. Die Sache mag wahr sein, kommt uns aber so unwahrscheinlich und abenteuerlich vor, daß wir ihrer nicht näher erwähnen mögen. Der Anschlag soll von einem Spanier, welcher die mit dem großen Siegel der Inquisition versiegelten Briefe an Olivarez zu besorgen hatte, dem König Johann verrathen worden sein. Dieser fing hierauf sogleich, wie in Spanien, Portugal, Neapel und Rußland zu geschehen pflegt, den Proceß mit der Execution an. Er ließ nämlich am 5. August 1641 47 Personen verhaften und auf eine tumultuarische Weise vor ein von ihm ernanntes hohes Gericht stellen, welches dann so verfuhr, wie Richelieu's Commissionen zu verfahren pflegten. Da man, um Geständnisse zu erpressen, die Tortur anwandte, dagegen aber die Briefe, welche der erwähnte Spanier dem Könige überschickt haben soll, nicht vorlegte: so glauben wir zwar mit Recht vermuthen zu dürfen, daß die Männer, welche am 28. August hingerichtet wurden, schuldig gewesen sein mochten, einen sehr übeln Willen gegen den König genährt und abenteuerliche Mordpläne gemacht zu haben; wir glauben aber doch, daß vom Rathe bis zur Ausführung noch ein sehr weiter Weg war. Die beiden eigentlich Schuldigen, der Erzbischof und der Groß=Inquisitor, wurden zu ewigem Gefängnisse verurtheilt, gleich nachher aber, wie man von einem so andächtigen Herrn, als Johann IV. war, nicht anders erwarten wird, wieder frei gegeben und in ihre früheren Würden und Aemter eingesetzt. Die spanische Regentin, die Herzogin von Mantua, welche gleich anfangs aus dem königlichen Palast nach dem in der Vorstadt liegenden Palast Xebregas hatte überziehen müssen, brachte man nachher auf höfliche Weise an die spanische Grenze. Sie wurde in Spanien auf des Ministers Befehl lange vom Hofe entfernt in Occugna zurückgehalten. Als sie endlich auf des Königs Geheiß an den Hof kommen durfte, hatte sie das Vergnügen, viel zum Sturze des despotischen Ministers beitragen zu können. Olivarez soll den Abfall Portugals dem König Philipp lange Zeit verheimlicht und endlich als ein günstiges Ereig=

niß mitgetheilt haben, weil man nun die Besitzungen des Hauses Braganza in Beschlag nehmen könne.

König Johann schickte Gesandte nach Frankreich, Holland, Schweden und England, und wurde von allen diesen Staaten anerkannt. Er erhielt auch, so lange Richelieu lebte, von Frankreich Hülfe; als aber Mazarin an Richelieu's Stelle kam, mußte er sich um Beistand an England wenden, in dessen Schutz Portugal, zum großen Nachtheile seines Handels und seiner Betriebsamkeit, bis auf die neuesten Zeiten geblieben ist. Uebrigens war, dem gegebenen Versprechen gemäß, der Marschal Brezé an der Spitze einer französischen Flotte zugleich mit der portugiesischen unter Antonio Tellez de Meneses vor Cadix erschienen; das Unternehmen hatte aber keinen Erfolg.

5. Frankreich in der letzten Zeit Richelieu's.

Der Kardinal Richelieu hatte am Ende seines Lebens den Triumph, daß die von ihm angestifteten Verräthereien und Frevel fast alle gelungen waren und dagegen Alles, was seine inneren und äußeren Feinde wider ihn angezettelt hatten, gescheitert war. Dies ist es bekanntlich, was dem Staatsmanne unsterblichen Ruhm verleiht, nicht die Beobachtung der bürgerlichen Moralität. Wir finden diese Erfahrung durch Richelieu's wie durch Talleyrand's und Anderer Beispiel bestätigt, ohne daß wir berechtigt wären, daraus irgend einen Schluß gegen eine göttliche und moralische Weltordnung zu ziehen, welche vollkommen mit der angeführten historischen Wahrnehmung und mit der Schrift bestehen kann; denn um das, was Richelieu und Talleyrand besaßen und vertheilten, muß man nicht Christus, sondern seinen Versucher anbeten. Unläugbar besaß Richelieu unermeßlichen Reichthum und unbeschränkte Macht. Alles, selbst sein König, beugte sich unter seinen Willen, während der arme Ludwig XIII., wie uns die Frau von Motteville erzählt*), eine höchst traurige und langweilige Rolle spielte und das ausgesogene und mißhandelte Volk entweder

*) Il se vit réduit, sagt die witzige Frau T. I. p. 386, à la vie la plus melancolique et la plus misérable du monde, sans suite, sans cour, sans pouvoir et par conséquent sans plaisir es sans honneur. Ainsi se sont passées quelques années de sa vie à S. Germain, où il vivoit comme un particulier, et pendant que ses armées prenoient des villes et gagnoient des batailles, s'occupoit à prendre des oiseaux. Ce prince étoit malheureux de toutes les manières, car il n'aimoit point la reine et avoit pour elle de la froideur et il étoit le martyr de Madame de Hautefort, qu'il aimoit malgré lui et qu'il ne pouvoit se résoudre de chasser de la cour, l'accusant de se moquer de lui avec la reine. Richelieu sagte dem König in einer Denkschrift: „Ew. Majestät sind argwöhnisch und für vorübergehende Stimmungen und Eindrücke empfänglich. Da Sie von Natur nicht freundlich sind, müssen Sie sich um so mehr hüten, verletzende Dinge zu sagen.“

sclavisch duldete oder, wenn es sich sträubte, auch noch die wenigen Rechte verlor, die man ihm gelassen hatte.

Von Richelieu's Verfahren mit dem Volke, mit dem hohen Adel, mit der Verfassung und mit den verfassungsmäßig ganz unabhängigen Gerichten wollen wir nur wenige Beispiele anführen, die sich leicht durch viele andere vermehren ließen. Mit dem Volke der meisten Provinzen gerieth der Kardinal besonders dadurch in Zwist, daß das Heer, das man nicht blos gegen den auswärtigen Feind, sondern auch gegen das Volk gebrauchte, aus Miethlingen bestand, welche theuer gekauft werden mußten und weder aus stehenden Einkünften, noch aus Anlehen bezahlt werden konnten. Es mußte daher Alles gewaltsam unmittelbar vom Volke erhoben oder auch Zollpächtern überlassen werden. Die Erhebung der Abgaben aber kostete weit mehr, als die Abgaben selbst betrugen. Außerdem war damals jeder Statthalter einer Provinz durch Glanz und Macht noch ein souverainer Fürst, welcher Truppen, Garden und einen förmlichen Hof unterhielt. Die unglücklichen Provinzen mußten überdies außer dem Aufwande des Königs, welcher neben Richelieu oft eine traurige Figur spielte, auch des Letzteren Schlösser, seine Paläste, seinen kaiserlichen Pomp, seine Garden u. s. w. bezahlen. Wenn die Einnahme für die Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und Spanien, sowie für die Subsidien, Bestechungen und diplomatischen Sendungen nicht ausreichte, nahm man den Mehrbedarf gewaltsam hinweg. Das Parlament wurde stets zum Schweigen gebracht. Die ärmere Klasse ward immer mehr gedrückt. Es brach daher auch im Jahre 1637 in Perigord und Saintonge ein wilder Volksaufstand aus, ähnlich dem deutschen Bauernkriege, der im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in Schwaben, Franken und am Rhein geführt wurde. Man dämpfte ihn ebenso, wie in Deutschland geschehen war, auf militärische und ritterliche Weise durch Niederhauen, Aufhängen und Rädern.

Gefährlicher war eine Bewegung, welche in der Normandie ausbrach; denn diese war eine Folge der durch Richelieu eingeführten willkürlichen Regierungsweise. Man wollte nämlich die drückende Salzsteuer auch in der niederen Normandie einführen, wo sie ganz ungesetzlich war; und dies veranlaßte zuerst Unruhen auf dem Lande. Die Anführer nannten sich zur Bezeichnung ihrer Armuth Barfüßer, schafften sich ein Siegel mit zwei nackten Füßen an und setzten unter ihre Erlasse den Namen „General Hans Barfuß (Jean Nupieds);" sie ermordeten Finanzbeamte und plünderten ihre Häuser. Diese wilden Bewegungen wurden zwar anfangs vom Parlament und von den Standesherren gedämpft, breiteten sich aber bald nach Rouen und

in andere Städte aus. In Rouen besonders wurden die Steuerbeamten und Abgaben-Pächter vom Volke verfolgt und ihre Häuser gestürmt. Der Kardinal haßte die Parlamente, weil sie über Gesetz und Formen wachten; er beschuldigte sie daher jetzt, daß sie nicht strenge genug mit den armen Leuten verführen, und benutzte diese Gelegenheit, um sowohl durch seine Miethlinge unter dem Volke aufräumen zu lassen, als auch den Parlamenten zu zeigen, daß Niemand außer ihm Regent und Richter im Lande sei. Zuerst wurde der General Gassion, welcher selten nüchtern war, mit 6000 Mann in die Normandie geschickt, wo er furchtbaren Widerstand fand, bis er (30. November 1637) die Barfüßer bei Avranches, wo sie sich verschanzt hatten, in einem mörderischen Treffen besiegte. Dann erst nahm Richelieu's grausame Justiz ihren Anfang. Der Kanzler Seguier und einige von Richelieu ausgesuchte Juristen nach seinem Geschmack wurden hingeschickt, um peinliche Justiz zu üben. Das Parlament von Rouen, das gegen alle nicht registrirten Steuer-Edicte protestirt hatte, wurde nun beschuldigt, durch Vernachlässigung seiner Pflicht die Unruhen herbeigeführt zu haben; die ganze Gerichtsbarkeit in jener Sache wurde ihm also entzogen und an eine von Seguier geleitete Commission übertragen. Die Stadt Rouen wurde damit bestraft, daß man ihr ihre Einkünfte und Güter nahm und eine Contribution von 1,000,000 Livres auferlegte. Diese Contribution ward vermittelst einer Abgabe von allen eingeführten Waaren erhoben; es wurde also eine neue Steuer geschaffen, ohne daß man vorher die Stände darum befragt hatte. Auch mußten in Rouen und an anderen Orten alle Waffen abgeliefert werden. Außerdem wurden nach dem grausamen Kriminal-Rechte jener Zeit Hunderte als Rebellen hingerichtet. Die Obrigkeiten und die Ritterschaft mußten für den Unfug des Pöbels büßen, der ihnen selbst am feindseligsten gewesen war. Als endlich 1641 die Blut-Commission aufgelöst wurde und das Parlament von Rouen seine Wirksamkeit wieder erhielt, benutzte der Kardinal auch dies wieder, um dem Ministerial-Despotismus einen größeren Spielraum zu verschaffen. Es ward nämlich nicht nur die Zahl der Parlaments-Räthe bedeutend vermehrt, sondern auch eine Trennung in Senate und abgesonderte Sitzungen verordnet, was an sich vielleicht ein Bedürfniß war, unter den damaligen Umständen aber den Einfluß des Ministers auf die Gerechtigkeitspflege verstärkte.

Die thörichten und wilden Volksunruhen, welche der Civilisation und dem Eigenthum verderblich zu werden drohten, gaben also damals, ebenso wie dies in unseren Zeiten mehrfach eintrat, einem despotischen Minister Gelegenheit und Vorwand, durch Soldaten und Juristen auch den der Freiheit fähigen und würdigen Theil des Volkes unter das

Joch der Beamten-Willkür zu bringen. Auf dieselbe Weise erleichterte sogar der höhere Adel selbst dem Kardinal die Erreichung seiner Zwecke. Wenn es daher auch wahr ist, daß, wie uns berichtet wird, Richelieu's königlicher Aufwand dem Lande jährlich 4,000,000 Livres kostete: so wird man doch bei dem erbärmlichen Treiben aller jener Prinzen und Herren diese Summe nicht zu groß finden, da Richelieu durch gut bezahlte Spione und durch furchtbare Strenge dieselben unschädlich machte. Wir wollen, um von diesem Treiben ein Beispiel zu geben, auf zwei der ersten Herren des Reiches zurückkommen, welche dem Kardinal die Gelegenheit verschafften, noch einmal am Ende seines Lebens einen glänzenden Triumph über seine Feinde zu feiern.

Der Graf von Soissons, Prinz von Geblüt, Groß-Hofmeister und, als Erbe seines Vaters, Statthalter der Dauphiné, war, als der oben erwähnte Mordanschlag auf Richelieu gescheitert war, aus dem Lande geflohen, hatte sich aber dem Versöhnungsvertrag des Herzogs von Orleans angeschlossen und die Erlaubniß erhalten, vier Jahre in Sedan beim Herzoge von Bouillon zu verweilen. Der Herzog von Orleans selbst hatte sich mit dem Könige ausgesöhnt, welcher endlich nach elf Jahren die Ehe desselben mit der lothringischen Prinzessin als eine rechtmäßige anerkannte. Die vierjährige Frist für den Aufenthalt des Grafen in Sedan ging nun zu Ende und Ludwig XIII. verlangte seine Entfernung; er blieb aber dessenungeachtet noch immer mit Gaston und allen unzufriedenen großen Herren in Verbindung, und conspirirte schon 1640 aufs Neue mit den Spaniern und Oestreichern gegen sein Vaterland. Sein elender Freund, der Herzog von Orleans, vereitelte, nachdem der Plan einer Ermordung Richelieu's früher schon zweimal in Folge seiner Feigheit gescheitert war, auch den dritten zu diesem Zwecke gemachten Versuch. Diesmal hatte man zur Ermordung Richelieu's eine Feierlichkeit benutzen wollen, welcher Richelieu beiwohnen mußte. Es ward nämlich, da der Herzog seine Ehe noch einmal hatte einsegnen lassen müssen, auch seine schon 1627 getaufte Tochter noch einmal getauft, und bei dieser Gelegenheit sollte Richelieu ermordet werden. Der Anschlag unterblieb jedoch auch diesmal, weil der Herzog wieder im entscheidenden Augenblicke den Muth verlor. Dem Grafen von Soissons fehlte es an der Art von Muth nicht, welche nur wenigen Franzosen fehlt; aber moralisch stand er nicht höher, als Gaston von Orleans. Dies geht schon daraus hervor, daß er bereits als junger Mensch aus einem höchst lächerlichen Grunde sich mit dem ersten Prinzen von Geblüt, Heinrich II. von Condé, tödtlich entzweite. Bei den Ceremonieen nämlich, welche mit der Ertheilung des heiligen Geist-Ordens verbunden waren, machte er als sechszehnjähriger Knabe seinem Vetter, dem genannten Prinzen von

Condé, die Ehre, dem Könige die Serviette zu reichen, mit solcher Heftigkeit streitig, daß der König genöthigt war, sich dieselbe mit Ausschluß Beider von seinem Bruder reichen zu lassen. Jetzt (1641) knüpfte der Graf von Sedan aus mit den Spaniern, dem Kaiser und dem Erzbischof von Reims, Heinrich von Lothringen, an, um Richelieu mit Gewalt zu vertreiben. Er ließ in Brüssel mit dem spanischen Statthalter und in Madrid mit Olivarez unterhandeln, der ihm ein Hülfsheer von 7000 Mann anbot; ein ebenso starkes sagte der Kaiser zu. Zugleich verständigte sich der Graf persönlich mit den Herzogen von Bouillon und von Guise (den letzteren Namen führte seit Kurzem der eben erwähnte Erzbischof von Reims). Am 2. Juli 1641 erließ er in seinem und seiner Mitverschworenen Namen ein Manifest des Inhaltes, daß er und seine Freunde die Waffen ergriffen hätten, um den Franzosen Friede zu schaffen und die Ordnung in den Staatsgeschäften, sowie die Freiheiten der Provinzen und Städte wieder herzustellen. Der Herzog von Orleans blieb damals ruhig. Dagegen war der nachher zur Zeit der Fronde berühmt gewordene Coadjutor des Erzbischofs von Paris, Johann Franz Paul von Gondi, bekannter unter dem Namen Kardinal von Retz, für einen allgemeinen Aufstand der Pariser Bürger thätig. Alles war sehr gut berechnet; die Bastille sollte nach dem ersten gewonnenen Treffen den Verschworenen in die Hand gespielt werden; ausgewanderte Franzosen, wie Soubise und La Valette, waren von England aus zu einer Landung bereit. Aber Alles hing davon ab, daß der Graf von Soissons, welcher Muth hatte und kein schlechter General war, das Begonnene ausführe. Er hatte an der Grenze des Herzogthums Bouillon ein kleines Heer von Kaiserlichen, welches der in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges oft erwähnte General Lamboy ihm zuführte, mit dem seinigen vereinigt, und eilte nach der Champagne, um die Truppen anzugreifen, welche Richelieu unter dem Marschall von Chatillon gegen ihn ausgeschickt hatte. In der Fläche von Bazeille, unweit des Gehölzes La Marfée, traf er am 6. Juli 1641 auf die königlichen Truppen. Diese wichen absichtlich gleich beim ersten Angriffe zurück, weil sie den Kardinal Richelieu nicht liebten. Soissons erfocht daher einen vollständigen Sieg; aber das Schicksal war auch bei dieser Gelegenheit, wie immer, dem Kardinal Richelieu günstig. Es fiel nämlich, nachdem das Treffen bereits gewonnen war, plötzlich ein einzelner Pistolenschuß von unbekannter Hand und warf den Sieger todt vom Pferde*). Im November desselben Jahres starb auch der kriegerische Kardinal-Infant,

*) Nach Anderen tödtete er sich selbst aus Unvorsichtigkeit, indem er sich mit dem Laufe einer geladenen Pistole den Helm lüftete.

der einzige würdige Sprößling der spanischen Königs-Familie von Karl I. (V.) bis auf das Erlöschen seines Geschlechtes.

Wir glauben zwar den Denkwürdigkeiten des Kardinals Retz, jener meisterhaften Darstellung der Kabalen dieser und der nächsten Zeit, keineswegs, daß ohne den Tod des Grafen von Soissons Alles so gekommen sein würde, wie Richelieu's Feinde es im Voraus berechnet hatten; daß aber der Anschlag scheiterte, als das Haupt der Verbindung gefallen war, ist darum nicht weniger gewiß. Uebrigens sind jene Denkwürdigkeiten, welche unter den Werken dieser Art für klassisch gelten, ebenso wenig eine Arbeit des Kardinals Retz, als die meisten französischen Denkwürdigkeiten der letzten 50 Jahre ganz authentisch sind, obgleich sie vom Publikum dafür gehalten werden. Die Spanier waren nach dem Tode des Grafen von Soissons zu sehr in Artois beschäftigt, um die Unzufriedenheit der Franzosen benutzen zu können; Paris regte sich nicht; mit Bouillon und Anderen fand der Hof sich freundlich ab; Guise, der sich nach Brüssel flüchtete, ward vom Parlament zum Tode verurtheilt und im Bilde hingerichtet. Der Herzog von Bouillon erhielt auf seine Bitten und sein reuiges Bekenntniß im Anfange des August völlige Verzeihung; er durfte sogar seine bei bürgerlichen Unruhen für Frankreich so gefährliche Festung Sedan behalten.

Nach dieser offenen Verschwörung der ersten Herren des Reiches gegen ihn und gegen seine Regierung hatte der Kardinal noch im letzten Jahre seines Lebens mit einer Hof-Kabale zu kämpfen, in welche der König selbst, dem er sehr beschwerlich zu werden anfing, auf eine wenig ehrenvolle Weise verwickelt war. Ludwig XIII. war bekanntlich stets von Leuten umgeben, welche ihn mit albernen und kindischen Dingen unterhalten mußten und dadurch, sowie durch die Armseligkeiten, die er ihnen anvertraute, sehr belästigt wurden. Die ganze Umgebung des Königs pflegte alle Handlungen desselben und jede seiner Aeußerungen dem Kardinal haarklein zu berichten; der König empfand es daher peinlich, daß er aller freien Bewegung ermangelte und daß alle seine Gedanken dem ihn überwachenden unberufenen Vormund Richelieu verrathen wurden. Zu den Vertrauten Ludwig's, welche zugleich dem Kardinal als Spione dienten, gehörte auch Heinrich Coiffier, genannt Ruzé d'Effiat, Marquis von Cinqmars. Der König hatte denselben als neunzehnjährigen Jüngling zum Groß-Stallmeister von Frankreich gemacht. Schon ein Jahr später war Cinqmars in Gefahr, die königliche Gunst wieder zu verlieren, weil er sich manchmal der langweiligen Gesellschaft Ludwig's entzog, um einige Stunden bei seiner Geliebten Marie de l'Orme zuzubringen. Er that dies freilich nur dann, wenn der König sich niederlegte; dieser zürnte ihm aber nach seiner kindischen Weise gleichwohl heftig, weil Cinqmars oft nicht da

war, wenn der König nach ihm fragte. Im Anfange des Jahres 1641 schien es sogar, als wenn Ludwig ihn ganz entlassen wolle. Jetzt nahm sich aber Richelieu des schon fast verstoßenen Jünglings, der ihm alle Gedanken und Wünsche des Königs hinterbrachte, nachdrücklich an; und es gelang ihm, denselben bei dem schwachen Könige aufs Neue in Gunst zu bringen. Er hatte dabei auf des Lieblings Dankbarkeit gerechnet, betrog sich aber sehr, weil der König sich von Cinqmars, ehe er ihn wieder zu Gnaden annahm, eidlich versprechen ließ, daß er dem Kardinal nicht das Geringste von dem, was bei ihm vorgehe, hinterbringen wolle. Da nun Cinqmars immer übermüthiger wurde, bald die Herzogswürde, bald ein großes Commando, endlich Sitz und Stimme im königlichen Rath verlangte, wies ihn der Kardinal nachdrücklich zurecht. Von diesem Augenblicke waren Cinqmars und Richelieu Todfeinde; jener meldete dem Könige Alles, was Richelieu zum Nachtheile des Rechtes und des Reiches und zu seinem eigenen Vortheile und Ruhm that, stellte ihm namentlich vor, wie derselbe auch den König in Abhängigkeit erhalte, und deutete darauf hin, es sei rathsam, sich des Tyrannen auf irgend eine Weise zu entledigen. Es heißt sogar, Ludwig sei nicht abgeneigt gewesen, auf des Groß-Stallmeisters Vorschläge zur Wegräumung des Kardinals einzugehen, und habe nur eingewandt, dieselbe könne den Kirchenbann zur Folge haben. Wir halten indessen alle Nachrichten von ganz geheimen Dingen für sehr unsicher, wiewohl der König schon bei der Ermordung des Marschalls d'Ancre gezeigt hatte, daß auch er in Hinsicht auf politischen Meuchelmord die Begriffe, welche sein Bruder Gaston hatte, von der italienischen Mutter ererbt habe. Gewiß ist, daß der unglückliche Jüngling sich mit Bouillon und mit dem elenden, feigen Gaston, der schon so viele wackere Männer verrathen und ins Unglück gestürzt hatte, in eine innige Verbindung einließ und daß er ebenso wenig, wie diese Beiden, offenen Landesverrath scheute. Obgleich Cinqmars weder die geringste Geschäftskenntniß hatte, noch arbeitsam war, was auch bei einem schönen, galanten und gewandten jungen Cavalier nicht zu erwarten, so hoffte er doch, nach dem Sturze des Kardinals dessen Stelle einnehmen zu können, wenn er nur einen tüchtigen Geschäftsmann habe, der für ihn arbeite. Er machte daher den Sohn des großen Juristen, Philologen, Staatsmannes und Geschichtschreibers August de Thou (s. Bd. X., S. 373 ff.), den Parlamentsrath Franz de Thou, welcher ebenfalls gegen Richelieu sehr aufgebracht war, zu seinem Vertrauten. Doch zog er denselben nicht durchaus in das Complot, das er mit Gaston, Bouillon und den Spaniern gegen den Kardinal gemacht hatte. De Thou erfuhr nur, daß vom Kardinal, nicht aber vom Könige die Rede sei.

Die Rache war auf den Tod des Königs berechnet, welcher damals oft mehrere Tage krank darnieder lag. Man wollte, wenn Ludwig gestorben sei, mit spanischer Hülfe dem Herzoge von Orleans die Regentschaft verschaffen. Cinqmars machte von Zeit zu Zeit den König glauben, daß, wenn Richelieu verdrängt sei, sie Beide die Geschäfte leiten könnten; zu anderer Zeit aber wurde er wieder vom Könige verlacht, der ihm dann geradezu sagte, er merke wohl, daß wenn Cinqmars nach seiner Versicherung die Zeit zum Studieren verwende, er mit den Pagen Romane lese. Der König bedurfte indessen des Gesellschafters. Der Zwist dauerte das ganze Jahr 1641 hindurch im Stillen fort. Im folgenden Jahre bewog Richelieu den König, mit ihm nach den Pyrenäen zu gehen, indem er ihm mit der Vorstellung schmeichelte, sie brauchten nur mit einem Heere an der Grenze Cataloniens zu erscheinen, um vermöge des Vertrages, welcher im December 1640 mit den catalonischen Ständen geschlossen worden war, diese Provinz in Besitz zu nehmen. Auf dem Marsche, der von Paris über Lyon nach Narbonne ging, entwarf Cinqmars mit dem Herzoge von Bouillon, welcher das Heer in Italien commandirte, einen abenteuerlichen Plan; und im März 1642 schloß der Bevollmächtigte der Verschworenen, Fontrailles, mit Olivarez, also mit den Feinden des Vaterlandes, zu Madrid einen förmlichen Vertrag zu Gunsten des ganz schlechten und für ernste Geschäfte durchaus unbrauchbaren Herzogs von Orleans, welchen der König, obgleich er sein Bruder war, tödtlich haßte. Aus diesem Vertrag wollen wir nur anführen, daß der König von Spanien, zum Wohl beider Staaten und der gesammten Christenheit, den Verschworenen ein Heer von 17,000 Mann zu stellen und bedeutende Hülfsgelder wie auch Pensionen zu zahlen versprach; dafür sollte Frankreich alles Eroberte zurückgeben und gegen Schweden als Feind auftreten. Von dem Vertrage verschaffte sich Richelieu, welcher bisher von dem Plane der Verschworenen zwar Kenntniß, aber keine Beweise erhalten hatte, eine Abschrift, was ihm nicht schwer wurde, da viele Abschriften im Umlaufe waren. Das ganze Unternehmen kann als Beweis dienen, daß Richelieu's Gegner lauter unfähige Leute waren, während er allein ein großer, wenngleich keineswegs ein guter und sittlicher Mann war. Gerade zu der Zeit nämlich, als die Verschworenen einen durchaus unfähigen Prinzen zum Nachfolger des Königs machen wollten, empfahl Richelieu dem Letzteren den schlauesten und geschicktesten Diplomaten in ganz Europa, welcher bei jeder Maaßregel durch nichts weniger, als durch sein Gewissen sich bestimmen ließ. Dieser Mann war der bereits mehrmals erwähnte Römer Mazarin, welcher zuerst in Italien als Gehülfe des päpstlichen Nuntius und nachher unmittelbar in französischen Diensten von Richelieu bei allen

Kabalen und diplomatischen Geschäften gebraucht worden war. Richelieu hatte kurz vorher für ihn den Kardinals-Hut erhalten, welchen der König ihm zu Narbonne mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten übergab.

Der Zug des Königs nach der spanischen Grenze, wo schon im April 1642 die Belagerung von Perpignan begonnen wurde, ging wegen verschiedener Umstände sehr langsam von Statten; und auch die Belagerung von Perpignan durch La Meilleraye, bei welchem sich Turenne befand, zog sich in die Länge. Richelieu selbst, der den König bis Narbonne begleitet hatte, erkrankte dort und ließ sich deshalb nach Tarascon an der unteren Rhone bringen, um dort Bäder zu gebrauchen. Er machte schon im Mai 1642 sein Testament. Cinqmars suchte unter den Schweizern und den anderen Truppen Anhänger für den Herzog zu werben, die Marschälle von Schomberg und La Meilleraye wollten aber von einem solchen Kandidaten zur Regentschaft durchaus nichts wissen. Der König selbst, welcher aufs Neue erkrankt war, konnte nur schwer bewogen werden, den Beschwerden seines Ministers über die Untreue seines Lieblings zu trauen. Die Frau von Motteville, welche die Häupter der Verschwörung und ihr Treiben vortrefflich charakterisirt, gibt auch an, wie der Kardinal es dahin brachte, daß der König ihm endlich, wiewohl höchst ungern, vergönnte, noch kurz vor seinem Ende an allen denen, welche mehr auf den Ober-Stallmeister, als auf ihn vertraut hatten, blutige Rache zu nehmen. Sobald nämlich Richelieu sich eine Abschrift des von Fontrailles zu Madrid abgeschlossenen Vertrages verschafft hatte, schickte er den Staats-Secretair Chavigny, der seine Kreatur war, mit dieser Abschrift an den König, der nun seinen Liebling plötzlich aufgab. Uebrigens war es nach der gewöhnlichen Erzählung nicht Chavigny, der den König dahin brachte, seinen vertrauten Freund der Rache des Kardinals preiszugeben, sondern Ludwig's Beichtvater, der grundgelehrte Pater Sirmond. Der König übte, als er den Befehl zur Verhaftung der Schuldigen schon längst unterzeichnet hatte, gegen Cinqmars dieselbe Verstellung, die er früher gegen Jedermann, selbst gegen seine eigene Mutter, geübt hatte. Er entließ den Ober-Stallmeister an dem Abend, an welchem derselbe verhaftet wurde, mit der gewohnten Miene der Freundschaft und des Vertrauens. Cinqmars wurde am 14. Juli 1642 zu Narbonne, wo der Hof war, eingekerkert. Er hatte zwar, gleich als er vom Könige in seine Wohnung zurückgekommen war, einen Wink erhalten, daß es für ihn Zeit sei, zu entfliehen; dies war ihm aber nicht gelungen, weil er, anstatt selbst an das Thor zu gehen, um zu sehen, ob es geschlossen sei, einen Anderen geschickt hatte, der ihm falsch berichtete. Der Herzog von Bouillon wurde zu Casale in Montferrat, der Parlamentsrath de Thou im Lager vor Perpignan festgenommen.

Der König reiste zum Besuche nach Tarascon, wo der Kardinal todtkrank darnieder lag; selbst leidend, ließ er sein Bett in Richelieu's Zimmer aufschlagen. Unter Thränen erfolgte die Aussöhnung und Ludwig gab alle diejenigen preis, die er selbst kurz vorher hatte gebrauchen wollen, um sich Richelieu's zu entledigen.

Der Einzige, welcher der Rache des sterbenden Kardinals entging, war der Schuldigste, jener Fontrailles, der den Vertrag mit Spanien abgeschlossen hatte. Er entkam mit dem Original in der Tasche glücklich nach Spanien. Richelieu's Krankenlager befand sich auf einem Schiffe, mit welchem er von Tarascon die Rhone aufwärts nach Lyon fuhr; an dasselbe war eine kleinere Barke befestigt, worin de Thou unter Bewachung die Fahrt machte. Cinqmars wurde von der Citadelle in Montpellier, Bouillon von Casale aus ebenfalls nach Lyon gebracht. Hier bestellte man wie gewöhnlich, eine Commission, um ihnen den Proceß zu machen. Bei dieser Gelegenheit war wieder, wie vorher in Rouen, der Kanzler Seguier ein sehr nützliches juristisches Werkzeug. Cinqmars, gegen den sein Freund Gaston sich als Zeuge gebrauchen ließ, gestand unter den furchtbaren Qualen der Folter Alles ein, was er wider Richelieu unternommen hatte; gegen de Thou aber konnte, selbst als der Herzog von Bouillon in Lyon gegen ihn als Zeuge gedient hatte, nichts bewiesen werden, als daß er von der Sache gewußt und den Vertrag zwar durchaus mißbilligt, aber doch nicht angezeigt habe. Den feigen Gaston schreckte man durch bloße Drohungen so sehr, daß er ein langes schriftliches Bekenntniß seiner Schuld einschickte, den Kardinal auf demüthige und niederträchtige Weise um Gnade bat und, als er diese erlangt hatte, ebenso dafür dankte. Er nahm es dankbar als Gnade an, daß man ihn nicht, wie ihm gedroht worden war, nach Venedig verbannte, sondern ihm erlaubte, als Privatmann ohne Leibwache, ohne Gefolge und ohne irgend eine Auszeichnung da, wo er war, zu bleiben. Richelieu war, obgleich er wußte, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe, in Lyon damit beschäftigt, alle Schritte der Richter zu leiten. Diese verurtheilten ebenso den 22 Jahre alten Henry Cinqmars, wie den Parlamentsrath de Thou, der damals 37 Jahre alt war, zum Tode. Beide wurden am 12. (22.) September in Lyon öffentlich enthauptet. Es hieß, daß Richelieu auch den Herzog von Bouillon nicht verschont haben würde, wenn dieser sich nicht dazu verstanden hätte, seine Unabhängigkeit dadurch aufzugeben, daß er die Festung Sedan dem Könige zur untrennbaren Vereinigung mit der Krone überließ. Dies geschah am 29. September 1642. Schon am 4. December starb Richelieu. Dem Geistlichen, der ihn in der Todesstunde ermahnte, seinen Feinden zu verzeihen, erwiderte er: „Ich habe nie andere Feinde gehabt, als die des Staates.“ Aus seinem

Testamente erwähnen wir, daß er seinen weitläufigen und prachtvollen Palast, welcher später unter dem Namen Palais Royal weltberühmt wurde, dem Könige vermachte.

6. Beginn von Mazarin's Regierung und das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Als Richelieu starb, war durch ihn schon längst der Kardinal Mazarin, welcher ihm ganz gleich, aber geschmeidiger als er war, in das Kabinet gebracht worden. König Ludwig XIII. starb fünf Monate nach Richelieu's Tode (14. Mai 1643), 42 Jahre alt; er hinterließ einen noch nicht ganz fünf Jahre alten Sohn, Ludwig XIV., und einen zweiten, Philipp, der erst Herzog von Anjou hieß, nach dem Tode seines Oheims Gaston aber zum Herzog von Orleans ernannt wurde und in gerader Linie der Vorfahr des noch jetzt bestehenden Hauses Orleans ist. Ludwig XIII. überlebte den Kardinal Richelieu lange genug, um dem Kardinal Mazarin Zeit zu geben, die Königin Anna von Oestreich, welche nach dem Herkommen vormundschaftliche Regentin werden mußte, so weit zu gewinnen, daß er sie zum Werkzeuge seiner Größe machen konnte. Da nämlich Anna eine spanische Prinzessin war und gleich dem Herzoge von Orleans, mit welchem der König sich seit Richelieu's Tode völlig ausgesöhnt hatte, unbedingt spanisch gesinnt schien, so lag nicht blos dem Könige, sondern auch dem Reiche, das mit Spanien im offenen Kriege war, viel daran, daß weder die Wittwe noch der Bruder des Königs die Vormundschaft des jungen Ludwig XIV. führten. Dies zu bewirken, hatte Mazarin dem Könige versprochen. Er hatte zugleich der Königin Anna das Versprechen gegeben, ihr nach des Königs Tode behülflich zu sein, daß sie in Wahrheit zur Regierung gelange. Wenige Wochen vor seinem Tod, am 20. April 1643 ließ Ludwig XIII. in seiner Gegenwart eine Urkunde vorlesen, in welcher für den Fall seines Todes die Königin Anna allerdings zur Regentin ernannt und mit der Erziehung ihrer Kinder betraut, aber zugleich bestimmt wurde, daß über alle Staatsangelegenheiten durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollte. Die Königin, im Vertrauen auf Mazarin's Zusage, unterschrieb eigenhändig diese Urkunde, durch welche ihr die Hände gebunden werden sollten. Obgleich das Actenstück nach drei Tagen vom Parlamente registrirt worden war, so hielt es doch nicht schwer, dasselbe gleich nach dem Tode des Königs zu beseitigen. Niemand ahnte nämlich, daß Mazarin, den schon seine Aussprache als Italiener bezeichnete, Lust habe, sich an Richelieu's Stelle zu drängen; viele der Herren bemühten sich daher, der Königin die Vormundschaft ihres jungen Sohnes und die unbedingte Regentschaft zu verschaffen, in der Erwartung, daß sie dann das

Ministerium bilden würden. Besonders thätig dafür waren der Herzog Cäsar von Vendome, sein durch Körperkraft und freigebige Verschwendung ausgezeichneter Sohn, der Herzog von Beaufort und Augustin Potier, Bischof von Beauvais, welche man nachher mit ihren Freunden, als sie von Anna und Mazarin betrogen wurden, spottend die Geschäftigen oder die Wichtigen (les importants) nannte. Der Herzog von Beaufort ließ ganze Regimenter von St. Germain nach Paris marschiren, um die Parlaments-Räthe durch Einschüchterung zu zwingen, daß sie dem Befehle der von ihm nach Paris geleiteten Königin gehorchten und die Urkunde über den Regentschafts-Rath für aufgehoben erklärten. Es hätte jedoch, wie es uns scheint, der Soldaten nicht einmal bedurft, um das Parlament dazu zu bringen; denn fast der ganze von Ludwig XIII. ernannte Regentschafts-Rath bestand aus Kreaturen Richelieu's, dessen Regierung in der letzten Zeit zu allgemein verhaßt gewesen war, als daß man sie noch nach seinem Tode hätte dulden wollen. Auch mußte sich ja das Parlament freuen, daß ihm Gelegenheit gegeben wurde, sich an seinem ärgsten Feinde noch nach dessen Tode rächen zu können.

Der Bischof von Beauvais, der sich für einen Richelieu hielt und der Stelle desselben gewiß zu sein glaubte, leitete Alles. Er versammelte das Parlament und alle Großen zu einer feierlichen Sitzung (lit de justice), und versprach dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen von Condé, deren Rechte verletzt werden sollten, Statthalterschaften und andere Vortheile, damit sie schweigen möchten. Vier Tage nach des Königs Tode (am 18. Mai) erschien die Königin mit ihrem jungen Sohne, Ludwig XIV., im Parlamente, erklärte des verstorbenen Königs Verordnung wegen der Regentschaft für nichtig, und ließ vom Kanzler folgendes Decret zu Protokoll dictiren: „Der König, sitzend in seinem lit de justice, übertrage die Reichs-Regentschaft und seine Erziehung der Königin-Mutter, wobei Ihre Majestät den Bruder des verstorbenen Königs, sowie den Prinzen von Condé, die anderen Prinzen, die Herzoge und die Pairs zur Seite haben werde."

Bis dahin hatten der Bischof von Beauvais und seine beiden Freunde, die Herzoge von Vendome und Beaufort, die Rolle leitender Minister gespielt. Jedermann freute sich, als sie noch in demselben Monat sich dadurch getäuscht sahen, daß plötzlich Mazarin zum Premier-Minister oder mit anderen Worten zum Dictator ernannt wurde. Der Herzog von Orleans, welcher blos den leeren Titel General-Statthalter des Reiches ohne alle reelle Macht erhalten hatte, und der Prinz von Condé ließen dies geschehen. Der Bischof von Beauvais und der Herzog von Beaufort dagegen machten den Versuch, Mazarin zu stürzen; sie wurden aber dafür, ohne von irgend jemand bemitleidet zu werden, im September 1643 verhaftet, sowie die Herzoge von Ven-

dome und von Guise verbannt. Die Habsucht des Italieners, welcher 18 Jahre nachher, als er starb, ein Vermögen von 200 Millionen Livres hinterließ, der Druck, den sein Landsmann und Vertrauter, der blutsaugende Finanz-Minister Particelli, Herr von Emery ausübte, und die Parteiungen des Adels, der Parlamente und der Pariser Bürgerschaft veranlaßten freilich später einen langen bürgerlichen Krieg gegen Mazarin. Die Geschichte dieses Krieges oder der Zeiten der sogenannten Fronde kann hier noch nicht gegeben werden; wir wollen nur noch des Triumphes gedenken, den die Franzosen unter Mazarin über die Deutschen erhielten.

Mazarin hatte das Glück, welches dem Kardinal Richelieu nicht zu Theil geworden war, daß die von ihm ins Feld geschickten Truppen fast überall glücklich waren und daß zu seiner Zeit zwei der größten französischen Feldherren, denen nachher Ludwig XIV. seine Heere anvertraute, Ludwig II., Herzog von Enghien, später der große Condé genannt, und der Vicomte von Turenne, ihre glänzende Laufbahn antraten. Im Ganzen fand Mazarin, als er die Regierung im Namen der Königin Anna übernahm, das Verhältniß Frankreichs zu den Nachbarstaaten, besonders zu Spanien, Italien, dem Kaiser und dem deutschen Reiche sehr günstig. Dies wird eine kurze, an die frühere Darstellung des deutschen Krieges bis 1643 angereihte Uebersicht deutlich machen.

In Italien war kurz vor Richelieu's Tode, nachdem die Regentin von Savoyen sich mit ihren beiden Schwägern, sowie bald darauf auch mit Frankreich ausgesöhnt hatte, ein Sieg über die Spanier erfochten und im Bunde mit beiden Prinzen Tortona sammt Nizza und anderen Plätzen von den Franzosen besetzt worden. Auch der Kriegszug, welchen Richelieu und sein König todtkrank im Jahre 1642 nach Catalonien unternommen hatten, war auf glückliche Weise geendigt worden. Man hatte nämlich nicht nur Perpignan durch Aushungern zur Uebergabe genöthigt (5. Sept.), sondern es waren auch Salses und die ganze Grafschaft Roussillon in demselben Monat wieder erobert worden. De la Mothe Houdancourt war zum Vice-König von Catalonien ernannt worden, weil er Lerida befreit, die Spanier geschlagen und die durch den ersten Vertrag wegen des Veltlin berühmte Grenzstadt Aragoniens, Monçon, erobert hatte. Auch in den spanischen Niederlanden hatte man nach dem Tode des Kardinal-Infanten eine Hoffnung auf Eroberungen erhalten, welche bald nach Ludwig's XIII. Tode erfüllt ward.

Was Lothringen betrifft, so hatte der wilde Herzog Karl III., nachdem er bekanntlich zuerst Bar und dann auch Lothringen verloren hatte, sich lange Zeit für den Kaiser und die Spanier herumgeschlagen. Er glaubte von diesen für die Dienste, die er als Führer von Mieth-

lingen am Rhein, im Elsaß und anderwärts geleistet hatte, schlecht belohnt zu sein, und suchte sich deshalb wieder mit Richelieu auszusöhnen. Er war bereit, sich jeder Demüthigung vor dem französischen Könige zu unterwerfen, reiste sogar ohne irgend eine Bürgschaft nach Paris und warf sich in Saint Germain dem Könige zu Füßen (10. März 1641). Es war ihm übrigens nicht sowohl um die Wiedereinsetzung in sein Herzogthum oder um die Erlangung der zur Bezahlung seines Heeres nöthigen Geldsummen zu thun, als vielmehr darum, daß er von den Censuren befreit werde, welche die Geistlichkeit und der Papst über ihn verhängt hatten, weil er seine Gemahlin, die Herzogin Nicolette, böslich verlassen und, während diese Ehe noch bestand, eine zweite mit der Gräfin von Cantecroix geschlossen hatte. Er wurde von Richelieu, welcher gern das schon seit Jahren gewaltsam besetzt gehaltene Herzogthum Lothringen auch auf dem Wege des Rechtes an Frankreich bringen wollte, mit offenen Armen aufgenommen. Der König, welcher über alle Maaßen kirchlich gesinnt war, erklärte freilich sogleich, daß er in des Herzogs Ehesache nichts thun könne, weil diese dem Papst vorliege. Die übrigen Schwierigkeiten einer Aussöhnung aber wurden leicht beseitigt, da sich der Herzog, welcher eigentlich ein Vasall des deutschen Reiches war, nochmals öffentlich mit großer Feierlichkeit vor dem Könige demüthigte. Am 29. Mai ward endlich ein förmlicher Vertrag mit dem Herzoge geschlossen. In diesem Vertrage versprach Karl, alle Verbindungen mit dem Haus Oestreich gänzlich aufzugeben, die Grafschaft Clermont nebst Stenay, Jamez und Dun an Frankreich zu überlassen, seiner von ihm verstoßenen Gemahlin jährlich 120,000 Livres zu zahlen und alle seine Truppen dem Könige zu übergeben, der sie wie die seinigen unterhalten sollte. Dafür erhielt der Herzog „um seiner wahrhaften Reue willen" nicht blos das Land Bar unter der Bedingung zurück, daß er volle Huldigung leiste, sondern auch Lothringen wurde ihm zurückgegeben; nur das feste Nancy und Marsal sollten bis zum Frieden besetzt bleiben; doch erhielt Ludwig in einem geheimen Artikel das Recht, die Festungswerke von Nancy vor der Zurückgabe schleifen zu lassen. Da man im Voraus wußte, daß der Herzog, nachdem er seine Absicht wegen der Ehe mit der Cantecroix verfehlt hatte, seiner Gewohnheit gemäß das Andere nicht halten werde, so mußte er noch ausdrücklich versprechen: daß er, wenn er in irgend einem Punkte dem Vertrage zuwider handle, seine Einwilligung dazu gebe, daß Alles, was er durch denselben zurück erhalte, dem französischen Reiche einverleibt werde. Auch sollte er nicht in Luneville wohnen, weil dies der Hauptstadt Nancy zu nahe sei und er doch nur mit der Zeit das volle Vertrauen des Königs gewinnen könne. Dieser Artikel diente nachher dem Kardinal zum Vorwande, um den Herzog

mit allem Rechte seines Landes aufs Neue zu berauben; denn dieser, über den Vertrag mißmuthig, war im Widerspruch mit den Bedingungen desselben zu seiner Geliebten nach Epinal gereist, setzte sich in den Besitz der Festungen La Motte und Bitsch und schloß sich wieder an Spanien und Oestreich an.

Karl leistete im Jahre 1643, als Richelieu und Ludwig XIII. gestorben und Mazarin's Herrschaft noch nicht fest gegründet war, mit seinen Truppen dem Kaiser sehr gute Dienste, weil, wie wir gesehen haben, gerade in diesem Jahre das Glück den Franzosen und ihren Verbündeten in Deutschland ungünstig war. Im vorhergehenden Jahre waren die Schweden, die Franzosen und ihre Verbündeten unter Torstenson und Guébriant gleich vom Januar an, als die Franzosen im Bunde mit weimarischen und hessischen Truppen bei Kempen siegten, glücklich gewesen. Der bei Nördlingen gefangene schwedische Feldmarschall Gustav Horn war damals gegen Johann von Werth ausgetauscht*), die Friedens-Präliminarien unterzeichnet worden, und noch im November des Jahres hatte Torstenson die Schlacht bei Leipzig gewonnen. Es gereicht Guébriant zur Ehre, daß er die niederrheinischen Lande zu schonen suchte; er verdient den Ruhm der Menschenfreundlichkeit weit mehr als der um dieser Eigenschaft willen von den Franzosen, hie und da leider auch von nachbetenden Deutschen gepriesene Turenne. Die errungenen Vortheile würden jedoch durch eine Niederlage, welche der neue spanische Ober-General Don Francesco de Melos am 28. Mai 1642 bei der Abtei Honnecourt an der Schelde den Franzosen beibrachte, völlig aufgewogen worden sein, wenn Melos seinen Sieg ebenso lebhaft verfolgt hätte, als Torstenson den seinigen. Es hatten nämlich in jener Schlacht die Franzosen unter dem Marschall von Guise nicht nur ihr Geschütz und Gepäck, sondern auch 3000 Mann an Todten, sowie 2000 und einige hundert, unter welchen auch die Generale Rantzau, Puysegur, St. Megrain und Roquelaure waren, als Gefangene verloren. Melos hatte sich aber in den folgenden Monaten mit Belagerungen aufgehalten. Im Frühjahr 1643 lag er vor Rocroix, einer Stadt an der Grenze von Champagne, deren Besitz ihm den Paß nach Paris gesichert haben würde, als die Franzosen mit einem neuen Heere erschienen. Der Oberbefehl über dieses Heer, welches gegen den Kern der alten spanischen Truppen geschickt wurde, war dem erst 21 Jahre alten, später unter dem Namen des

*) Die Auswechselung wurde auf einer Brücke bei Dinglingen unweit Lahr am 24. März 1642 unter ausgesuchten Höflichkeitsformen vorgenommen; die beiden Feldherren frühstückten zusammen; hierauf begab sich Johann von Werth nach München, Horn aber nach Perpignan, um dem König Ludwig für seine Befreiung zu danken.

großen Condé berühmt gewordenen Herzoge von Enghien, der sich schon seit 1640 im Felde befand, übertragen worden, weil derselbe, um die Hofgunst zu erhalten, sich 1641 herabgelassen hatte, Richelieu's Nichte, Clemence de Brezé, zu heirathen. Man hatte demselben den Generallieutenat du Hallier, von dieser Zeit an Marschall l'Hopital genannt, als Mentor zur Seite gegeben; der junge Prinz bewies aber sogleich einen besseren militärischen Blick und Tact, als sein Mentor. Du Hallier wollte nämlich mit der erprobten und für unüberwindlich gehaltenen spanischen Infanterie, welche von dem wackeren Grafen Fuentes angeführt wurde, kein Treffen wagen; der Prinz dagegen bestand darauf, daß ohne ein Treffen die feste Stadt Rocroix nicht zu retten sei, und Gassion und Epernon, alte Generale, stimmten ihm bei. Am 19. Mai 1643, also einen Tag, nachdem das Pariser Parlament zu Gunsten der Regentschaft Anna's von Oestreich das königliche Testament cassirt hatte, wurde die Schlacht bei Rocroix geliefert. Sie endigte, nachdem Fuentes gefallen war, mit einem glänzenden Siege der Franzosen, welcher um so ehrenvoller für den Herzog von Enghien war, da die spanische Infanterie dort zum ersten Male von Franzosen besiegt ward. Die Sieger nahmen hierauf die Stadt Diedenhofen (Thionville) nach einer langen und blutigen Belagerung ein, besetzten am 2. September auch Sierk und streiften in Hennegau und Flandern. Doch legte der Prinz seine Truppen allzu früh zwischen Mosel und Maas in die Winter-Quartiere, um nach Paris zu gehen, und zwar wegen einer Hof-Intrigue, die gegen seine schöne Schwester, die Herzogin von Longueville, gerichtet war. Gassion ward wegen des Sieges Marschall. Gleich darauf war man genöthigt, auch Turenne zum Marschall zu machen, weil das ganze Heer, welches unter Guébriant in Schwaben gedient und bis dahin den Elsaß und die Freigrafschaft Burgund geschützt hatte, durch die Kaiserlichen und die Baiern unter Johann von Werth bei Tuttlingen überfallen und fast zu Grunde gerichtet worden war (24. November 1643); an demselben Tage starb der tüchtige Guébriant zu Rottweil an seinen Wunden.

Turenne, welcher damals unter dem Prinzen Thomas von Savoyen in Piemont diente, wurde nach Deutschland gerufen, um als Marschall im Anfang des Jahres 1644 mit einem im Ober-Elsaß vereinigten Heere den Besitz von Ober-Schwaben und vom Elsaß zu sichern. Dies ward ihm durch die oben angeführten Unternehmungen Torstenson's erleichtert. Er sammelte die zerstreuten Franzosen, Schotten und Irländer vou Guébriant's Heer, befriedigte mit seinem eigenen Gelde die deutschen Söldner, kaufte sogar die gefangenen Obersten los und vereinigte im Elsaß 10,000 Mann. Mit diesen zog er über den Rhein, um die Stadt Freiburg zu entsetzen, welche Franz Mercy mit den

Baiern im Sommer 1644 so heftig angriff, daß er elfmal stürmen ließ. In den Niederlanden war damals das Commando aus politischen Gründen getheilt worden. Man hatte den Titular-Regenten (lieutenant général du royaume), Gaston von Orleans befriedigen müssen und ihm das Hauptheer anvertraut; da er aber ganz unfähig war, so commandirten unter ihm die Marschälle La Meilleraye und Gassion. Diese lagerten sich vor Gravelines. Der Herzog von Enghien dagegen, der mit kaum 10,000 Mann im Luxemburgischen stand, eilte in angestrengten Märschen dem Marschall Turenne zu Hülfe, als dieser im Begriffe stand, die Stadt Freiburg zu entsetzen. Er kam jedoch zu spät; denn die Festung war am 28. Juli übergeben worden und erst zwei Tage nachher vereinigte Enghien sich bei Benfeld mit Turenne. Der junge Feldherr fand seinen Collegen, welcher auch erst 32 Jahre alt war, geneigt, mit ihm verbunden einen verzweifelten Angriff auf Mercy's befestigtes Lager zu unternehmen. Die beiden größten französischen Helden des 17. Jahrhunderts hatten 22,000 Mann unter ihren Befehlen, als sie am 3. August 1644 das feindliche Lager stürmten. Mercy und Johann von Werth schlugen zwar den mörderischen Angriff ab, zogen sich aber doch in ein anderes befestigtes Lager, welches näher bei Freiburg war. Auch dieses wurde am 6. August von Turenne und Enghien angegriffen, denen sehr wenig daran lag, wie viel Blut ihr Trotz den Ihrigen koste. Sie opferten in der That bei dem neuen Angriffe eine unglaubliche Zahl wackerer Männer, erreichten aber dessen ungeachtet ihren Zweck nicht, sondern mußten sich nach einem Verluste, den man auf 4000 Mann angibt, wieder zurückziehen. Diese beiden Schlachttage gehörten zu den hartnäckigsten und furchtbarsten des ganzen Krieges. Alle Verständigen tadelten den Herzog von Enghien, weil er so viele der Tapfersten muthwillig geopfert hatte, und Mazarin weinte darüber Krokodils-Thränen; die rhetorisch-poetische Pariser Akademie aber pries den Prinzen als Helden und Sieger, obgleich er das Letztere nicht gewesen war. Sie konnte dies mit einigem Anscheine thun, da zwar Freiburg in den Händen der Feinde blieb, Franz Mercy aber sich noch im August von dort entfernen und in die Gegend von Villingen ziehen mußte; sein Bruder Kaspar war unter den Gefallenen.*) Enghien's Heer wuchs bald wieder zu seiner früheren Stärke an und erschien, den Rhein herabmarschirend, schon am 25. August vor Philippsburg, welches damals für eine bedeutende Festung galt und von seinem Erbauer, dem Kurfürsten von Trier und Bischof von Speier, den Franzosen überlassen, diesen aber vor neun Jahren wieder abgenommen worden war.

*) Dem Andenken an diesen blutigen Tag ist die Loretto-Kapelle bei Freiburg gewidmet, welche ein dortiger Bürger, Christoph Mangs, erbauen ließ.

Diese Stadt wurde nur von wenigen 100 Mann, welche noch dazu ohne alle Vorräthe waren, vertheidigt; auch hatte die Sommerhitze die Moräste ausgetrocknet, durch welche sie sonst gesichert war. Enghien bemächtigte sich ihrer daher schon am 12. September. Gleich darauf besetzte er auch Mannheim, wohin Karl von Lothringen sich geflüchtet hatte, sowie Worms, Oppenheim und die ganze rheinische Pfalz außer Frankenthal. Turenne und Rosen aber zwangen die Stadt Mainz, deren Kurfürst sich nach Aschaffenburg geflüchtet hatte, schon am 17. September zu einer Capitulation. Bis zum 19. dieses Monats fielen auch Bingen, Neustadt, Bacharach, ja sogar Kreuznach und Landau in die Hände des Marschalls Turenne. Daß nach einem glänzend zu Ende geführten Feldzuge eine militärische und ruhmsüchtige Nation, wie die Franzosen, den Herzog von Enghien und den Vicomte von Turenne, ungeachtet der bei Freiburg geopferten Tausende, als Halbgötter ehrte, erhellt schon daraus, daß sie den Ersteren bis auf unsere Tage nur als den großen Condé kennt.

Deutschland befand sich im Anfange des Jahres 1645, obgleich die Friedensverhandlungen schon ihren Anfang genommen hatten, in einer Lage, welche nicht besser war, als die der türkischen Donau-Provinzen von jeher gewesen ist. Das Heer des Generals Gallas löste sich, als es von Torstenson gedrängt ward, ganz auf, und der Letztere brandschatzte vom März bis zum August am ganzen Elbe-Strom und an der Oder. Am Rhein hausten seit dem October 1644 wieder Franz Mercy und Johann von Werth; es gelang dem Ersteren, durch Erstürmung von Bensheim die Bergstraße zu sichern, während die Lothringer und die Baiern Bacharach unten und Mannheim oben am Rhein von den Franzosen säuberten. Im Frühjahr 1645 führte Johann von Werth seine Truppen, die er nach Condottieren-Art durch sogenannte Freireiter verstärkt hatte, nach Böhmen den Kaiserlichen zu; aber in der Schlacht bei Jankow wäre er gefangen genommen worden, wenn nicht der tapfere Herzog Ulrich von Würtemberg ihn gerettet hätte; Hatzfeld fiel damals in die Hände der Schweden. Johann von Werth zog nachher durch die Ober-Pfalz nach Schwaben, wo er sich im April mit Franz Mercy's Heer wieder vereinigte. Turenne war Ende März bei Speier über den Rhein gegangen und in Franken eingedrungen. Er verheerte dieses Land auf barbarische Weise, und als nachher die Baiern unter Mercy und Johann von Werth auszogen, um die plündernden Franzosen zu überraschen, verfuhren Beide nach der Beschreibung eines Zeitgenossen noch ärger, als jene. Es gelang den genannten beiden Generalen zwar nicht, die Franzosen unvorbereitet zu überfallen; sie lieferten aber denselben bei Herbsthausen in der Nähe von Mergentheim, wo das französische Haupt-Quartier war, ein Treffen, in wel-

chem Turenne zum ersten Male völlig besiegt ward, so daß er mit Verlust seines ganzen Gepäckes und vielen Geschützes sich über den Main landeinwärts über Fulda hinaus retten mußte. Einen sehr großen Beistand leisteten ihm bei seinem Rückzuge die Truppen der Landgräfin von Hessen-Kassel, deren junger Sohn, Wilhelm VI., bereits unter tüchtigen Leitern in Westfalen, im Kampfe mit den Truppen des Herzogs von Lothringen, das Kriegswesen erlernte. Uebrigens war damals der General Melander schon längst nicht mehr in hessischen Diensten. Amalia Elisabeth hatte schon 1640 auf Banèr's dringendes Verlangen diesen Mann entlassen, welcher, so zweideutig auch sein Betragen war und so habsüchtig er auch, um ein Grafenhaus zu gründen, sich bewies, doch seit Wilhelm's V. Tode viele Verdienste um Hessen gehabt hatte. Melander, der eigentlich Holzapfel hieß, hatte in seinem Geburtslande Nassau-Hadamar einige Herrschaften erkauft, welche der Kaiser im Jahre 1643 zu einem reichsunmittelbaren Gebiet unter dem Namen der Grafschaft Holzapfel erhob. Er ist, wie dergleichen in unseren Zeiten so oft geschieht, von dem hessischen Historiographen (Christoph von Rommel) und von einem gründlich gelehrten Greifswalder Professor auf ganz entgegengesetzte Weise beurtheilt worden.*) Der Professor lobt den General sehr, weil derselbe nur halb katholisch, aber ganz kaiserlich war; uns gefällt des Historiographen Urtheil besser. Uebrigens hatten Melander's Nachfolger Eberstein und Geiß, besonders der Letztere, weniger Talent zum Kriegführen als er.

Die Sieger von Mergentheim folgten, nachdem sie die Franzosen über den Main und Rhein getrieben hatten, dem Vicomte Turenne nach Ober-Hessen. Die Landgräfin schickte Boten über Boten nach Paris, wo man hierauf dem Herzoge von Enghien befahl, ihr und dem Marschall Turenne zu Hülfe zu eilen. Enghien hatte während des Winters von 1644—45 in Paris ein so brutales Wesen getrieben, daß der Regentin und ihrem Kardinal ganz bange geworden war. Er bewies damals durch viele Scandale den Franzosen, daß man, woran in unseren Tagen nicht leicht Jemand zweifeln wird, ein vortrefflicher General und dabei doch ein sehr schlechter Mensch und Bürger sein kann. Die schwache Regentin hatte den Herzog von Orleans, welchem

---

*) In der „Geschichte des großen deutschen Krieges" von Barthold (der hier gemeint ist) erscheint Melander in sehr stark aufgetragenen Zügen als das Muster eines reichstreuen, wackeren deutschen Feldherrn, als ein durchaus fleckenloser Charakter; er ist übrigens nach den meisten und glaubwürdigsten Angaben auch als kaiserlicher Oberfeldherr beim reformirten Glaubensbekenntniß geblieben, während der Verfasser dieser Weltgeschichte das Gegentheil annimmt.

Rantzau und Gassion zur Seite standen, an der Spitze des in den Niederlanden stehenden Hauptheeres gelassen; Prinz Thomas von Savoyen commandirte das Heer in Piemont; Harcourt befehligte die Truppen in Catalonien; es blieben daher dem Herzoge von Enghien nur etwa 10,000 Mann, als er den Befehl erhielt, nach Hessen zu ziehen. Er wurde jedoch auf seinem Marsche durch ein schwedisches Corps unter Königsmark und durch die von Geiß angeführten Hessen verstärkt, so daß das im Juli unter ihm vereinigte Heer zu 30,000 Mann angegeben wird. Obgleich Königsmark sich beim Heere des Prinzen, welcher durchaus eine entscheidende Schlacht liefern wollte, nicht zurückhalten ließ, so versuchten doch Enghien und Turenne schon im Juli Alles, um Mercy zum Kampfe zu zwingen. Dieser wich immer aus, bis endlich am 3. August 1645 er und Johann von Werth sich entschlossen bei dem Dorfe Allerheim in dem sogenannten Ries zwischen Nördlingen und Donauwörth den Feind zu erwarten. Dort erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem Franz Mercy gerade in dem Augenblicke getödtet wurde, als er den Sieg, dessen sich nachher beide Theile rühmten, schon in Händen zu haben glaubte. Johann von Werth bot nachher vergebens an der Spitze der Reiterei Alles auf, um den Franzosen und Hessen die errungenen Vortheile streitig zu machen. Der Sieg kostete den Franzosen mehr als 4000 Mann. Auch gerieth einer ihrer Generale, der Herzog von Grammont, früher Graf von Guiche, in Gefangenschaft. Er wurde gegen den Feldmarschall Geleen ausgewechselt und auf die höflichste Weise zu München von Maximilian empfangen, bei dem er für eine Annäherung Baierns an Frankreich thätig war.

Nach dem Treffen bei Allerheim rückte der Herzog von Enghien in Nördlingen und bald auch in Dinkelsbühl ein; doch erkrankte er so schwer, daß er nach Philippsburg und von da nach Paris gebracht werden mußte. Das Commando über sein Heer, welches er bei Neckarsulm verließ, übernahm Turenne. Johann von Werth war, nachdem er die Kaiserlichen und die Baiern bei Donauwörth wieder gesammelt hatte, schon in der Mitte des September im Stande, den Marschall Turenne nicht nur an der Belagerung von Heilbronn zu hindern, sondern auch durch Märsche und Gegenmärsche im Anfange des October zur Rückkehr nach dem Rhein zu nöthigen. Ja, Turenne würde den Rhein nicht erreicht haben, wenn nicht Gallas und der Erzherzog Leopold Wilhelm, die sich von Heilbronn aus mit Johann von Werth vereinigten, diesen gehindert hätten, seinen besseren Einsichten zu folgen. Daß er überhaupt glücklich über den Rhein gelangte, verdankte er den hessischen Truppen, die ihn erst am Rhein selbst verließen. Dies erkannte auch Turenne selbst dankbar an, und die Franzosen und Schweden

belohnten später die männliche Standhaftigkeit der Landgräfin Amalia Elisabeth durch die großen Vortheile, die sie ihrem Sohne Wilhelm VI., im Frieden auswirkten. Uebrigens besetzte damals der hessische General Geiß für die Landgräfin die ihr vorher durch den Kaiser entzogene Marburger Erbschaft.

Sehr nachtheilig für die evangelische Lehre war der überwiegende Einfluß, welchen damals Mazarin durch die französischen Minister in Münster und Osnabrück ausübte, weil diese mit italienischer Schlauheit und jesuitischer Bosheit nicht offen, sondern ganz unmerklich schadeten. Uebrigens hatte damals Brandenburg schon längst einen Waffenstillstand mit den Schweden geschlossen; Sachsen aber wurde, noch ehe Torstenson im December 1645 abtrat, von Königsmark gezwungen, einen Waffenstillstand auf sechs Monate zu schließen; es mußte den Schweden monatlich 11,000 Thaler, sowie Getreidelieferungen, freien Durchzug durch das Land, die ausschließende Besetzung von Leipzig und die Mitbesetzung von Torgau zusagen. Auch der Streit der Franzosen mit dem Kaiser wegen des Erzbisthums Trier hatte im Jahre 1645 ein Ende erhalten, und es war dadurch ein Haupthinderniß für den Abschluß des westfälischen Friedens beseitigt worden. Der Kaiser hatte den Kurfürsten im April in Freiheit gesetzt, auch mit den Regalien belehnt und in seine Lande entlassen; die Hauptstadt Trier befand sich jedoch zur Zeit noch im Besitz der Spanier, die erst im November, von Turenne und dem befreiten Kurfürsten bedroht, nach Luxemburg abzogen. Die Friedensunterhandlungen wurden von Seiten Baierns und des Kaisers erst dann recht ernstlich betrieben, als Trautmannsdorf im December 1645 vom Kaiser nach Münster und Osnabrück geschickt worden war. Von diesem Zeitpunkte an waren die Ereignisse des Krieges für das Endergebniß desselben weniger wichtig, als die Kabalen und Intriguen der Minister und ihrer Höfe. Mit diesen dürfen wir aus vielen Gründen uns nicht befassen. Wir wollen daher zum Schlusse nur noch eine Uebersicht der Kriegsunternehmungen in den drei letzten Jahren (1645 bis 1648) geben, um einige Männer, die sich für Deutschland im Felde auszeichneten, nicht unerwähnt zu lassen. Uebrigens fochten die Franzosen wie die Schweden mit Truppen, welche in Deutschland geworben waren. Beide theilten den Raub und den Ruhm unter sich; der politische Vortheil des ganzen Krieges blieb aber am Ende nur den Franzosen. Schweden war unter Christina's Regierung nicht im Stande, den Platz unter den Hauptmächten von Europa zu behaupten, den es durch den westfälischen Frieden erhielt; Frankreich dagegen drohte von dieser Zeit an, eine Universal-Monarchie zu werden.

Die Franzosen hatten 1645 in Deutschland Alles erreicht, was sie

wünschen konnten. Da sie nun voraus sahen, daß sie, auch wenn sie mit Kaiser und Reich Frieden geschlossen hätten, immer noch mit den Spaniern im Kriege bleiben würden, so richteten sie ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Niederlande. Dort hatte der Herzog von Orleans schon 1645 sich vieler Orte bemächtigt, und bis zum August 1646 nahm er auch noch Courtray, Vinoxbergen und Mardyk ein. Als er abging, erhielt der Herzog von Enghien das Commando, und dieser eroberte mit Hülfe des großen holländischen Admirals Tromp die Stadt Dünkirchen. Der Marschall Turenne machte im Sommer 1646 einen meisterhaften Marsch, in Folge dessen er sich mit den Schweden vereinigte und Oestreich und Böhmen bedrohte; er büßte aber den ganzen Ruhm desselben ein, weil Mazarin's Politik es nöthig machte, daß die Schweden und durch diese die Protestanten nicht die Oberhand in Deutschland behielten, und weil, um dies zu bewirken, den Katholiken in dem Kurfürsten von Baiern, sowie in dessen Bruder Ferdinand von Köln und in dem Erzbischof von Trier ein Gegengewicht gegen die Protestanten verschafft werden sollte. Karl Gustav Wrangel war nämlich, nachdem er an Torstenson's Stelle den Oberbefehl über das schwedische Heer übernommen und dasselbe nach Böhmen geführt hatte, wieder von dort verdrängt worden. Er zog Königsmark an sich, der in Westfalen gehaust hatte, und begab sich hierauf an die Lahn, um sich mit Turenne zu vereinigen, der auf Mazarin's Anweisung lange zögerte. Als endlich im August die Vereinigung stattgefunden hatte, gingen beide Feldherren, welche zusammen nicht weniger als 40,000 Mann unter ihren Befehlen hatten, bei Hanau und Aschaffenburg über den Main und warfen sich auf Baiern. Es gelang ihnen, einen Theil des Landes zu besetzen und einen anderen zu verwüsten, obgleich der alte Kurfürst auch damals, wie immer, sich groß und würdig zeigte. Beide Feldherren unternahmen die Belagerung von Augsburg, mußten diese jedoch aufgeben und Baiern wieder verlassen. Die Franzosen nahmen Quartier in Oberschwaben; Wrangel ließ die bregenzer Klause stürmen und hatte den Vortheil, in den seit Jahren verschonten Landen am Bodensee zu überwintern, während Frankreich die Einleitung zu einem besonderen Waffenstillstande mit Baiern traf. Dieser kam auch am 14. März 1647 zu Ulm wirklich zu Stande; er wurde aber von den Schweden nie förmlich anerkannt. Als der Kaiser wegen dieser Trennung von der gemeinsamen Sache dem Kurfürsten Vorstellungen machen ließ, erwiderte dieser: er könne es als Regent vor seinem Gewissen nicht verantworten, Land und Leute als Brandopfer für das Haus Oestreich darzubringen. Auch erreichte Maximilian vorerst den Zweck, daß die Schweden und Franzosen einstweilen sein Land verließen und andere Gegenden plagten. Am schlimmsten erging es bei

dieser Gelegenheit dem bairischen General der Reiterei, Johann von Werth. Er glaubte, das bairische Heer mit sich zum Kaiser hinüberführen zu können, entkam aber nur mit großer Noth den Händen seiner eigenen Soldaten und ward vom Kurfürsten für einen ehrlosen Verräther erklärt, seiner Güter beraubt, auch Demjenigen, der ihn todt oder lebend einbringen werde, ein Preis von 10,000 Thalern zugesagt. Der Kaiser dagegen stellte persönlich bei einer Musterung im Feldlager den berühmten Heerführer den versammelten Truppen vor und schenkte ihm eine Herrschaft in Böhmen.

Turenne war aus Baiern an den Rhein, Wrangel nach Franken und Böhmen gezogen. Der Erstere trieb im Darmstädtischen mit unerhörter Härte unerhörte Contributionen ein und zwang den Kurfürsten Anselm Kasimir von Mainz, also den Erzkanzler des deutschen Reiches, sich in einem für Religion und Verfassung begonnenen Kriege seines Kaisers neutral zu erklären. Wrangel und seine Schweden verwüsteten Franken und einen Theil von Böhmen. Der Kaiser hatte aber unterdessen eine neues Heer unter dem ehemaligen hessischen General Melander aufgestellt. Dieser hatte sich, nachdem die Landgräfin ihn entlassen hatte, nach dem Haag begeben und dort allerlei Geschäfte getrieben, welche der Landgräfin gar nicht gefielen. Sie hatte ihn daher durch ein hartes Decret von ihren Diensten und ihrer Freundschaft ganz ausgeschlossen und seine Gelder im Haag mit Beschlag belegen lassen. Er trat nachher in die Dienste des Kaisers, ward von diesem 1647 zum Oberfeldherrn ernannt und suchte als solcher dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt gegen Amalia Elisabeth zu helfen. Diese nahm zu derselben Zeit, als Graf Holzapfel das Ober-Commando der kaiserlichen Truppen erhielt, einen reformirten Wallonen, Kaspar Cornelius Mortaigne von Potelles, als Oberanführer ihres Heeres an, weil sie an der Tüchtigkeit ihres Generals Geiß zweifelte.

Der Krieg war im Jahre 1647 mit erneuter Heftigkeit wieder begonnen worden. Im September söhnte sich der Kurfürst Maximilian mit dem Kaiser wieder aus und kündigte den Ulmer Waffenstillstand auf, den er seiner italienischen Politik gemäß nur in einem Augenblicke geschlossen hatte, als er glaubte, daß der Kaiser ihn nicht mehr schützen könne. Wrangel hatte fast ganz Böhmen besetzt. Als aber Graf Holzapfel das kaiserliche Heer einigermaaßen wieder hergestellt und geordnet hatte, wurde die Stadt Prag befreit und die Schweden mußten das eben besetzte Eger gegen Holzapfel vertheidigen. Dahin war auch der Kaiser, der sich kurz vorher nach Prag begeben hatte, seinem Heere gefolgt. Bei dieser Gelegenheit fehlte wenig, daß Ferdinand III. nicht jenem rohen und wilden Schweden, der zu Torstenson's Zeit von Mähren aus die Gegend von Wien verwüstet hatte, in die Hände gefallen wäre. Hel-

mold Wrangel brach nämlich plötzlich Nachts in das kaiserliche Lager ein; einige seiner Reiter waren schon in das Schloß, welches der Kaiser bewohnte, gedrungen und hatten die Schildwachen getödtet, als ein Diener Lärm erhob; die Oberfeldherren Holzapfel und Werth, letzterer fast unbekleidet, eilten herzu, der Kaiser wurde in seinen Nachtkleidern an einen sicheren Ort gebracht und die Schweden flüchteten sich (29. Juli 1647).

Die Lage der Dinge schien damals wieder ganz günstig für Oestreich zu werden. In Schwaben wie am Nieder-Rhein wurden die Franzosen in die Enge getrieben; auch in den Niederlanden wurden sie hart bedrängt und der Herzog von Enghien, welcher seit dem Tode seines Vaters (1646) Prinz von Condé hieß, befand sich in Catalonien, wo er ebenfalls im Nachtheil blieb. Karl Gustav Wrangel konnte sich in Böhmen und Franken nicht länger halten und zog im October 1647 über Meißen und Thüringen nach Nieder-Sachsen und Westfalen. Dorthin folgte ihm Graf Holzapfel auf dem Fuße nach. Dieser erhielt damals eine Verstärkung von 10,000 Mann, welche der Erzherzog Leopold Wilhelm als spanischer Statthalter in den Niederlanden ihm unter dem General Groensfeld zuschickte. Er erschien hierauf in der ersten Woche des November an der Werra in Hessen. Von dort aus suchte er die Stadt Marburg der Amalia Elisabeth zu entziehen und dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, der sich in seinem Lager befand, wieder zu verschaffen. Es gelang ihm auch, diese Stadt am 14. December 1647 zu erobern. Als er aber hierauf das Schloß derselben belagerte, kundschaftete ein hessischer Oberst, Stauf, seine Wohnung aus und ließ viele Kanonen auf das Speisezimmer abfeuern, so daß der General, während er zu Tische saß, durch die von den Kugeln herabgeschlagenen Balken sehr schwer verwundet wurde (28. December). In den ersten Tagen des Jahres 1648 hob Holzapfel die Belagerung des Marburger Schlosses wieder auf. Er gerieth damals mit Groensfeld in Zwist und sah, als er nach Franken marschirte, sein Heer täglich mehr zusammen schwinden. Unterdessen war Turenne aus den Niederlanden an den Rhein zurückgekehrt, hatte den einseitigen Waffenstillstand der Franzosen mit den Baiern gekündigt und einen Mainzer Erzbischof wählen lassen, wie die Franzosen ihn brauchten, Johann Philipp von Schönborn. Wrangel bedrängte indeß den Landgrafen Georg und entriß demselben wieder, was Holzapfel ihm zugewendet hatte. Beide Feldherren, welche freilich unter sich nicht immer einig waren, zogen hierauf, Turenne im Westen und Wrangel im Osten, mit ihren stets wachsenden höllischen Schaaren während des Februar und März 1648 sengend, brennend, plündernd und verheerend durch Oberschwaben und Franken bis über Eger hinaus. Im April

erschienen sie mit mehr als 30,000 Mann an den Grenzen von Baiern, wo sie dann, nachdem im Mai auch Holzapfel bei Zusmarshausen in der Nähe von Augsburg gefallen war, reißende Fortschritte machten.

Wir übergehen hier, auf welche Weise um dieselbe Zeit Spanien die unter Leopold Wilhelm errungenen Vortheile wieder verlor, und bemerken nur noch, wie kurz vor dem Ende des Krieges ein neues bairisches und östreichisches Heer in Deutschland aufgestellt wurde. Wrangel bestrafte den Bruch des Waffenstillstandes von Ulm durch furchtbare Verheerungen; als Landshut eine Kriegssteuer von 20,000 Gulden nicht sogleich aufbrachte, ließ er die Vorstädte anzünden und bedrohte die Stadt mit dem gleichen Schicksal, worauf Dominikaner und Jesuiten das Geld herbeischafften. Der Kurfürst von Baiern und der Kaiser hatten sich inzwischen vereinigt. Der Erstere hatte damals den von ihm früher wegen des Abfalles zum Kaiser schrecklich beschimpften und verfolgten Johann von Werth wieder zu Gnaden angenommen und an die Spitze eines bairischen Heeres gestellt, in welchem auch der General Enkevort an Groenfeld's Stelle als bairischer Feldmarschall diente. Im östreichischen Heere, welches über 20,000 Mann stark war, hatte Johann von Werth und neben ihm Piccolomini, den der König von Spanien zum Herzog von Amalfi erhoben hatte, den Oberbefehl, als im Juli, August und September Baiern vom Feinde gereinigt werden sollte. So sehr indessen Kurfürst Maximilian auch tobte, daß der Feind nicht nachdrücklicher angegriffen werde, so kam es doch zu keinem ernstlichen Treffen mehr. Das letzte einigermaaßen bedeutende Gefecht fand bei Dachau in der Nähe von München statt; Wrangel hatte im Vertrauen auf seine Truppen-Aufstellung eine große Hirschjagd veranstaltet, wurde jedoch von Johann von Werth und Enkevort überfallen und verlor einige hundert Mann; sein Bruder und sein Vetter nebst anderen vornehmen Officieren wurden gefangen genommen; er selbst verlor den Degen bei der Flucht durch einen Sumpf. Dies geschah am 6. October, 18 Tage vor dem Abschluß des Friedens. Wrangel rächte sich für diesen Verdruß durch Niederbrennung bairischer Dörfer, ehe er mit den Franzosen über den Lech nach Schwaben abzog. Inzwischen hatte Königsmark nach dem Treffen bei Zusmarshausen einen Handstreich ausgeführt, welcher bei Fortsetzung des Krieges überaus wichtig hätte werden können. Geleitet von einem unzufriedenen ehemals kaiserlichen Obersten, Namens Odowalski, beschloß er die Einnahme von Prag zu versuchen. Er traf seine Anstalten meisterhaft und stand in der Nacht des 5. August (26. Juli alten Stils) auf dem weißen Berge. Am nächsten Morgen nahm er die sogenannte kleine Seite, wobei einige hundert Einwohner erschossen wurden, Königsmark aber nur einen Mann verlor. Er ließ plündern

und nahm Leute und Kostbarkeiten im Werthe von 7,000,000 (nach mäßiger Angabe) in Beschlag. Der Befehlshaber Colloredo war nach der Altstadt entkommen, wo nun Adlige, Bürger, Studierende und sogar die jüngeren Mönche die Waffen ergriffen, um einen Sturm der Schweden abzuschlagen. Dagegen kam der General Wittenberg den Letzteren bald zu Hülfe, eroberte die Bergfestung Tabor und nahm in der Nähe von Budweis den kaiserlichen Feldmarschall Buchheim gefangen. Am 3. October kam der neue schwedische Oberfeldherr, Pfalzgraf Karl Gustav (später König von Schweden), in Prag an; am 2. November wollte er den kaiserlichen Truppen entgegenziehen, als er die Nachricht erhielt, daß neun Tage vorher der Friede endgültig abgeschlossen worden sei. Wrangel, der mit Turenne zu Feuchtwangen die Botschaft vernahm, bezeigte darüber heftigen Ingrimm; die Empfindungen des deutschen Volkes aber hat der treffliche geistliche Dichter Paul Gerhard in einem ergreifenden Kirchengesang ausgesprochen *). Die Kriegsunternehmungen hörten nun ganz auf; doch ward sogar durch den Friedensschluß Deutschland noch nicht von seinen Feinden befreit. Pfalzgraf Karl Gustav verweilte noch in Prag; andere Gegenden wurden gar erst 1654 geräumt.

Die Geschichte der Unterhandlungen über den sogenannten westfälischen Frieden würde, gut behandelt, sehr anziehend sein. Sie gehört jedoch aus vielen Gründen in dieses Werk nicht, zumal da sie, um nur einigermaaßen genügend zu sein, mehrere Bände füllen müßte. Die gesammelten Acten des Friedens bilden ganze Reihen von Folianten. Wer sich jedoch in der Kürze über die diplomatischen Verhandlungen und ihre Quellen gründlich belehren will, kann dies durch die Lectüre des ersten Theiles von Koch's „Abriß der Friedens-Tractate seit dem westfälischen Frieden“ thun, welchen Schöll 1817 zu Paris verbessert und vermehrt herausgegeben hat. Wir wollen blos die Friedens-Bestimmungen selbst summarisch angeben. Abgeschlossen wurde übrigens der westfälische Friede zu Osnabrück am 6. August 1648 zwischen den Schweden, dem Kaiser und den protestantischen Reichsständen, sowie zu Münster am 17. September mit den Franzosen. Beide Verträge wurden nachher am 24. October von Allen, welche am Kriege Theil genommen hatten, zu Münster unterschrieben; von den kaiserlichen, französischen und schwedischen Gesandten in ihren

*) Wohlauf und nimm nun wieder dein Seitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder in vollem hohen Chor! — —
Das drückt uns Niemand besser in unser Herz und Seel' hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr Gräber voller Leichen und blut'gem Heldenschweiß,
Der Helden, deren gleichen auf Erden man nicht weiß.

Wohnungen, von den deutschen Ständen auf dem Rathhause. Ein Receß wegen der Zahlungstermine und der völligen Abdankung der Truppen kam erst im Juni 1650 auf einer Versammlung zu Nürnberg zu Stande, bei welcher der Pfalzgraf Karl Gustav und Octavio Piccolomini den Vorsitz führten *).

Die Hauptbestimmungen des westfälischen Friedens waren folgende:

I. In Hinsicht auf Schweden und seine Verbündeten:

1. Schweden erhielt in Deutschland ganz Vor-Pommern nebst der Insel Rügen, sowie von Hinter-Pommern Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Insel Wollin und das pommerische Haff mit allen dazu gehörigen Orten. Außerdem wurden noch, wiewohl nur als Reichs-Lehen, das Erzbisthum Bremen, das Stift Verden, die Stadt Wismar nebst dem Hafen und was dazu gehörte, an Schweden abgetreten. Ferner wurde der Krone Schweden die starke Kriegs-Entschädigung von 5,000,000 Thalern zugestanden, zu welcher alle zehn Kreise Deutschlands, mit Ausnahme des bairischen, burgundischen und östreichischen beisteuern sollten.

2. Frankreich erhielt die Einwilligung des Reiches zum Besitze der schon 1552 besetzten Bisthümer Metz, Toul und Verdun, sowie außerdem noch die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, das Sundgau, Breisach und die Landvogtei der sogenannten elsässischen Zehnstädte, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß den Bischöfen von Straßburg, der Stadt Straßburg, wie den zehn Städten (darunter Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau), ferner vier Aebten, den Grafen und Herren von Lützelstein, Hanau, Fleckenstein und Oberstein und der gesammten dortigen Reichs-Ritterschaft ihr Zusammenhang mit dem Reiche erhalten werden sollte. Kolmar freilich hatte sich schon durch einen besonderen Vertrag vom August 1635 unter französischen Schutz gebeugt. In Philippsburg endlich sollte Frankreich eine Besatzung halten dürfen. Was Frankreich erhielt, war insgesammt in Oestreichs Besitz und Hoheitsrecht; es zahlte dafür dem Erzherzog Ferdinand Karl 3,000,000 Livres, obwohl Mazarin auf die doppelte Summe gefaßt war.

3. Brandenburg erhielt für die erwähnten Abtretungen an Schweden die Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin und das Erzbisthum Magdeburg. Jedoch fiel das Letztere, auf welches Sachsen Anspruch hatte, erst 1680 an Brandenburg.

4. Mecklenburg erhielt für das abgetretene Wismar die Bisthümer

*) Die Knaben von Nürnberg hielten hierauf dem Herzog von Amalfi und dem Pfalzgrafen zu Ehren einen großen Ritt auf Steckenpferden durch die Straßen von Nürnberg, was nachher auf einer Schaumünze dargestellt wurde.

Schwerin und Ratzeburg, nebst den Johanniter-Commenden Mirow und Nemerow.

5. Weil Magdeburg, Bremen, Halberstadt und Ratzeburg Coadjutoreien des Hauses Braunschweig-Lüneburg gewesen waren, so wurden diesem Hause die Klöster Walkenried und Gröningen und der abwechselnde Besitz von Osnabrück zugestanden; es sollte dort alternativ ein katholischer Bischof und ein welfischer Prinz die Regierung führen. Sodann erhielt das Haus Braunschweig noch das auch den Schweden gewährte Vorrecht, bei Processen den Reichs-Hofrath oder das Reichs-Kammergericht zum Richter wählen zu dürfen.

6. Amalia Elisabeth von Hessen hatte sich im ganzen Laufe des Krieges durch Klugheit, Politik, Thätigkeit und feste Anhänglichkeit an diejenigen, welche die Sache evangelischer Freiheit entweder vertheidigten oder doch zu vertheidigen vorgaben, so sehr ausgezeichnet, daß sie im Frieden gewann, ohne etwas verloren zu haben. Ihr Sohn Wilhelm VI. erhielt nämlich die gefürstete Abtei Hersfeld als weltliches Fürstenthum, ferner Stadthagen und Schaumburg, sowie den Antheil am Erbe der Linie Marburg, den ihm der Kaiser früher zum Vortheile von Hessen-Darmstadt entzogen hatte, und außerdem noch 600,000 Thaler baar.

7. Der Kurfürst von der Pfalz ward in die Unterpfalz wieder eingesetzt; doch blieben die Oberpfalz und der Rang der älteren Kurwürde bei Baiern, so daß es nun acht Kurfürsten, darunter fünf katholische, im Reiche gab. Kur-Mainz ward berechtigt, den ehemals an Pfalz verpfändeten Theil der Bergstraße wieder einzulösen.

8. Endlich wurden alle geächteten deutschen Stände in den Zustand von 1619 zurück versetzt und durch eine übrigens ganz überflüssige Erklärung die Schweiz völlig unabhängig vom Reiche gemacht. Auch die Republik der Niederlande, die schon im Januar mit Spanien ihren Frieden, ebenfalls zu Münster, geschlossen hatte, war nun thatsächlich vom deutschen Reiche gelöst.

II. In Betreff der Religion wurden die nachfolgenden Bestimmungen getroffen:

1. Die Reformirten haben gleiche Rechte mit den Lutheranern.

2. Das Normaljahr (d. h. das Jahr, dessen Zustand in Bezug auf den Besitz geistlicher Güter für die Wiederherstellung des alten Zustandes regulativ sein soll) ist für die Pfalz und ihre Verbündeten das Jahr 1619, für die anderen Fürsten das Jahr 1624.

3. Geistliche Fürsten, welche die Religion ändern, verlieren ihre kirchlichen Einkünfte.

4. Keine Regierung braucht Bürger zu dulden, die nicht ihrer Religion angehören; sie muß denselben aber, wenn sie ihnen nicht Dul-

dung und ungehinderte Hausandacht gewähren will, das Recht der Auswanderung vergönnen.

5. Das Reichs-Kammergericht soll künftig aus 24 protestantischen und 24 katholischen Mitgliedern bestehen; zu diesen 48 kamen aber noch zwei, die der Kaiser allein zu erwählen hatte, und von denen vorauszusetzen war, daß beide katholisch sein würden. Die Reichsversammlung endlich darf nie durch Mehrheit der Stimmen entscheiden, wenn ein religiöses Interesse in der Sache ist*).

III. In Hinsicht auf die Verfassung des deutschen Reiches ward beschlossen:

1. Auf den Reichstagen herrscht völlige Freiheit der Berathschlagungen.

2. Die Reichsstädte, welche bis dahin nur eine berathende Stimme hatten, erhalten eine beschließende.

3. Der Reichshofrath muß bei seinen Entscheidungen die Reichskammergerichts-Ordnung befolgen.

Endlich erhielten noch zum Unglücke für das deutsche Reich die Fürsten durch den westfälischen Frieden ein Recht, welches, wie dies bald hervortrat, das die Glieder des Reiches verknüpfende Band und die Unterordnung derselben unter ihr monarchisches Haupt nothwendiger Weise vernichten mußte. Es ward ihnen nämlich vergönnt, was vorher verboten war, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen. Dies wurde zwar nur mit der hinzugefügten Clausel, daß ein solcher Bund nichts gegen Kaiser und Reich enthalte, erlaubt; allein es zeigte sich bald, wie leicht eine solche Beschränkung zu umgehen sei.

V. Bemerkungen

über die Entstehung der monarchischen Hof-Litteratur der Franzosen, welche unter Ludwig XIV. vollendet und zur allgemeinen europäischen gemacht wurde.

Da es in dem Zeitraume, welcher bisher in diesem Bande behandelt worden ist, nur noch bei den Spaniern und theilweise bei den Engländern eine volksthümliche Litteratur und Bildung gab, so hätten

*) Die römische Curie erkannte den westfälischen Frieden nicht an; Papst Innocenz X. protestirte gegen denselben in der Bulle Zelo domus Dei. Doch war im Voraus beschlossen worden, daß überhaupt keine Protestation Gültigkeit haben sollte, und die Verbreitung der genannten Bulle wurde in Oestreich von dem frommen Kaiser Ferdinand III. mit Strafen belegt.

die Bemerkungen über den Ton der gebildeten Gesellschaft und über die für sie bestimmte Litteratur bis dahin verspart werden können, wo von Ludwig's XIV. Zeit die Rede ist. Allein dann würden wir auch Richelieu's Verdienst um das Franzosenthum und um dessen Verbreitung in ganz Europa nicht haben erwähnen können. Richelieu hat nämlich nicht blos durch Waffen und diplomatische Künste und Kniffe aller Art das politische Uebergewicht Frankreichs gegründet, welches nachher Mazarin durch Enghien's und Turenne's Siege und durch die Geschicklichkeit der französischen Minister beim westfälischen Frieden nur zu befestigen brauchte; er hat auch durch die Art, wie er auf die Litteratur der vornehmen Welt einwirkte, an der Stelle der freien Litteratur eine servile geschaffen. Unter ihm ward in Frankreich vollendet, was in Italien begonnen worden war. Noch unter Heinrich IV. hatte Franz Malherbe (†1628) als Dichter einen strengen Stil eingeführt, frei von Ausländerei und Ueberladung; indem er hierin seine Lebensaufgabe fand, wirkte er in nationalem Sinn. Daher kann man sein Bestreben als wohlthätig bezeichnen, obwohl er, was Phantasie und Erfindung angeht, keineswegs ein großer Dichter war. Schon bei seinen Lebzeiten wurde ihm Trockenheit und Pedanterie zum Vorwurfe gemacht; denn in Frankreich war nach Heinrich's IV. Tode jene lächerliche Künstelei, Uebertreibung und falsche Empfindsamkeit Mode geworden, welche im 16. Jahrhundert an den kleinen italienischen Höfen und durch die Stiftung vieler sogenannten Akademieen aufgekommen war. Den Ritter Marino, den Verfasser des „Adonis", berief Concini an den Hof der Maria von Medicis, wo man ihm als einem Dichterfürsten unglaubliche Ehren erwies und Alles, was auf Geist und Bildung Anspruch machte, sich an ihn drängte. Eine Schäfer-Poesie in einer unbeschreiblich affectirten und künstlichen Sprache gefiel zu jener Zeit um so mehr, je mehr sie mit dem Leben im Kontrast stand. In Frankreich behauptete sich freilich der affectirte und lächerliche Ton der poetischen und prosaischen Schriftsteller von Richelieu's Zeit nur bis auf Moliere's Tage. Wir dürfen aber dessen ungeachtet die Sache nicht ganz übergehen, weil die Gesellschaft im Hotel Rambouillet, von welcher jener Ton ausging, unter unseren Nachbarn bis auf den heutigen Tag so berühmt geblieben ist, daß der Philosoph der Doctrinärs, Cousin, es der Mühe werth gehalten hat, eine voluminöse Geschichte dieses Rococo der Litteratur zu schreiben und alle handschriftlichen Papierschnitzel zu sammeln, welche Auskunft über dieselbe geben. In Deutschland hat sich der Ton, die Manier und der Stil der Leute, welche den Ritter Marino gefeiert und die Manier des Guarini in Frankreich eingeführt hatten, sogar bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten.

Da der Pariser Ton ebenso bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, wie nachher im 18., besonders von den Damen und ihren Lieblingen angegeben wurde, so mußten auch die Romane, welche das eigentliche Fach derselben sind, ihren Ton, Stil und Inhalt ändern; die Ritter und Fee'n mußten verschwinden, und auch das Theater mußte eine andere Gestalt annehmen. Es würde daher auch schon aus dem einzigen Grunde nöthig sein, die durchaus nicht klassische Zeit des Kardinals Richelieu kurz zu erwähnen, weil dieses die Zeit der Entstehung des ebenso sehr von der Genialität des älteren englischen, als des spanischen verschiedenen französischen Drama's ist, welches nicht von selbst entstanden, sondern nach Regeln gemacht worden ist und auf einer schiefen Nachahmung der Alten beruht. Der Ursprung dieses Dramas fällt in dieselbe Zeit, in welcher zugleich die Versammlungen gelehrter Kunstrichter (die Akademieen der Sprache und der schönen Künste) aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurden.

Durch die Umgestaltung, welche der Roman am Ende des 16. Jahrhunderts und am Anfange des 17. erhielt, traten auf einmal an die Stelle der Ritter die Schäfer als Helden der Romane, die sich um wahre und erdichtete Galanterieen der Damen und Damoiseaux drehten und in einer allegorischen, dunkeln Sprache voll räthselhafter Anspielungen abgefaßt waren. Urheber dieser neuen Gattung waren vor Anderen zwei Herren d'Urfé. Doch glauben wir, daß der ältere von ihnen, Anne d'Urfé, nicht genannt werden sollte; denn er schrieb, so viel wir wissen, nur 150 Sonnette, von welchen blos sechs gedruckt sind. Desto fruchtbarer war sein Bruder, Honoré d'Urfé. Wir übergehen die Sirène und die moralischen Episteln desselben, um blos sein großes Werk zu erwähnen, welches in Frankreich allgemein gelesen und in Deutschland von Lohenstein, Hofmannswaldau und ihren Bewunderern als höchstes Muster betrachtet ward. Honoré d'Urfé gab 1610 die erste Abtheilung dieses Romans heraus, welcher nur von einigen deutschen Romanschreibern der ersten Hälfte des 18. und 19. Jahrhunderts an Umfang übertroffen worden ist, und dessen Titel Asträa (Astrée) schon etwas Ueberschwengliches bezeichnet. Im Jahre 1640 erschien eine zweite Abtheilung. Der Verfasser starb, noch ehe das Werk beendigt war; sein Secretair Baro fügte aber noch drei dicke Bände hinzu, so daß das ganze 5500 Seiten umfaßt. Es ist ganz mit schwülstigen Reden, Galanterieen und lächerlichen, abgeschmackten Hirten-Reden und Liebesgeschichten angefüllt, wurde aber unter Ludwig XIII. ebenso allgemein gelesen und gepriesen, wie Kotzebue's Stücke und wie Hermes' oder Nicolai's Romane im 18. Jahrhundert bei den Deutschen. Der Name eines liebenden Schäfers in der Asträa, des Seladon (Céladon), ist auch in der deutschen Litteratur sprichwörtlich

geworden. Man sagte in Frankreich allgemein, das Buch mache Epoche, denn Honoré d'Urfé habe endlich auch den Roman aus der Barbarei herausgerissen und der Regel unterworfen. Auch hat diese unnatürliche Dichtungsart und lächerliche Schäferei sehr berühmte Nachahmer in Frankreich erhalten, unter welchen wir nur Segrais, die Frau Deshoulières und besonders Fontenelle nennen wollen. Daß Gelehrte, wie Camus und Huet, den dicken Roman bewundern, fällt uns ebenso wenig auf, als daß Patru einen Commentar über denselben geschrieben hat, um die unter erdichteten Namen in ihm vorkommenden schäfernden Personen näher zu bezeichnen. In dem ganzen Buche, von welchem jetzt schwerlich Jemand auch nur einen Theil genau lesen wird, herrscht eine eintönige Feierlichkeit und ein lächerlich höfischer Hirten-Ton. Man behauptete früher, d'Urfé habe seine eigene Geschichte in die Hirten-Form seines Romans gekleidet; jetzt scheint man aber von dieser Meinung zurückgekommen zu sein. Interessant würde es immer sein, d'Urfé's Geschichte, aber ohne Schäfer-Wesen, Rhetorik und Affectation, von ihm selbst erzählt zu lesen. Sein Bruder Anne heirathete nämlich die durch ihre ausgezeichnete Schönheit und großen Reichthum berühmte Diana von Chateau-Morand, der seine Sonnette galten. Obgleich dies eine Heirath der gegenseitigen Liebe war, so wurde doch die Ehe 1598 getrennt und Anne ging ins Kloster, wo er 1621 starb. Honoré hatte den unglücklichen Einfall, die gealterte Diana, nachdem sie geschieden war, zu heirathen, um die sehr großen Güter bei der Familie zu erhalten. Er mußte dies bald bereuen; denn Diana hatte ihre Hunde und deren Schmutz lieber, als ihn, und da sie die Hunde sogar im Bette bei sich hatte, so entsagte der zärtliche Schäfer-Dichter seiner speculativen Ehe und lebte fortan auf seinem Landgute bei Nizza. —

Zugleich mit der rhetorischen, affectirten und erkünstelten Belletristik, welche den Romanen d'Urfé's den Eingang in die ersten Kreise von Frankreich verschaffte, blühten gerade diejenigen Wissenschaften, die im 15. Jahrhundert von den Italienern ausschließlich betrieben worden waren. Diese Blüthe fällt in die Religions-Kriege und war ein Ergebniß des Wettstreites der Reformirten mit den Katholiken, besonders mit den Jesuiten, welche damals schon aus polemischen Rücksichten die gründlichen Studien förderten. Unter den Gelehrten, die im 17. Jahrhundert die von den Italienern im 14. und 15. gegründeten Wissenschaften weiter brachten, nennen wir billig Salmasius (Claude Saumaise, geb. 1588 in Sémur) zuerst. Er ward in Paris von Casaubonus unterrichtet und bildete sich dann in Heidelberg aus, wo er noch die von den pfälzischen Kurfürsten gesammelte unschätzbare Bibliothek benutzen konnte, welche nachher auf Befehl des Herzogs von

Baiern geraubt wurde. Er kam nach Heidelberg, um den Rechtsgelehrten Dionysius Godofredus zu hören, weil damals das Rechts-Studium auf eine geistreiche Weise mit dem Studium der alten Klassiker verbunden wurde. Im Jahre 1616 kehrte er nach Paris zurück, wo er Advokat und Parlaments-Rath ward. Salmasius war ein wahrhaftes Wunder von diffuser Gelehrsamkeit, dabei ohne Schwung und philosophischen Geist. Er wurde so sehr gesucht, daß man ihn in Padua und in Bologna zum Professor haben wollte, und daß die Curatoren der Universität zu Leyden, wo er nachher lebte und auch starb, ihm einen ansehnlichen Gehalt gaben, blos damit er sich in Leyden aufhalten möge. Er verfaßte im Jahre 1649 eine politische Schrift zu Gunsten des hingerichteten Königs von England (Defensio regia pro Carolo I.), wozu ihm der Sohn desselben den Auftrag gegeben hatte. Der gelehrte Sammler war aber bei einer Sache, welche strengen Gedankengang und geistige Schärfe verlangte, seinen Gegnern, unter denen sich ein Mann wie Milton befand, nicht gewachsen. Von den Republikanern angefeindet, begab er sich auf ein Jahr nach Stockholm zu der Königin Christina, die sein Wissen schätzte, ihn aber doch als den gelehrtesten aller Flachköpfe (omnium fatuorum stultissimum) bezeichnete. Salmasius war ein sehr brauchbarer Sammler in einer Zeit, in welcher der Inhalt der Alten noch weniger bekannt und die Herausgabe und Erklärung mancher noch nicht behandelten Schriften der alten Klassiker mehr ein Bedürfniß war, als in unseren Tagen. Wir dürfen daher auch, in einem nicht für Gelehrte bestimmten Werke, der beiden kolossalen Gelehrten Salmasius und Casaubonus nur im Allgemeinen gedenken, nicht aber ihre Schriften einzeln anführen und in eine Analyse derselben eingehen. Zu verwundern ist übrigens gar nicht, daß ein so heftiger Feind aller Schulgelehrsamkeit, als Voltaire war, in seinem temple du goût Leute wie Saumaise mit bitterem und boshaftem kurzen Sarcasmus abgefertigt hat. Dafür haben aber die Engländer, welche bekanntlich auf ihren Universitäten das Alte in der Philologie und Theologie mit Vorliebe behandeln, neuerdings drei Uebersetzungen der zwei dicken Folianten von des Casaubonus Briefen im Auszuge ans Licht gefördert. Um zu erklären, warum Salmasius immer genannt wird, wenn ein Ungeheuer von Gelehrsamkeit angeführt werden soll, müssen wir bemerken, daß er volle 80 Bücher, mehrentheils von ansehnlichem Umfange, geschrieben hat, und daß dessenungeachtet noch viele Arbeiten von ihm ungedruckt sind. Ueber sein philologisches Verdienst oder mit anderen Worten über seine Ausgaben und Erklärungen der einzelnen alten Schriftsteller haben nur Philologen ein Urtheil. In seinen anderen Arbeiten finden wir ungeheuere, aus allen Fächern gesammelte, selten aber einigermaaßen verdaute Materialien.

Salmasius hatte als Reformirter an dem Jesuiten Denis Petau aus Orleans, latinisirt Petavius, einen scharfen Gegner. Glücklicher Weise sind jetzt die groben und schmähenden Streitschriften beider Männer ganz vergessen und wir erwähnen sowohl des Einen als des Andern nur, um an einzelnen Beispielen nachzuweisen, wie, mitten unter den Religions-Zänkereien und blutigen Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts, die aus Italien stammende Bildung zugleich durch die Franzosen der alten und durch die der neuen Kirche mächtig gefördert ward. Petavius ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß, was bei Gelehrten sehr selten der Fall ist, nicht die Rücksicht auf Ehre oder äußeren Vortheil ihn zur Wissenschaft und zum Studieren antrieb, sondern daß diese selbst ihm Belohnung und Freude war. Er schlug die glänzendsten Anerbietungen des Papstes und des Königs von Spanien aus, lehrte einige Jahre in Paris und starb 1652 zu Clermont in einer sehr bescheidenen Zelle. Er war der Schöpfer der neueren Chronologie und vollendete das, was Joseph Scaliger angefangen hatte. Petavius hat nämlich die Theorie der Zeitrechnung durch Erklärung aller alten mathematischen und astronomischen Schriftsteller begründet und auch auf die einzelnen historischen Ereignisse angewandt. Ganz Europa erkannte sein Verdienst an und die Chronologie ward eine Wissenschaft, über welche wir seitdem eine ganze Bibliothek voluminöser Werke voll stupender Gelehrsamkeit erhalten haben. Gerade weil dies der Fall ist, können Petavius' Verdienste hier nicht im Einzelnen gewürdigt werden. Wir bemerken blos, daß die vollständige Sammlung der chronologischen und astronomischen Schriften Petavius'*) in den Amsterdamer Ausgaben von 1703 und 1710 und in dem 1734 bis 1736 zu Verona erschienenen Nachdrucke drei starke Folianten füllt. Kürzer hat Petavius sein System und dessen Anwendung in einem Buche vorgetragen, das er Rationarium temporis genannt hat, und welches später von Perizonius und Anderen sehr verbessert worden ist. Dieses Buch enthält die Chronologie angewandt bis auf das Jahr 1632.

Drei andere Männer aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dürfen wir nur nennen, um das Verdienst zu bezeichnen, das sie sich um historische Forschung jeder Art und um die Rettung der schriftlichen Denkmale des Alterthums und des Mittelalters aus dem Staub und Moder der Archive, sowie um die Ergänzung und Erklärung derselben erworben haben. Wir meinen Ludwig's XIII. Beichtvater, den Jesuiten Sirmond, ferner Fronton le Duc, gewöhnlich Fronto Ducäus genannt, und André du Chesne. Der Letztere wurde unter

*) Die zwei bedeutendsten sind das Opus de doctrina temporum und das Uranologium.

Richelieu, der ihn sehr schätzte, königlicher Historiograph und starb 1640; seine Sammlung französischer Quellenschriftsteller wurde von seinem Sohne fortgesetzt. André du Chesne hat sich, seit er 1616 die Werke Abälard's und seiner Gattin Heloise herausgab, um uns Alle, die wir nicht den Fleiß und die Ausdauer der früheren Generationen von Gelehrten haben. ebenso verdient gemacht, als nach ihm seine Landsleute, die Brüder Adrien und Henry de Valois (Valesius), Erbherren von Orcé.

Die Franzosen des 17. Jahrhunderts versanken, vielleicht gerade, weil die Mehrzahl derselben an äußere Vortheile, an Ehre und Ruf dachte und nicht, gleich den vorher genannten Männern, blos in der Wissenschaft Frieden und Glück suchte, nicht wie die Deutschen in Gelehrsamkeit, und vergaßen nicht, wie diese, über der Schulwissenschaft und dem Latein ihre Nation und ihre Sprache. Daß dies in Deutschland geschah, und daß dort die Barbarei der Schulen fortdauerte, daran war vorzüglich das römische Kaiserthum der Habsburger und die lateinische Justiz der Reichsgerichte schuld, sowie bei den Katholiken die römische Religion und die große Menge von Aebten, Prälaten, Fürsten und Kurfürsten, welche durch den Papst und durch lateinische Liturgieen und Studien zur Herrschaft über mehr als die Hälfte des deutschen Volkes gelangten. Außerdem schreckte die Barbarei der scholastischen Theologie der protestantischen Gelehrten und ihre niedrig schmähende und tobende Polemik jeden Gebildeten zurück. In Frankreich dagegen, sowie in Holland, bemühten sich die Gelehrten, die Alten durch Verdolmetschung zu einem Gemeingute zu machen, sowie gleich den Italienern durch ihre Uebersetzungen die Landessprache zu verbessern und das Leben zu verfeinern. Dies geschah in Deutschland erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, in Frankreich dagegen schon zu Richelieu's Zeit.

Unter denen, die sich damals als Uebersetzer verdient machten, nennen wir billig zuerst Nikolaus Parrot d'Ablancourt. Dieser wird freilich seiner Ungenauigkeit wegen oft getadelt; allein es kam damals weniger auf Genauigkeit an, als auf eine allgemeine Bekanntschaft mit der Manier der Alten in verschiedenen Gattungen und Fächern, da dieselben als Muster für die Nachahmung dienen sollten. D'Ablancourt könnte in Bezug auf den leichten Stil seiner nicht ängstlich gearbeiteten Uebersetzungen der Wieland der Franzosen genannt werden; nur müßte man dabei den Unterschied beachten, daß er schon im 17. Jahrhundert ein correctes Französisch schrieb, unser Wieland aber im 18. ein sehr incorrectes Deutsch. D'Ablancourt, welcher seine gelehrten Kenntnisse von Salmasius in Leyden erhielt, hatte, wie unser Luther bei seiner Bibel-Uebersetzung, einen richtigen Tact für das

Wesentliche in den Alten, der mit seiner Ungenauigkeit oft aussöhnt. Die größte Bedeutung erhalten seine Uebersetzungen dadurch, daß zu seiner Zeit die französische Sprache noch viel von ihrer alten Kraft und Natürlichkeit hatte, daß sie noch nicht durch Regeln und durch den Ton der Conversation jeder kräftigen Natürlichkeit beraubt war. D'Ablancourt trifft, und zwar vorzugsweise bei griechischen Schriftstellern, gewissermaaßen instinctmäßig denjenigen Ton und Ausdruck, welcher der passendste ist, um seiner Nation aus dem zu übersetzenden Schriftsteller die für Zeit, Umstände und Nationalität angemessene Belehrung zu geben. Er ist bei Autoren, wie Frontinus, Cäsar und Lucian, die er nicht verstand oder die einen eigenthümlichen Stil haben, weniger glücklich gewesen, als bei Anderen, von denen man noch jetzt seine veralteten und untreuen Uebersetzungen den neueren vorzieht. Um anschaulich zu machen, welchen Einfluß D'Ablancourt auf die Litteratur und Bildung der Zeiten Richelieu's und Mazarin's ausübte, wollen wir von seinen vielen Uebersetzungen nur drei anführen und in Betreff derselben den Punkt andeuten, der vor anderen zu beachten ist. Die ersten sind seine Werke des Tacitus, die als eigentliche Uebersetzung keinen Werth haben, durch welche aber die von Tacitus befolgte Manier so sehr zur französischen ward, daß d'Ablancourt's Uebersetzung, wie früher Amyot's Plutarch, ein Original-Werk für die Franzosen geworden ist. Sie erschien zuerst 1650 und wurde nachher fast alle acht bis zehn Jahre neu aufgelegt. Das zweite Werk ist die Uebersetzung von Arrian's Geschichte Alexander's des Großen (les guerres d'Alexandre), welche um so mehr ein National-Lesebuch der Franzosen geworden ist, als der vorzüglichste unter den französischen Grammatikern, Vaugelas, sie als ein Meisterstück in Rücksicht der Sprache gepriesen hat. Die dritte Uebersetzung ist die von Xenophon's Zug der Zehntausend, welche ebenfalls einen großen Einfluß auf die in dieser Gattung reiche historische Litteratur der Franzosen gehabt hat. Weniger gelungen ist die Uebersetzung von Xenophon's Fortsetzung des Thucydides (Hellenica), woran aber vielleicht auch das matte Original schuld ist.

Unter den Männern, die sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts um die französische Sprache und Conversation ein Verdienst erwarben, nimmt Gilles Menage (1613—1692) einen ausgezeichneten Platz ein. Er war es, der im Hotel Rambouillet durch seinen Witz und seine Fertigkeit der Rede glänzte und den Ton angab. Sein Witz hat ihn so berühmt gemacht, daß seine zum Theil sehr schlechten Einfälle, welche unter dem Titel Menagiana zusammengetragen wurden, für die ganze Litteratur der sogenannten — ana ein Muster geworden sind und unzählige Auflagen gehabt haben.*) Menage war nicht in Richelieu's

*) Zu den ersten — ana gehören die Scaligerana, die im Haag 1666 erschie-

Gunst und auch nicht Mitglied der von diesem gestifteten Akademie, obgleich er mehr für das Studium der französischen Sprache gethan hat, als mit Ausnahme von Vaugelas irgend einer der Akademiker. Er verspottete sogar in geistvollen Versen das Haupt-Unternehmen der Akademie, den Dictionnaire, in einer Vertheidigung der alten Wörterbücher (requête des dictionnaires), worin er den angesehensten Akademikern, wie Conrard und Baro, ihre Unkenntniß des Lateinischen vorwirft. Er selbst machte Gedichte in französischer, italienischer, lateinischer und griechischer Sprache. Menage wurde von Mazarin und auch vom Kardinal Retz besonders begünstigt. Er war nicht der Schöpfer jenes preciösen, gesuchten, rhetorisch-sentimentalen Schwulstes, welchen Moliere so meisterhaft verspottet hat; diesen hat vielmehr Antonio Perez, der von Philipp II. verfolgte spanische Staatsmann, zuerst in Frankreich eingeführt. Perez hatte den überladenen Stil, den man in seiner Heimath Gongorismus nannte, aus derselben mitgebracht und ihn nachher in England unter dem Einflusse John Lilly's noch weiter ausgebildet. Er war am Hofe Heinrich's IV. wie der Elisabeth hoch angesehen; er schrieb gezierte Briefe an Essex wie an den Marquis von Pisani, dessen Tochter Catharina später die Seele und der Genius des Hotel Rambouillet war. Doch bildete Menage die Redeweise, die man damals liebte, einigermaaßen aus; zumeist aber waren es seine Sarcasmen, die ihn berühmt gemacht haben. Wir würden durch Benutzung der Menagiana den Ton und Geschmack der vornehmen Welt jener Zeit ohne Mühe bezeichnen können, wenn wir uns nicht auf einen engen Raum beschränken müßten und wenn das angeführte Werk nicht den Büchern gliche, die man in neuerer Zeit Vademecum's (Schnurren) genannt hat. Uebergangen darf aber Menage nicht werden, weil er, das Orakel der Damen, geschwätzig wie Diderot und gelehrt wie Johnson war, welche beide Männer im 18. Jahrhundert zu Paris und zu London eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie Menage. Doch durfte dieser in Paris nicht so grob sein, wie Johnson in London war. Die Clientel des unerschöpflichen, dabei aber ungeheuer gelehrten Menage bestand aus allen jenen eitlen und geschraubten vornehmen Herren, welche Affectation für Gefühl ausgaben, z. B. einem Balzac, Sarasin, Benserade, Pellisson, Scudery und Chapelain, d. h. aus derselben Klasse, welche seit Chateaubriand wieder emporgekommen ist, sowie aus dem ganzen Kreise der Damen,

nen; in Deutschland erlangten am meisten Verbreitung die Taubmanniana, d. i. Witzworte und sinnreiche Aussprüche des im Jahre 1613 als Professor der Dichtkunst in Wittenberg verstorbenen Taubmann. Eine Zusammenstellung derartiger Büchlein gab Namur unter dem Titel: Bibliographie des ouvrages publiés sous le nom d'Ana, Brüssel 1839.

deren Lob Cousin monatlich verkündigte, nachdem er aufgehört hatte, ein Philosoph zu sein. Unter den zahlreichen Schriften Menage's sind nur zwei bis auf den heutigen Tag bedeutend geblieben, die eine für die Franzosen und das Studium ihrer Sprache, die andere für die Geschichte der Philosophie. Die Erstere sind seine Etymologieen der französischen und italienischen Sprache (Origines de la langue française), welche erst 1650 in Quart, dann aber nach seinem Tode 1694 ungeheuer vermehrt in Folio erschienen. Die zweite Schrift ist seine Ausgabe des Diogenes Laertius über das Leben der alten Philosophen, in welcher er alle Angaben theils gesammelt, theils nachgewiesen hat, die man über alte Philosophie zu wissen wünschen kann. Dieses Buch erschien zuerst 1663, wurde aber 1692 zu London in zwei Quart-Bänden von Menage vervollständigt herausgegeben.

Noch ist ein dritter von den Schriftstellern hervorzuheben, an welchen sich deutlich machen läßt, wie unter Richelieu eine durch die Alten oder nach ihren Uebersetzungen neu geschaffene französische National-Bildung entstand. Dieser Schriftsteller ist Franz Hedelin, Abbé d'Aubignac. Er wird hier besonders aus dem Grunde genannt, weil seine Wirksamkeit auf die Schöpfung des unter Richelieu nach Aristotelischen Regeln zu bildenden französischen Dramas gerichtet war. D'Aubignac ist besonders wegen des Einflusses merkwürdig, den er auf Richelieu und auf dessen Vorliebe für die französisch gemachten Regeln des Aristoteles, für ihre Aufrechthaltung durch das aus 40 Kunstrichtern bestehende Collegium der Akademie und für ihre Anwendung auf das Theater ausgeübt hat. Dieser Einfluß bestand besonders darin, daß d'Aubignac seine Verbindungen und sein Ansehen in der vornehmen Welt benutzte, um seine prosaische Ansicht des Dramas gegen Corneille, sowie seine Art die Poetik des Aristoteles zu verstehen und anzuwenden, gegen Menage geltend zu machen. Das Letztere geschah namentlich durch sein Buch la Pratique du théâtre, welches 1657 zum ersten Male erschien und nachher oft aufgelegt wurde. Ueber Terenz führte er einen heftigen Krieg mit Menage, und in der Amsterdamer Ausgabe der so eben erwähnten Schrift von 1715 ist der zweite Band den Streitschriften und Abhandlungen über Terenz gegen Menage gewidmet. D'Aubignac ist uns besonders aus dem Grunde merkwürdig, weil er nicht im Stande war, den großen Dichter Corneille herabzudrücken und ein Werk, das sein Schützer Richelieu verfaßt oder doch angegeben hatte, die Tragikomödie Mirame, als ein Meisterstück geltend zu machen. Er legte in der Pratique du théâtre allerdings sehr große Kenntniß des antiken Theaters an den Tag; dafür bildete er sich aber auch ein, daß der ungeheuere Abstand, in welchem Corneille's Cid von dessen früheren Stücken steht, seinen mittlerweile bekannt gemachten Schriften

zuzuschreiben sei. Dies nahm Corneille übel; und da auch Richelieu schlechterdings forderte, daß Corneille von den Richtern des Geschmackes verurtheilt werde, so begann d'Aubignac einen heftigen litterarischen Krieg mit Menage und Corneille.*) Dieser Streit d'Aubignac's und Richelieu's, oder mit anderen Worten des Schützlings und des Schützers mit Corneille und dem ganzen Publikum, welches durchaus nicht derselben Meinung war, wie der Kardinal und der hochmüthige Abbé, würde, sobald die ganze Akademie mit ihrem Urtheile durchgefallen war, in jedem anderen Lande den von Richelieu eingeführten Titel der Akademiker als unfehlbarer Richter über Grammatik und Aesthetik lächerlich gemacht haben; in Frankreich dagegen blieb die Akademie im Besitze der Herrschaft und unterdrückte nachher die litterarische Freiheit ähnlich wie die Minister die politische unterdrückten.

Zur Gründung der Académie française wurde Richelieu durch das Ansehen und Verhalten einer Gesellschaft bewogen, die sich zu Paris im Hotel Rambouillet Ton angebend versammelte. Dieser aus den vornehmsten Herren und Damen bestehende Kreis unterhielt sich in einer Manier, die man am besten aus Voiture's, Balzac's und Scudéry's Schriften kennen lernen kann. Georg von Scudéry hielt sich wegen seines Dramas „Die tyrannische Liebe" für einen weit größeren Dichter als Corneille; noch mehr Werth legte er selbst und sein Publikum auf sein Prunk-Epos über Alarich den Westgothen. Weit berühmter und gelesener als Georg war seine Schwester Madeleine, deren Romane, schwülstig und weitschweifig, ziemlich lange den Ton angaben. Diese Romane, wie Ibrahim der erlauchte Pascha, Klölia, Cyrus spielen zwar im Orient und im Alterthum, behandelten aber oft unter dieser Verhüllung Hof- und Staatsgeschichten aus dem 17. Jahrhundert. Bruder und Schwester verloren ihr Ansehen durch die Spöttereien Boileau's; doch bezog Madeleine Pensionen von Ludwig XIV. und von der Königin Christina. Sie überlebte ihren Ruhm ziemlich lange, denn sie starb erst 1701 in ihrem 94. Jahr. Das Hotel Rambouillet, dessen blauer Salon der Mittelpunkt der schönen Geister war, stand in der Nähe des Louvre. Die Franzosen gestehen dem Kreise, der sich dort versammelte, zu, daß er das echt nationale Talent der Unterhaltung pflegte und der Geselligkeit, die in den bürgerlichen Kriegen sehr verwildert war, neue Feinheit und Anmuth verlieh. Die

*) Der Cid wurde zum ersten Mal 1637 aufgeführt, und zwar mit überwältigendem Beifall. Die Abneigung Richelieu's gegen Corneille wird oft übertrieben; derselbe zählte zu den Poeten, die der Kardinal zur Ausführung seiner dramatischen Pläne, wie „Der Blinde von Smyrna," die „Tuilerien," die „große Pastorale" in Anspruch nahm; auch sah er es gern, daß Corneille ihm den „Horace" widmete und verlieh dem Dichter eine kleine Pension.

erste Dame, welche in diesem Kreise waltete, war Julia Zavelli, die Gemahlin des oben genannten Marquis von Pisane. Noch weit mehr wurde ihre ebenfalls schon genannte Tochter Catharina von Vivonne gepriesen; bei den Dichtern und Dichterlingen, die im Hotel Rambouillet aus und eingingen, heißt sie die unvergleichliche Arthenice (Arthénice, Anagramm von Cathérine). Ihre Tochter Julia von Angenne sah die glänzendste Zeit, welche etwa bis zur Mitte des Jahrhunderts dauerte. Als unerreichtes Muster einer zarten und sinnigen Aufmerksamkeit galt ein Album von gemalten Blumen, das Herr von Montausier (das Urbild von Molieres Menschenfeind) ihr zum Neujahrs-Tag 1641 anfertigen ließ und das man in dem beliebten blühenden Stil „Juliens Guirlande“ nannte; 19 Dichter, darunter Corneille, hatten die begleitenden Verse abgefaßt. Das Gesellschaftsleben im Hotel Rambouillet war in den ersten Jahrzehnten würdig und sittenrein, besonders im Gegensatze zu dem etwas derben Ton am Hofe Heinrich's IV. Doch konnte es an den Ausartungen nicht fehlen, die ein ausschließliches Schönthun mit sich bringt; die Redeweise, die man sich in dieser Sphäre und noch mehr in den nachahmenden Salons der Hauptstadt und der Provinz aneignete, wurde so geziert widerwärtig, daß sie nicht mehr die innere Leerheit zu verhüllen vermochte. Die Damen, welche diesen „kostbaren“ Ton unterhielten, die Précieuses, die Moliere für alle Zeit lächerlich gemacht hat, pflegten ihren litterarischen Hof im Schlafzimmer zu empfangen; ruelles hießen die engen Räume, die in demselben frei blieben.

Menage machte sich besonders geltend unter den Herren, welche im Hotel Rambouillet gegen Richelieu und dessen Geschmack oppositionelle Gespräche hielten. Diese Opposition war dem Kardinal beschwerlich, er half sich daher als geistreicher Mann und als Franzose, indem er ihr einen anderen gelehrten Klub entgegensetzte und denselben zu einer königlichen Gesellschaft machte. Der unwissende Mazarin trat nachher, ohne wie Richelieu einen wirklichen Antheil an der französischen Sprache und Litteratur zu nehmen, aus Schlauheit in seine Spuren. Der Zusammenhang war folgender. Neben dem Klub im Hotel Rambouillet bestand noch eine andere Privat-Gesellschaft von angesehenen Personen, welche, sowohl wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung, als auch wegen ihrer Geschäfte, im Reden geübt waren und zu bestimmten Zeiten zusammenkamen, um sich miteinander über die beste Art, die französische Sprache und National-Bildung zu fördern, zu unterhalten. Diese Gesellschaft hielt ihre Zusammenkünfte bis zum Jahre 1616 bei dem bekannten Geschichtschreiber de Thou (s. Bd. X., S. 373). Nach dem Tode desselben kam sie bei Conrard zusammen, welcher bei Richelieu viel galt und in Gesellschaften den Ton angab, übrigens aber nur wenig

Latein und noch weniger Griechisch verstand, auch, soviel wir wissen, nichts von einiger Bedeutung geschrieben hat. Conrard leitete unter dem bis jetzt noch beibehaltenen Titel eines beständigen Secretairs (sécrétaire perpetuel; gegenwärtig Mignet) die Sitzungen. Diese Privat-Gesellschaft wollte Richelieu zu einer königlichen machen; die Mitglieder gingen aber lange Zeit nicht darauf ein. Erst nachdem Chapelain, aus welchem Richelieu schlechterdings einen heroischen (epischen) Dichter machen wollte, der auch wirklich eine Pucelle (Jungfrau von Orleans) ankündigte und nach 20 Jahren fertig brachte, 1629 Mitglied der Gesellschaft geworden war, ließ sich dieselbe 1633 von diesem Manne bereden, die angebotene eitele Ehre anzunehmen. Im Jahre 1635 wurde daher durch königliches Decret jener bisherige Privat-Kreis als Académie française in eine aus 40 Gelehrten bestehende königliche Gesellschaft umgewandelt, die sich gleich einem Tribunal im Louvre versammeln und über Sprache und redende Künste urtheilen sollte. Diese Akademie erhielt das Recht, sich selbst zu ergänzen; doch bedurften ihre Wahlen der Bestätigung des Königs. Die Statuten, welche der Kardinal ihr geben ließ, wurden von Chapelain entworfen.*)

Wir wollen von dieser Stiftung und ihrem Nutzen weder so viel Böses sagen, als viele Deutsche zu thun pflegen, noch ihr so viel Gutes nachrühmen, als von den Franzosen geschieht. Doch können wir nicht in die neuesten französischen Lobpreisungen der Männer mit einstimmen, welche im Hotel Rambouillet eine große Rolle spielten und von Richelieu und seiner Akademie als Muster des guten Geschmacks empfohlen wurden. Die Académie française sollte nach ihren Statuten zunächst die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuches, dann aber die einer Poetik und Rhetorik besorgen. Sie sollte also statutarisch über die Sprache, welche der Zeit gehorcht, und über die Dichtkunst, die dem Genie angehört, entscheiden und den genialen Corneille verdammen, weil derselbe nicht, wie d'Aubignac, Chapelain und andere, nach der dürren Regel arbeiten oder, oder wie Balzac und Voiture, rhetorisirend faseln wollte. Wir gestehen übrigens, daß Richelieu inso-

*) Im Jahre 1663 wurde die Académie des inscriptions beigefügt, die anfangs wirklich für Inschriften auf Denkmälern und Münzen zu sorgen hatte, später aber sich zur philologisch-historischen Abtheilung umgestaltete. Sodann kam die durch ihre Leistungen hochbedeutende Académie des sciences hinzu, der die Pflege der sogenannten exacten Wissenschaften obliegt. Gegenwärtig bestehen daneben noch die Académie des beorx-arts und die der sciences morales et politiques; alle fünf zusammen bilden das Institut de France. Die weiteste Theilnahme findet noch immer die zur Pflege der Sprache begründete Académie française; sie ergänzt sich selbst nach dem Tode oder (selten) dem Austritt eines Mitgliedes, daher sie den oft scherzhaft angewandten Namen der 40 Unsterblichen erhalten hat, in derselben Bedeutung wie die auserlesene Kriegerschaar der 10,000 Unsterblichen im alten Persien (s. Bd. I., S. 232).

fern Recht hatte, als die französische Sprache Hofsprache werden und in ganz Europa fast ausschließlich als diplomatische und monarchische Sprache gelten sollte. Sie erlangte durch Richelieu's Gründung einer Akademie den Vortheil der Klarheit und Bestimmtheit, welche beide Eigenschaften im Geschäftsverkehr mehr gelten, als der innere Gehalt, die Kraft und die Genialität.

Unter den Männern, welche damals durch die Akademie und die Salons ein unbegreifliches Ansehen erhielten, sind ganz besonders Balzac und Voiture hervorzuheben, von welchen der Erstere den größeren Ruf, der Zweite das meiste Genie hatte. Wir schreiben vielleicht mit Unrecht beiden Männern nur die den Franzosen, Italienern und Weltleuten eigene Fähigkeit zu, ganz gewöhnliche Gedanken preciös auszudrücken. Daß aber die Bewunderung Beider eine nationale war, beweisen die neuesten Versuche, Beide wieder zu Ehren zu bringen, obgleich schon seit einem Jahrhundert Niemand mehr ihre Arbeiten liest, so wenig als man nach einem Jahrhundert Chateaubriand's sentimental-religiösen Bombast oder die poetischen Prosaisten aus der Zeit Louis Philipp's lesen wird. Einen großen Theil ihres Rufes verdanken sie übrigens mehr ihren Briefen, als ihren größeren Werken. Balzac lebte von 1593 bis 1654 größtentheils entfernt von Paris. Seine Arbeiten füllen in der Ausgabe von 1665 zwei Folianten. Eine Sammlung seiner gesuchten, gedehnten, weitschweifigen, schmeichelnden Briefe, die sich aber durch Reinheit der Sprache und Zierlichkeit der Wendungen auszeichnen, erschien schon 1627; und es entstand damals über die Beurtheilung derselben ein solcher Streit, daß man hätte meinen sollen, dieser beträfe die wichtigste Staatsangelegenheit. In seinem Hauptwerke, dem „christlichen Sokrates", trägt er eine rhetorisch geschmückte Frömmigkeit vor, der es durchaus an innerer Wärme fehlt. Dagegen enthalten Balzac's Briefe und seine Entretiens ebenso wie die Faseleien Chateaubriand's viele Stellen, in welchen seine Schwermuth ergreifend und seine Entfernung von Künstelei unleugbar ist. — Voiture, der von 1598 bis 1648 lebte, ist ebenfalls besonders als Epistolograph bedeutend. Von bürgerlicher Abstammung, Sohn eines Weinhändlers, war er der gefeierte Liebling einer Gesellschaft, in welcher sich der Prinz Conti, der Marschall Grammont und der große Condé bewegten. Wir würden seine Briefe blos deshalb empfehlen, weil man aus denselben den Ton der berühmtesten Pariser Damen-Gesellschaften in der Mitte des 17. Jahrhunderts kennen lernt. Dieser Ton und die Manier eines Voiture lassen sich nicht besser charakterisiren, als durch die Bemerkung, daß Voiture von einem seiner größten Lobredner besonders aus dem Grunde gepriesen wird, weil er Meisterstücke aus Nichts gemacht habe (Partout il badina si bien, qu'il

fit des chefs-d'oeuvres de rien). Der belletristische Kleinigkeitsgeist, der bei schönen Seelen und in abgeschlossenen litterarischen Kreisen zur Herrschaft kommt, zeigt sich in dem Umstande, daß man jahrelang darüber stritt, ob das Sonnett „Hiob" von Benserade oder das Sonnett „an Urania" von Voiture größeren Werth habe, und daß sich die gebildete Gesellschaft in die Parteien der Jobisten und Uranisten theilte. Es gibt sich freilich darin auch das lebhafte Interesse kund, das die Franzosen der Neuzeit an der Verfeinerung ihrer Sprache in Wohllaut und Schönem Ausdruck nehmen. Voiture's Witz, seine Anspielungen und seine Feinheiten haben nicht Balzac's Würde; seine Briefe sind aber kürzer. Uebrigens arbeiteten beide Männer nach fremden Mustern; denn Balzac's Weitschweifigkeit war eine Folge des Studiums der zum akademischen Spiele gewordenen italienischen Litteratur und Voiture ahmte die spanischen Spielereien nach, welche seiner Zeit auch Tieck uns Deutschen für Witz und Poesie verkauft hat.

VI. Englische Geschichte vom Tode der Elisabeth bis zur Hinrichtung Karl's I.

1. Jakob I.

Die Geschichte Englands unter Jakob I. ist bereits im Zusammenhang (s. Bd. XI., S. 264), sowie an vielen Stellen gelegentlich behandelt worden. Es bedarf daher hier nur einer kurzen Zusammenstellung dessen, was für die unter Jakob's Sohn erfolgte Revolution besonders zu wissen nöthig ist. Bei dieser Gelegenheit wäre freilich in staatswissenschaftliche und politische Erläuterungen, sowie in philosophische Betrachtungen über englisches Staats- und Kirchenwesen tiefer einzugehen; wir unterlassen dies aber, weil unsere Zeit so reich an großen Staats-Philosophen und Politikern ist, daß wir dergleichen Bemerkungen Anderen überlassen und uns ganz auf dasjenige beschränken können, was uns näher liegt.

In dieser Beziehung ist zunächst zu bemerken, daß Jakob als Schotte immer von Landsleuten umgeben war, welche aus vielen Gründen den Engländern anstößig waren, und daß er schon dadurch, sowie durch seinen Mangel an ritterlicher Gestalt und an königlicher Repräsentations-Fähigkeit seinen Unterthanen in einem ungünstigen Lichte erscheinen mußte. Er hatte aber außerdem den Fehler der Pedanterie und die lächerliche Eitelkeit, sich als gründlichen Theologen zu zeigen, was er

auch wirklich war, und dies gab ihm in Verbindung mit seinen Verschwendungen zu einer Zeit, als England sich unter der Elisabeth zu großer Macht und bedeutendem Reichthum emporgehoben hatte, in den Augen seiner Großen ein lächerliches oder armseliges Ansehen. Seine Stellung zwischen den Presbyterianern, Puritanern und Katholiken ward also durch ihn selbst noch bedenklicher gemacht, als sie schon an und für sich war. Die Pulververschwörung (s. Bd. XI., S. 273 ff.) veranlaßte und nöthigte ihn, ganz gegen seine eigentliche Gesinnung die Katholiken zu verfolgen und unerhört grausame Gesetze seines Parlaments gegen den Papismus zu billigen. Die vollständige Union der beiden Reiche, die er als „König von Großbritannien" erstrebte, kam nicht in dem beabsichtigten Maaße zu Stande; doch wurden diejenigen Gesetze, die aus Feindseligkeit hervorgegangen waren, abgeschafft, und ebenso die Grenzzölle, so daß Handelsfreiheit auf der ganzen Insel herrschte. Die Schotten übrigens, deren Königthum er vergebens durch Verschmelzung mit dem englischen umzuwandeln suchte, wurden ganz unzufrieden, als er 13 ihrer Pfarrer zu Bischöfen machte. Er reiste (1617) selbst nach Schottland, das er seit 14 Jahren nicht gesehen hatte, und suchte das Parlament für die Umwandlung der presbyterianischen Verfassung in eine bischöfliche, überhaupt für Annäherung an das englische Kirchenwesen günstig zu stimmen. Er that dies nicht eben auf liebenswürdige Weise, indem er seine Schotten ermahnte, von den gebildeten Nachbarn das Gute anzunehmen, nachdem sie ihnen in so manchem Schlimmen, wie im Gesundheit-Trinken, Tabakrauchen und in bunter Kleidung nachahmten. Es dauerte jedoch nach dieser Anrede noch beinahe vier Jahre, bis das schottische Parlament sich entschloß, die bisher calvinistisch freie Kirche im Wesentlichen in eine Staatskirche umzuwandeln. Der Streit über englische Kirchen-Angelegenheiten hatte schon Elisabeth zu einem Verfahren gegen ihr Parlament genöthigt, welches zwar im Geiste Heinrich's VII. und VIII., aber ganz gegen den Geist der Zeit war, der sich aus Schottland, aus den Niederlanden und aus Frankreich, wo man damals um Freiheit in Kirche und Staat blutig kämpfte, nach England verbreitete. Elisabeth hatte indessen mit Hülfe ihrer alten Minister durchgesetzt, was für Jakob und seine jugendlichen Lieblinge nicht möglich war. Schon in der letzten Zeit der Elisabeth waren die Puritaner im Parlament mit einer Dreistigkeit aufgetreten, welche die Königin in Verlegenheit gesetzt hatte. Jakob's Mangel an Sparsamkeit verschaffte dem Parlament, welches ihn sehr karg hielt, die Gelegenheit, seinem Widerspruche gegen die bisher von den Königen willkürlich geübte Gewalt Nachdruck zu geben.

Schon in seinem erstem Parlamente erfuhr Jakob Widerstand, als 1606 ein Kaufmann Bates die vom Parlament nicht bestrittene

Besteuerung der Ein- und Ausfuhr nicht bezahlen wollte und einen richterlichen Ausspruch darüber forderte. Selbst als von den zwölf Richtern zehn dem Könige das Recht zusprachen, die Aus- und Einfuhr zu besteuern, erklärte die Nation sich laut für die beiden anderen, welche der entgegengesetzten Meinung waren. Die Juristen wurden zugleich mit dem Könige verhaßt, weil diese sich auf so manche richterliche Entscheidungen über die von ihm aus Heinrich's VII. Zeit erneuerten Ausschreibungen von Zwangs-Anlehen und freiwilligen Gaben und über seine Ertheilung von Monopolen berufen konnte. Robert Cecil, der bekannte Minister der Elisabeth, welchen Jakob zum Grafen von Salisbury ernannt, und die Collegen desselben halfen im ersten Parlament dem Könige noch mit ihrer alten Schlauheit aus der Verlegenheit. Sie versprachen dem Parlament, wenn es die Steuer unter der Bedingung von Reformen gewähren würde, alles Mögliche, ohne nachher Wort zu halten. Jakob fuhr daher, trotz der Zänkerei im Parlament, mit Erpressungen gegen die Katholiken und mit nachträglicher Besteuerung fast aller Einfuhr-Artikel fort, und berief, als er mit dem Parlament nicht fertig werden konnte, von 1608 bis 1610 lieber gar keines mehr. Im Februar 1610 mußte er sich jedoch entschließen, ein neues Parlament zu versammeln. In diesem ward lange Zeit über die streitigen Punkte verhandelt. Beide Theile schienen endlich nachgeben zu wollen und man verhandelte über ein erhöhtes jährliches Einkommen für den König; es kam aber am Ende doch nichts zu Stande, und das Parlament wurde aufgelöst. Schon damals hatte das Unterhaus ein förmliches Gesetz beschlossen, in welchem die Besteuerung der Ein- und Ausfuhr durch den König allein aufgehoben ward; dieses Gesetz fiel aber im Oberhause durch. Auch gegen die Ausschreibung willkürlicher Anlehen und gegen den grausamen Mißbrauch der richterlichen Gewalt von Seiten der hohen geistlichen Commission (s. Bd. XI., S. 241) hatte das Parlament protestirt; der König hatte sich aber auf die monarchische Allgewalt berufen, welche den Königen von Gott verliehen worden sei.

Im Jahre 1612 starb Robert Cecil, Graf von Salisbury, der einzige Mann in Jakob's Umgebung, welcher mit den Geschäften vertraut war und die Fähigkeit hatte, ihnen vorzustehen. Sein Tod war von sehr unglücklichen Folgen; denn Jakob wählte die Leute, denen er den Staat anvertraute, nach denselben Eigenschaften, durch welche Ludwig XIII. sich bei der Wahl seiner Lieblinge bestimmen ließ, hatte aber dabei nicht wie Ludwig das Glück, daß ein Mann wie Richelieu ihm zur Seite stand, welcher alle solche Leute von ernsten Geschäften fern hielt. Im Jahre 1613 verlobte Jakob seine sechszehnjährige Tochter Elisabeth mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz,

dessen unglückliche Schicksale bekannt sind. Auch der in demselben Jahre erfolgte Tod seines älteren Sohnes, des bei der Nation sehr beliebten Prinzen Heinrich von Wales, führte Verlegenheiten und Unzufriedenheit herbei, weil Jakob in seiner thörichten Einbildung auf den Vorzug monarchischer Abkunft durchaus verlangte, daß sein zweiter Sohn, Karl, eine Tochter des spanischen Königs heirathen solle, dessen Glaubensgenossen er doch in England wider seinen Willen auf jede Weise verfolgte und auch nicht um seiner Schwiegertochter willen milder behandeln konnte. Diese Heirathsangelegenheit war daher gleich anfangs mit der Schwierigkeit verbunden, daß der König von Spanien für seine Glaubensgenossen Duldung forderte, was der König, ohne die Constitution zu verletzen, nicht gewähren konnte. Eine andere Schwierigkeit war die Erlangung der päpstlichen Dispensation. Der Papst machte mit Recht dieselbe Forderung und suchte außerdem die Heirath selbst auf allerlei Weise hinzuhalten. Als nachher die Umstände sich änderten und der König von Spanien wie der Papst geneigt waren, in die Vermählung einzuwilligen, ward auf Betreiben des königlichen Lieblings Buckingham plötzlich Alles aufgegeben und Spanien bitter gekränkt.

Die ganze Art, wie diese bereits näher dargestellte Angelegenheit betrieben wurde, und der Ausgang den dieselbe nahm, können uns bei einem Manne, wie König Jakob war, nicht verwundern. Jakob vereinigte den königlichen Stolz und den Gedanken, daß er die Gottheit auf Erden repräsentire, ganz gut mit seiner einer Carikatur ähnlichen Gestalt und mit einem vertraulichen Tone, der ans Possenhafte streifte. Er spielte überall den pedantischen und theologischen Gelehrten und war doch auf Hahnengefechte und die Jagd erpicht, auch den Tafelfreuden und (wie seine Gemahlin) dem Trunk ergeben. An seinem Hofe herrschte ein toller Ton. Ihm selbst fehlte es immer an Geld, da er sich um jede Forderung mit dem Parlamente herumstreiten mußte, welches seiner thörichten Verschwendung Schranken setzen und ihn nöthigen wollte, daß er den Gedanken, ohne Parlament zu regieren, aufgebe. Er wurde endlich stets von Lieblingen beherrscht, welche keinen anderen Vorzug hatten, als daß sie die Gewandtheit, Manier und Form besaßen, die ihm selbst in so hohem Grade mangelten.

Der erste dieser Lieblinge war der Vicomte Rochester oder, wie er früher hieß, Robert Carr, welcher schon in Schottland des Königs Page gewesen und auf einer Reise nach Frankreich ein vollständiger Zierbengel geworden war. Ihn hatte Lord Hay, welcher Jakob's Sinn für Frivolität kannte, dem Könige bei einem Turnier als Schildknappen aufwarten lassen; da der hübsche junge Mann sich bei der Lustbarkeit durch einen Sturz vom Pferde verletzte, nahm der König den lebhaftesten Antheil an ihm und besuchte ihn mehrmals.

Er fand, daß Carr über allen Begriff unwissend sei und übernahm es selbst, ihn im Lateinischen zu unterrichten. Carr erhielt von Jakob viele erledigte Krongüter und vermehrte außerdem seine Reichthümer durch große Geschenke der Leute, für die er sich beim Könige verwendete. Bis zu Robert Cecil's Tode (Ende Mai 1612) war der königliche Liebling zuerst zum Baron Branspeth, dann zum Vicomte Rochester erhoben worden und hatte auch den Knieband-Orden erhalten, obgleich er bis dahin sich nur mit Hofgeschäften und mit der Unterhaltung des Königs, dem seine Possen und lustigen Streiche die Zeit verkürzten, beschäftigt hatte. Als aber Cecil gestorben war, ließ dieser Mann, obgleich er kein Geschäft verstehen gelernt hatte, sich auch in Staatsangelegenheiten gebrauchen, um sich vom Könige einträgliche Stellen, welche Cecil bekleidet hatte, erbitten zu können. Da Rochester aber ein unwissender schottischer Knabe war, so mußte er einen Anderen zu Hülfe nehmen, um sich mit einiger Ehre aus der Sache zu ziehen. Er wählte dazu seinen Freund, Thomas Overbury, welcher früher wegen einer Ungezogenheit gegen des Königs Gemahlin, Anna, Christian's IV. von Dänemark Schwester, den Hof hatte verlassen müssen, im Jahre 1611 aber auf Rochester's Betreiben zurückgerufen worden war. Der König sah diesen Mann nicht gern bei seinem Lieblinge. Außerdem war es ihm sehr unangenehm, daß Rochester sich in eine sehr schöne und als Tochter und Nichte der beiden Howard's, des Ober-Kammerherrn Grafen von Suffolk und des Siegelbewahrers Grafen von Northampton, sehr vornehme, dabei aber jedes Frevels und Verbrechens fähige Dame verliebte. Diese Dame, Franziska Howard, war als Kind mit dem nur um ein Jahr älteren Grafen Robert von Essex, einem Sohn des unglücklichen Günstlings der Elisabeth, vermählt worden und, während dieser seine Cavaliers-Reise machte, herangewachsen; sie hatte ihren Gemahl nach seiner Rückkehr nicht blos kalt empfangen, sondern auch nur dann, wenn ihr Vater es drohend forderte, gesehen. Aus der Kälte war zuletzt völlige Abneigung geworden und Vater und Oheim willigten am Ende in eine Scheidung ein. Der König war Willens, die Scheidung zu gewähren; aber Overbury hintertrieb dies. Es blieb daher der Gräfin, welche durchaus geschieden und mit Rochester vermählt sein wollte, kein anderes Mittel übrig, als den Freund desselben ganz zu entfernen. Unter die im Laufe des Jahrhunderts verschwundenen königlichen Vorrechte, welche Jakob vergebens zu erneuern suchte, gehörte auch das Recht, jedem Engländer, möge er wollen oder nicht, ein Geschäft oder eine Sendung ins Ausland aufzutragen. Der Graf von Northampton sorgte also dafür, daß Overbury eine Gesandtschaft nach Rußland erhielt; dieser bestritt aber das Recht, ihn wider seinen Willen zu einem

Geschäfte zu verwenden. Er wurde dafür am 21. April 1613 in den Tower gesetzt, wo er, nachdem man ihn sechs Monate lang auf die härteste Weise behandelt hatte, unter sehr verdächtigen Umständen starb; man erzählte sich, er sei auf Anstiften der Gräfin Essex vergiftet und dann grausam erstickt worden. Wir gehen auf die einzelnen Umstände seines Todes, welche Rapin Thoyras ausführlich berichtet hat, nicht näher ein, weil wir soviel als möglich vermeiden, die Laster und unglaublichen Frevel der Stuarts und des ganzen an ihrem Hofe geduldeten Adels aufzuzählen, so reich auch die Quellen sind, welche von den um jede Kleinigkeit und um jeden die vornehmen Leute betreffenden Papierschnitzel ängstlich besorgten Engländern darüber eröffnet wurden.

Gleich nach der Einkerkerung Overbury's war die Scheidungsklage der Gräfin vor Gericht gebracht worden. Die zwölf Richter, welche die Sache zu verhandeln hatten, waren vom Könige auf jede Weise eingeschüchtert worden und sieben von ihnen hatten sich dadurch am Tage nach Overbury's Ermordung bewegen lassen, für die Scheidung zu stimmen. Diese ward dann sogleich auf Befehl des Königs ausgesprochen, und im November wurde die unselige Heirath der Franciska Howard mit Rochester, welchen der König vorher zum Grafen von Somerset ernannt hatte, in der königlichen Kapelle vor dem Könige und dem ganzen Hofe eingesegnet.

Vom Augenblick seiner Heirath verlor Somerset zuerst die gute Laune, durch die er sich dem Könige empfohlen hatte, und bald auch die Gunst des Königs. Was der König, welcher schlechte Späße liebte, zuletzt an Somerset vermißte, und was er überhaupt wollte und verlangte, hat er selbst in einem sehr langen Actenstücke ausgesprochen, welches vor kurzem Halliwell in seinen Briefen der englischen Könige*) ans Licht gebracht hat. Zum Unglück für Somerset befand sich um die Zeit, als er Manches nicht mehr wie bisher thun und leiden wollte, in der Nähe des Königs ein anderer, ebenso flacher und unbedeutender junger Mann, der aber schön, zierlich und bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich in französische Manieren eingeweiht worden war. Es hatten nämlich nach des Grafen von Northampton Tode Graf Somerset und Graf Suffolk alle hohen Stellen unter sich und ihre Creaturen vertheilt und die niederen an den Meistbietenden verkauft. Unter den Letzteren war die eines Mundschenks dem jungen Georg Villiers zugeschlagen worden, welcher alle die losen Eigenschaften hatte, die der sonst unglaublich pedantische König bei seiner Umgebung jeder anderen Fähigkeit vorzog. Es wurde daher bei einer Zusammenkunft von Gegnern Somerset's förmlich der Beschluß gefaßt, es dahin

*) James Orchard Halliwell, Letters of the kings of England, 2 Volumes, London 1846; II., 126—133

zu bringen, daß Villiers die Stellung eines königlichen Günstlings erhalte. Wie viel ein solcher bei Jakob vermochte, zeigt sich am klarsten, wenn man die Handlungen des Königs mit den Gesinnungen vergleicht, die er in seinem 1603 gedruckten Buche Basilikon Doron (s. Th. XIII., S. 439) ausspricht. Während er nämlich in diesem Buche seinem älteren Sohne eine so strenge Moral vorschrieb, daß die Venetianer sich bewogen fanden, dasselbe zu verbieten*), trieb er zugleich seinem Liebling zu Gefallen die Einmischung in Rechts- und Gerichts-Angelegenheiten sehr weit. Freilich ließen sich sowohl geistliche als weltliche Beamten mißbrauchen. Dies kann man am besten lernen, wenn man in den Staats-Processen das lange und naive Bekenntniß des Erzbischofs Abbot über sein und des Königs Benehmen in dem Ehescheidungs-Processe des Grafen von Essex liest**). Ueberhaupt schaudert man über die rohen und entsetzlichen Gräuelthaten, welche im Innern dieses frommen Hofes begangen wurden und die wir zum Theil aus den gerichtlichen Acten kennen. Dies gilt besonders von dem Processe der Werkzeuge bei Overbury's Ermordung. Bei diesem Processe spielten der berühmteste englische Jurist, Eduard Coke, trotz seiner constitutionellen und gründlichen Jurisprudenz, als Oberrichter und der berühmte Philosoph Bacon von Verulam ungeachtet der liberalen Philosophie, die er dem Aristotelismus entgegensetzte, als Staatsanwalt (attorney general) eine unerhört schmähliche Rolle. Außerdem wurden nicht blos Lord Somerset und seine Gemahlin in den Proceß der Mörder verwickelt, sondern die Zeitgenossen beschuldigten sogar den König Jakob selbst, daß er um die That gewußt habe. Mehr als 300 Verhöre wurden gehalten und sechs Ueberführte als Mörder 1615 hingerichtet. In demselben Jahr ward auch dem Grafen und der Gräfin Somerset der Proceß gemacht. Der König benahm sich, nach Weldon's Bericht, gerade so wie Ludwig XIII., als dieser den Marschall d'Ancre ermorden und seine eigene Mutter verbannen ließ, mit jener kalten Verstellung, welche Jakob eine königliche Kunst (king's craft) zu nennen pflegte. Er umarmte und küßte den Grafen Somerset, als er ihn in Royston entließ, sagte aber, nachdem derselbe den Rücken gewendet hatte, zu den Umstehenden: „Gehe zum Teufel! Du kommst mir nie mehr zurück." Er schlug daher auch, wie ein Brief in Halliwell's Sammlung beweist, das dringende Gesuch des Grafen ab,

*) Jakob schrieb (Lettres T. II. p. 115) an den Grafen von Salisbury, den er nach seiner albernen Weise My dear Beagle (mein lieber Dachshund) nennt: der venetianische Gesandte sei zu ihm gestürmt, to tell me about a great fray in Venice betwixt my ambassador and that state about the prohibition, that the inquisition at Venice hath seth forth against the publishing of my book there.

**) Cobbett's complete collection of State Trials vol. II. col 786—862.

während der Untersuchung eine Bittschrift überreichen zu dürfen, und erklärte, dieselbe nur dann annehmen zu wollen, wenn Somerset sich vorher schuldig bekannt und dadurch den König von allem Verdachte der Mitschuld gereinigt habe *). Die Gräfin, welche nach ihrem eigenen Geständnisse die Ermordung Overbury's betrieben hatte, ward von einer Londoner Jury zum Tode verurtheilt. Der Graf erschien vor dem Oberhaus und behauptete mit Stolz seine Schuldlosigkeit, wurde jedoch nach langer Untersuchung ebenfalls verurtheilt. Seine Gemahlin wurde begnadigt; er aber wies die Gnade von sich und erklärte, nur die Vernichtung des Urtheils annehmen zu wollen. So wurde er in Haft gehalten und seiner Güter beraubt; und obwohl ihm der König acht Jahre später die Rückgabe derselben zusagte, so kam es doch bei Jakob's bald nachher eintretenden Tode nicht dazu. Dieser Proceß kostete dem Oberrichter Coke, der durch seine große Geschicklichkeit Alles herausgebracht hatte, seine Stelle und verschaffte dem Staatsanwalt Bacon die Würde eines Lord Siegelbewahrers, worauf bald auch die Ernennung zum Kanzler erfolgte; hauptsächlich, weil Coke den Grafen Somerset hatte retten wollen, Bacon dagegen dem Könige zu seinem Zwecke behülflich gewesen war.

Nach Somerset's gänzlicher Entfernung ward Georg Villiers unglaublich schnell emporgehoben, ohne daß man ein anderes Verdienst an ihm erkennen konnte, als die kindische Zärtlichkeit des Königs für ihn. Schon im Jahre 1615, also vor Somerset's Sturz, ward Villiers schnell hinter einander Viscount, Graf und Marquis von Buckingham, und als er die früher erzählte Reise mit dem Prinzen Karl nach Spanien angetreten hatte, verlieh Jakob ihm die Herzogswürde. Außerdem ward er mit dem Knieband-Orden geschmückt und nicht nur zum Lord Oberrichter in Eyre, zum General der Cavallerie und zum Gouverneur der fünf Häfen (warden of the cinque ports), sondern sogar auch zum Groß-Admiral von England ernannt. Schon diese Gewohnheit Jakob's, Staatsstellen wie leere Pfründen zu vergeben, hätte die Engländer gegen einen König, den sie an und für sich selbst nicht achten konnten, aufbringen müssen. Jakob rief aber außerdem auch noch im Parlament den erbittertsten Haß gegen sich hervor, weil er nicht nur auf ganz autokratische Weise Geld zu erlangen suchte, sondern sich auch in die furchtbaren Religions-Streitigkeiten mischte, welche damals wieder einmal an der Tagesordnung waren.

*) Vol II. p. 138: I cannot hear a private message from him, without laying aspersion upon myself of being an accessory to his crime, and I pray you, to urge him by reason, that I refuse him no favour, which I can grant him without taking upon me the suspicion of being guilty of that crime, whereof he is accused.

Jakob's Gegner im Parlament waren größtentheils heftige Calvinisten oder Puritaner, welche gleich ihrem Calvin stoisch, aber auch fanatisch und, ohne es selbst zu wissen, republikanisch waren. Die Feindschaft des Parlaments war aber damals, eines besonderen Umstandes wegen, für den König furchtbarer, als je zuvor. Das Parlament begann nämlich nach und nach blos aus unabhängigen Land-Edelleuten und Bürgern zu bestehen, weil gerade damals die Sitte, für die Mitglieder Diäten vom Volke zu erheben, ganz aufhörte und man den Sitz im Unterhause als eine Ehre anzusehen begann, die neuere Sitte aber, Parlaments-Mitglieder durch Stellen, Ehren und Pfründen zu gewinnen, noch nicht aufgekommen war. Der König war daher genöthigt, auf seine monarchischen Maaßregeln zurückzukommen, wenn er sich nicht gefallen lassen wollte, daß die Abgaben ihm sehr karg zugemessen und seine Lieblinge, denen er blindlings Gehör schenkte, bei jeder Gelegenheit heftig angegriffen würden. Ein despotisches Verfahren mußte aber, bei der in den reformirten Secten jener Zeit herrschenden Abneigung gegen absolut monarchische Regierung, auch das Volk selbst erbittern, welches gewiß den Trotz des Unterhauses mißbilligt haben würde, wenn der König an der Verfassung festgehalten und sich für kurze Zeit Entbehrungen auferlegt hätte. Jakob ging in seiner Behauptung des monarchischen Besteuerungs-Rechtes schon 1614 so weit, daß er, als das Unterhaus eine Conferenz mit dem Oberhause in Steuer-Angelegenheiten forderte, durch den Bischof von Lincoln den Lords sagen ließ, dies sei ein Noli me tangere, auf welches sie sich nicht einlassen sollten, weil dabei gewiß allerlei aufrührerische Reden vorkommen würden. Darüber entstand ein heftiger Streit mit dem Unterhause; sie forderten Rechenschaft von den Lords und diese erklärten, der Bischof habe unter Thränen betheuert, daß er die Gemeinen nicht habe beleidigen wollen. Der König aber, anstatt die Sache freundlich abzuthun, entbot die Führer der Opposition vor den Rath und ließ ihnen erklären, es sei ihnen zwar Redefreiheit gestattet, aber nicht Redefrechheit; er löste das Haus auf, ja, er ließ sogar einige Mitglieder desselben verhaften. Seit dieser Zeit scheute sich Jakob vor der Nation und das Parlament ergriff jede Gelegenheit, sich zu beschweren, woran es bei dem lächerlichen Aussehen, Benehmen und Reden des Königs nicht fehlen konnte.

Die große Zahl schimpflicher Processe*) und die Rolle, welche bei denselben der König und sein Kanzler Bacon gelegentlich spielten, machten ihn und seine ganze Umgebung verhaßt. Welche Begriffe Jakob und seine Zeit von Gerechtigkeitspflege hatten, kann man schon

*) Wie der der Lady Lake (Lingard Th. IX. S. 187 in der deutschen Uebersetzung).

aus dem Schicksale Sir Walter Raleigh's hinreichend erkennen. Dieser Mann wurde bekanntlich (s. Bd. XI., Seite 270 f.), nachdem man ihn 1603 zum Tode verdammt hatte, 13 Jahre lang im Tower gefangen gehalten, wo er seine, 1614 gedruckte, für England höchst merkwürdige Weltgeschichte schrieb. Nachdem man so eine lange Zeit hindurch sein Leben gefristet hatte, wurde er 1616 auf Buckingham's Fürbitten in Freiheit gesetzt und sogar, während das Todesurtheil immer noch unwiderrufen blieb, zum Admiral einer Flotte gemacht, welche das von ihm verheißene Goldgebiet am Orinoco aufsuchen sollte. Als es jedoch mit diesem Feen-Lande nichts war, wurde Raleigh nach dem bereits 1603 gefällten Urtheile, welches Jedermann schon längst für kraftlos geworden hielt, hingerichtet (1618).

Jedes neue Parlament zeigte sich heftiger, als das vorhergegangene. Dies wird man leicht begreiflich finden, wenn man Jakob's Verfahren in Irland und die Art und Weise, wie Franz Bacon als Kanzler von England Sclave und Werkzeug Buckingham's war, betrachtet, und wenn man dabei zugleich in Erwägung zieht, daß Jakob nicht nur 1616 die Häfen und Plätze, welche Elisabeth in den Niederlanden erworben hatte, für Geld wieder herausgab, sondern auch 1618 in Schottland die Einwilligung des Parlaments für die Einführung der anglikanischen Kirchenform gegen den Sinn und Willen der Nation erlangte. Der Besitz von Irland hatte auch unter der Königin Elisabeth, weil es wegen des Unterschiedes der Sprache, Sitte und Religion seiner gaelischen Bevölkerung und wegen des Mangels an aller Industrie gegen die englische Regierung feindselig gesinnt war, mehr Schaden als Vortheil gebracht. Bei Jakob's Thronbesteigung standen die Verhältnisse in Irland günstiger für ihn, als jemals für Elisabeth. Er war nicht, wie diese, vom Papste excommunicirt, und er galt für einen Nachkommen von Fergus, aus dem Stamm der alten Könige von Erin. Auch wurden in der ersten Zeit die Zwangsgesetze gegen die Katholiken mit Schonung gehandhabt. Bald jedoch änderte sich die Stimmung von beiden Seiten und man mußte mit den irländischen Häuptlingen oder Erbfürsten förmlich Krieg führen. Der König war dabei im Norden der Insel glücklicher, als Elisabeth gewesen war. Dies benutzte er dann, um die Güter der Rebellen einzuziehen und dadurch, daß er dieselben um einen Spottpreis verschleuderte, die Zahl der englischen Ansiedelungen in Irland zu vermehren. Auf diese Art wurde damals der Norden der Insel, die Landschaft Ulster, mit englischen Colonieen bedeckt. Jakob beraubte nämlich, nachdem der Häuptling O'Dogherty besiegt, getödtet und sein Anhang zerstreut war, alle Vertriebenen und Geächteten ihres Landbesitzes, und erhielt so in den Grafschaften Cavan Fermanagh, Armagh, Derry, Tyrone und Tyr-

connel mehr als 2,000,000 englischer Morgen Landes, welche er hierauf an geborene Engländer überließ.

Mit dem englischen Volke zerfiel der König durch seinen Liebling, den Herzog von Buckingham, in der Zeit von 1617—1621 ganz und gar, weil er, wegen der bekannten Unterhandlungen über die spanische Heirath seines Sohnes, seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, nicht so kräftig unterstützte, als die Nation, besonders die puritanischen Prediger, welche damals die eigentlichen Volksredner waren, drohend verlangten. Daß Jakob gegen das Parlament oft Recht haben mochte, daß auf der einen Seite autokratischer Stolz und auf der anderen puritanischer Fanatismus und frömmelnde Blindheit waren, kann man zugeben. Ausgemacht ist aber, daß unter Jakob zugleich in England wegen des Streites mit jedem neuen Parlamente, in Irland wegen der von den Engländern vielfach geübten Brutalität und in Schottland wegen der monarchischen Kirchenordnung Alles zum Aufstande reif und dieser Aufstand wegen des Mangels an einem stehenden Heere möglich war. Was den Streit mit dem Parlamente angeht, so hatte Jakob im Januar 1621 wegen eines dringenden Geldbedürfnisses endlich ein neues berufen müssen. Auch dieses ward schon im Juni wieder vertagt; und als im November die Sitzungen aufs Neue begannen, wurden sogleich Vorstellungen gegen die sogenannten Recusanten, d. h. gegen die Leute gemacht, die sich der Einrichtung der englischen Kirche nicht unterwerfen wollten. Das Parlament forderte, daß diese Recusanten aus der Nähe von London verbannt werden sollten. Gleich darauf beschwerte sich das Parlament darüber, daß an vier Mitgliedern des vorigen Parlaments die Rechte des Volkes verletzt worden seien, weil man sie wegen ihrer im Parlamente geäußerten Meinungen verhaftet habe, während doch Bestrafung für Vergehen innerhalb des Hauses nur diesem selbst zustehe. Nachher kamen Beschwerden über geduldete Verbrecher gegen den Staat (public offenders), und zwar zunächst über Kronbeamten und Richter, dann über Leute, die sich vom Könige den Betrieb von Schenkwirthschaften und den ausschließlichen Handel mit gewissen Waaren (Gold- und Silberdraht) urkundlich hatten zusichern lassen (die Monopolisten). Hierauf führte ein Streit zwischen dem lächerlich stolzen Kanzler und Philosophen Franz Bacon, der um diese Zeit zum Baron von Verulam und Viscount von Sanct Albans*) erhoben worden war, und dem Oberrichter Eduard Coke eine Feindseligkeit des Ersteren mit Buckingham herbei. Es entstanden neue Scandale und neue Streitigkeiten. Die Verfolgungen, welche Buckingham damals mit Einwilligung des

*) Sanct Albans in Hertfordshire ist durch das Flüßchen Ver von der Stelle getrennt, wo das alte Verulamium stand.

Königs über Somerset's Freunde und Genossen, über den Grafen von Suffolk, über Bennet, Richter in Canterbury (wegen Erbschaftssachen), über Field, Bischof von Landaff, und über den General-Advokaten Yelverton verhängen ließ, erbitterten um so mehr, als diese Männer ihrem Richter entzogen und vor die sogenannte Sternkammer (s. Bd. VIII., S. 448) gestellt wurden, deren Gerichtsbarkeit man schon damals nicht mehr anerkennen wollte. Daß auch Walter Raleigh's Hinrichtung dem Könige und seinem unwürdigen Lieblinge fortwährend zum Vorwurf gemacht wurde, haben wir bereits bemerkt.

Von November bis Mitte December 1621 waren der König und das Parlament in beständigem Streite. Dieser Streit ward dadurch heftiger, daß gerade damals sich das Parlament in die Familien-Angelegenheiten des Königs mischte, was nach Jakob's Vorstellung von der Würde und den Rechten der Monarchen eine empfindliche Kränkung für ihn war. Dem puritanischen Fanatismus war es unerträglich, daß Jakob aus Rücksicht auf Spanien so wenig für den unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz that. Wie weit dieser Fanatismus ging, zeigte sich bei dem Prozesse des katholischen Anwaltes Eduard Floyd, welcher zugleich dadurch merkwürdig ist, weil in demselben die Vertreter des Volkes sich zu willkürlichen barbarischen Strafen geneigt bewiesen. Floyd ward vom Unterhause angeklagt, weil er sich über Friedrich's V. Niederlage am weißen Berg bei Prag (8. November 1620) gefreut und den Ausruf: „Der Gevatter Pfalzgraf! Die Gevatterin Pfalzgräfin!" gethan haben sollte. Diese Worte waren nach der Auslegung des Unterhauses gleichbedeutend mit: „Der arme Schelm! Die verlorene Frau!" Das Unterhaus verurtheilte dafür den Angeklagten durch eine bill of attainder, d. h. durch einen Act der Gesetzgebung ohne gerichtliches Urtheil, zu einer äußerst harten Strafe. Es verhängte nämlich nicht nur die unerhörte Geldstrafe von 5000 Pfund Sterling über ihn, sondern es erklärte ihn auch für ehrlos und verurtheilte ihn zu ewigem Gefängnisse, zum Auspeitschen und zur Strafe des Prangers, an welchen er mit den Ohren angenagelt werden sollte. Das Oberhaus stimmte diesem Urtheilsspruche bis auf das Annageln an den Pranger bei.

Es ist bereits früher ausführlich angegeben worden, wie König Jakob sich in der Sache seines Schwiegersohnes benahm und wie er sich dabei von Spanien äffen und durch die Aussicht auf die für seinen Sohn Karl ängstlich gesuchte Heirath täuschen ließ. Wir können auf diese Geschichten nicht zurückkommen, obgleich sie ebenso, wie Jakob's Verhalten gegen die französischen Reformirten, viel dazu beitrugen, die durch die Zeitumstände erweckte Unzufriedenheit mit der von Buckingham geführten Regierung zu vermehren. Auch in Betreff der

ebenfalls schon erzählten Geschichte der Bewerbung um eine spanische Prinzessin für Karl wollen wir hier nur kurz bezeichnen, wie die Thorheiten, welche Jakob und sein Liebling in dieser Angelegenheit begingen, mit den immer bedenklicher werdenden Streitigkeiten zwischen Jakob und dem Parlament zusammen trafen. Die Unterhandlungen über Karl's Vermählung mit Maria, der Tochter Philipp's III. von Spanien, waren schon 1617 begonnen worden. Sie zogen sich hinaus, vorgeblich wegen der päpstlichen Dispensation, eigentlich aber weil es wahrscheinlich weder dem König Philipp III., noch seinem Minister Lerma recht ernst mit der Sache war. Unter Philipp IV. (seit dem 31. März 1621) wurden die Unterhandlungen von dessen Minister Olivarez eifriger betrieben; es wurden 20 Artikel vereinbart, durch welche der Infantin freie Ausübung des katholischen Gottesdienstes in England gesichert ward; dennoch erhielt man erst im Jahre 1623 die so lange gesuchte, auch jetzt noch verclausulirte päpstliche Dispensation. Aber auch von dieser ward bekanntlich kein Gebrauch gemacht und die abenteuerliche Reise Buckingham's und des Prinzen Karl nach Madrid (März 1623), durch welche Alles hatte beendigt und die Pfalz befreit werden sollen, hatte gerade die entgegengesetzte Folge. Buckingham bewog schon im August den Prinzen zur Rückreise, ließ die so eifrig betriebene Heirath fallen und betrieb dann die Vermählung Karl's mit der französischen Prinzessin Henriette Marie auf eine kaum minder abenteuerliche Weise, als vorher die mit der spanischen Infantin; die von Richelieu verlangten Zugeständnisse waren nicht geringer als jene, die man dem Hofe von Madrid gemacht hatte. Die Heimführung der Braut fand erst nach Jakob's Tode statt.

In der letzten Zeit Jakob's erscheinen in beiden Häusern des Parlaments schon die calvinistisch-stoischen Männer, welche von einer Republik träumten und ein Vorspiel der Unruhen hervorriefen, die dem Nachfolger Jakob's verderblich wurden. Dabei muß man immer an den Umstand denken, daß Jakob und sein Nachfolger eigentlich gar kein stehendes Heer hatten, sondern sich im Nothfalle der aufgebotenen Ritterschaft bedienen mußten, von welcher sehr Viele als Landbesitzer ihnen nicht mehr anhängig waren. Schon das Parlament von 1621 bis 1622 führte eine unerhörte Sprache; und der König war nicht der Mann, welcher demselben mit Ernst Schranken setzen konnte. Er benahm sich auf eine sehr unwürdige Weise, als eine Deputation von zwölf Mitgliedern des Unterhauses ihm die Vorstellung überbrachte, daß die Rechte, welche das Volk in Anspruch nehme, keine königliche Gnade und Gunst, sondern das Erbgut, Eigenthum und angeborene Recht eines jeden Engländers seien. Er ließ für die Deputirten zwölf Sessel hinstellen, die seinem königlichen ganz gleich waren, und scherzte

auf eine grobe Art bei einer sehr ernsten Sache. „Da sie," sagte er, „wie zwölf Könige zu ihm kämen, so müsse er auch Respect vor ihnen haben. Sie möchten Platz bei ihm nehmen. Doch müsse er ihnen zugleich den Bescheid ertheilen, wie es ihm höchlich mißfalle, daß das Parlament von einem unbezweifelten Rechte in Betreff der bestehenden Verfassung rede und diese sogar als ein Erbgut jedes Engländers in Anspruch nehme, da alles dies doch nur Gnade und Zugeständniß seiner Vorgänger wäre. Indessen könne die Deputation dem Parlamente sagen, daß so lange sich dasselbe innerhalb der Schranken seiner Schuldigkeit halte, auch der König ebenso, wie seine Vorgänger mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf bedacht sein werde, die rechtmäßigen Freiheiten und Privilegien des Parlaments zu erhalten. Ebenso eifrig werde er aber auch seine eigenen Vorrechte zu schützen wissen." Diese pedantische, völlig unzeitige Erklärung rief beim Parlament einen Widerspruch hervor, den wir als den ersten Anfang des förmlichen und offenen Zwistes zwischen König und Volk betrachten. Das Parlament gab nämlich am 18. December 1621 die gegen des Königs Behauptung gerichtete Erklärung zu Protokoll: „daß alle Freiheiten, Privilegien, Berechtigungen und Befugnisse des Parlaments ein angeborenes Recht und Erbgut jedes Engländers seien: daß das Parlament ein Recht habe, sich aller Staatsangelegenheiten anzunehmen, und daß Niemand, als das Haus selbst, das Recht habe, über irgend ein Mitglied desselben wegen seiner Aeußerungen oder seines Verhaltens im Parlament Anklage, Verhaftung oder Belästigung zu verhängen. Diese Erklärung erbitterte den König so heftig, daß er am 30. December von Newmarket, wo er sich damals aufhielt, in die Stadt ging, die Protestation des Parlaments eigenhändig aus dem Protokoll herausriß und die ausdrückliche Erklärung, daß dies geschehen sei, in sein Geheimeraths-Protokoll eintragen ließ.

Um nicht mit dem durch diesen Schritt aufgeregten Parlament in einen noch heftigeren Streit zu gerathen, vertagte Jakob dasselbe am 6. Januar 1622 und löste es einige Tage nachher ganz auf. Er blieb aber dabei nicht stehen, sondern ging in Verletzung der constitutionellen Rechte, welche den Engländern schon im 13. Jahrhundert verliehen worden war, noch weiter als seine Vorgänger, von denen doch die der letzten Zeit jede Willkür geübt hatten. Jakob zwang nämlich nicht nur vier Mitglider des Unterhauses, ein sehr unangenehmes Staatsgeschäft in Irland zu übernehmen, wenn sie nicht, wie damals noch Sitte war, wegen ihrer Weigerung zu harter Strafe gezogen werden wollten; sondern er ließ auch die Lords Oxford und Southampton, sowie von den Mitgliedern des Unterhauses Coke, Philipps, Pym und Mallory wegen der von ihnen gehaltenen Reden einkerkern. Doch gab

er diese Männer bald wieder frei. Nachher suchte er sich einige Zeit dadurch zu helfen, daß er sogenannte freiwillige Steuern fordern und durch seine Juristen, welche leicht einen Vorwand dazu fanden, mit Gewalt eintreiben ließ. Dies geschah zu einer Zeit, als das Haupt der englischen Justiz, der Kanzler Bacon von Verulam, durch sein eigenes Geständniß der Erpressung und des Betruges überführt und Jakob's Finanz-Minister Cromfield, Graf von Middlesex, durch die Prediger von der Kanzel herab als Blutsauger angeklagt wurde. Der Kanzler Bacon war zuerst durch Buckingham gehoben und bei Allem, was er Schlechtes that, unterstützt worden; als aber nachher Buckingham ihn fallen ließ, wurde er (März 1621) in Anklagestand versetzt, weil er in 22 Fällen Geschenke und Bestechungen angenommen habe. Der Vorsitzende des Ausschusses, welcher zur Untersuchung des Standes der Gerichtshöfe gebildet worden war, sprach bei Einbringung des Anklage-Actes (15. März 1621) sein Bedauern aus, gegen den berühmten Mann auftreten zu müssen. „Der Lord Kanzler", sagte er „ist durch Gaben und durch Wissenschaft so ausgezeichnet, daß ich nichts darüber vorbringen will, da ich nicht die Fähigkeit habe, es in würdiger Weise zu thun." Die Aussagen und Beweise gegen Bacon waren überwältigend; er schloß sich ein und wurde krank. Am 26. vertagte Jakob das Parlament; als es im April wieder zusammentrat, war jede Hoffnung entschwunden, die Angelegenheit verhüllen zu können. Er unterschrieb ein Bekenntniß seiner Schuld; eine Commission verfügte sich zu ihm, um die Echtheit dieser Unterschrift festzustellen. In dieser Commission befand sich jener Graf von Southampton, den wir früher als einen Mitverschworenen des Grafen Essex und als Gönner Shakespeare's erwähnt haben (s. Bd. XI., S. 257, 298); Bacon bestätigte seine Geständnisse und bat die Lords, mit einem gebrochenen Rohre gnädig zu verfahren. Er wurde verurtheilt, eine Geldstrafe von 40,000 Pfund zu zahlen und so lange in Haft zu bleiben, als es dem Könige gefallen würde; auch erklärte man ihn für unfähig, künftig ein Amt zu bekleiden oder einen Sitz im Parlamente einzunehmen. Indessen blieb er nur zwei Tage im Tower; die Geldstrafe wurde ihm erlassen und nach drei Jahren wurde ihm sogar gestattet, wieder im Oberhause zu erscheinen; doch machte er von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch. Obwohl sein jährliches Einkommen auch jetzt noch für eine sehr anständige Lebensweise ausreichte, hatte er sich doch an eine sogenannte Sorglosigkeit gewöhnt, die ihn in seinen letzten Jahren oft in Verlegenheit brachte. Doch bearbeitete er noch in dieser Zeit eines seiner Hauptwerke, das er früher englisch herausgegeben hatte, in lateinischer Sprache; gerade in dieser Umgestaltung übte dasselbe nicht blos

in England einen sehr bedeutenden Einfluß aus*). Im Jahr 1626 erkältete er sich, da er mit Schnee Experimente machte, und starb auf einem Gute des Grafen von Arundel. In seinem Testamente sagte er: „Meinen Namen und mein Andenken vermache ich den Völkern des Auslandes und meinen Landsleuten, wenn einige Zeit verflossen sein wird."

Dem Grafen von Middlesex, welcher ursprünglich ein bloßer Kaufmann gewesen war, hatte Buckingham, so lange er ihn für seine und des Königs eigennützige Absichten gebrauchte, die höchsten Reichswürden verschafft und die ärgsten Erpressungen erlaubt; als aber Buckingham aufhörte ihn zu schützen, ward Middlesex im Frühjahr 1624 ebenfalls angeklagt und zu denselben Strafen wie Bacon, nur zu einer noch stärkeren Geldbuße verurtheilt. Vorher hatte Jakob's Kaplan gegen diesen Grafen auf eine Art von der Kanzel herab getobt, welche den König an die zelotischen schottischen Pfarrer erinnert haben mag, die ihm ehemals über ihn und über seine Mutter tobende Bußpredigten gehalten hatten; er selbst war in dieser Sache schwankend und eher seinem Lord Schatzmeister günstig. Die Rede des Kaplans war ganz in dem Tone der radikalen politischen Eiferer jener Zeit gehalten. Der Kaplan predigte nämlich über die Versuchung Christi und nachdem er von des Teufels Gewalt zu Christi Zeiten gesprochen hatte, fügte er hinzu, daß auch in unseren Zeiten der Teufel überall seine Leute habe. „Er habe," sagte er, „seine Vice-Könige, seine Schatzmeister u. s. w." „Der Mann," rief er dann auf den Grafen Middlesex deutend aus, „der Mann da, welcher unermeßlich reich ist, während sein Herr immer ärmer wird, ja, wahrhaftig der Mann ist der rechte Schatzmeister des Teufels!"

Die Bestrafung des Finanz-Ministers erfolgte zu einer Zeit, als Jakob zur Freude der heftigen Calvinisten die Unterhandlungen wegen der spanischen Heirath ganz abgebrochen hatte und von dem Parlament, welches er 1624 wieder berief, eine Beisteuer forderte, um für seinen Schwiegersohn den Krieg in Deutschland führen zu können, den der Haß des Volkes gegen die Katholiken schon seit langer Zeit forderte. Jakob hatte bisher auf die bedeutende Summe gerechnet, welche die Infantin als Mitgabe hatte erhalten sollen; diese Hoffnung war

---

*) De dignitate et augmentis scientiarum (über die Würde und den Zuwachs der Wissenschaften), London 1623. In diesem Werk und im Novum Organum hat er jedenfalls mit entscheidendem Erfolg auf eine vorurtheilslose, durch kein System beengte Beobachtung als Grundlage des Wissens hingewiesen. Der Ueberschwenglichkeit jedoch, mit welcher Macaulay in seinem Essay über Bacon die Größe des Mannes anpreist, steht Liebig gegenüber in der Schrift „über Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung," München 1863. Daß Bacon an Alchymie glaubte und ein Gegner des Kopernikus war, hat schon früher Viele an ihm irre gemacht.

jetzt vereitelt und es stand noch dazu ein Krieg mit Spanien in Aussicht, welchen die Nation wegen des Kurfürsten von der Pfalz eifrig wünschte. Jakob oder vielmehr Buckingham trat noch vor der Eröffnung des Parlaments mit Gliedern der Opposition in Unterhandlung; er zeigte sich nachgiebig in Betreff einiger Punkte, über welche seit dem Anfange seiner Regierung heftiger Streit gewesen war. Die Hauptrolle spielten die großen Kenner der Constitution, ein Eduard Coke und ein Pym, welche nach einem festen System handelten und ein Vorrecht der Krone nach dem anderen an jene Parlaments-Aristokratie brachten, die sich schon damals aus dem alten Adel, den Juristen und den neuen Reichen bildete. Jakob selbst eröffnete das Parlament in milderem Tone als man an ihm gewohnt war und bat sogar, man solle ihn mit christlicher Liebe beurtheilen. Buckingham führte seine Sache selbst, unterstützt von dem Prinzen von Wales, der neben ihm stand. Das Parlament billigte nicht blos Buckingham's Verfahren in der spanischen Sache und ließ seinen Gegner, den Lord Bristol, im Stiche, sondern es gewährte auch, als der König für den bevorstehenden Krieg 700,000 Pfund forderte, wenigstens 300,000. Dafür mußte aber andererseits der König eine neue Verfolgung der Katholiken zugestehen, elf Beschwerden des Parlaments günstig aufnehmen, und ihm das Versprechen geben, daß vorerst mit der Ertheilung von Patenten und Monopolen eingehalten werden solle. Das Parlament ließ indessen den Ausschuß der Beschwerden (grievances), den es ernannt hatte, bestehen. Jakob's Nachfolger, Karl I., fand also, als er im März 1625 seinem Vater auf dem Throne folgte, einen offenen Krieg zwischen Volk und König vor.

2. Karl I. bis zur Zeit des schottischen Aufstandes (1640).

Die Stuart's hatten alle dieselben Vorstellungen von einem Rechte über die Unterthanen, welches jedem Könige von Gott verliehen sei; bei Karl I. wurde diese Vorstellung nach dazu durch den von seinem Vater ererbten Liebling Buckingham genährt. Der tödliche Haß des Volkes gegen diesen Herzog machte auch den neuen König verhaßt und der Streit mit dem Parlamente wurde daher unter Karl bald heftiger, als er unter Jakob I. gewesen war. In Betreff Buckingham's ist bereits gezeigt worden, wie ungezogen er sich gegen die französische Prinzessin Henriette Marie benahm, welche auf sein Betreiben mit Karl vermählt wurde; wie er ferner nicht nur den Krieg gegen Spanien schlecht führte, sondern auch den Kurfürsten von der Pfalz blos dem Scheine nach unterstützte und wie er außerdem die französischen Reformirten im Kampfe mit Richelieu ihrem Schicksale überließ. Der neue König selbst war frei von der Pedanterie Jakob's, der sich gern den

britischen Salomo nennen hörte, den aber der Herzog von Sully als den weisesten Narren in Europa bezeichnete. Karl's äußeres Auftreten wie sein ritterliches Aussehen war königlich; er glich nicht wie sein Vater einem auf dem Dorfe erzogenen Schulmeister. Unglücklicher Weise hatte ihm aber sein Vater Schulden hinterlassen, zu deren Bezahlung das Parlament nichts beitragen wollte.

Gleich im ersten Parlamente Karl's, das er im Juni 1625, einen Tag nach der Ankunft seiner französischen Gemahlin, eröffnete, gaben Männer von ganz ausgezeichneten und seltenen Talenten und Kenntnissen, wie Pym, Coke, Wentworth und Selden, welche in parlamentarischen Kämpfen ergraut und zum Theil von Jakob I. ins Gefängniß geworfen worden waren, den Entschluß zu erkennen, ihm auch noch das wenige Ansehen streitig zu machen, welches sein Vater im unaufhörlichen Streite mit dem Parlamente behauptet hatte. Unrecht war auf beiden Seiten. Gleich anfangs bestürmten die Pietisten des Parlaments, nachdem sie einen gemeinschaftlichen Bußtag abgehalten hatten, den König aufs Unbilligste mit einer beleidigenden Vorstellung gegen die Katholiken und gegen Toleranz. Dann gewährten sie, als er die mäßige Summe von 300,000 Pfund forderte, ihm nur 100,000, was den König tief kränken mußte. Im Juli erneuten die Pietisten ihren Angriff. Sie richteten ihn diesmal gegen den königlichen Kaplan, den Domherrn Montague, den sie als einen angeblichen Papisten entfernt haben wollten, welchen aber Karl in Schutz nahm und zum Bischof von Chichester ernannte. Montague hatte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe in einer dem König gewidmeten Schrift vertheidigt, die er „Appellation an Cäsar“ nannte; dadurch fand sich das Unterhaus verletzt. Der König aber, dessen Unwillen über die stets aufs Neue begonnenen Angriffe sehr gegründet war, erklärte, er sei mit dem Manne zufrieden und habe ebenso wie jeder Bürgersmann das Recht, seinen Diener in Schutz zu nehmen. Der Streit über die Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit des Bischofs von Chichester, sowie über die für den spanischen Krieg erforderlichen Subsidien und über die Bezahlung der Millionen Schulden, welche theils Jakob hinterlassen, theils Karl des Krieges wegen gemacht hatte, beschäftigte das erste Parlament des Königs, bis eine in London herrschende Pest den Vorwand gab, dasselbe erst nach Oxford zu berufen und hier nach wenigen Tagen aufzulösen (12. August).

Als dieses Parlament im Februar 1626 zusammentrat, befand sich Karl in großer Geldverlegenheit. Die oben genannten puritanisch constitutionellen Männer hatten dem Könige schon im vorigen Parlament durch legale Spitzfindigkeiten das Leben sauer gemacht; das zweite Parlament begann daher gleich anfangs da, wo das erste stehen

geblieben war. Zudem hatten der König und Buckingham in der Zwischenzeit alle Mittel aufgeboten und selbst der Hofbedienung ihre Besoldung vorenthalten, um eine Expedition nach Cadix ausführen zu lassen, bei welcher man sich auch einer reichen spanischen Flotte, die aus Westindien kam, zu bemächtigen hoffte. Die Expedition mißlang und das neue Parlament hatte bei der unglaublichen Schwäche Karl's für seinen eitlen, der Nation tödtlich verhaßten Minister einen doppelten Vorwand, gegen die Regierung in Reden zu toben. Die Redner begannen mit einem neuen Sturm auf den ihrer Meinung nach katholisirenden Montague. Der König gab ihnen diesmal denselben preis. Man ließ sich jedoch damit nicht genügen, sondern es ward auch ein Ausschuß für Beschwerden eingesetzt, und dieser erklärte, daß die Regierung 16 Mißbräuche abstellen müsse. Der von Buckingham irre geleitete junge König benahm sich in dem Streite mit diesem neuen Parlamente ebenso unvorsichtig, als sein Vater sich gegen die Parlamente benommen hatte; denn auch er mischte sich persönlich ein, ertheilte dem Unterhause wiederholt Verweise und sprach sogar Drohungen gegen dasselbe aus. Diesmal war es nicht ein Puritaner oder ein spitzfindiger Rechtsklauber, welcher die kühnste Sprache führte, sondern der berühmte Kenner des Alterthums und Sammler seiner kostbarsten Ueberbleibsel die er nachher der Universität Oxford zum Geschenk machte, der sehr reiche und im Ganzen auch gemäßigte Robert Cotton. Dieser legte in einer Rede, welche gerade wegen ihrer gemäßigten Haltung größeren Eindruck machte, den ganzen Gang der bisherigen, allerdings leichtsinnigen Regierung dar, und schloß mit folgendem Antrage: „das Unterhaus solle den König bitten, er möge doch mit seinen weisen, religiösen und würdigen älteren Dienern auf ein Mittel denken, wie den Unfällen des Staates abzuhelfen sei, welche mitten in einem langen Frieden erfolgt wären und die Bedürfnisse herbeigeführt hätten, von denen sein Schatzmeister geredet habe; er möge sich doch nicht mehr durch einzelne junge Diener leiten lassen." Dieser Antrag war also gegen Buckingham gerichtet, welcher damals mit dem Grafen von Arundel, seinem ärgsten Feinde, einen heftigen Streit hatte. Der König war unvorsichtig genug, durch sein Verfahren gegen Arundel auch dem ihm sonst nicht ungünstigen Oberhause Gelegenheit zu geben, sich über die Verletzung seiner Privilegien bitter zu beschweren. Er hatte nämlich seinem Liebling zu Gefallen den Grafen von Arundel ins Gefängniß werfen lassen, unter dem Vorwand, derselbe habe zugegeben, daß sein Sohn sich verheirathe, ohne die Erlaubniß des Königs nachzusuchen. Aber die Lords erklärten diese Verhaftung für eine Verletzung ihrer Privilegien und schon nach drei Monaten mußte Karl den Grafen wieder frei lassen.

Das Unterhaus hatte damals schon längst erklärt, daß Buckingham die eigentliche Ursache aller Uebel des Landes sei, und daß seine Bestrafung diesen Uebeln abhelfen werde. Es beschloß daher, einen Hochverraths-Proceß gegen denselben vor dem Oberhause vorzubereiten. Hierüber wurde am 8. Mai 1626 eine Conferenz zwischen dem Ober- und dem Unterhause gehalten, obgleich der König verboten hatte, über die Sache weiter zu verhandeln. In dieser Conferenz redeten von den Mitgliedern des Unterhauses besonders Digges und Elliot sehr heftig gegen Buckingham, welchen Elliot mit Sejanus (s. Bd. III., S. 348) verglich. Sie scheuten sich sogar nicht, zugleich den König selbst zu beschuldigen. Unter den 13 Punkten, welche sie anführten, findet sich auch der lächerliche Vorwurf, daß Buckingham dem verstorbenen Könige ohne vorhergegangene ärztliche Verordnung Arznei gegeben habe und Karl hatte sich sogar sagen lassen, man habe ihn dabei als mitschuldig bezeichnet. Ueberhaupt sind die Acten dieses Processes, die sich im zweiten Theile von Cobbett's Sammlung finden, für die Sitten und den Ton jener Zeit und für das Verhältniß der damaligen Könige zu ihrem Parlamente von der größten Bedeutung, besonders wenn man den Umstand betrachtet, daß bald nachher sogar in England der vertrauliche Ton aus dem Leben verschwand. Der König stand damals noch in der Meinung so hoch über dem Parlamente, daß Buckingham es wagen durfte, die beiden genannten Mitglieder des Unterhauses des Hochverrathes zu beschuldigen, weil sie den König in die Sache gezogen hätten. Dagegen erhoben sich freilich die Pairs. Ein Theil derselben wollte nichts dergleichen gehört haben, und 30 weltliche, sowie 6 geistliche Pairs betheuerten sogar, Digges und Elliot hätten nichts für den König Verletzendes gesagt*). Karl ließ nichts desto weniger die beiden Redner verhaften. Er erschien am 11. Mai selbst im Oberhaus und sprach sich dort auf eine ganz sonderbare und beleidigende Weise aus. „Ich habe," sagte er, „für gut gefunden, einige impertinente Redner wegen ihrer neulich gehaltenen Reden verhaften zu lassen. Ich war vorher viel zu nachsichtig, daß ich sie nicht schon längst einstecken ließ. Dies geschah aber blos, weil Buckingham mich dringend bat, keine Notiz von der Sache zu nehmen, und zwar blos damit er nicht das Ansehen habe, als wenn er mich auf sie hetze (as if he set me on). Er seines Theils wünscht nichts mehr, als daß man ihn vor Gericht stellen möge, und um den Beweis seiner Unschuld braucht er nicht verlegen zu sein; denn ich selbst kann über jeden Punkt der gegen ihn vorgebrachten Anklagen

*) Es lautet a. a. O. wörtlich: That the said Dudley Digges did not speak any thing at the said conference, which trenched on the king's honour, and if he had, they would presently have reprehended him for it.

ein gerichtliches Zeugniß für ihn ablegen." Durch diese scheltende Rede des Königs und durch Buckingham's Trotz ward das Unterhaus nur noch mehr erbittert. Es bestand auf Buckingham's Anklage wegen Hochverrath (impeachment) forderte zugleich die Verhaftung desselben und verlangte die Freilassung seiner beiden Mitglieder. Es drohte sogar, kein anderes Geschäft vorzunehmen, bis diese in Freiheit gesetzt wären. Digges erhielt darauf nach einigen Tagen seine Freiheit wieder und auch Elliot wurde bald nachher aus der Haft entlassen. Der König ließ jedoch bei Gelegenheit von Digges Freilassung dem Parlamente eine Erklärung geben, welche ebenso sonderbar als überflüssig war. Auch mit dem Oberhause, in welchem die Grafen Bristol und Arundel gegen Buckingham heftig aufgetreten waren, gerieth Karl dadurch, daß er die Verhaftung beider Männer befahl, in einen Streit wegen Verletzung der Rechte der Pairs. Als Bristol und Buckingham einander gegenseitig anklagten, in Spanien pflichtwidrig gehandelt zu haben, ward im Laufe des Processes dem Letzteren durch königliche Gunst gewährt, was dem Ersteren versagt wurde. Am 15. Juni entließ der König das Parlament, ohne die Beendigung der wechselseitigen Anklage abzuwarten, und als eine Deputation der Lords um einen kurzen Aufschub ersuchte, rief er: „Nein! keine Minute mehr!" Nun wurden Bristol und Arundel verhaftet und dagegen Buckingham, gewissermaaßen zum Hohn seiner Gegner, mit neuen Ehren und Würden ausgezeichnet. Der König bewirkte, daß Buckingham mit Beibehaltung seiner übrigen Aemter nach des Grafen von Suffolk Tod auch noch Kanzler der Universität Cambridge ward, welche Stelle bekanntlich durch freie Wahl ertheilt wird.

Alles bisher Angeführte, besonders aber die ganz unvorsichtigen Ausdrücke Karl's über die königliche Gewalt und über die Rechte des Volkes würden zu jeder anderen Zeit, geschweige denn damals, wo Irland, Schottland und England in großer Aufregung waren, eine genaue Festsetzung der bisher noch unbestimmten Punkte der Constitution nöthig gemacht haben. Der Streit über Recht und Verfassung erwachte freilich zu einer sehr ungünstigen Zeit; denn England befand sich damals mit Spanien im Kriege und hatte versprochen, auch die französischen Reformirten gegen Richelieu's Angriffe zu unterstützen. Es war dies nämlich die Zeit, wo die früher erwähnte Ausrüstung zur Rettung der belagerten Stadt La Rochelle gemacht wurde. Das Parlament hatte zwar schon eine Bill zugelassen, in welcher für diese Expedition Gelder gewährt wurden; es hatte aber die letzte Lesung derselben verschoben, bis man über die streitigen Punkte der Verfassung einig sei. Als der König, der sich wegen seines Günstlings mit heftigen Vorstellungen bestürmt sah, lieber auch dieses zweite Parlament auf-

löste, als daß er nachgab, fand sowohl er selbst, als auch das Parlament es rathsam, das Volk in den Streit hineinzuziehen. Von Seiten des Parlaments geschah dies durch ein langes Actenstück, Remonstration genannt, vom Könige durch eine ebenso lange Bekanntmachung, welche Declaration betitelt war. Beide Erklärungen hat Rapin Thoyras wörtlich in seine englische Geschichte eingerückt. Der König konnte beim Volke um so weniger gewinnen, da er vor der Auflösung des Parlaments nicht undeutlich darauf angespielt hatte, daß er auch ohne Parlament regieren könne. Außerdem verstärkte Karl durch die Art, wie er sich Geld zu verschaffen suchte, den Glauben, daß er vorerst kein drittes Parlament berufen wolle. Er ließ nämlich zuerst die Abgabe von Aus- und Einfuhr (das Pfundgeld, Tonnage and Poundage), welche den englischen Königen seit Heinrich VII. immer auf Lebenszeit gewährt worden war, die aber das Parlament ihm nur von Jahr zu Jahr hatte gewähren wollen, auch ohne Einwilligung des Letzteren fort erheben. Dann setzte er eine Commission nieder, um die Verwalter und Pächter der königlichen Domänen-Güter auf jede Weise zu höheren Zahlungen anzuhalten. Andere Commissäre mußten nachsehen, welche Recusanten oder nicht zur englischen Kirche gehörenden Personen seit längerer Zeit die für Dispensationen schuldigen Summen nicht entrichtet hätten, und von den reicheren unter ihnen alle Rückstände mit Strenge erpressen; ja sie waren beauftragt, ihnen allenfalls zwei Drittel ihres Grundbesitzes zu entziehen und dieselben zu verpachten. Ferner mußten die Lord-Lieutenants in den Grafschaften ein Verzeichniß aller reichen Adeligen, Gutsbesitzer und Kaufleute ihrer Grafschaften einsenden, und diese erhielten dann Briefe mit dem großen Siegel, in welchen gewisse Anlehen von ihnen gefordert wurden. Die Stadt London allein sollte ein Darlehen von 120,000 Pfund zahlen. Außerdem wurden, anderer Bedrückungen zu geschweigen, die Bürger auch mit Einquartierung geplagt, und nach der Niederlage des dänischen Königs Christian IV. bei Lutter am Barenberge (27. August 1626) ließ Karl eine nicht zugestandene Gelderhebung nach derjenigen Hebe-Rolle ausschreiben und erpressen, welche für die letzte vom Parlamente gewährte Steuer gemacht worden war. Die Steuer betrug vom Werthe des Grundbesitzes ein Procent, von beweglichen Gütern eine Mark vom Pfund. Um den Vermögensstand zu ermitteln, erhielten die Commissäre das Recht und sogar den Befehl, den Widerspenstigen eine eidliche Aussage zuzuschieben. Wer nicht zahlte, erhielt Einquartierung oder wurde ins Gefängniß geworfen. Bei dem Zwangsanlehen ging man sogar so weit, daß Leihbriefe bis zu dem geringen Betrage von 15 bis 20 Pfund ausgefertigt wurden.

Dies Alles reichte nur bis zu der Zeit aus, als der König eine neue

Unternehmung zum Schutze der in La Rochelle belagerten französischen Protestanten rüstete. Die erste Unternehmung dieser Art fand im Jahr 1627 statt; Soubise war damals in England als Vertreter der französischen Reformirten angenommen worden; Buckingham selbst erschien auf der Insel Ré, wurde aber unter schweren Verlusten zum Rückzug genöthigt. Karl empfing ihn mit unveränderter Freundlichkeit und versprach den Belagerten von La Rochelle weiter seinen Schutz. Die große Geldverlegenheit aber, in welcher er damals war, nöthigte ihn, der Aufforderung seiner Minister nach langer Weigerung Folge zu leisten und sein drittes Parlament zu berufen. Gerade als dieses im Februar 1628 zusammentrat, hatte jedoch Karl durch seine Verhaftungen, durch die willkürlich auferlegten Steuern, durch den Schutz, welchen er dem als Kryptokatholiken verhaßten Bischof Laud von London gewährte, und durch die Verfolgung des Erzbischofs von Canterbury, Abbot, allgemeinen Unwillen erregt. Was Karl's Verfahren gegen den Letzteren betrifft, so wurde dasselbe durch den Pfarrer Sibthorp veranlaßt. Dieser hatte, um die Gunst des Königs zu gewinnen, eine Predigt gehalten, in der er unbedingten Gehorsam gegen jeden königlichen Befehl für die erste Pflicht des Christen erklärte und namentlich die Rechtmäßigkeit des neu angeordneten Zwangsanlehens behauptete. Als die Predigt nachher gedruckt wurde, hatte Bischof Laud als Freund des Königs, dies gebilligt, Abbot aber, der als oberster Erzbischof rechtlich zu entscheiden hatte, sich dagegen ausgesprochen. Darüber war es dann zu einem Staats-Proceß gekommen *). Das Parlament hatte nachher den Pfarrer zur Verantwortung gezogen; der König aber, als Haupt der Kirche, hatte den Primas willkürlich gestraft, weil dieser den Absolutismus der Könige nicht als Dogma gepredigt haben wollte. Abbot mußte den Hof verlassen und der König ließ die Geschäfte desselben einstweilen durch eine Commission versehen. Auch die Gerichte waren den Anmaaßungen des Königs durchaus nicht günstig. Dies zeigte sich Ende November 1627, als die Ritter Thomas Darnet, John Corbet, Walter Earl, John Heveningham und Sir

*) Die Veranlassung zu diesem Processe, den man in Cobbett's State Trials vol. II. p. 1450 sqq. findet, erzählt ein Zeitgenosse folgendermaaßen: There were so indiscreet bishops, who made it a doctrine of their pulpits, to urge the duty of answering every demand of the king. In particular Dr. Sibthorp, vicar of Brockley, preached upon this subject at Northampton Febr. 22. 1627 at the Lent assizes, and having licensed his sermon by the bishop of London, he published it under the title of apostolic obedience with a dedication to the king. The whole scope of it was to advance the loan and to justify the king's imposing public taxes without consent of parliament and to prove, that the people were bound in point of conscience to submit to the regal will and pleasure.

Edmund Hampden, welche wegen Nichtbezahlung der königlichen Geldforderungen verhaftet worden waren, ein sogenanntes Habeas-corpus cum causa erlangten oder mit anderen Worten es durchsetzten, daß ihre Sache vor dem königlichen Obergericht (Kingsbench) zur Verhandlung kam. Ihr Anwalt Selden, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, erhielt dadurch Gelegenheit, in einer langen und bündigen Rede vor Gericht das constitutionelle Recht eines Engländers gründlich auseinander zu setzen. Die ganze Gerichtsverhandlung, die sich im zweiten Bande der Staats-Processe findet, endigte damit, daß die Richter durch eine Wendung, die man in England eine technische Ausflucht zu nennen pflegt, der Nothwendigkeit auswichen, sich über die Sache selbst zu erklären.

Als der König durch die Angelegenheit der französischen Reformirten und durch die Lage der Dinge in der Pfalz genöthigt war, sein drittes Parlament zu berufen, entschloß er sich zugleich, einen ernstlichen Schritt zu thun, um die verlorene Gunst des Volkes wieder zu gewinnen. Er gab nicht nur die 78 vermögenden Herren frei, die er wegen Verweigerung der von ihnen geforderten Zahlungen ins Gefängniß hatte werfen lassen, sondern er setzte auch den Erzbischof Abbot wieder in sein Amt ein und erlaubte sogar dem des Hochverraths angeklagten Grafen von Bristol, seinen Sitz im Oberhause wieder einzunehmen. Unglücklicher Weise bediente er sich aber in der Rede, mit welcher er am 17. März 1628 das Parlament eröffnete, einiger Ausdrücke, die so gedeutet werden konnten, als wenn er gedroht habe, künftig ohne Parlament zu regieren, falls die Versammlung sich wieder so karg beweise, wie bisher. Er sprach nämlich: „Wenn Ihr, was Gott verhüte, nicht Eure Pflicht thut durch Leistung dessen, was für den Staat in dieser Zeit nöthig ist, so muß ich zur Beruhigung meines Gewissens die anderen Mittel anwenden, die Gott mir in die Hand gegeben hat, um das zu retten, was sonst von Anderen thöricht aufs Spiel gesetzt würde. Nehmet dies nicht als eine Drohung (ich verschmähe es, Solchen, die nicht meines Gleichen sind, zu drohen); sondern als eine Ermahnung von Seiten dessen, der durch Natur und Verpflichtung zumeist für Eure Wohlfahrt sorgt." Diese Rede, dazu der allgemeine Unwille über die Richter, welche die willkürliche Verhaftung von Parlaments-Gliedern durch eine juristische Spitzfindigkeit gerechtfertigt hatten, bewogen endlich das Unterhaus, den Streit über die Volksrechte durch eine gesetzliche Bestimmung zu beendigen. Zuvörderst wurden vom Unterhaus vier Resolutionen einstimmig angenommen, welche dahin lauteten, daß Niemand verhaftet werden dürfe ohne Angabe einer rechtmäßigen Ursache, sowie daß keine Abgabe oder Anleihe ohne Zustimmung des Parlaments erhoben werden solle.

Damit der König dazu einwillige, ward beschlossen, daß, sobald er dem geforderten Gesetze über die streitigen Rechte seine Zustimmung ertheilt habe, eine größere Geldsumme als je für die Staatskasse gewährt werden solle. Karl zauderte und zögerte aber; und da er noch dazu im Kriege mit Frankreich und Spanien sich sehr zweideutig benahm, so ward die Stimmung immer ärger. Die Redner des Unterhauses bewiesen in den Debatten geschichtlich und rechtlich, daß man in England nie an einen Absolutismus des Königs gedacht habe; insbesondere erklärten sie, auch bei einer auf Befehl des Königs vorzunehmenden Verhaftung müsse die Ursache angegeben sein. Dagegen nahmen zwar die Advokaten des Königs das römische Recht und die Bibel zu Hülfe, um diese Behauptung zu widerlegen; sie erreichten aber damit nichts, weil das Oberhaus sich ebenso aussprach wie das Unterhaus. Unter positiven Engländern war dabei weder auf der einen, noch auf der anderen Seite von philosophischen Gründen und abstracten Grundsätzen, sondern blos von Urkunden und Geschichte die Rede. Die gelehrtesten und beredtesten Männer, welche im 17. Jahrhundert aus den gründlichen englischen Schulen hervorgegangen sind, ein Dudley Digges, ein Littleton, ein Selden und ein Coke, erläuterten bei dieser Gelegenheit das englische Natur- und Volksrecht auf so tief eindringende Weise, daß ihre Reden und Schriften noch jetzt dem gründlichen Kenner und Forscher des Rechtes unentbehrlich sind.

Wir dürfen auf die Sache selbst hier nicht eingehen, theils weil die Theorie dieses Rechtes und seine Geschichte jetzt in allen Büchern des Continents behandelt wird, während die Praxis desselben in den Continental-Staaten sehr schwer und allmälig zur Geltung kommt, theils weil man den ganzen vor dem Oberhause verhandelten Proceß und alle Reden im den Sammlungen der Staats-Processe lesen kann. Die königliche Entscheidung wurde mehrere Monate hindurch verzögert, bis endlich das Oberhaus als Richter am 17. Mai 1628 zu Gunsten dessen entschied, was dem Könige als sogenannte Petition of right oder als Forderung des den Engländern gebührenden Rechtes übergeben werden sollte*). Es fügte jedoch seiner Bestimmung die sonderbare Clausel hinzu, daß dabei schuldige Rücksicht zu nehmen sei, die souveraine Macht des Königs zu erhalten. Bei der Berathung, welche über diese Clausel im Unterhause gehalten wurde, zeigte sich deutlich, wohin die tonangebenden Redner desselben schon damals wollten. Einer von ihnen, Bodinus, sagte: souverain bedeute frei von jeder Bedingung; wenn man also diese Clausel annähme, so würde man sowohl eine regale als eine legale Macht anerkennen. Ein Anderer,

*) Man findet die ganze Petition of right wörtlich in den State Trials vol. II. p. 221.

Pym, sagte: „Souverain! Ich weiß nicht, was das ist. Wir bitten um das ursprüngliche Recht der Engländer; denn souveraine Gewalt scheint mir eine andere, als die der Gesetze. Ich kenne keine Souverainetät, welche der königlichen Macht zugeschrieben werden könne, wohl aber seiner Person.“ Ferner wäre, setzte er hinzu, von etwas die Rede, was sie dem Könige lassen sollten; sie könnten ihm aber nichts lassen, was er nie besessen habe. Hackwell wollte gar nichts von Vorbehalten wissen; das laute gerade so, als wenn das Parlament sich etwas angemaaßt hätte; es habe aber nur erklärt, welche Rechte das Volk habe, und da sei nichts vorzubehalten. Coke, Wentworth und Selden sprachen in demselben Sinne. In der That enthielt das berühmte Aktenstück ebenso wenig als die oben genannten vier Resolutionen etwas Neues; es gab nur eine Zusammenstellung dessen, was man für anerkanntes altes Recht erklären konnte, und bezeichnete die neuerdings eingeführten Mißbräuche, damit dieselben aufhören und insbesondere niemals zu Präcedenzfällen dienen sollten. Die Clausel der Pairs ward also nicht angenommen. Jetzt fehlte nur noch die Zustimmung des Königs. Dieser weigerte sich mit großer Hartnäckigkeit, in ein Gesetz einzuwilligen, durch welches alle Rechte, die er bisher mißbräuchlich geübt hatte, abgeschafft werden sollten. Man legte ihm daher am 28. Mai den Gesetzesantrag in einer anderen Form vor, durch welche alle die Dinge, über die bis dahin Streit gewesen war, als königliche Anmaaßungen bezeichnet und ihre Abschaffung gefordert wurden. Diesem Antrage sollte Karl dadurch seine Genehmigung ertheilen, daß er die damals noch für alle Gesetze übliche Formel in französischer Sprache (Soit droit fait, comme est desiré) unter denselben schreibe. Er suchte aber auch jetzt noch durch einen unwürdigen Kunstgriff auszuweichen. Er ertheilte nämlich am 2. Juni seine Zustimmung vermittelst einer umschreibenden Formel, worin es hieß: er glaube sich zur Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen ebenso sehr verbunden, als zu der seiner königlichen Prärogative. Es entging jedoch den Juristen seines Parlaments nicht, daß er dadurch ihnen nur entschlüpfen wolle. Das Parlament war daher schon im Begriffe, einen Beschluß zu fassen, welcher einem Aufrufe zum förmlichen Kampfe ähnlich gewesen sein würde, als der Sprecher des Unterhauses sich die Erlaubniß ausbat, zum Könige zu gehen und ihm das Gefährliche der Lage vorzustellen. Die Vorstellungen desselben, vereint mit dem Wunsche des Königs, von seinem Liebling Buckingham die beabsichtigte Anklage abzuwenden, bewirkten dann, daß Karl am 7. Juni vom Thron aus befahl, die Acte mit der gebräuchlichen Formel zu versehen.

Der Streit zwischen König und Parlament war mit diesem Schritte, ungeachtet des Jubels, der im Volke laut wurde, noch nicht beendigt;

denn wenn auch das Parlament jetzt die begehrten Summen bewilligte, so verlangte es doch zugleich auch eine förmliche Anklage Buckingham's, und der König bestand seinerseits auf dem Rechte, das Tonnage und Poundage zu erheben oder mit anderen Worten die Ein- und Ausfuhr zu besteuern. Am 25. Juni war das Unterhaus im Begriffe, die Abschaffung dieser Art von Auflagen für einen Theil der Forderungen zu erklären, welche der König dem Parlamente neulich zugestanden habe; der Secretär begann die in diesem Sinne abgefaßte Adresse zu verlesen: als Karl um neun Uhr Morgens die Mitglieder des Unterhauses in das Oberhaus rufen ließ und dort in eigener Person das Parlament bis zum 20. October vertagte. Er kündigte zu gleicher Zeit beiden Häusern an, daß er sich das Tonnage und Poundage nimmer werde nehmen lassen. In der Zwischenzeit, am 23. August 1628, wurde Buckingham in Portsmouth von Felton durch einen Messerstich getödtet; er war 36 Jahre alt geworden. Bei diesem Morde, welcher entweder aus politischem Fanatismus oder wegen einer persönlichen Beleidigung verübt wurde, war an ein Complot nicht zu denken. Der König hätte jedoch gern etwas dieser Art herausgebracht und verlangte deshalb, daß bei Felton die Folter angewendet werde, welche bis dahin ebenso in England, wie in anderen Ländern gebräuchlich gewesen war; die Richter erklärten aber einstimmig, daß die Anwendung der Tortur gegen Englands Recht und Gesetze sei. Den Herzog ließ Karl heim lich in der Westminster-Abtei beisetzen. Das Parlament wurde erst im Januar 1629 wieder versammelt, weil, wie wir bereits früher erzählt haben, die von Buckingham mit ungeheueren Kosten ausgerüstete Expedition nach Frankreich auf schmähliche Art scheiterte, und zwar nicht ohne Schuld des Königs, welcher nicht den ernsten Willen hatte, der republikanisch-calvinistischen Stadt La Rochelle zu helfen.

Gleich in den ersten Sitzungen zeigte sich, daß die englische Verfassung eine Veränderung erleiden müsse, durch welche entweder dem Könige oder dem Parlamente eine größere Macht zugetheilt, oder mit anderen Worten, daß die Regierungs-Form entweder dem Republikanismus oder der absoluten Monarchie näher gebracht werde. Das Parlament wurde auf ein Verfahren aufmerksam gemacht, das schmählich genug war: die königliche Buchdruckerei hatte von der Petition of right 1500 Exemplare angefertigt, welchen die gültige Bestätigungsformel beigefügt war; diese Auflage aber hatte der König vernichten und eine neue drucken lassen, in welche seine erste, zweideutige Erklärung statt der unumwundenen Zustimmung aufgenommen war. Diese kleinliche List erregte Unwillen; man trat mit neuen, zum Theil sehr ungerechten Beschwerden auf, welche der König nicht anerkennen wollte

und konnte. Diese Beschwerden gingen von derselben Klasse von Leuten aus, die wir jetzt in Deutschland leider nur gar zu gut kennen gelernt, von den sogenannten Frommen. Sie wollten durchaus keinen anderen Glauben im Lande bestehen lassen, als den ihrigen, und tobten sowohl gegen die vom Könige geübte Duldung der liberalen Calvinisten oder Arminianer, die aus Holland nach England gekommen waren, als auch gegen den Schutz, welchen die Regierung den Katholiken gewährte. Der König glaubte mit Recht, daß religiöse Angelegenheiten nicht in Stände-Kammern gehörten, und suchte die fanatischen und grundgelehrten Juristen des Unterhauses durch freundliches Zureden auf andere Gedanken zu bringen. Als er dies nicht bewirken konnte, verletzte er auch seinerseits das Herkommen. Er gebot nämlich dem Sprecher, Sir John Finch, über die dem Könige verhaßten Punkte keine Frage aufzustellen und, wenn man dessen ungeachtet die Debatte fortsetzte, das Haus zu vertagen. Das Haus kehrte sich jedoch, als der Sprecher diesem Befehle Folge leistete, nicht an denselben, sondern fuhr in seinen Verhandlungen fort und berathschlagte sogar über eine neue Erklärung gegen den König. Es war gerade im Begriffe, diese zu einem Beschlusse zu erheben, als der Sprecher aufstand, ohne dessen Gegenwart kein gültiger Beschluß gefaßt werden konnte. Jetzt erhoben sich aber Sir John Elliot, Denzil Hollis und Benjamin Valentine, und hielten den Sprecher so lange mit Gewalt auf seinem Stuhle fest, bis der Beschluß in das Register eingeschrieben war; Hollis rief: „Ihr sollt, bei Gott, hier sitzen, bis es uns gefällt, die Berathungen zu schließen.“ Ja, das Parlament schritt an diesem Tage sogar bis zur förmlichen Empörung; denn es verweigerte nicht nur den vom Könige gesandten Botschaftern den Eintritt, sondern man hielt auch vor dem vom Oberhause geschickten Beamten (gentleman usher) die Thür des Saales so lange verschlossen, bis die Protestation eingetragen war. Diese Protestation bestand aus folgenden drei Artikeln: „1) Papstthum und Arminianismus dürfen nicht geduldet werden. 2) Eine Steuererhebung von Ein- und Ausfuhr, welche nicht ausdrücklich vom Parlament zugestanden ist, darf als gesetzwidrig nicht gestattet werden. 3) Jeder, der zur Erhebung des Tonnage und Poundage räth oder es erhebt oder bezahlt, ist ein Verräther an den Rechten und Freiheiten Englands.“

Als das Unterhaus so weit gegangen war, löste der König am 10. März das Parlament auf; er erschien zu diesem Zweck im Oberhaus, ohne daß das Unterhaus herbeigerufen wurde. Zugleich ließ er, auf ein Gutachten der sämmtlichen Richter gestützt, neun Parlamentsmitglieder, darunter diejenigen, welche den Sprecher festgehalten hatten, in Haft nehmen. Diese wußten durch legale Spitzfindigkeit dem Gerichte auszuweichen. Der König schadete daher durch die Verhaftung

derselben und durch die ganz unvorsichtige Weise, wie er sich öffentlich aussprach und wie er drohte, eigentlich Niemanden als sich selber. Er hielt zwar, allem Rechte trotzend, die Verhafteten im Gefängnisse zurück, gab jedoch nachher sechs von ihnen, darunter Selden, gegen Bürgschaft frei; die drei anderen dagegen, Elliot, Hollis und Valentine, die das Gericht für unbefugt erklärten und jede Antwort weigerten, blieben in Haft. Karl's Verfahren gegen die Patrioten hatte also keinen anderen Erfolg, als daß durch Processe die Aufmerksamkeit auf das constitutionelle Recht neu erregt und die Eifersucht des Volkes auf die vom Könige verletzten Privilegien wach erhalten wurde. Blos im Jahre 1637 kamen 18 solcher Processe vor, in welchen der König den Kürzeren zog

Karl schien nach Buckingham's Ermordung auf den Gedanken gekommen zu sein, ganz ohne Parlament zu regieren, was ihm nachher um so eher möglich dünkte, weil er bald nach der Auflösung des Parlaments (April 1628) mit Frankreich, sowie anderthalb Jahre später mit Spanien Frieden schloß*) und also weniger Geld brauchte. Theilweise gab er seine Absicht in einem Erlaß vom März 1629 kund, in welchem es hieß: „Wir werden es künftig als eine Vermessenheit betrachten, Uns die Zeit zur Abhaltung des Parlamentes vorzuschreiben, dessen Berufung, Fortsetzung und Auflösung durchaus in Unserer Macht steht, und werden geneigter sein, wieder ein Parlament zu halten, wenn Unser Volk Unser Interesse und Unsere Handlungsweise klarer beurtheilen wird." Er hatte die falsche Meinung, daß die Opposition nur von wenigen unruhigen Köpfen ausgehe, und wurde zu seinem Unglücke in dieser Einbildung noch durch die Art bestärkt, wie seine Schotten ihn jubelnd und jauchzend empfingen, als er im Jahre 1633 sich bei ihnen krönen ließ. Er glaubte außerdem, daß sein General-Advokat Noy eine Art von Steuer entdeckt habe, welche ein englischer König ganz gesetzmäßig ohne Parlament ausschreiben könne. Noy fand nämlich im Archiv des Tower Urkunden, aus welchen hervorging, daß unter früheren Regierungen gewisse Häfen und Seestädte zur Stellung von Mannschaften und Schiffen oder als Ersatz dafür zu Geldzahlungen verpflichtet gewesen waren. Diese Steuer ward jetzt auf das ganze Land ausgedehnt und unter dem Namen Schiffsgeld ausgeschrieben.

Zu derselben Zeit, als der erste Befehl (writ) zu ihrer Erhebung erlassen wurde und allgemeine Unzufriedenheit hervorrief (1634), erregte auch der eitle Bischof Laud von London durch sein Wohlgefallen an der Liturgie und den Ceremonieen, Formeln und Formen

*) Bei den Einleitungen zu diesem Frieden, der im November 1630 zum Abschlusse kam, war der große Maler Peter Paul Rubens thätig.

der römischen Kirche großes Aergerniß. Laud war schon vorher verhaßt gewesen, weil er der Neigung des Königs, gleich den französischen und spanischen Monarchen von seinem Kabinet aus über Freiheit, Leben und Vermögen seiner Unterthanen zu schalten, auf jede Weise geschmeichelt hatte. Er war einer von den in unserem Jahrhundert in Deutschland wie in Frankreich so zahlreichen Geistlichen, welche die Religion als ein Mittel zum Emporkommen und zur Herrschaft gebrauchen und bei denen man es immer unentschieden lassen muß, ob ihre Vorliebe für gewisse Ceremonieen, Dogmen und Grundsätze auf Ueberzeugung oder auf Speculation beruht. Daß Laud sich emporzubringen wußte und in Betreff der Mittel dazu nicht bedenklich war, zeigt seine ganze frühere Geschichte, welche hierher nicht gehört. Er war durch Ergebenheit gegen Buckingham an den Hof gekommen und nach dessen Ermordung der Liebling des Königs geworden, der ihn als Werkzeug gebrauchte, um alle Gegner der anglikanischen Kirche zu verfolgen und diese Kirche selbst, wie Karl und seine ihn beherrschende französische Gemahlin wünschten, der römischen so sehr als möglich zu nähern. Er wurde Bischof von London und das Erzbisthum von Canterbury wurde ihm für den Todesfall des damaligen Primas, des, wie wir gesehen haben, bei Hofe wenig beliebten Abbot, zugesagt. Einstweilen erhielt er die Leitung aller geistlichen Angelegenheiten und machte sich durch die Verfolgung von Schwärmern und Fanatikern verdient. Gegen diese Leute, deren Zahl mit jedem Jahre zunahm, waren die ordentlichen Gerichte ebenso wenig zu gebrauchen, als gegen diejenigen, die sich den 1630 aufs Neue begonnenen willkürlichen Erpressungen widersetzten. Man bediente sich daher der beiden mehrfach erwähnten außerordentlichen Gerichtshöfe, der hohen Commission und der Sternkammer, um durch die Erstere diejenigen, welche gegen die geistliche Ordnung sündigten, und durch die Zweite die anderen Gegner der Regierung zu bestrafen. Diese richterlichen Behörden waren ursprünglich Anstalten, um gegen die Feudalherren des Mittelalters die Urtheile der Richter zur Ausführung zu bringen. Hallam (in der Constitutional History of England) sagt, die Sternkammer sei nichts Anderes gewesen, als der uralte königliche Rath (consilium regis), welcher unter Heinrich VII. statutarisch festgesetzt worden sei; als sie nachher einige Zeit hindurch in Vergessenheit gerathen und dann wieder erneuert worden sei, habe Wolsey verordnet, daß sie aus dem Präsidenten des geheimen Rathes, dem Kanzler, dem Schatzmeister, dem Siegelbewahrer oder aus je zwei von diesen Beamten, ferner aus einem Bischofe, einem weltlichen Großen, den Oberrichtern des Kingsbench und der Common-Pleas oder aus zwei anderen Richtern bestehen sollten. Hallam behauptet, die Wirksamkeit dieses ohne Geschworene

richtenden Hofes sei zuerst wohlthätig gewesen, später aber, als sie immer mehr ausgedehnt worden wäre und allmählich alle geheimen Räthe in der Sternkammer Sitz erhalten hätten, sei sie höchst gehässig geworden. Von der Barbarei dieses Gerichtshofes und von dem Mißbrauche desselben, nicht die für jedes Vergehen gesetzlich bestimmte Strafe, sondern willkürliche grausame Martern zu verhängen, gibt uns das Verfahren gegen den Prediger Leighton ein Beispiel. Leighton wurde vom Bischof Laud verfolgt und durch die Sternkammer im November 1630 auf barbarische Weise bestraft, weil er, ein Geistlicher der schottischen Kirche, sich in gedruckten Schriften äußerst grobe und über allen Begriff scurrile Ausfälle gegen die englische Kirche und Geistlichkeit erlaubt, auch die Königin als eine Ungläubige nicht verschont hatte. Sein Vergehen war allerdings von der Art, daß er nach keinem der in Deutschland bestehenden Preßgesetze dem Zuchthause entgangen sein würde; allein die unwürdige, grausame und ganz willkürliche Strafe, welche das Ausnahme-Tribunal über ihn verhängte, mußte nothwendiger Weise die Wirkung haben, daß die hohe Commission und die Sternkammer als Laud's Werkzeuge unerträglich gemacht wurden. Er ward nämlich nicht nur degradirt, ausgepeitscht und auf einer Wange mit den Buchstaben S. S. (sower of sedition, d. i. Aufruhrstifter) gebrandmarkt, sondern man schnitt ihm auch das eine Ohr ab, schlitzte ihm ein Nasenloch auf, und übte acht Tage nachher dieselbe Barbarei noch einmal an ihm; darauf brachte man ihn ins Gefängniß, aus welchem er erst nach zehn Jahren auf Befehl des Parlaments befreit wurde.

Noch ärger ward Laud's anglikanisch-hierarchische Tyrannei, als nach des Königs Rückkehr von seiner Krönung in Edinburg (Juli 1633) der Erzbischof Abbot von Canterbury starb und Laud an dessen Stelle zum Primas von England ernannt wurde. Von diesem Augenblicke an war jeder Schritt der Regierung eine Annäherung an die römische Kirche, deren Gebräuche und Ceremonieen dem Könige aus demselben Grunde wohlgefielen, aus welchem noch jetzt vielfach die höhere Aristokratie, selbst in England und Schottland, wenn auch nicht der katholischen Religion, welche streng wie die protestantische ist, doch der katholischen Kirche huldigt. In Deutschland ist diese Klasse von Leuten bekanntlich entweder fanatisch protestantisch oder fanatisch römisch. Es wäre ermüdend, alle die Fälle anzuführen, in welchen Laud sich der Sternkammer zu seinen Verfolgungen und Ungerechtigkeiten bediente. Wir wollen daher nur beispielsweise einige wenige von den unerhört rohen und grausamen Strafen der königlich geistlichen Justiz angeben, durch welche das Volk so sehr erbittert wurde, daß es endlich die Männer, die wegen ihres fanatischen Trotzes eher einen Platz im Toll-

hause, als auf der Armesünder=Bank verdient hätten, als Märtyrer ansehen mußte und als solche ebenso ehrte, wie im 18. Jahrhundert die Jakobiner Galeeren=Sclaven geehrt haben. Drei an und für sich ganz unbedeutende Leute, der Jurist Prynne, der Geistliche Burton und der Arzt Bastwick, hatten sich in Flugschriften über armselige Kleinigkeiten ereifert. Burton hatte z. B. darüber geklagt, daß Fasten ohne Predigten gehalten würden, daß man das Gebet um gut Wetter aus der Liturgie weggelassen und dadurch die vielen Stürme und Schiffbrüche veranlaßt habe, daß man auf den Mittwoch einen Fasttag angesetzt habe, um die Mittwochs=Vorlesungen zu verhindern, daß anstatt der Worte „Im Namen Jesu sollen sich Aller Kniee beugen" geschrieben werde: „Beim Namen Jesu", u. dgl. m. Prynne hatte schon 1634 einen dicken, mit confuser Gelehrsamkeit angefüllten Quartband herausgegeben, in welchem er gegen öffentliche Lustbarkeiten, Aufpflanzung von Maienbäumen, Bälle, Maskeraden und Theatervorstellungen eiferte. Er nannte sein Werk „Histriomastix", d. i. Schauspielergeisel; die Theater, deren es damals in London sechs gab, sind ihm Kapellen des Satans. Seine Ausfälle gegen das Teufelswerk des Tanzens konnten leicht auf die Königin und den König bezogen werden. Für dieses Vergehen waren ihm die Ohren abgeschnitten, sein Buch verbrannt und er ins Gefängniß gebracht worden, wo er wiederum heftige Schriften abfaßte. Nun machte man ihm nochmals den Proceß, zusammen mit Burton und Bastwick; die armen Leute wurden 1637 von der Sternkammer verurtheilt, am Pranger zu stehen, beide Ohren zu verlieren, jeder 5000 Pfund Buße zu zahlen und, gegen eine ausdrückliche Bestimmung der Habeas=Corpus=Acte, gesondert in entlegenen Schlössern gefangen gehalten zu werden. Ihre Bestrafung und sodann ihre Wegführung aus London fand unter einem ungeheuren Andrang des unwilligen Volkes statt, an welches sie fromme Anreden hielten; Prynne hatte sich im Gefängniß die Ohren angenäht und verlor sie nun zum zweiten Mal. Bastwick wurde nach den Scilly=Inseln, Burton nach Guernsey und Prynne nach Jersey im Kanal gebracht (Juli 1637). Sie kehrten 1640 beim Ausbruche der Revolution aus der Verbannung zurück und wurden dann gebraucht, um das Volk zu erhitzen. Im Jahre 1638 wurden John Lilburn und ein anderer Fanatiker, weil sie religiöse Schmähschriften aus Holland mit herüber gebracht und verbreitet hatten, vor der Sternkammer angeklagt und nach dem Urtheilsspruche derselben ausgepeitscht und an den Pranger gestellt. Man that damit beiden trotzigen Fanatikern den Gefallen, sie zu Märtyrern zu machen. Sie hielten nämlich am Pranger lange Predigten und warfen, als man ihnen den Mund knebelte, dem Volke die mitgebrachten Schmähschriften zu. Dafür wurden sie dann noch

einmal vor die Sternkammer gestellt, in welcher, wie man in den weitläufigen Acten der Staats-Processe (Th. III. S. 1315—1368) aus Lilburn's eigenem Berichte erfährt, Laud selbst den Vorsitz führte. Dieser war es, welcher das grausame Urtheil sprach, daß beide Männer in schwere Ketten gelegt und im ärgsten Kerker festgehalten werden sollten. Eine solche Bestrafung war um so unvorsichtiger, da das Hauptverbrechen Lilburn's gerade den Bischof Laud persönlich anging. Lilburn war nämlich angeklagt, daß er in der Predigt gesagt habe, England werde jetzt von Scorpionen, das heißt von den Prälaten, gestochen. Nicht minder verhaßt als die Sternkammer wurde übrigens die hohe Commission (High Commission), die alle Vergehen gegen Religion, Kirchenthum und Sittlichkeit vor ihre Schranken zog; sie verhängte öffentliche Bußen und namentlich bedeutende Geldstrafen, deren Ertrag für kirchliche Zwecke verwandt wurde.

Karl hatte damals bereits den Weg betreten, welcher überall, wo Stände mit ihrem Fürsten in Streit gerathen, am sichersten zum Ziele führt. Er hatte mehrere scharfe Juristen von der Opposition zu sich herüber gebracht und diese leisteten ihm als Proselyten und Abtrünnige, welche von ihren alten Freunden bitter gehaßt und verfolgt wurden, ganz vorzügliche Dienste. Wir nennen von ihnen besonders zwei, weil bald nachher das Schicksal des Königs und der Monarchie an den Proceß geknüpft ward, in welchen die Opposition den einen derselben verwickelte. Diese beiden Männer waren Sir Robert Finch, der Sprecher des letzten Parlaments, und Thomas Wentworth, welcher in demselben der tüchtigste und heftigste Vertheidiger der Parlaments-Rechte gewesen war. Finch war kein großer Rechtsgelehrter; er hatte sich aber die Gunst des Königs und seiner Gemahlin erworben und ward deshalb zum Lord Oberrichter ernannt, als der bisherige Oberrichter Robert Heath entlassen wurde, weil derselbe sich nicht hatte gebrauchen lassen wollen, um von den übrigen Richtern des Kingsbench ein Gutachten zu Gunsten der königlichen Erhebung des Schiffsgeldes zu erlangen. Finch erwirkte, nach langer vergeblicher Bemühung, endlich 1636 von allen Richtern, außer von Crook und Hutton, welche übrigens wenigstens ihre Unterschrift nicht versagten, ein dem Könige günstiges Gutachten. Der andere zur königlichen Partei übergetretene Oppositions-Mann, Thomas Wentworth, wurde seiner Kenntnisse und Talente wegen von Jedermann bewundert; obwohl stolz und hochfahrend, schien er doch dazu geboren zu sein, ohne Richelieu's gehässige Eigenschaften, dessen Rolle in England zu spielen. Der König hatte ihn wahrscheinlich schon vor der Auflösung des Parlaments gewonnen. Wentworth ward 1632 zum Präsidenten des Rathes für den Norden ernannt, wodurch er Gelegenheit erhielt, die Rolle eines autokratischen

Ministers in einem constitutionellen Lande zu spielen. Der Rath des Nordens oder, wie man ihn auch nannte, der Hof von York war von Heinrich VIII. errichtet worden, als dieser im Norden, wo die meisten Klöster lagen und der Adel kriegerisch und mächtig war, den stärksten Widerstand gegen seine tyrannische Herrschaft gefunden hatte. Heinrich hatte diesen ganz königlichen Gerichtshof unter dem Vorwande errichtet, den ärmeren Bewohnern des Nordens die Mühe und Kosten, welche der Besuch der Tribunale in Westminster ihnen machte, zu ersparen; die eigentliche Absicht aber, die er durch denselben zu erreichen suchte, bestand darin, daß er, um jeden Versuch eines Widerstandes niederzuhalten, den Volksgerichten eine königliche Gerichtsbarkeit unterschieben wollte. Der neue Gerichtshof, dessen Sprengel die Grafschaften York, Northumberland, Westmoreland, Cumberland, das Bisthum Durham, Kingston upon Hull und Newcastle upon Tyne umfaßte, richtete zwar im Allgemeinen nach englischen Gesetzen und nach gemeinem Rechte, erhielt aber dessen ungeachtet seine Instructionen vom Hofe und war also kein eigentliches National-Gericht. Auch Wentworth wurde, als Karl ihn zum Präsidenten ernannte, mit einer sehr ausgedehnten Gewalt bekleidet; und der König ertheilte ihm sogar, wie die Worte seiner sonderbaren Instruction lauten, die Vollmacht, die Besitzthümer aller derer, welche seiner Gerichtsbarkeit unterworfen wären, entweder denselben zuzugestehen oder einzuziehen, auf jeden Fall aber sie zu ordnen. Dies lautete freilich unter einem Herrscher, wie Karl I. war, höchst bedenklich für die englische Verfassung. Für den neuen Präsidenten selbst und für die Beisitzer des Gerichtes mußte ihr Amt eine sehr gute Schule werden, um sie zu solchen Richtern zu bilden, welche im Geiste des damals überall auf dem Continent herrschenden Systems handelten.

Aus diesem Grunde ward auch nachher Wentworth von Karl an Lord Falkland's Stelle zum Ober-Statthalter von Irland ernannt, als Falkland in Verlegenheit war, wie er sich helfen sollte, um zugleich seine Pflicht gegen die Irländer und gegen den König zu erfüllen. Karl hatte nämlich, weil er die oben erzählte Unternehmung gegen Cadix hatte machen lassen, einen Angriff der Spanier auf Irland befürchtet und deshalb beschlossen, das dortige Heer um einige tausend Mann zu vermehren; er hatte die zur Unterhaltung derselben nöthigen Summen nicht gehabt und doch auch das Parlament nicht einberufen wollen, um sich dieselben auf dem gewöhnlichen und gesetzlichen Wege zu verschaffen. Er war daher auf eine Auskunft verfallen, die ihn nothwendiger Weise verächtlich machen mußte. Er hatte den zahlreichen Katholiken Irland's zu verstehen geben lassen, daß er, wenn sie ihm durch ihr Parlament die innerhalb dreier Jahren zu bezahlende Summe von 120,000 Pfund verschafften, königliche Befehle (writs) ausfertigen

lassen werde, durch welche sie von den wesentlichsten gegen ihre Religion bestehenden bürgerlichen Beschränkungen dispensirt werden sollten Es war hierauf wirklich eine Verabredung dieses Inhalts getroffen worden, obgleich der König durchaus nicht das Recht hatte, ohne Zustimmung des Parlaments von den bestehenden Gesetzen zu dispensiren; der anglikanische Primas von Irland aber, der Erzbischof von Armagh, und eine von ihm berufene Synode hatten in aller Form und öffentlich protestirt. Falkland brachte die Durchführung der verabredeten königlichen Befehle nicht zu Stande und es gewann den Anschein, als wenn König Karl, dessen Gewissenhaftigkeit eben nicht groß war, das versprochene Geld ohne Weiteres nehmen, seine dispensirenden Befehle aber ihrem Schicksale überlassen wolle. Dadurch war Falkland's Aufgabe so schwierig geworden, daß er ihr nicht länger gewachsen zu sein schien. Er wurde deshalb abgerufen und Wentworth, welcher schon früher die Würde eines Viscount erhalten hatte, zum Oberstatthalter von Irland ernannt, wobei er aber zugleich Präsident des Rathes von Nord-England blieb. Wentworth begann vom ersten Augenblicke seiner Ankunft in Dublin, Irland als ein erobertes Land zu behandeln, und zeigte deutlich die Absicht, die absolute Monarchie zuerst in Irland einzuführen und dort ein dem Könige allein angehörendes Heer zu bilden, welches man nachher in England gebrauchen könne. Er benahm sich jedoch dabei weit verständiger und umsichtiger, als um dieselbe Zeit sein Freund, der Erzbischof Laud, sich bei der Einführung der anglikanischen Ceremonieen, Hierarchie und Liturgie in Schottland benahm. Wentworth brachte ein Parlament zu Stande, welches erhöhte Subsidien bewilligte und durch Drohungen und Schmeicheleien dazu bestimmt wurde, sich mit einer Mehrzahl von 16 Stimmen auch ohne Durchführung der königlichen Gnadenbefehle zufrieden zu erklären.

Laud und König Karl liebten Beide den Pomp und die Hierarchie der römischen Kirche und suchten sie in Schottland gegen Presbyterianer und Puritaner aufrecht zu halten. Die Gründe, welche den König bewogen, einem heftig puritanischen und demokratischen Volke auf unvorsichtige Weise den anglikanischen Cultus aufzudringen, hat Clarendon im ersten Buche seiner Geschichte der englischen Revolution oder, wie er sich ausdrückt, Rebellion sehr gut angegeben*). Laud

*) Eduard Hyde, Rathgeber Karl's II. während seiner Verbannung, nach der Restauration zum Grafen von Clarendon erhoben und eine zeitlang erster Minister, schrieb: History of the Rebellion and civil wars in England. Er starb 1674 in Rouen. Die oben gemeinte Stelle lautet: „Der König war immer der pünktlichste Beobachter alles Schicklichen in seiner Andacht und der eifrigste Förderer der Ceremonieen der Kirche, da er in der Seele glaubte, die Kirche von England stehe der apostolischen am nächsten und sei die beste in der Welt zur Ausbreitung der christlichen Religion. Auf der anderen Seite,

erbitterte die schottische Geistlichkeit, als er das Ansehen des Königs gegen dieselbe gebrauchte, und Karl reizte den Landadel dadurch, daß er die Krongüter, welche dieser unter den vorigen Regierungen, besonders unter Maria und während der Minderjährigkeit Jakob's, an sich gebracht hatte, ihm wieder entziehen wollte. Was die katholischen Formen und Formeln des Cultus und die aristokratische Gestalt der Hierarchie angeht, so bestand schon seit der Zeit, als Philipp II. von Spanien zugleich England und Schottland bedrohte, eine innige Verbindung aller schottischen Stände, um im Nothfalle den Papismus mit Gewalt zu bekämpfen. Es hatten sich nämlich 1588 König, Geistlichkeit, Adel und Volk von Schottland in einer förmlichen Urkunde, dem sogenannten Covenant, zu einem organisirten Bunde vereinigt, welcher jeden Augenblick das ganze Land in einer Verbindung von kleineren und größeren berathenden Versammlungen darstellen konnte. Die Urkunde dieser religiösen National-Vereinigung enthielt zuerst ein streng calvinistisches Glaubensbekenntniß und eine besondere Lossprechung vom Papstthum; dann folgte die Erklärung über den eigentlichen Zweck des Bundes, durch welche alle Stände feierlich gelobten, im Namen Gottes und durch seine Kraft einer dem anderen anzuhängen und, soviel sie könnten, gegen die römische Kirche zu kämpfen. Die Urkunde ward vom Könige, vom Klerus, vom Adel und vom Volke unterschrieben und seit 1588 durch heftige Predigten überall in Schottland empfohlen; fast um dieselbe Zeit, als die Katholiken Frankreichs sich in einen zum Schutze der katholischen Religion geschlossenen Bund, in die sogenannte Ligue, vereinigt hatten. Unter Jakob I. war die Unterschreibung des Covenant oft erneut und die eingerichtete republikanische Hierarchie aufrecht erhalten worden, so daß diese jeden Augenblick als eine der königlichen entgegengesetzte Landes-Regierung wieder hergestellt werden konnte. Sie bestand in diesem Falle aus den sogenannten besonderen Tafeln der hohen Herren des niederen Adels, der Städte und Geistlichen und aus der von den vier Tafeln bestellten allgemeinen Versammlung, welche in Schottland ebenso unbedingten Gehorsam fand, als in Frankreich um 1794 der Convent. Wir haben früher (s. Bd. XI., S. 235) bemerkt, daß schon Jakob I. in Schottland wieder Bischöfe ernannt hatte und daß diese geduldet wurden, weil

---

obwohl Niemand der römischen Kirche abgeneigter war und die Gründe ihrer Trennung von uns und ihrer Bitterkeit gegen uns besser verstand als er, hatte er doch das äußerste Mißvergnügen an denjenigen seiner Unterthanen, welche gegen die bestehenden Einrichtungen waren; er betrachtete sie als höchst gefährliche Leute, die unter dem Vorwande des Gewissens, das sie von der Unterwerfung unter geistliche Gerichtsbarkeit zurückhalte, jede Gelegenheit suchen, sich auch von der Unterwürfigkeit in weltlichen Dingen frei zu machen.

sie keine Art geistlicher Gewalt üben durften, sondern nur einen geistlichen Vorrang in Anspruch nahmen. Karl I. hatte es sogar dahin gebracht, daß auch das schottische Parlament diese Bischöfe anerkannte. Dagegen waren bis auf Laud's Versuch, die schottische Kirche der englischen ganz gleich zu machen, das Kirchen-Regiment, der geistliche Ornat und die Liturgie in Schottland so geblieben, wie sie gewesen waren. Jakob hatte nämlich zwar nicht nur schon 1616 den Beschluß erwirkt, daß ein Buch kirchlicher Formeln, welche den anglikanischen ähnlich waren (Prayerbook), in Schottland eingeführt und dadurch dem Beten aus dem Stegreife ein Ende gemacht wurde, sondern er hatte auch ein Kirchenrecht für Schottland entwerfen lassen; die ganze englische Kirchenordnung aber nebst dem Priester-Ornat und Kirchenschmucke hatte Jakob den Schotten nicht aufzudringen gewagt. Diesen Versuch machte zuerst Karl I. im Jahre 1629. Die aufständischen Schotten benutzten denselben nachher zu einem Vorwurfe gegen den Erzbischof Laud; dieser leugnet aber in einer von Lingard angeführten Stelle seiner Selbstvertheidigung seine Mitschuld gänzlich ab.

Karl's I. Versuch blieb auf die königliche Kapelle beschränkt; es zeigte sich daher auch kein Widerstand gegen denselben. Sogar noch zur Zeit der Krönung (1633) schien es, als wenn man in Schottland die neue Liturgie ebenso, wie früher die Bischöfe, ohne Widerstand vom Könige annehmen werde; und auch Clarendon glaubt, der König würde damals die Sache haben durchführen können. Dies geschah jedoch nicht. König Karl ließ zwar, ohne die General-Versammlung oder überhaupt Geistliche der schottischen Kirche zu befragen, von vier willfährigen schottischen Prälaten ein Kirchenrecht und eine Liturgie für die Schotten aufsetzen; er nahm diese aber mit nach England, wo er sie dem Erzbischof von Canterbury und den Bischöfen von London und von Norwich zur Durchsicht übergab und sodann genehmigte. Erst im Jahre 1637 ward die Liturgie auf des Königs Befehl bekannt gemacht. Zugleich verordnete Karl, daß dieselbe in allen Kirchen vorgelesen werden solle. Der Tag, an welchem dies geschehen sollte, ward nicht einmal allen Bischöfen angezeigt; ja, selbst der geheime Rath oder die eigentliche schottische Regierung erhielt erst eine Woche vor diesem Tage Kenntniß von der Sache und war deshalb auch nicht im Stande, gegen den Eindruck, welchen die Erscheinung der Geistlichen im Ornat der päpstlichen Kirche auf das Volk machen würde, Vorkehrungen zu treffen. Der Graf von Traquaire, Reichs-Schatzmeister von Schottland, bewirkte zwar, daß die erste Vorlesung auf den Juli verschoben wurde; dies gab aber den Häuptern der Partei des immer noch bestehenden Covenant Gelegenheit, die ganze Zahl der Frommen und besonders die Weiber gegen das drohende Papstthum aufzuregen.

Als daher am 23. Juli 1637 der Bischof und der Dechant von Edinburgh, Letzterer in seinem neuen Ornat, vor dem Altar der Kathedrale erschienen und der Gottesdienst begann, brach in der Kirche ein förmlicher Aufstand aus. Die Weiber sprangen auf und schrieen: „Ein Papst! Baal in der Kirche!" und der Lärm ward betäubend, obgleich der Kanzler von Schottland und andere Mitglieder des geheimen Rathes anwesend waren. Der Bischof, welcher die Kanzel bestieg, um zur Ruhe zu ermahnen, ward ausgehöhnt, man warf einen Stuhl nach ihm und als endlich die anwesenden Mitglieder der Regierung die Polizeibeamten aufforderten, die tobende Menge aus der Kirche zu treiben und die Thüren zu schließen, wollten einerseits die Zurückbleibenden der Vorlesung keine Aufmerksamkeit mehr schenken und andererseits wurden die Fenster von dem außen stehenden Volke eingeworfen unter dem Rufe: „Der Antichrist! Steinigt ihn!" Die Bischöfe wurden nachher überall vom Pöbel mißhandelt, und zwar nicht blos mit Worten, sondern auch thätlich. Sie schickten Boten an den König; dieser konnte aber durchaus keine Maaßregeln treffen, weil er seinem englischen Ministerium niemals etwas von den schottischen Angelegenheiten mittheilte. Er verhandelte Alles, was Schottland betraf, ganz allein mit dem Marquis von Hamilton und mit drei nach England berufenen schottischen Herren. Uebrigens wußte man, wie Clarendon berichtet, beim Mangel an Zeitungen und bei der Schwierigkeit des Verkehrs, von dem, was in Schottland vorging, in England nicht eher etwas, als bis es zu spät war.

Damals wäre dem Uebel noch abzuhelfen gewesen; denn es war noch keiner der Großen thätig. Als jedoch der König darauf beharrte, die Liturgie nicht zurückzuziehen, strömte Alles nach Edinburg und es wurde beschlossen, dort vier Tafeln oder ständige Collegien zu errichten, welche den Adel, die Gutsbesitzer, die presbyterianische Geistlichkeit und die Bewohner der Städte und Flecken vertreten sollten. Von jeder Tafel wurden wiederum vier Mitglieder auserlesen, die zusammen einen oberen Ausschuß bildeten. So organisirte man die kirchlich-politische Regierung zuerst in der Hauptstadt und dann im ganzen Lande. Schon im November 1637 hatten die unruhigen Grafen Rothes, Balmerino, Lindsey, Lothian, Loudon, Yester und Cranston sich der Leitung der Ausschüsse bemächtigt. Der König suchte keine Vermittelung zu treffen, welche noch am Ende des Jahres möglich gewesen wäre; er erließ vielmehr im Februar 1638 an den Grafen von Traquaire den Befehl, eine neue Proclamation zu erlassen, welche die Tafeln für gesetzwidrig erklärte und den ruhig Heimkehrenden Verzeihung zusagte. Aber kaum hatte der Herold die Proclamation verlesen, als unter dem Schutz der Menge eine schottische Protestation ebenfalls laut ver-

lesen und am Marktplatz angeschlagen wurde. Von diesem Augenblicke an wurde die fanatische Regierung Schottlands, die Tafeln, die besonderen und die allgemeine Versammlung der reinen und echten Calvinisten, wieder organisirt, und der alte Covenant ward wieder unterschrieben, nachdem man demselben mehrere neue Bestimmungen hinzugefügt hatte. Zu diesen Zusätzen gehörte unter Andern, daß alle Unterschriebenen sich jeder Neuerung widersetzen und gegen jeden Gegner zusammenhalten wollten, und daß namentlich keine Bischöfe mehr geduldet werden sollten. Am 1. März wurde in der Hauptstadt ein großes Fasten abgehalten zur Erneuerung des Bundes zwischen Gott und Israel; zahllose Fromme aus dem ganzen Lande waren zugeströmt und beschwuren den Covenant unter Jauchzen, Thränen und Umarmungen. Jetzt erst fühlte der König, daß es Ernst sei und daß er der Volksmacht, welche die allgemeine Versammlung im Begriffe war aufzustellen, aus Mangel an Geld und Truppen nicht zu widerstehen vermöge. Seine Anerbietungen, die er durch den Marquis von Hamilton überbringen ließ, wurden alle verworfen*). Unglücklicher Weise befand sich damals einer jener Männer in Schottland, welche in Deutschland bald unter Gustav Adolf, bald unter Wallenstein das Kriegshandwerk gelernt hatten und auf eigene Kosten Regimenter warben, die sie nachher an den Meistbietenden verkauften. Dieser Mann war der Oberst Lesley. Er ward von den Covenanters in Dienst genommen und mit dem Oberbefehl der von ihnen aufgebotenen Schotten beauftragt; und der Kardinal Richelieu ließ ihm durch den französischen Gesandten in London 200,000 Kronen zu Werbegeldern auszahlen. König Karl, welcher seine Ritterschaft schon nach York entboten hatte, würde dem nicht gerade kriegerischen schottischen Volksheere wohl gewachsen gewesen sein; die Lage der Dinge änderte sich aber gänzlich, als jener kriegserfahrene Feldherr an die Spitze der schottischen Truppen gestellt ward; denn obgleich derselbe, ehe er die französischen Werbegelder erhielt, seine Veteranen nicht um sich hatte, eilten doch schottische Officiere von Holland und Deutschland herbei, um ihre Landsleute in den Waffen zu üben.

3. Die englische Revolution bis zum Tode des Grafen Strafford (Mai 1641).

Karl I. wurde 1638 mit den Schotten in Krieg verwickelt, ohne daß Jemand anders als sein Statthalter in Schottland, der Marquis von Hamilton, ihm gerathen hatte, gerade in diesem Jahre einen förm-

*) Oder, wie Clarendon sagt, all condescensions of the king raised their insolence, all his offers were rejected and his proclamation of pardon contemned.

lichen Krieg anzufangen, welchen nur die unzufriedenen Engländer wünschten. Wentworth, welchen Karl einige Zeit nachher (Januar 1640) zum Grafen von Strafford machte, rieth ihm, mit dem Kriege zu warten, bis die Engländer sich an die willkürlich verhängten Steuern gewöhnt hätten und das nöthige Geld vorhanden wäre, um ein in Irland gerüstetes Heer unterhalten zu können. Karl selbst war dem Kriege abgeneigt und suchte eine Aussöhnung; allein die von den Tafeln oder Tischen bestellte allgemeine schottische Versammlung befand sich bei der republikanischen Regierung zu wohl, um nicht eine Ausgleichung zu hintertreiben. Als Haupt der Covenanter konnte der volksthümlich beliebte und energische Graf von Argyle gelten. Die Versammlung hatte ihren Sitz in Glasgow aufgeschlagen, wohin alle fanatischen Calvinisten des Landes strömten, und ergriff Maaßregeln, welche die Aussöhnung mit dem Könige nothwendig hindern mußten. Sie beschuldigte die Bischöfe aller möglichen Vergehungen und nahm auf die Gegenvorstellungen derselben keinerlei Rücksicht. Alles, was Jakob und Karl und die von ihnen berufenen schottischen Parlamente verordnet hatten, wurde, soweit es geistliche Dinge betraf, für nichtig und alle darüber bestehenden Parlaments-Acten für ungültig erklärt. Das Episcopat, die geistliche hohe Commission, die neue Liturgie und Alles, was damit zusammen hing, wurden als Belial's Erfindungen verdammt und dagegen jedem schottischen Christen bei Strafe der Excommunication zur Pflicht gemacht, die Acte des Covenant zu unterschreiben. Dieselbe Glasgower Versammlung ließ auch schon 1638 ein freilich im Anfang erbärmliches Heer unter Lesley aufstellen; am 21. März 1839 besetzte Lesley mit 1000 Mann das Schloß von Edinburgh, am folgenden Tag übergab Traquaire die Festung Dalkeith und am nächstfolgenden zwang ein bewaffneter Volkshaufe zu Dumbarton den Befehlshaber, die Schlüssel auszuliefern; inzwischen hatte der Graf von Marr das befestigte Stirling für den Covenant in Besitz genommen. Unter diesen Umständen war der König allerdings genöthigt, auch die englischen Milizen nach York zu beordern, wohin er selbst sich begeben wollte. Der Adel, welcher dem Feudal-Recht gemäß mit seinen Vasallen noch zum Reiterdienst verpflichtet war, wurde ebenfalls dahin aufgeboten. Diese Herren oder die sogenannten Cavaliere, wie man sie im Gegensatze gegen die Republikaner oder Puritaner nannte (letztere hießen auch Rundköpfe von dem bei ihnen beliebten Schnitte des Haares), leisteten anfangs keine besonderen Dienste, obgleich sie später mit dem Könige fest aushielten. Auch der schottische Adel, welchen Karl nach York entbot, folgte größtentheils dem königlichen Rufe; er schadete aber mehr, als er nützte, weil Ueppigkeit, Eifersucht und Stolz herrschend wurden. Von den drei Grafen Arundel, Holland und

Essex, welche an der Spitze des Aufgebotes standen, war keiner dem Könige, den man im Verdacht hatte, eine unumschränkte Monarchie nach Art der Continental-Regierungen einführen zu wollen, unbedingt ergeben, und alle drei wurden sogar eines geheimen Einverständnisses mit liberalen schottischen Herren beschuldigt. Zwei andere Cavaliere gaben öffentlich das Aergerniß einer Verweigerung des Gehorsams. Der König forderte nämlich von den schottischen und englischen Cavalieren, die sich um ihn sammelten, einen besonderen Eid, daß sie sich jeder Gemeinschaft mit den schottischen Rebellen enthalten wollten*); diesen Eid verweigerten aber die Lords Say und Brook; sie erklärten kein Urtheil darüber zu haben, ob die Covenanters als Rebellen zu betrachten seien. Der König ließ deshalb Beide verhaften, gab sie aber auf die Erklärung des General-Advokaten, daß man sie gerichtlich nicht werde bestrafen können, nach neun Tagen wieder frei und schickte sie blos vom Heere weg nach Hause.

Das Resultat des Krieges war im ersten Jahre für den König nicht glänzend, obgleich auch Lesley mit seinem demokratischen Heere ebenfalls keineswegs zufrieden war. Doch wurde bei demselben bald strenge puritanische Zucht eingeführt; über jedem Führerzelt wehte eine Fahne mit dem schottischen Wappen und dem Spruche „für die Krone Christi und den Covenant;" Morgens und Abends wurden die Truppen durch Trommelschall zur Andacht unter freiem Himmel berufen. Es waren schon Ende April 1639 Unterhandlungen gepflogen worden und diese schienen im Juni den Streit zu beendigen. Der König besprach sich im Zelte des Grafen von Arundel mit den schottischen Abgeordneten; er war sehr geneigt, den Streit beizulegen, weil er, wenn derselbe fortdauerte, der Kosten wegen genöthigt war, ein englisches Parlament zu berufen, was unter den damaligen Umständen verderblich für ihn werden mußte. Er erbot sich daher, die streitigen weltlichen Punkte der Entscheidung des schottischen Parlaments, die geistlichen einer allgemeinen Synode zu überlassen und beide schon auf den August einzuberufen; aber er war durchaus nicht zu bewegen, die Versammlung in Glasgow als Regierung von Schottland anzuerkennen, und die Schotten wollten in dem zu versammelnden Parlamente keine Bischöfe dulden. Der König reiste zurück, die Schotten blieben gerüstet. Die Synode trat am 12. August zusammen und verstand sich mit Noth in ihren Erklärungen zur Milderung einiger Ausdrücke und zur Bezeigung ihrer Ergebenheit für den König. Auch das Parlament erhob solche Schwierigkeiten, daß Karl es im November auf sechs Monate

*) To profess their legality and obedience to his Majesty and disclaim and renounce the having any intelligence and holding any correspondence with the rebels.

vertagte. Die ganze Sache stand daher am Ende des Jahres 1639 gerade so oder vielmehr noch viel schlimmer, als sie am Anfange desselben gestanden hatte. Ueberdies war die Uebereinkunft, welche zwischen Karl und den Schotten getroffen worden war, blos eine mündliche. Karl sah sich daher schon im Januar 1640 genöthigt, in England ein Parlament auf den 12. April zu berufen. Von diesem Parlamente hoffte er Geldsummen und Kriegsrüstungen fordern zu können, weil er Schottland und Alles, was die Theologie anging, nicht zu berühren brauchte, dagegen aber, wie er schon vorher gethan hatte, sich eines alten Streites zwischen Holland und England bedienen konnte, um die Eifersucht der englischen Kaufleute über die Anmaaßungen der Holländer zu seinem Zwecke zu benutzen. Was diesen Streit betrifft, so behaupteten schon damals die Engländer mit einer Strenge, von welcher sie in unseren Tagen etwas nachgelassen haben, die unbedingte Herrschaft in allen Meeren, und es war vorauszusehen, daß der Streit, in welchen sie darüber mit den Holländern gerathen waren, früher oder später einen Krieg zwischen beiden Nationen veranlassen werde. Dieser Streit war bis dahin ein bloßer Federkrieg gewesen. Zwei der größten Gelehrten des damaligen Europa, der Holländer Hugo Grotius und der Engländer Selden, hatten mit gleichem Aufwande von Gelehrsamkeit der Erstere die Freiheit der Meere (das mare liberum), der Andere das ausschließliche Recht der Engländer auf die Beherrschung der See (das mare clausum) vertheidigt. Der Holländer erscheint in diesem Streite ganz consequent; denn er war ein Märtyrer für Freiheit und Recht geworden. Der Engländer dagegen, welcher auch sehr gelehrt über syrische Götter geschrieben hat, focht, wie seine Landsleute zu thun pflegen, nicht nur für die Freiheit im Parlament, sowie außerhalb desselben gegen die vom Könige drohende Unterdrückung, sondern aus mercantilem National-Sinn zugleich auch für den egoistisch-kaufmännischen Grundsatz der Unterdrückung der Nicht-Engländer. Der Streit war schon unter Jakob's I. Regierung sehr lebhaft gewesen; unter Karl aber hatte er eine besondere Wichtigkeit für die innere Geschichte Englands erhalten, weil er von diesem Könige als Vorwand benutzt worden war, um die Unterhaltung einer ansehnlichen Flotte für erforderlich zu erklären und daraus für sich selbst das Recht herzuleiten, vom Volke eine gewisse Zahl Schiffe oder den Werth derselben in Geld zu fordern. Das Recht zur Erhebung dieses Schiffsgeldes (ship-money) wurde in grundgelehrter Art nachgewiesen; man ging nicht nur auf die Leistungen zurück, die Elisabeth beim Anzug der Armada von ihrem Volke verlangt hatte, sondern auch auf das Danegeld, welches einst bezahlt worden war, um den König Swen Gabelbart von der Verwüstung Englands abzuhalten

(s. Bd. IV., S. 274). Die Kosten für die Ausrüstung von Schiffen wurden in Geld angesetzt und sollten nicht blos von den Küstenstädten, sondern von allen Einwohnern des Königreiches getragen werden. Auf diese Weise erhielt die Regierung einen jährlichen Zuschuß von 218,500 Pfund. Die Befehle (writs), welche zur Erhebung des Schiffsgeldes an einzelne Städte, Geistliche, Pächter und reiche Privatleute erlassen worden waren, hatte derselbe General-Advokat Sir Robert Finch ausgefertigt, welcher die Entdeckung gemacht haben wollte, daß dies von Alters her so gehalten worden sei. Die Nation war durch diese Forderung des Königs um so mehr erbittert worden, da im Februar 1636 die Richter des Kingsbench in einem Gutachten nicht blos eine solche angeblich wegen dringender Noth ausgeschriebene Steuer, sondern auch die gewaltsame Eintreibung derselben für rechtmäßig erklärt hatten. Lord Strafford (Wentworth) begrüßte die Einführung des Schiffsgeldes mit weitgehenden Hoffnungen; er erklärte, das Recht, eine Flotte auszurüsten, bedinge auch das Recht, ein Heer zu werben; was Gesetz in England sei, müsse auch in Schottland und Irland gelten; bei kluger Benutzung des dem Könige zuerkannten Rechtes werde derselbe bald mächtiger und geehrter dastehen, als irgend einer seiner Vorfahren. Auch ließen die Unzufriedenen es nicht gerne auf eine Execution ankommen. Nur einer von den höchst achtbaren, aber auch höchst starrsinnigen Männern, welche jede willkürliche Maaßregel der Regierung im Parlamente bekämpften, John Hampden, ein Landedelmann in Buckinghamshire, hatte sich ebenso wenig durch das in der Stille ertheilte Gutachten der Richter, als durch die schweren Kosten eines Processes mit der Regierung bewegen lassen, die Bezahlung des einzigen Pfundes (20 Shilling), welches man von ihm forderte, zu leisten. Er hatte vielmehr allen Befehlen Trotz geboten und durch die Verhandlungen, welche er über die Frage der Rechtmäßigkeit des Schiffsgeldes beim Schatzkammer-Gerichte veranlaßte, ganz England in Aufregung gebracht (1637). Das Schatzkammer-Gericht, von welchem bei dieser Gelegenheit die sämmtlichen übrigen Richter zugezogen worden waren, hatte freilich durch eine Stimmenmehrheit von acht Mitgliedern gegen vier *) zu Gunsten des Königs entschieden; die Verständigen und der größte Theil der Nation hatten aber aus Hampden's und seiner Advokaten Reden gelernt, daß der General-Advokat und die Mehrzahl der Richter leere Spitzfindigkeiten für National-Recht ausgeben wollten.

Als Karl im November 1639 sich entschloß, auf den April des nächsten Jahres nach elfjähriger Unterbrechung wieder das Parlament von England zu berufen, entstand ein allgemeiner Jubel im Lande.

*) Nicht fünf, wie Lingard (Bd. X., S. 31 der deutschen Uebersetzung) angibt; vgl. Guizot, Histoire de la révolution d'Angleterre, Livre II.

Seine Räthe waren einstimmig für die Maaßregel; Wentworth hoffte auf Unterstützung gegen die Schotten, die man, wie er meinte, mit Peitschenhieben zur Vernunft bringen müsse. Er selbst begab sich vorerst nach Irland und wußte dort beide Häuser zur Bewilligung einer Steuer zu bringen. Er traf in Irland Anstalten zur Werbung von 8000 Mann und begab sich nach England zurück, wo unterdeß die Wahlen stattgefunden hatten. Bei der allgemeinen Mißstimmung der Nation war es ganz natürlich, daß zumeist die Männer gewählt wurden, welche schon seit Jakob's Zeit gegen den König und den Katholicismus sehr feindlich gesinnt waren.

Karl hatte die Absicht, sich schnell eine Steuer vom Parlamente gewähren zu lassen, um die Schotten, deren Truppen Lesley jetzt besser organisirt und mit seinen Miethlingen vermehrt hatte, von England abzuhalten*). An die Erreichung seiner Absicht war jedoch durchaus nicht zu denken; denn das Parlament trat von Anfang an feindseliger als je gegen den König auf, weil dieser seit elf Jahren ganz ohne Parlament regiert hatte, weil er die Erhebung des Schiffsgeldes, anstatt sie einstweilen einzustellen, trotzig noch strenger als vorher betreiben ließ, und weil er seinen geistlichen Gerichten erlaubte, ihr verhaßtes Verfahren mit steigender Härte fortzusetzen. Auch war es ein Unglück für den König, daß gerade um diese Zeit sein Siegelbewahrer starb, weil er an dessen Stelle denselben Sir Robert Finch setzte, der sich als Oberrichter beim Processe über das Schiffsgeld im ganzen Lande verhaßt gemacht hatte. Schon in der ersten Sitzung des neuen Parlaments (23. April 1640) hielt Pym eine zwei Stunden dauernde Rede, in welcher er alle Mißbräuche der königlichen Regierung aufzählte. Grimston sprach vorzugsweise gegen die Erhebung des Schiffsgeldes. Pym's Rede war sehr gemäßigt. Der königliche Procurator (sollicitor), Herbert, antwortete ihm mit großer Klugheit und rühmte sogar Hampden wegen der Art, wie er durch den von ihm angefangenen Proceß die Rechtmäßigkeit der Erhebung des Schiffsgeldes gerichtlich festgestellt habe. Sechs bis sieben Tage dauerten die Debatten ohne stürmische Reden fort. Doch ward dem Könige die Zeit zu lang, weil von den Subsidien, deren er zur Fortsetzung des schottischen Krieges bedurfte, keine Rede war. Das Oberhaus ließ sich dadurch zu dem Antrage bewegen, daß man wegen der drohenden Kriegsgefahr vor allem Anderen über die dem Könige zu gewährende Beisteuer berathschlagen

*) Clarendon, book II: What was to be done? That summer's action had wasted all the money, that had been carefully laid up; and to carry on that vast expense, the revenue of the crown had been anticipated, so that, though the raising of an army was visibly necessary, there appeared no means to raise that army. No expedient occurred to them so proper as a parliament, which had been intermitted now near twelve years.

müsse. Dieser Antrag veranlaßte aber unbeschreiblichen Lärm, weil das Unterhaus ihn als eine Verletzung seines Vorrechtes, die Berathung über Geldangelegenheiten zu beginnen, betrachtete. Das Unterhaus ging endlich so weit, daß es eine förmliche Protestation erließ, wodurch dann alle Debatten ins Stocken geriethen.

Ein glücklicher Einfall, welchen der König und Strafford hatten, würde dem Streite der beiden Häuser abgeholfen haben, wenn nicht des Staats-Secretärs Sir Henry Vane und des General-Procurators Herbert Eifersucht auf Strafford welcher kurz vorher vom Könige in den Staatsrath berufen worden war, die ganze Sache vereitelt hätte. Eine Subsidie war nämlich damals eine gewisse Summe, und das Parlament gewährte daher oft eine bestimmte Zahl Subsidien. Als nun der König auf Strafford's Rath sich erbot, gegen eine gewisse Zahl Subsidien das Schiffsgeld aufzugeben, wollte ein Theil des Unterhauses auf dieses Anerbieten eingehen, die Mehrzahl desselben aber etwas weniger geben. Dies würden der König und Strafford angenommen haben. Als man jedoch darüber debattirte, trat Vane auf und erklärte, er wisse ganz gewiß, daß der König sich keinen Abzug gefallen lassen werde, sondern daß er vielmehr, wenn man ihm das Ganze nicht bewillige, den Vorschlag zurückziehen werde*). Das Parlament glaubte, der Staats-Secretär und der ihm zustimmende General-Procurator wären zu dieser Erklärung bevollmächtigt, und ging deshalb auf den Vorschlag gar nicht ein. Nachdem auf diese Weise der König seinen Zweck, eine bedeutende Summe für den schottischen Krieg zu erhalten, verfehlt hatte, ward das Parlament am 3. Mai 1640 nach dem Oberhaus beschieden und aufgelöst; eine Maaßregel, die in London furchtbare Aufregung verursachte. Vor Allem richtete sich der Volkshaß gegen Laud; einige hundert Personen stürmten den erzbischöflichen Palast Lambeth (in dem Stadttheile Southwark), wurden aber mit Flintenschüssen zurückgetrieben; auch in die Paulskirche drang eine tumultuarische Menge ein, während in derselben die hohe Commission ihre Sitzung hielt.

Karl suchte nun aufs Neue Geld von den Reichen zu erheben, was auch sein Vater oft gethan hatte. Es wäre ermüdend, alle die Mittel und Wege anzugeben, wie er von Privatleuten, reichen Hofbeamten, Pairs und Kaufleuten große und kleine Darlehen theils erbettelte, theils auf ungesetzliche Weise erheben ließ. Er war so glücklich, in Zeit

*) What followed in the next parliament within less than a year, made it believed, that Sir Henri Vane acted that part maliciously and to bring all into confusion, he being known to have an implacable hatred against the earl of Strafford, lieutenant of Ireland, whose destruction was than upon the anvil, sagt Clarendon.

von drei Wochen eine Summe von 100,000 Pfund aufzubringen, mit der er seine Milizen und geworbenen Leute bezahlen konnte. Mit diesen Truppen (19,000 Fußgängern und 2000 Reitern) und mit dem aufgebotenen Heerbann des Adels oder den sogenannten Cavalieren zog er dann an die schottische Grenze. Zu seinem Unglücke war er, sowie sein Freund Strafford, der einzige Mann, welcher den Umständen gewachsen war, von Verräthern oder doch solchen Leuten umgeben, denen die bestehende Verfassung lieber war, als die Person des Königs. Die gefährlichsten Feinde waren vorerst nicht die biederen, tüchtigen, heftig tobenden pietistischen Republikaner, die sich offen aussprachen, sondern die heuchelnden und schmeichelnden Aristokraten und solche Männer wie der Staats-Secretär Vane, welcher Strafford's Verderben suchte, oder wie dessen Sohn, der jüngere Vane, der ein wüthender Gegner des Königthums war. Karl hatte außerdem den Grafen Essex und zwei andere Pairs welche im vorigen Jahre an der Spitze des Heeres gewesen waren, dadurch gekränkt, daß er sie nicht wieder zu Führern ernannte, sondern sein Heer dem Grafen von Northumberland übergab. Dieser hatte den General Conway zur Seite, welcher zwar das Militär-Wesen gut verstand, sich aber weniger um den Krieg, als um seine sinnlichen Vergnügungen bekümmerte. Als Northumberland erkrankte, ernannte daher der König, welcher selbst das höchste Commando führte, den Grafen Strafford zum Oberbefehlshaber des gegen die Schotten bestimmten englischen Heeres. Strafford hatte, ehe er aus Irland zurückgekehrt war, die 8000 Mann, die er mit der vom Parlament bewilligten Steuer ausgerüstet hatte, unter dem Grafen von Ormond dort zurück gelassen. Er selbst ward unglücklicher Weise, als er zum Heere reiste, durch Unpäßlichkeit aufgehalten, und in dieser Zwischenzeit ließ Conway sich von den Schotten überfallen und schlagen. Die Letzteren nämlich, welche unter Lesley jetzt dem englischen Heere an innerer Stärke weit überlegen und schon im Juli über den Grenzfluß Tweed gesetzt waren, erfochten am 28. August, als Conway ihnen den Uebergang über den Tyne streitig machen wollte, einen entscheidenden Sieg. Sie besetzten in Folge desselben die beiden nördlichen Grafschaften von England und behaupteten dieselben vorerst auch. In öffentlichen Anschlägen erklärten sie, nicht gegen das englische Volk zu kämpfen, sondern gegen Papisten, Atheisten, Arminianer und Prälaten; sie wollten den beiden Königreichen Frieden schaffen durch Bestrafung der Rotte Korah's, und sodann zufrieden in ihr Vaterland heimkehren. Daß schon vor ihrem Einrücken in England viele schottischen Edelleute mit einer Anzahl englischer Pairs in enger Verbindung gestanden hatten, scheint uns aus einigen Stellen von Clarendon's Erzählung hervorzugehen; ob ihnen aber Lord Saville eine Einladung im Namen der

Grafen Essex, Bedford und Holland, der Lords Mandeville, Say und Seale, der Ritter Pym und Hampden und vieler anderer Mitglieder des Unterhauses hatte zugehen lassen, mag unentschieden bleiben. Nach dem Siege am Tyne wurde das schottische Hauptquartier nach Newcastle verlegt; die Engländer aber zogen nach Durham, wo endlich Strafford bei ihnen eintraf. Dieser wurde, da die Cavaliere sich gegen ihn als einen Absolutisten aufgebracht zeigten, in die Nothwendigkeit versetzt, auch Durham dem Feinde zu überlassen und nach York zurückzuweichen, wohin auch der König kam. Die Schotten ihrerseits knüpften, aus Rücksichten der Klugheit oder um die Hülfsquellen des Königs durch Zaudern zu erschöpfen, Unterhandlungen an, welche kein Ende nahmen.

In diesem Augenblicke wurde am Rande einer Revolution dem Könige von den um ihn versammelten Herren eine Maaßregel angerathen, die ganz derjenigen ähnlich war, welche die französische Regierung im Jahre 1788 ergriff. Da nämlich der König kein Parlament berufen zu dürfen glaubte, so machten jene Herren ihm den Vorschlag, auf die schon seit mehreren Jahrhunderten unterlassene Einberufung einer Pairs-Versammlung zurückzukommen. Karl nahm diesen Rath an und berief die Pairs auf den September nach York. Dort erfolgte dann das, was bei der allgemeinen Spaltung, bei den am Hofe und unter allen Ständen herrschenden Kabalen und bei der Unzufriedenheit des Volkes mit den Vertrauten des Königs, besonders mit Laud und Strafford, im Voraus zu erwarten gewesen war: man drang nämlich auf die Berufung eines Parlaments. Zwölf Lords, darunter Brook und Say, überreichten eine Bittschrift, worin dieses Begehren ausgesprochen war; bald folgte eine zweite desselben Inhalts, unterzeichnet von 10,000 Bürgern von London. Der König war durchaus nicht geneigt, einen solchen Entschluß zu fassen; allein im Gedränge zwischen den Schotten und seinen englischen Pairs und ganz außer Stande, ohne Parlament sein Heer zu unterhalten und zu recrutiren, sah er sich zu dem Versprechen genöthigt, auf den Anfang des November ein Parlament nach Westminster zu berufen. Dieser Schritt brachte die Dinge in eine solche Lage, daß jetzt das Königthum nur durch Festigkeit und vor allem Andern durch die Aufrechthaltung des Mannes gerettet werden konnte, welcher allein in einem constitutionellen Staate dem Volke mit Verstand zu trotzen verstand und schon vorher in Irland das königliche Ansehen gegen die Schreier im Parlament mit unerschrockenem Muthe und mit Glück vertheidigt hatte. Ob Strafford's Maaßregeln recht und gut gewesen wären und auf die Dauer genutzt haben würden, gebührt uns hier nicht zu untersuchen; wir bleiben aber dabei stehen, daß Strafford für den Augenblick der

einzige Mann war, welcher den Sturm hätte beschwören oder wenigstens das Staatsschiff während desselben hätte leiten können. Ein Umstand, welcher die dem Könige drohende Gefahr noch vermehrte, ereignete sich gerade in dem Augenblicke, als das zur unglücklichsten Stunde berufene Parlament sich versammelte. Karl hatte nämlich den Syndikus (recorder) der Stadt London Gardiner zum Sprecher des Hauses ausersehen und erfuhr erst im Augenblicke der Eröffnung des Parlaments, daß dieser nirgends gewählt sei. Er ernannte daher den an dessen Stelle erwählten Lenthal; dieser war aber ein Mann von ganz gewöhnlichen Fähigkeiten und, wie die Juristen oft sind, ebenso geneigt, das Recht als das Unrecht durch seine Gutachten zu fördern.

Noch vor der Eröffnung des Parlaments hatte eine Anzahl der in York versammelten Pairs, welchen die in England bestehende aristokratisch-plutokratische Regierung besser schien, als die monarchische, dafür gesorgt, daß dem Könige die Hände gebunden würden. Dies war im September dadurch geschehen, daß jene Pairs sich mit den Rädelsführern der mehr religiösen als politischen Radikalen Schottlands in Verbindung gesetzt hatten. Das Heer der Letzteren hatte in den nördlichen Grafschaften die Güter der Katholiken, sowie das Einkommen und die Zehnten der englischen Geistlichkeit eingezogen; dazu verlangten sie von den Bewohnern eine wöchentlich zu zahlende Kriegssteuer. Nun gingen sie unter der Bedingung, daß sie die Grafschaften Northumberland und Durham besetzt halten dürften, auf eine Unterhandlung ein, welche zu Rippon geführt wurde und bei der 16 englische Pairs die Vermittler waren; diese übernahmen die Verpflichtung, während des dreimonatlichen Waffenstillstandes den Schotten eine Summe von 5600 Pfund wöchentlich zu zahlen und, damit der König seine Einwilligung dazu ertheile, ihm 200,000 Pfund, die sie in London aufnehmen ließen, für sein Heer zu geben, welches er sonst hätte entlassen müssen. Die Berathung über die Aussöhnung der Schotten mit ihrem Könige wurde zwischen jenen 16 Bevollmächtigten und acht schottischen Commissären gepflogen. Wenn wir die Ersteren einzeln aufführten, so würde schon das bloße Namensverzeichniß beweisen, daß Alles darauf berechnet war, die beiden einzigen Minister zu verderben, welche den König bei dem ihm von schottischen und englischen Puritanern drohenden Sturm hätten retten können.

Als nachher am 3. November 1640 das sogenannte lange Parlament, in welchem der Achselträger Lenthal den Vorsitz hatte, seine Sitzungen begann, und als die in Rippon absichtlich in die Länge gezogenen Conferenzen nach London verlegt wurden, zeigte sich sogleich, daß die Mehrzahl der Parlaments-Mitglieder aus Puritanern oder mit anderen Worten aus frömmelnden, fanatischen Calvinisten von

der Gattung eines Knox und Seinesgleichen bestehe. Karl eröffnete die Versammlung ohne Pomp mit einer kurzen Thronrede, die im Ganzen versöhnlich war, wenn er auch die Schotten als Rebellen bezeichnete. Aber schon durch seine ersten Schritte gab sich das Parlament als eine ganz radikale Versammlung zu erkennen, welche nicht blos von Calvin's wüthender Unduldsamkeit, sondern auch von dessen Republikanismus beseelt sei. Dabei läßt sich allerdings nicht leugnen, und selbst Lord Clarendon gesteht es ein, daß dieselben Männer, welche gar nicht ahnten, wie sehr sie von Essex, Holland, Bedford und Mandeville, die mit den schottischen Commissären conspirirt hatten, als Werkzeuge gebraucht wurden, christliche, tüchtige, wackere Männer waren*). Sie glaubten, die Welt könne theologisch geformt werden, wie die französische National-Versammlung von 1789 glaubte, es sei möglich, sie nach Montesquieu's oder Rousseau's Philosophie zu regieren. Clarendon meint, das im November 1640 versammelte Parlament sei zahlreicher besetzt gewesen, als man hätte erwarten sollen, es habe aber auf den, der es betrachtet habe, einen melancholischen und betrübenden Eindruck (a sad and a melancholic aspect) gemacht.

In der That zeigte sich sogleich eine künstlich erregte Gährung in London, wo durch demagogische Mittel die Wahl des Stadt-Syndikus Gardiner zum Parlaments-Gliede verhindert und der König, wie wir bereits bemerkt haben, genöthigt worden war, einen Juristen ohne Gewicht, ohne Ansehen und ohne Festigkeit zum Sprecher zu bestellen. Der Einfluß des Parlamentes zeigte sich bald im ganzen Lande; die Bischöfe wurden bedroht, Presbyterianer rückten in Pfarrstellen ein. In der Versammlung wurden Klagen über Begünstigung des Papismus laut; mißliebige Geistliche wurden vor die Schranken gerufen und erhielten Verweise vom Sprecher oder mußten Bürgschaft für ihr gutes Verhalten erlegen. Die Erhebung des Schiffsgeldes wurde für ungesetzlich erklärt und bald auch die gehässigsten Urtheile der Sternkammer umgestoßen. In Folge desselben erlangten Prynne, Burton und Bastwick nicht nur ihre Freiheit, sondern auch eine Entschädigung von je 5000 Pfund, welche die Richter ihnen auszahlen mußten. Die drei Märtyrer zogen im Triumph in London, wo Tausende ihnen mit bekränztem Hute das Geleit gaben, ein. Schon in einer der ersten Sitzungen griff Pym in einer heftigen Rede nicht allein die Regierung, gegen welche er nicht ganz Unrecht haben mochte, sondern ganz besonders den Grafen Strafford an, den einzigen Mann in England, welcher der drohenden Gewalt hätte Gewalt mit Verstand entgegensetzen

*) They were, sagt Clarendon, men of reserved and dark natures, of great industry and address, and of much reputation for probity and integrity of life.

können. Dieser Mann mußte ganz vernichtet werden, wenn Pym und seine Genossen ihre Grille von einem Gottesreiche unter Geldleuten verwirklichen sollten. Sie fingen es, wie dergleichen fromme Leute pflegen, recht pfiffig an. Die Schotten in Newcastle wurden förmlich unterhalten, bis eine Uebereinkunft getroffen sei; diese ward aber Monate lang verzögert und unterdessen des Königs Heer gar nicht oder sehr schlecht bezahlt, so daß der König stets im Gedränge blieb. Außerdem wurde sein einziger treuer Rathgeber von der Mehrzahl des Unterhauses beim Oberhause förmlich angeklagt (11. November 1640). Die unversöhnlichen Feinde Strafford's, deren Freund und Genosse er früher gewesen war, setzten im Unterhause die Anklage durch (that he might be impeached for high-treason). Dies geschah mit solcher Uebereilung, daß das Haus nicht einmal nach Lord Falkland's Vorschlag die einzelnen Punkte, deren man den Grafen im geheimen Ausschusse beschuldigt hatte, discutirte, sondern auf den bloßen Bericht des Ausschusses hin die Anklage beschloß. Ein zweiter Schritt zum Umsturz des Bestehenden folgte unmittelbar auf diesen ersten. Strafford, welcher um diese Zeit nicht im Oberhause anwesend war, eilte sogleich dahin, als er erfuhr, daß Pym vor den Schranken erscheinen werde, um ihn zu verklagen. Sobald sich Pym von den Schranken zurückgezogen hatte, vergaßen Strafford's Feinde allen Ernst und Anstand, der ihnen als obersten Richtern des Reiches gebührte, indem sie mit lautem, unanständigem Geschrei forderten, daß Strafford sich aus dem Hause entfernen solle. Nur mit Mühe konnte er das, was man ihm durchaus nicht versagen durfte, erlangen, daß er nämlich von seinem Sitze im Hause aus sich über Pym's Rede aussprechen dürfe. Nichts desto weniger ward er gleich darauf genöthigt, als Angeklagter vor den Schranken des Hauses niederzuknieen; man kündigte ihm an, er sei dem Thürsteher des Hauses zu freier Haft übergeben. Sobald jedoch die Deputirten des Unterhauses zur Debatte über die einzelnen Punkte erschienen, kam er in Kriminal-Haft. Ein dritter revolutionärer Schritt war, daß das Unterhaus alle diejenigen, die sich etwa für den König oder für Strafford hätten erklären können, aus seiner Mitte ausschloß, um an ihre Stelle Leute wählen zu lassen, welche der Revolution zugethan waren. Der hierüber gemachte Beschluß ist so gefaßt, daß die Puritaner dadurch einen recht weiten Spielraum erhielten*). Sie benahmen sich dabei auf dieselbe Weise, wie fast alle Versammlungen von Revolutions-Männern in unseren Zeiten sich

*) That no person, how lawfully and regularly however chosen and returned, should be and sit as a member with them, who had been a party or favourer of any project, or who had been employed in any illegal commission.

benommen haben; denn der König machte ihnen, ohne daß sie ein Wort darauf erwidern konnten, den Vorwurf, sie hätten freilich alle Leute, welche behülflich gewesen wären, Geld zu schaffen, aus ihrer Mitte gestoßen, dagegen sich aber wohl gehütet, Sir Henry Mildmay und Lorenz Whitaker auszustoßen, die doch bei den Gewaltmaaßregeln am geschäftigsten gewesen wären (had been engaged most scandalously in those pressures). Dies habe, setzte er hinzu, offenbar darin seinen Grund, weil die Letzteren nachher auf eine sehr anstößige Weise (most scandalously) gegen den König gearbeitet hätten. Schon vorher hatten Pym und Genossen das Volk durch jenen Triumph-Zug, welcher den Fanatikern Bastwick, Prynne und Burton bereitet worden war, auf dieselbe Weise erhitzt, wie später die Jakobiner in Paris ihre Mitbürger durch den Triumph-Zug der zu den Galeeren verurtheilten Schweizer den Hof erbitterten.

Strafford hatte vorausgesehen, daß seine Feinde ihn verderben würden. Er hatte daher, ehe er vom Kriegsschauplatze nach London ging, den König dringend gebeten, ihn beim Heere zu lassen, weil er ihm da nützlich sein könne, während er als Mitglied des Parlaments seine und des Königs Lage bedenklicher machen müsse. Der König hatte ihn aber beredet, zu kommen, weil er, so lange er König von England bleibe, ihn schützen könne. Hierauf hatten Strafford's politische Feinde (das Unterhaus) ihn angeklagt, und seine persönlichen Feinde, welche im Oberhause mächtig waren und mit den Schotten conspirirten, waren seine Richter geworden. Um Jedermann abzuschrecken, sich seiner anzunehmen, ward durch drohende Parlaments-Acten über alle königlich Gesinnten Schrecken verbreitet. Alle diejenigen, welche als Sheriffs sich zur Erhebung des Schiffsgeldes hatten gebrauchen lassen, sowie die königlichen Statthalter (lords lieutenants) in den Grafschaften und ihre Stellvertreter (deputies), also eine große Anzahl von angesehenen Männern in England wurden wegen ihrer Gefälligkeit gegen die Regierung mit Verfolgung bedroht. Lord Finch wurde als der Schuldigste des Hochverraths angeklagt, hatte aber wenige Stunden vorher Gelegenheit zur Flucht gefunden und begab sich nach Holland; hierauf wurde der Beschluß gefaßt, daß jeder seiner Mitrichter eine Caution von 5000 Pfund erlegen müsse. Alle, welche an den Schritten der Sternkammer, der hohen Commission und des geheimen Rathes Antheil genommen oder ein Urtheil dieser Behörden entweder ausgeführt oder auch nur gebilligt hatten, wurden für Leute erklärt, welche des Hochverrathes verdächtig seien und deshalb vor Gericht gestellt werden müßten. Da das System, welches jetzt erst als verbrecherisch bezeichnet wurde, eine lange Zeit unter Jakob und Karl befolgt worden war, so konnten unzählige Menschen

durch die zur Herrschaft gelangten Rabulisten vor Gericht gezogen werden. Daß, als man so weit ging, auch der Erzbischof Laud nicht vergessen wurde, versteht sich um so mehr, als er Strafford's Freund und Genosse war. Das Unterhaus erklärte, die Verfügungen des Erzbischofs seien den Rechten des Parlaments und den Freiheiten des Landes zuwider; es wurde daher eine Untersuchung seines Benehmens beschlossen und zwei Tage nachher klagte ihn Hollis im Auftrag des Unterhauses vor dem Oberhause des Hochverrathes an (18. December 1640). So kam er vorerst unter die Obhut des Thürhüters und nach einigen Wochen in den Tower. Auf diese Weise entzog man dem Könige auch Laud's Rath und Beistand, nachdem vorher alle seine anderen Rathgeber geschreckt worden waren. Ueber die einzelnen Eingriffe in die Rechte, welche der König bisher besessen und geübt hatte, sowie die stürmischen Angriffe auf die anglikanischen Bischöfe und auf die römischen Katholiken berichten wir hier nicht. Dagegen darf nicht übergangen werden, daß besonders die Königin ein Gegenstand der Beschwerden war, und daß man, damit ihre Mutter Maria von Medicis aus England abreisen könne, für diese 10,000 Pfund als Reisegeld bewilligte.

Mit den Schotten, welche noch immer den Norden Englands besetzt hielten, ward von Monat zu Monat eine neue Uebereinkunft getroffen und man setzte bedeutende Summen für sie aus, damit der König, von ihnen bedroht, sich Allem fügen müsse, was im Parlament Republikaner wie Pym, Hampden und der jüngere Vane zur Erschütterung des monarchischen Princips in Vorschlag brachten. Im Februar 1641 bewilligte man eine „freundschaftliche Unterstützung für die Verluste und Bedürfnisse der Brüder von Schottland" im Betrage von 300,000 Pfund. Schon am Ende des Jahres 1640 war das Parlament zu einem revolutionären Klub geworden, vor welchem der König bebte, und des Letzteren Freunde, Minister und Rathgeber wurden zum Auswandern genöthigt, wie denn der Secretär Windebank sich mit einem vom König ausgestellten Paß nach Frankreich begab. Aller verständigen Rathgeber beraubt und von allen Seiten mit ärgerlichen Petitionen bestürmt, ließ sich König Karl, obgleich er viel fester und entschlossener war, als Ludwig XVI., doch wie dieser (durch den Marquis von Hamilton) bereden, ein liberales Ministerium zu bestellen, dess[illegible] Vorschlägen er, auch wenn sie gut gewesen wären, bei seinem monarchischen Sinne unmöglich zustimmen konnte. Ende Februar 1641 nahm Karl in sein Ministerium Männer wie Essex, Bedford, Bristol, Hertford, Warwick, Kimbolton, Mandeville, Say und Savile auf, welche Strafford als den Mann haßten, der der englischen Constitution die Form der französischen unter Richelieu geben wollte.

Daß Strafford dieses Ziel verfolgt hatte, scheint uns aus seinen Briefen hervorzugehen; Hallam und Macaulay haben es zum Theil mit seinen eigenen Worten bewiesen. Historisch wahr mag dies sein; kriminell war es aber doch nur in einem geringeren Grade, wie man aus den 28 Anklage-Artikeln sieht, welche Strafford's Feinde während der Zeit ausgrübelten, als er in harter Haft gehalten wurde. Keiner dieser Artikel enthielt an und für sich etwas, was nach englischem Rechte ein Todesverbrechen war, obwohl drei ausdrücklich als Hochverrathspunkte bezeichnet waren. Um daher auf die Todesstrafe antragen zu können, mußten jene liberalen Herren zu einem Mittel greifen, dessen nur Tyrannen und Despoten sich nicht schämen, zu dem sogenannten Accumuliren. Man sagte nämlich, wenn auch keiner der einzelnen Punkte ein des Todes würdiges Verbrechen wäre, so seien sie es doch in ihrer Gesammtheit. Daher hat denn auch sogar der Führer und Vertheidiger des englischen Liberalismus im 18. Jahrhundert, der Redner Karl Fox, in seiner Einleitung zur Geschichte Jakob's II. (p. 10) die ganze Art, wie man mit Strafford verfuhr, mißbilligt, obgleich er diesen einen schweren Verbrecher nennt. Von den drei Anschuldigungen des Hochverraths war die wichtigste, daß er in Irland ein Heer angeworben und dem König gerathen habe, dasselbe zur Unterdrückung der Freiheit Englands zu verwenden. Die Hauptsache aber war und blieb, daß Strafford in der Sternkammer und in der hohen Commission einen Platz eingenommen habe, was doch zu der Zeit, als er es that, niemand für ein Verbrechen halten konnte.

Das Parlament vertraute damals sogar die von ihm decretirten Gelder dem Könige nicht mehr an, sondern ernannte Commissäre, welche dieselben im Auftrage des Volkes verwenden sollten. Auf allen Kanzeln ward gegen die Bischöfe gepredigt und die Königin gescholten, die sich nicht mehr für sicher im Lande hielt. Unter diesen Umständen war vorauszusehen, daß der Proceß gegen Strafford eine üble Wendung nehmen werde, und der König war thöricht genug, sich einreden zu lassen, daß er den Grafen retten könne, wenn er denjenigen Beschlüssen des Parlamentes seine Zustimmung gebe, welche die bisherige Verfassung zu Gunsten der liberalen Partei umänderten. Er willigte ein, daß alle drei Jahre ein Parlament gehalten werden müsse. Er gestand sogar zu, daß, wenn der König das Parlament nicht berufe, der Kanzler und zwölf Pairs, ohne ihn zu fragen, den Berufungsbefehl (writ) erlassen dürften, weil schon seit Eduard's III. Zeit jährliche Parlamente gesetzlich waren, aber gleichwohl nicht berufen wurden. Auch darein willigte der König, daß kein Parlament vertagt oder aufgelöst werden könne, bevor es nicht mindestens 50 Tage versammelt gewesen sei. Nach diesen Zugeständnissen sagte Karl: „Ich sehe nicht, was Ihr

jetzt noch begehren könntet oder was ich noch abzuschlagen hätte; die Regierung ist zerstückelt und beinahe aus den Angeln gehoben.“ In der That dienten alle Bewilligungen nur dazu, die Macht und das Ansehen einer Versammlung zu vermehren, welche aus reichen und im Aufwühlen der Leidenschaften des großen Haufens geübten Männern bestand, von einigen wenigen sehr tüchtigen, aber auch sehr egoistischen Leuten gelenkt ward und, seit sie den armen Schotten Summen aus der englischen Staatskasse zufließen ließ, ganz innig mit den nach London gerufenen aristokratischen Häuptern der demokratischen Rebellen Schottlands in Verbindung war. Am Anfange des März 1641, als der Proceß gegen Strafford begonnen werden sollte, ließ man auch noch eine Deputation des irländischen Parlaments nach England kommen, welche, obgleich sie aus Katholiken bestand, sehr freundlich aufgenommen ward, weil sie den Grafen in einer aus 16 Abschnitten bestehenden Vorstellung wegen seines in Irland geübten Despotismus anklagte.

Am 22. März begann der Proceß vor den Lords. Ihnen zur Seite saß ein Ausschuß des Hauses der Gemeinen, diesen zunächst die schottischen Commissäre und die Abgesandten von Irland. Eine Galerie war mit den vornehmsten Damen besetzt. Jeden Morgen um neun Uhr wurde Strafford vorgeführt. 13 Glieder des Unterhauses traten als Redner auf, indem sie die gegen Strafford vorgebrachten 28 Artikel einzeln ausführten. Hauptsache war, daß er in der hohen Commission und in der Sternkammer gesessen und in Irland ein Heer gegen England gerüstet habe. Man machte den Sir George Ratcliff ausdrücklich zum Mitschuldigen, damit derselbe nicht von Strafford als Entlastungszeuge gebraucht werden könne. Von den gegen ihn aufgestellten Zeugen ward keiner beeidigt. Dagegen wurde beschlossen, daß die Mitglieder des geheimen Rathes verpflichtet werden könnten, über die Aeußerungen, die der Angeklagte in den Sitzungen der Minister gethan habe, eidlich auszusagen. Nachdem der Proceß 17 Tage lang auf gerichtlichem Wege betrieben worden war, erkannten die furchtbaren Juristen, welche gegen Strafford aufgetreten waren, daß sie auf diesem Wege nicht durchdringen würden, weil, wenn sie auch alle Thatsachen (matter of fact) begründen könnten, es doch schwer sei, den Grundsatz durchzuführen, daß viele kleine Vergehen dem Gesetze zufolge ein großes machten (die matter of law). Sie beschlossen daher, den Angeklagten, nach einer Clausel (salvo) von Eduard's III. Hochverrathsgesetze, durch ein förmliches Gesetz (bill of attainder) für überführt zu erklären, wie unter Heinrich VIII. sehr oft geschehen war*). Man

*) Die Clausel bestimmte, daß König und Parlament festsetzen könnten, was verrätherisch sei und was nicht, sowie daß, wenn das Unterhaus durch eine bill of attainder etwas für Hochverrath erklärt habe, die Lords ratificiren, die

stützte sich dabei vorzugsweise auf Notizen, die der Staatssecretär Sir Henry Vane im Cabinetsrath über Strafford's Aeußerungen vordem gemacht und die sein gleichnamiger Sohn, ein heftiger Radicaler, an Pym ausgeliefert hatte. Nach einer dieser Notizen sollte Strafford gesagt haben, man könne das in Irland geworbene Heer gegen England gebrauchen. Gegen die Überführungsbill erhob sich sogar Selden, indem er bewies, daß die Clausel Eduard's III. später widerrufen worden sei. Man nahm aber darauf ebenso wenig Rücksicht, als auf die Weigerung des Oberhauses, welches, nachdem die Verhandlung über die Thatsache (matter of fact) beendigt war, nicht auch die über ihre Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit (matter of law) vornehmen wollte. Hampden machte den Robespierre. Er setzte beim Unterhause den Beschluß durch, daß ein völliger Bruch zwischen beiden Häusern eintreten werde, wenn man nicht einwillige, nach der Clausel in Eduard's III. Gesetze zu verfahren. Bei der dritten Lesung der Ueberführungsbill, welche Sonntag den 21. April vorgenommen ward, ließ das Unterhaus sich dadurch einschüchtern, daß über 6000 mit Knitteln bewaffnete Menschen das Sitzungsgebäude umgaben. Nichtsdestoweniger sprachen sich von 200 Mitgliedern 54 oder nach Clarendon 59 gegen das Gesetz aus, und Selden erklärte dasselbe geradezu für eine gänzliche Verletzung des Rechtes. Die Republikaner benutzten dies, um durch ein neues revolutionäres Mittel ihre Absicht zu erreichen. Sie ließen nämlich die Namen aller derer, welche gegen das Gesetz gestimmt hatten, überall anschlagen und dieselben als Straffordianer bezeichnen, worauf dieselben ihres Lebens nicht mehr sicher waren.

Der König ließ sich durch Lord Say verleiten, einen persönlichen Schritt zu thun, durch welchen die Pairs abgehalten werden sollten, dem Gesetzesvorschlage des Unterhauses ihre Zustimmung zu geben. Dieser Schritt konnte, wie voraus zu sehen war, keinen anderen Erfolg haben, als daß die im Unterhause herrschenden Republikaner aufs Höchste erbittert wurden. Deshalb hatte auch Strafford auf die Nachricht vom Vorhaben des Königs seinen Bruder an diesen geschickt und ihn bitten lassen, von einem solchen Entschlusse abzustehen; Lord Say hatte aber — wir vermuthen, aus boshafter Absicht — dem Könige die Sache so vorzustellen gewußt, daß der von ihm ertheilte Rath befolgt ward. Der Commandant des Tower, Balfour, wurde vom König beauftragt, die Besatzung mit 100 zuverlässigen Soldaten zu verstärken;

Bill approbiren und ihr gemäß urtheilen müßten. Uebrigens findet man den ganzen merkwürdigen Proceß Strafford's ausführlich in den State trials vol. III col. 1462 sqq., wo auch die letzte Rede des Grafen Strafford wörtlich eingerückt ist.

wodurch man diesen festen Platz in die Hände der Regierung spielen und Strafford retten konnte; man bot ihm zur Belohnung 20,000 Pfund und eine vortheilhafte Heirath für seinen Sohn; er aber ging auf den Vorschlag nicht ein und setzte vielmehr das Unterhaus davon in Kenntniß. Auch die Bischöfe erfuhren schon bei Gelegenheit des Straffordschen Processes, daß das Unterhaus bereits eine calvinistische Republik bilde. Sie wurden nämlich nicht nur, wobei man sich auf das kanonische Recht stützen konnte, nicht als Blutrichter zugelassen, sondern es ward auch das Gesetz in Vorschlag gebracht, daß die Bischöfe gar nicht mehr im Oberhause sitzen sollten, und man erstaunte sehr, als dieses Gesetz bei der zweiten Lesung durchfiel. Der König begab sich, noch ehe die vom Unterhause genehmigte Bill an das Oberhaus gebracht worden war, am 1. Mai in den Sitzungssaal der Pairs, ließ das Unterhaus rufen und hielt dann eine Rede folgenden Inhalts: „Strafford habe ihm nie gerathen eine willkürliche Regierung einzurichten oder seine englischen Unterthanen als ungetreu und rebellisch zu betrachten. Derselbe würde, wenn er dies gethan hätte, der verdienten Strafe nicht entgangen sein, da er (der König) kein Narr oder Tyrann sei, welcher so etwas unternehmen könne. Auch habe Strafford nie das irländische Heer nach England herüber führen wollen. Fehler, Irrthümer, Mißbrauch der Amtsgewalt habe sich derselbe zu Schulden kommen lassen. Dies werde er bestrafen; aber er könne, da Strafford keinen Verrath begangen habe, seine Zustimmung nicht dazu geben, daß ein Unschuldiger verurtheilt werde. Er rathe daher den beiden Häusern, einen anderen Ausweg zu suchen, als einen verurtheilenden Ausspruch der Gesetzgebung (a bill of attainder); sie möchten dafür sorgen, daß die Gerechtigkeit befriedigt, aber dem Gewissen ihres Königs kein Zwang angethan werde." Diese Rede rief einen allgemeinen Sturm hervor, so daß endlich das Unterhaus es für eine grobe Verletzung der National-Rechte erklärte, wenn der König von irgend etwas Notiz nehme, was im Parlamente vorgehe. Schon am 3. Mai waren, wie dies in den neunziger Jahren auch in Paris vorkam, die Straßen mit Menschen angefüllt, welche „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" schrieen und mit lauter Stimme erklärten, daß entweder Strafford oder der König das Leben verlieren müsse. Pym schlug im Unterhause eine Declaration vor, daß die Religion gegen den Papismus, die Freiheit gegen den Despotismus, der König gegen die Feinde der Nation vertheidigt werden solle. Diese Declaration nahm auch das Oberhaus an; da jedoch die katholischen Lords sie nicht unterschreiben konnten, so waren sie zunächst von den Sitzungen ausgeschlossen. Auch die Bischöfe stimmten nicht mit. Als es dennoch am 8. Mai im Oberhause zur Abstimmung über die vom Unterhause angenommene Ueberführungsbill kam, waren

von den 80 Pairs, welche zu Gericht gesessen hatten, nur noch 45 anwesend. Von diesen stimmten 19 für, 26 gegen Strafford.

Jetzt lag die Sache am Könige, ohne dessen Zustimmung das Urtheil nicht ausgeführt werden konnte. Karl erklärte laut, daß er trotz des Tobens und Lärmens den Mann, der sich für ihn aufgeopfert habe, nicht preisgeben werde. Strafford selbst hatte bereits am 4. Mai einen Brief an den König geschrieben, in welchem er ihn beschwor, um seinetwillen die Eintracht zwischen König und Volk nicht zu stören, sondern ihn aufzugeben. Hume leugnet, daß Strafford diesen Brief geschrieben habe, allein in den Staats-Processen (vol. III. col. 1517) werden gute Gründe für die Echtheit desselben angegeben, und Lingard erwähnt gar nicht, daß diese bezweifelt worden sei*). Wie es sich aber auch damit verhalten mochte, der König wußte recht gut, daß er selbst verloren sein werde, wenn er seinen Freund und Minister aufgebe und einen zweiten Gesetzvorschlag, der ihm zu gleicher Zeit vorgelegt worden war, annehme. Vergebens bestürmten ihn daher einen ganzen Tag hindurch (am 9. Mai) Bischöfe und liberale Minister, seine Zustimmung zu geben. Nur der Bischof von London, Juxon, sprach für Milde. Erst um neun Uhr Abends ließ Karl sich bewegen, die beiden Gesetze zu unterschreiben, von welchen das eine Strafford's Todesurtheil war, das andere aber festsetzte, daß das gegenwärtige Parlament nur mit seiner eigenen Zustimmung vertagt oder entlassen werden dürfe. Selbst die herrschenden Demagogen mußten eingestehen, daß durch das letztere Gesetz der monarchische Theil der Constitution nicht weniger werde verletzt werden, als der demokratische Theil durch die Ausführung von Strafford's Anschlägen würde verletzt worden sein. Sie gaben aber vor, diese Maaßregel sei unerläßlich, weil die reichen Leute, welche bisher das Geld zur Unterhaltung der Schotten und des königlichen Heeres hergegeben hätten, nichts mehr leihen würden, wenn sie nicht sicher wären, daß das Parlament und die von diesem decretirten Auflagen fortbeständen.

Der König machte noch einen letzten Versuch, den Grafen zu retten, und that zu dem Ende einen sehr unvorsichtigen Schritt. Er schickte nämlich den damals noch sehr jungen Prinzen von Wales mit einem Briefe an die Pairs, um zu fragen, ob es denn nicht auf irgend eine Weise möglich sei, sein Recht der Erlassung oder Milderung von Strafen geltend zu machen. Auch diese persönliche Verwendung war vergeblich, und hatte noch dazu den Nachtheil, daß sie der Würde des Königs Eintrag that und die Republikaner dreister machte. Nicht einmal der Wunsch, den der König in einer Nachschrift ausgesprochen

*) Guizot, der den Brief aus den State-Trials citirt, läßt ihn erst am Abend des 9. Mai in die Hände des Königs gelangen.

hatte: „wenn er sterben muß, wäre es christliche Liebe, ihm bis Samstag Zeit zu lassen" wurde berücksichtigt; Strafford mußte am nächsten Tage (12. Mai) das Schaffot besteigen. Der Weg führte am Gefängnisse Laud's vorbei, den er hatte bitten lassen, bei seinem Vorüberzug am Fenster zu erscheinen und ihn zu segnen: der gefangene Erzbischof streckte wirklich die Arme am Gitter aus, fiel aber in Ohnmacht. Strafford zeigte sich bei seiner Hinrichtung würdig und groß, wie er sich in der letzten Rede, die er an seine Richter hielt, als einen der größten Redner und Denker gezeigt hatte. Die Art seines Benehmens und die erhabenen Reden Strafford's, als er ein Opfer der pietistischen Wühler im Unterhause und der liberalen Ehrgeizigen im Oberhause ward, findet man ausführlich in den Staats-Processen (Th III am Ende) angegeben. — Laud blieb einstweilen noch verschont. Dagegen wurden durch ein Gesetz die Sternkammer und die hohe Commission ganz abgeschafft. Der König, welcher dem Herkommen nach seine Zustimmung verweigern durfte, ohne die Verfassung zu verletzen, zögerte wohl zwei Tage lang, unterschrieb jedoch am 5. Juli 1641.

4. Weiterer Verlauf der englischen Revolution bis zu der Zeit, als das Parlaments-Heer in die Gewalt der Independenten kam (1645).

Das sogenannte lange Parlament glich dem französischen Convent. Wir glauben es demselben schuldig zu sein, neben seinen revolutionären Gesetzen, welche später wieder aufgehoben wurden, auch diejenigen zu erwähnen, die man als wesentliche Verbesserungen der Constitution beibehielt. Zu jeder anderen Zeit würden diese gewiß nicht durchgegangen sein, weil entweder das Oberhaus oder der König die Zustimmung versagt hätten. Dahin rechnen wir die Abschaffung der hohen Commission und der Sternkammer, die Aufhebung der Statthalterschaft im Norden, das Gesetz, daß wenigstens alle drei Jahre ein Parlament berufen werden müsse, und die Beschränkung des Mißbrauches, welcher bisher trotz der Charta forestarum oder des Wälder-Privilegiums (s. Bd. VI., S. 208) bei der Verwaltung der königlichen Jagd- und Forstrechte bestanden hatte. Auch das immer noch bestehende Recht, durch den Marktmeister (clerk of the market) allerlei für die königliche Haushaltung zu erpressen, ward aufgehoben und durch die Einrichtung ersetzt, daß das Nöthige durch die vom Volke gewählten Beamten besorgt werden müsse. Ferner wurde der König zur Aufhebung des so oft geübten Rechtes genöthigt, reichen Leuten die Ritterschaft aufzudringen, um sich für das ihnen ausgestellte Diplom Geld zahlen zu lassen. Ebenso ward dem Schiffsgelde ein Ende gemacht. Auch das Salpeter-Sieden und die Bereitung des Schießpulvers hörten auf ein Regal zu sein.

Endlich mußte der König in Processen über Bergwerk-Sachen und in anderen gerichtlichen Händeln dem bisherigen Vorrechte der Krone entsagen. Dies Alles war eine Errungenschaft für das Volk, und beeinträchtigte die Krone nicht wesentlich; die pietistischen Demagogen blieben aber dabei nicht stehen. Sie ließen durch das Parlament denjenigen für einen Hochverräther erklären, welcher die in Irland geworbenen Truppen nach England herüber zu führen wage. So mischte sich das Parlament, nachdem es sich vorher die Permanenz gesichert hatte, unmittelbar in die Verwaltung ein.

Der König seinerseits that im August 1641 einen Schritt, von welchem das Parlament ihn vergebens abzuhalten suchte. Da er nämlich sah, daß die englischen Republikaner und die in London anwesenden schottischen Commissäre, welche einen Vergleich zu Stande bringen sollten, absichtlich nicht zum Schlusse kamen, so beschloß er, die Unterhandlungen mit seinen Schotten selbst zu übernehmen und diesen Alles zuzugestehen, damit ihre Truppen den englischen Boden verlassen müßten, und dann auch das englische Heer nach Hause geschickt werden könne. Er reiste also am 10. August nach Schottland ab, wo er dann bis gegen den Schluß des November blieb. Das Parlament nahm von diesem Schritte des Königs Anlaß, die Regierungsgewalt einem Parlaments-Ausschusse zu übergeben. Erst wurde das englische Heer dadurch beruhigt, daß man ihm den rückständigen Sold auf die Zeit der Rückkehr des Königs aus Schottland versprach. Außerdem gab man dem Könige auf seiner Reise zwei Lords, Bedford und Howard, und vier Mitglieder des Unterhauses, darunter Hampden, zur Seite, die ihn beobachten und an den Ausschuß der beiden Häuser, welcher während der Parlaments-Ferien die Verwaltung des Reiches führte, Berichte senden sollten. Der Graf von Essex ward auf Verlangen der beiden Häuser zum General-Stellvertreter des Königs im Lande diesseit des Trent-Flusses ernannt. Auch ließ das Parlament eine besondere Garde für sich aufstellen. Anfangs hatte man die Absicht gehabt, während der Abwesenheit des Königs die Sitzungen beider Häuser fortzusetzen und durch den König einen Bevollmächtigten bestellen zu lassen, welcher im Namen desselben den Gesetzen die nöthige Zustimmung ertheile; die Juristen hatten aber bewiesen, daß solche Gesetze ungültig sein würden. Clarendon sagt außerdem, es seien nach des Königs Abreise nur 100 Pairs und 20 Mitglieder des Unterhauses zurückgeblieben. Diese verminderten sich sogar alsbald noch mehr, so daß man schon am 9. September rathsam fand, die Plenar-Sitzungen bis zum 20. October zu vertagen und einen Ausschuß jedes Hauses zu bestellen, welcher unter Pym's Vorsitz in Westminster wöchentlich zwei Sitzungen halten und über Staatssachen berathen sollte. Dies nennt

Clarendon mit Recht einen unerhört revolutionären Schritt (irregularly, for the like had never been practised before). Im Ausschusse hatte Pym, bei der Commission in Schottland Hampden das große Wort; dies ist genug gesagt.

Der König war über Newcastle, wo noch immer das schottische Heer lag, nach Schottland gereist. Er fand auch dort das Parlament abgeneigt, der republikanischen Stellung, die es bis dahin behauptet hatte, zu entsagen, und mußte daher, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, in Schottland ebenso, wie in England, ein Vorrecht der Krone nach dem anderen aufgeben. Man ließ ihm dort nicht einmal die freie Wahl seiner Räthe und Beamten, sondern zwang ihn, in Betreff derselben das Parlament zu befragen. Bei diesen Zugeständnissen ging er von dem Wunsch aus, die schottische Nation zu gewinnen; darum wohnte er auch den langen und strengen Predigten mit Ausdauer bei. Doch schlug die Stimmung, die ihm günstiger zu werden schien, bald wieder um. Drei schottische Große, Hamilton, dessen Bruder und der Graf von Argyle, erhielten Kunde von einem gegen sie beabsichtigten Gewaltstreich. Sie ergriffen die Flucht, worauf in der Stadt große Aufregung entstand. Der König begab sich, von Truppen begleitet, in das Parlament und erklärte, jene auffallende Flucht sei eine Beleidigung gegen seinen Charakter. Hierauf wurde eine Untersuchung vorgenommen, die aber kein anderes Ergebniß hatte, als daß die drei Herren ihre Sitze wieder einnahmen. So war im November der Zwist, welcher nur äußerlich beigelegt war, ärger geworden als vorher. Um diese Zeit (October 1641) brach in Irland, wo Strafford die katholischen Einwohner mit eiserner Faust niedergehalten hatte, ein furchtbarer Aufstand aus, und viele tausend Menschen wurden durch die mörderische Hand der Eingeborenen, welche jeden Engländer als solchen und als Protestanten tödtlich haßten, grausam ermordet. Ein Ausschuß von 24 Männern trat an die Spitze; derselbe verlangte, daß die Strafgesetze gegen die Katholiken für Irland aufgehoben würden. Der Aufstand setzte das Parlament in die Lage, daß es entweder dem Könige ein bedeutendes Heer zur Unterdrückung desselben anvertrauen, oder den Verlust der Insel, auf welcher überall Raub, Mord und Verwirrung herrschten, befürchten mußte. Das Parlament war damals schon in zwei Parteien gespalten, weil ein großer Theil des Oberhauses mit der deutlichen Absicht des Unterhauses, eine pietistisch-demokratische Republik zu errichten, durchaus nicht übereinstimmen konnte. Der König überließ den Oberbefehl der von Strafford in Irland gesammelten Truppen dem Grafen von Ormond, und eilte aus Schottland nach London zurück, wo sich unterdessen das Parlament wieder versammelt hatte. Er traf am 25. November in London

ein und wurde vom Volke gut empfangen. Aber er fand, anstatt reiche Beisteuern zu einem Heereszuge gegen die irischen Rebellen zu erhalten, neue Beschwerden vor. Diese Beschwerden waren größtentheils ganz ungerechte; man war unzufrieden, daß der König nicht in die Bedrückung der englischen Katholiken willigen, sowie von einer Conspiration seiner Gemahlin gegen das Volk nichts wissen wollte.

Das ganze Reich befand sich in einer sehr traurigen Lage. Verwirrung herrschte in England. Den Schotten hatte der König Alles, was sie forderten, zugestehen müssen, er zerfiel aber dessen ungeachtet mit den dortigen Gegnern der Monarchie noch weit mehr, als vorher; Irland endlich stand überall in den Waffen und floß in Blut. Diese allgemeine Lage der Dinge glaubten die Leiter des englischen Parlaments zu einem neuen Angriffe auf das Königthum benutzen zu müssen. Zur Ausführung ward der 22. November 1641 gewählt. An diesem Tage wurde dem Parlament von einem Ausschusse eine dem Könige zu überreichende Remonstration vorgelegt, oder mit anderen Worten man stellte den Antrag, nicht mehr einzelne Forderungen und Beschwerden über diese und jene Verletzungen an den König zu bringen, sondern sich ganz im Allgemeinen darüber zu beschweren, daß Karl als König nicht die unduldsamen pietistisch-demokratischen Grundsätze des Parlaments befolge. Das, was die englischen Demokraten mit dieser Remonstration erreichen wollten, war ungefähr dasselbe, was später die Jakobiner der französischen Revolution mit ihrem appel au peuple bezweckten; denn die Leiter der Ersteren waren viel zu verständig, als daß sie gehofft hätten, den König bekehren zu können. Ihre Remonstration war blos darauf berechnet, den König als die einzige Ursache der gegenwärtigen unglücklichen Lage des Reiches zu bezeichnen. Sie wies auf eine unheimliche Verbindung von Papisten, Bischöfen und Höflingen hin, welche die Verfassung umstürzen wollten; sie gab, ohne Rücksicht darauf, daß seit dem August Alles abgestellt worden war, was zu ihren Beschwerden Veranlassung gegeben hatte, alle Fehler Karl's seit seiner Thronbesteigung ausführlich an und erklärte dann, daß das Volk seine Regierung immer noch mit Furcht und Mißtrauen betrachte. Alle Beschwerden, welche die Remonstration enthielt, waren so unnöthig und beleidigend, daß, als dieselbe zur Berathung und Beschlußnahme vorgelegt wurde, sogar in diesem fast ganz republikanischen Parlamente ein furchtbarer Lärm entstand und daß die Remonstration erst nach einer vierzehnstündigen Debatte angenommen wurde, und zwar nur mit der geringen Mehrheit von neun Stimmen (159 gegen 148). Zwei Tage nach dieser Verhandlung traf Karl in London ein und am 1. December wurde ihm die Remonstration überreicht. Welchen Werth die republikanische Partei auf dieselbe legte,

erkennt man aus einer Aeußerung Oliver Cromwell's; dieser sagte nämlich am Schluß der Verhandlung zu Lord Falkland: „Wäre die Bill durchgefallen, so hätte ich morgen mein Besitzthum verkauft und wäre ausgewandert."*) Das Urtheil der verständigen und gemäßigten Männer, welche ihre Meinung damals nicht laut äußern durften, hat Clarendon sehr gut ausgesprochen**). Uebrigens glauben wir nicht mit Macaulay, so geistreich dieser auch immer die Sache betrachten mag, den 22. November als den Anfang des noch immer fortdauernden Kampfes zwischen den Whigs und Tories bezeichnen zu dürfen, da diese Benennungen jetzt durchaus keine Verschiedenheiten der Principien mehr bezeichnen.

Die Art, wie die Remonstration abgefaßt war, konnte nach den Maaßregeln, welche das Parlament als Interims-Regierung während der Abwesenheit des Königs ergriffen hatte, nicht auffallend sein. Die parlamentarische Oligarchie hatte sich nämlich nicht nur mit einer Garde umgeben, sondern auch die Gelder des Staates in eine Kasse bringen lassen, welche der Verfügung des Königs entzogen war und von Commissären des Parlaments verwaltet wurde. Nach der Rückkunft des Königs traf dieselbe oligarchische Regierung, als sie den Bericht von den Mord-Scenen in Irland erhalten hatte, Anstalten, auch ohne den König die dortigen Katholiken mit Krieg zu überziehen. Das Parlament beschloß die Ausrüstung eines Heeres und ernannte, ohne den König zu befragen, den Grafen von Leicester zum Oberanführer desselben. Diesem ward ein ebenfalls vom Parlament ernannter Kriegsrath zur Seite gegeben und die Ernennung aller Officiere überlassen. Auch in Hinsicht auf andere Gegenstände stellte die revolutionäre Partei im Unterhause einen heftigen Antrag nach dem anderen. Der Beichtvater der Königin ward in den Tower geschickt und ihre Kapelle aufgehoben. Die Gemeinden erklärten, sie seien die eigentlichen Vertreter der Nation; und populäre Lords wie Northumberland, Essex, Warwick stimmten in diesen Ton ein. Man kam wiederholt

---

*) Schon 1637 hatte er sich mit anderen Mißvergnügten nach Amerika begeben wollen; das Schiff lag segelfertig auf der Themse, als ein Auswanderungsverbot die Abfahrt verhinderte.

**) The house did generally dislike it; many saying: That it was very unnecessary and unseasonable; unnecessary, all those grievances being already fully redressed and the liberty and property of the subject being as well secured for the future, as could possibly be done; and unseasonable, after the king had gratified them with granting every thing which they had desired of him, and after so long an absence in the settling the disorders in an other kingdom, which he had happily composed, to be welcomed now home with such a volume of reproaches, for what others had done amiss and which he had reformed.

darauf zurück, daß die Bischöfe von allem Antheile an der Gesetzgebung ausgeschlossen werden müßten. Dies konnte zwar, so lange nur noch ein Schatten vom Oberhause übrig war, nicht durchgesetzt werden; die Demagogen wurden aber nicht müde, ihre heftigen Angriffe auf die Bischöfe immer wieder zu erneuern. Ferner wußten die Pietisten es einzurichten, daß jeder Verständige und Gemäßigte insultirt, bedroht und verfolgt wurde. Der König ließ zwar nach seiner Rückkehr aus Schottland Vieles wieder abstellen; er stand aber fast ganz allein, seit sich der General-Procurator St. John und der Staats-Secretär Vane der herrschenden Partei angeschlossen hatten. Außerdem konnte er bei seiner Vorstellung von Königthum und Fürstenrecht auch den gemäßigten und constitutionellen Männern, welche treu bei ihm ausharrten, nicht unbedingt trauen, und diese fanden es rathsam, sich zurückzuziehen. Karl's Lage glich daher völlig derjenigen, in welcher König Ludwig XVI. in Frankreich sich am Ende des Jahres 1791 befand. Der Letztere wurde von philosophischen, der Erstere von theologischen Schwärmern geängstigt, und London war 1641 ebenso fanatisirt, wie Paris 1791. Clarendon meint, der König hätte schon früher einen Pym, Hampden, Hollis und St. John auf dieselbe Weise gewinnen sollen, wie in neuerer Zeit ähnliche Männer von den Regierungen gewonnen worden sind, daran habe er aber zu spät gedacht.

Der König hatte gleich nach seiner Rückkehr Vane von seiner Stelle entfernt und auch die Garde abgeschafft, welche die Unruhestifter für beide Häuser, als wenn diese schon jetzt souverän wären, eingerichtet hatten. Freilich sammelte sich dafür täglich eine aufgeregte Menge um die Parlamentshäuser und bildete für die Mitglieder eine drohende Schutzwache; während andererseits viele Landedelleute, den Neuerungen abgeneigt, sowie abgedankte Officiere sich um den Palast Whitehall drängten und ihre Dienste anboten. Der König konnte seinem Befehl, daß den für die Ausübung der Religion bestehenden Gesetzen Folge geleistet werden sollte, keinen Gehorsam verschaffen. Die Prediger der republikanischen Calvinisten in der Hauptstadt trieben das Toben gegen die Katholiken, gegen König und Königin und gegen die Bischöfe, welche im Parlament bedroht und auf den Straßen insultirt wurden, endlich so weit, daß der König glaubte, den Unfug mit Gewalt niederschlagen zu müssen. Als Einleitung dazu entfernte er den Commandanten des Tower oder des Staatsgefängnisses, Sir William Balfour, der sich in Strafford's Proceß sehr unmonarchisch gezeigt hatte, und setzte den Obersten Lunsford an dessen Stelle. Dies veranlaßte natürlich im Unterhause einen neuen heftigen Lärm; es hieß, man habe kein Zutrauen mehr, die Kaufleute und Fremden wollten ihre Metallbarren nicht mehr, wie damals üblich, im Tower auf-

bewahren lassen. Lunsford mußte nach wenigen Tagen die Stelle wieder niederlegen. Indessen waren damit die Schreier durchaus nicht zufrieden gestellt, weil der König nicht den von ihnen vorgeschlagenen Mann, sondern John Byron an Lunsford's Stelle zum Commandanten des Tower ernannte. Außerdem blieben beide Häuser wegen des vom Unterhause vorgeschlagenen Gesetzes, daß die Bischöfe vom Parlament ausgeschlossen werden sollten, immer noch in Streit. Auch ward der König bestürmt, die Garde, die er dem Parlamente entzogen hatte, wieder herzustellen. Er zeigte sich in Betreff des letzteren Punktes nachgiebig, beauftragte aber nicht, wie die unruhigen Köpfe es verlangten, gedungene Soldaten, sondern angesehene Bürger mit der Bewachung des Parlaments. Die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, auf die es abgesehen war, nahm furchtbar zu. Es kam dahin, daß einst der Graf von Dorset als Statthalter von Middlesex der königlichen Schutzwache den Befehl gab, auf einen andringenden Pöbelhaufen Feuer zu geben. Sein Befehl wurde freilich nicht ausgeführt, weil der feige Haufen zum großen Verdrusse der Republikaner, die sich seiner bedienten, eilig davon lief. Von diesem Augenblicke an war sowohl der Parlaments-Saal in Westminster, als des Königs Palast Whitehall stets von tobenden, gegen Bischöfe und Pairs schreienden Haufen umgeben, denen weder der Lordmayor noch die Sheriffs gewachsen waren; und wer unter die sogenannten Malignanten gerechnet wurde, war seines Lebens nicht mehr sicher. Der Erzbischof von York, Williams, war am 27. December 1641 nahe daran, umgebracht zu werden. Nicht blos die Bischöfe und viele Pairs, sondern auch manche Mitglieder des Unterhauses mußten ihren Sitz aufgeben, weil sie, so oft sie sich ins Parlament begaben, in Todesgefahr waren. Um diese Zeit nahm Karl drei ruhige und verständige Männer, erst Hyde, (den nachmals unter dem Namen Lord Clarendon berühmten Staatsmann und Geschichtschreiber) und sodann auf dessen Rath Lord Falkland und Sir John Colepepper, ins Kabinet, während das Parlament begann, alle Reichsgeschäfte an sich zu ziehen.

Der Erzbischof von York, ein Mann von heftigem Sinne, ließ sich durch die Gefahr, in welche er gekommen war, zu einem äußerst unvorsichtigen Schritte hinreißen. Er bewog nämlich am 29. December 1641 elf andere Bischöfe, dem Oberhause eine schriftliche Verwahrung zu übergeben, in welcher sie auf so lange, als sie gewaltsam gehindert würden, im Oberhause zu erscheinen, gegen alle vom Parlament zu fassenden Beschlüsse protestirten. Der König ließ diese Verwahrung, ohne sie seinen drei neuen Räthen mitzutheilen, durch den Lord Siegelbewahrer in das Oberhaus bringen, wo sie großes Erstaunen erregte. Man theilte sie dem Unterhause mit und von diesem wurde sie

schon nach einer halben Stunde mit der Erklärung zurückgeschickt, daß man alle diejenigen, welche die Protestation unterschrieben hätten, des Hochverraths anklagen werde. Auch wurden in der That sogleich zehn von den zwölf Bischöfen in den Tower gesetzt (30. December), die zwei übrigen wegen ihres Alters und ihrer Gebrechlichkeit dem Thürhüter des Hauses übergeben. Jene zehn blieben mehrere Monate lang im Tower, bis endlich das Gesetz durchging, daß alle Bischöfe von der Theilnahme am Parlament ausgeschlossen seien.

Die Verhaftung und Anklage der Bischöfe erbitterte den König, welchen dieser Streit unmittelbar gar nicht berührte, und bewog auch ihn zu einem unüberlegten Schritt, der Alles verdarb und die Veranlassung eines bürgerlichen Krieges wurde. Die Bischöfe waren nämlich kaum in Haft genommen worden, als der König die Nachricht erhielt, daß dieselben Leute, welche dies bewirkt hatten, daran dächten, auch seine Gemahlin beim Oberhause des Hochverrathes anzuklagen. Die Demagogen unter den Parlaments-Rednern waren in jenem Augenblicke, wo sie zur Durchsetzung ihrer republikanischen Zwecke Alles wagten, eines solchen Schrittes allerdings fähig; der König hatte aber, wie uns scheint, keinen positiven Beweis in Händen, daß sie ihn wirklich zu thun beschlossen hatten. Nichtsdestoweniger ließ er sich vier Tage nach der Verhaftung der Bischöfe zu einem äußerst gewagten Verfahren hinreißen, welches nur den Erfolg hatte, daß seine Feinde das, was sie wünschten, auf einem anderen Weg erreichten. Am 3. Januar 1642 erschien nämlich auf Befehl des Königs, als beide Häuser versammelt waren, ganz unerwartet der General-Advokat, Sir Eduard Herbert, vor den Schranken des Oberhauses, um Lord **Kimbolton**, ein Mitglied des Oberhauses, und die Deputirten **Denzil Hollis**, **Sir Arthur Haslerig**, **Pym**, **Hampden** und **Strode** anzuklagen und ihre Verhaftung zu fordern. Es wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten sich verschworen, dem König seine Rechte zu rauben, ihm das Volk durch Verläumdungen zu entfremden, daß Heer zum Ungehorsam zu reizen; sie hätten ferner fremde (schottische) Truppen in das Land befördert und somit wirklich Krieg gegen ihren Oberherrn geführt. Daß Sir Eduard Herbert kein Gehör finden werde, war vorauszusehen gewesen. Der König hatte daher auch einen Gerichtsboten beauftragt, sich in das Unterhaus zu begeben, und die genannten fünf Mitglieder desselben in Haft zu nehmen. Dieselben blieben ruhig auf ihren Sitzen; der Sprecher befahl dem Boten, sich zurückzuziehen. Hierauf wurde ein Ausschuß beauftragt, sich während der Sitzung zum König zu begeben und ihm zu sagen, auf eine so ernste Botschaft könne nur nach reiflicher Ueberlegung geantwortet werden. Eine Conferenz beider Häuser fand statt, welche die bei den fünf Unterhausmitglie-

dern inzwischen vorgenommene Versiegelung für ungültig erklärte. Das Unterhaus beschloß, am nächsten Tag um ein Uhr zusammenzutreten. An diesem Tage nun (4. Januar) erlaubte sich der König den unerhörten Schritt, daß er selbst, von 2- bis 300 Soldaten begleitet, sich ins Parlament begab, um seinen Willen auf militärische Weise geltend zu machen. Er ließ die Soldaten im Vorsaal sich aufstellen und trat dann, von seinem Neffen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, begleitet, in das Sitzungszimmer ein. Hier erhob sich sogleich der Sprecher des Hauses, Lenthal, und der König nahm dessen Platz ein. Es würde jetzt eine ärgerliche Scene erfolgt sein, wenn nicht die Angeklagten durch ihre Bekannten am Hofe von dem, was der König zu thun willens war, benachrichtigt gewesen wären und sich deshalb vorher aus dem Hause entfernt hätten. Der König sah sich vergebens nach ihnen um, und fragte den Sprecher, wo sie wären. Dieser erwiderte ihm niederknieend, daß er nur zu sprechen habe, was und wie er durch die Ordnung des Hauses angewiesen werde. Der König erklärte nun, er habe nicht eine Botschaft verlangt, sondern Gehorsam; in Fällen des Hochverrathes gebe es keine Vorrechte. Sodann sagte er: „Ich sehe, daß die Vögel ausgeflogen sind; ich verlange, daß ihr mir sie sendet; ich werde nur auf gesetzlichem Wege gegen sie verfahren; sendet ihr sie nicht, so werde ich Mittel anwenden, sie zu finden.“ Die ganze Versammlung gerieth in eine unruhige Bewegung. Endlich entstand ein dumpfes Gemurmel und als der König sich entfernte, hörte man den Ausruf: „Privilegium! Privilegium!“ Das auffallende Unternehmen, auf welches die Königin und einige Vertraute die größte Hoffnung gesetzt hatten, war völlig gescheitert. Am Abend desselben Tages waren die Bürger in Waffen; es hieß, die Cavaliere wollten die Stadt anzünden. Da der König auf seinem Vorsatz, die Angeklagten selbst in Haft zu nehmen, beharrte, so suchte das Parlament sich durch eine Verbindung mit dem Londoner Stadtrath gegen die monarchische Gewalt zu sichern. Es vertagte sich am 5. Januar auf eine Woche und setzte einen Ausschuß ein, welcher seinen Sitz im Stadthause nahm. Dagegen suchte der König den Stadtrath durch Schmeicheleien für sich zu gewinnen. Er begab sich persönlich in dessen Mitte, redete freundlich mit jedem Einzelnen, besonders mit zweien, von denen er wußte, daß sie ihm abgeneigt waren, bat sich sogar bei dem einen derselben, einem heftigen Presbyterianer, zu Tische und speiste auch bei ihm. Als er jedoch wieder in seinen Palast zurückfuhr, wurde er in den Straßen nicht nur mit dem Zurufe: „Parlaments-Privilegium! Parlaments-Privilegium!“ verfolgt, sondern man warf ihm auch, da in jenen Zeiten Alles biblisch sein mußte, ein Pamphlet mit der Aufschrift: „Zu deinen Zelten, Israel!“

als Verkündigung des Abfalles von ihm in den Wagen*). Karl blieb bei seinem Vorsatze, obgleich tobende Volkshaufen beständig die Straßen füllten. Er erließ sogar eine Proclamation, in welcher Jedermann aufgefordert ward, die von ihm des Hochverrathes angeklagten Parlamentsmitglieder zur Haft zu bringen. Der Ausschuß des Parlaments dagegen machte Anstalten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und wurde dabei von dem Londoner Gemeinderath, sowie von der ganzen Volksmasse der Stadt unterstützt. Er stellte sogar eine förmliche Untersuchung gegen den König an und hörte Zeugen gegen ihn ab. Die fünf Angeklagten befanden sich in der Nähe und erschienen mehrmals persönlich in den Sitzungen des Ausschusses.

Am 11. Januar trat das Parlamen wieder zusammen, und die frommen Demagogen hatten für diesen Tag dieselben Anstalten getroffen, welche die gottlosen Girondisten in Paris für den 10. August 1792 trafen. Die vom Könige angeklagten Parlamentsmitglieder begaben sich nämlich an jenem Tage zu Wasser, von 2000 bewaffneten Seeleuten in geschmückten kleinen Schiffen begleitet, nach Westminster; sie waren dabei von Stadtsoldaten (trained bands) geleitet, welche an den beiden Ufern des Flusses herzogen und acht Kanonen mit sich schleppten. Außerdem hatte Hampden, Cromwell's Freund, aber ebenso fein, als dieser grob war, aus der Grafschaft Buckhinghamshire, deren Vertreter er war, angeblich zu seinem persönlichen Schutze 4000 handfeste Reiter kommen lassen, welche ihn und seine Collegen beim Aussteigen empfingen. Der Zug bewegte sich nun unter Jauchzen und Musik, nicht ohne höhnende Ausrufungen, am königlichen Palast in Whitehall vorbei; doch befand sich der König nicht mehr in demselben. Am Abend vorher hatte er mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und einigem Gefolge London verlassen und sich zunächst nach Hamptoncourt begeben. Wir halten uns nicht bei der Untersuchung auf, ob an dem vollständigen Bruche zwischen König und Volk, zu welchem es jetzt gekommen war, der König oder das Parlament mehr Schuld hatte; denn Beide sündigten und Beide verfehlten ihr Ziel. Daß übrigens der König nicht, wie seine Vertheidiger oft sagen, von seiner Gemahlin und seinen Hofleuten zu den Gewaltthätigkeiten getrieben ward, dafür bürgte sein männlicher Sinn, welcher mit Ludwig's XVI. Weichheit und Weiblichkeit nicht zu vergleichen ist.

Die Männer, welche damals das unverständige Betragen des Königs und den Widerwillen gegen monarchische Gewalt, den sie selbst im Volke künstlich erregt hatten, zu ihrem und ihrer Familien Vortheile

*) Als Rehabeam, Sohn Salomo's, die gerechten Wünsche der zehn Stämme Israels mit Hohn zurückgewiesen hatte, riefen sie „Israel zu Deinen Zelten!“ Kön. I., 12, 16.

benutzten und die jetzt das ganze Leben umfassende aristokratische Herrschaft in England begründeten, wollten keine eigentliche Demokratie, weil sie sahen, daß diese unmöglich sei. Gelang es ihnen aber, den König durch den Schrecken vor der aufgeregten Volksmasse zur Annahme der von ihnen gemachten Verfassungsänderungen zu bringen, so stand eine Republik der Reichen und Frommen da, und sie selbst waren und blieben die Häupter derselben. Diese Leute nannte die Welt nachher ebenso, wie die von Rhetoren und dichterischen Seelen aller Zeiten gepriesenen römischen Senatoren, Väter des Volkes. Sie decretirten damals, während das Oberhaus seine Ohnmacht fühlte, in aller Eile, daß der König ohne Zustimmung des Parlaments keine Minister oder Beamten mehr ernennen dürfe; sie entzogen ihm außerdem den Oberbefehl über die Kriegsmacht. Was blieb ihm daher vom Königthum noch übrig? Am 5. Februar mußte endlich das Oberhaus auch darin nachgeben, daß die Bischöfe von der Theilnahme an der Gesetzgebung ausgeschlossen werden sollten. Schon vorher hatte der auf dem Stadthause sitzende Parlaments-Ausschuß, in Verbindung mit dem Gemeinderath der Stadt, für die Errichtung eines eigenen, von der Altstadt London geworbenen Parlaments-Heeres gesorgt, welches aus gedienten Leuten bestand und dem königlichen Heere entgegengesetzt wurde. An die Spitze dieser Parlaments-Truppen ward ein Kriegsmann von Handwerk, Skippon, gestellt, welcher bei den Schweden von unten auf gedient, sich in Holland ausgezeichnet und den Rang eines Hauptmannes erlangt hatte. Man ertheilte ihm jetzt den prächtigen Titel eines Generals der Altstadt London (Major-general of the militia of the city of London). Das Parlament erließ selbstständig Befehle an die Commandanten der Festungen und Häfen; es verbot dem Befehlshaber von Portsmouth, ohne Erlaubniß des Hauses Truppen oder Munition aufzunehmen.

So weit gab der König den Parlaments-Beschlüssen nach, die ihn ganz unmerklich aller eigenen Macht beraubten; der nächste Schritt der revolutionären Partei war aber von der Art, daß Karl unmöglich auf ihn eingehen konnte. Ihre Forderungen wurden in 19 Artikeln zusammengestellt, von denen einige den Begriffen der königlichen Autorität entschieden zuwider waren. Nach uraltem Brauche ernennt der König oder gegenwärtig das jedesmalige Ministerium die Statthalter (lieutenants) der Grafschaften, welche zugleich Commandanten der Landwehr sind. Jetzt verlangte das Parlament nicht blos das Recht, die Statthalter zu ernennen, sondern diese sollten auch nur von ihm Befehle annehmen und durch den König nicht früher als nach zwei Jahren entfernt werden dürfen. Darin war von selbst enthalten, daß auch die Commandanten der sämmtlichen, von der Landwehr zu vertheidigenden Festungen des

Reiches vom Parlament ernannt würden. Endlich wurde noch verlangt, daß das Parlament auch die Erzieher der königlichen Kinder zu wählen habe und bei Heirathsverträgen der Prinzen und Prinzessinnen befragt werden müsse. Die Rechtfertigung dieses Verfahrens gegen den König findet man bei Macaulay, welcher der Zeit huldigt und von der Zeit gekrönt ist; wir enthalten uns jedes Urtheiles und berichten nur. Der König meinte, wenn er auf alle diese Bedingungen einginge, so würde ihm wohl noch die Hand geküßt werden, er würde noch Krone und Scepter tragen, auch Majestät heißen; aber er wäre dabei ohne wirkliche Macht, Unterthan der Laune einer Partei von Unterthanen. Diese Weigerung des Königs, den letzten revolutionären Beschlüssen des Parlaments seine Zustimmung zu geben, ward das Signal zu Kriegsrüstungen. Die Stadt London ließ den Tower durch Skippon genau beobachten; der Herzog von Newcastle ward, als der König ihn nach Hull, wo ein großes Kriegs-Magazin war, schicken wollte, unter dem Vorwande in London zurückgehalten, daß er seinen Sitz im Oberhause einnehmen müsse; das Parlament schickte statt seiner Sir John Hotham als Commandant nach Hull; und dieser verweigerte schon im April dem Könige den Eintritt in diese Stadt.

Mit den Zugeständnissen, welche der König in dieser Zeit gewährte, war es ihm schwerlich ernst, weil sein ganzes Betragen unstreitig jesuitisch war. Seine frommen Gegner hatten ihm jedoch nichts vorzuwerfen; denn die Gründe, welche sie vorbrachten, waren pietistisch-sophistisch, und die Mittel, die sie gebrauchten, waren nicht besser, als die des Königs. Karl hoffte auf Hülfe; seine Gemahlin war im Januar 1642 auf den Kontinent gegangen unter dem Vorwand, ihre Tochter Maria zu dem Verlobten derselben, dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien, zu begleiten, eigentlich aber, um auf die von ihr mitgenommenen Juwelen Geld für Kriegsbedarf aufzunehmen und um bei den Mächten des Festlandes Hülfe zu suchen. Karl selbst begab sich von Hamptoncourt nach Windsor und von da in den Norden von England, sammelte ein Heer von sogenannten Cavalieren oder von solchen Leuten, die sich unter uns jetzt Conservative nennen, und rief seine Anhänger im Parlamente zu sich nach York. Von diesen erschienen 32 Pairs und mehr als 60 Mitglieder des Unterhauses, welche dann gewissermaaßen ein dem Londoner Parlamente entgegengesetztes Parlament bildeten. Mitte Juli 1642 brach Karl endlich ganz mit dem triumphirenden, jetzt schon ganz republikanischen Parlament, und zog gegen das Heer derselben zu Felde. Die Bürgerschaft von London war es keineswegs zufrieden, daß ihre Miliz gegen den König gebraucht werden sollte; sie behauptete, daß die Londoner Miliz stets nur unter ihren eigenen Befehlen gestanden habe, und protestirte gegen die Ver-

wandlung derselben in ein Parlaments-Heer. Sie erhielt jedoch eine schnöde Antwort, der Lordmayor wie der Stadt-Syndikus (recorder) wurden abgesetzt, und der Gemeinderath der Stadt ganz umgestaltet. Auch die Einwohner der Grafschaft Kent bewirkten, als sie eine Petition gegen die Errichtung eines Heeres an das Parlament sandten, nichts Anderes, als daß dieses erklärte, jeder, welcher künftig dergleichen Petitionen einschicke, werde als Feind des Vaterlandes betrachtet und behandelt werden. Zugleich ward gegen alle diejenigen, die sich als Anhänger des Königs zeigten, mit revolutionärer Strenge verfahren.

Der König war mit seinen Anhängern übler daran, als das Parlament mit dem Volke; denn er durfte nicht wie das Parlament terroristische Maaßregeln anwenden, und doch konnten die vornehmen Leute, welche ihn umgaben, sich nicht wohl an das Lagerleben gewöhnen. Andererseits bestand zwar das Oberhaus damals selten aus mehr als 16 Mitgliedern; gerade dadurch wurden aber Leute wie Pym und Hampden im Unterhause ebenso mächtig, als vor 80 Jahren Robespierre und Genossen im französischen Convent waren. Unter diesen Umständen würde gleich nach der Bildung eines Parlaments-Heeres Alles beendet gewesen sein, wenn entschlossene Demokraten, wie diejenigen, welche von London aus das Reich regierten, den Oberbefehl der Truppen erhalten hätten. Allein an die Spitze des Parlaments-Heeres wurden zum Glück für den König Graf Essex mit anderen liberalen Mitgliedern des Oberhauses gestellt, welche den biblisch-demokratischen Ideen des Unterhauses durchaus nicht huldigten, und deshalb ebenso wenig entscheidende Siege ihres eigenen Heeres als des königlichen wünschten. Indessen unterschrieben die Glieder des zusammengeschwundenen Parlaments insgesammt die Kriegserklärung gegen den König, wodurch sie offen aussprachen, daß der König seinen Eid gebrochen habe und daß sie mit ihrem Heere und für die Parlaments-Beschlüsse leben und sterben wollten. Zu gleicher Zeit ließen die Leiter der ganzen Bewegung, wie wir dies in Frankreich und zur Zeit auch in Deutschland gesehen haben, aus den Orten, in welchen sie Einfluß hatten, einen Sturm von Petitionen kommen. Der König war, weil der Süden von England ganz gegen ihn war, nach York gegangen und sammelte dort eine Kriegsmacht. Der Adel und was man damals noch den Hinterbann nannte, wurde für das königliche Heer aufgeboten; Karl's Freunde liehen ihm Geld; seine Gemahlin versetzte, um Geld für Werbungen zu erhalten, ihren Schmuck in Holland; der Prinz von Oranien und der König von Frankreich versprachen Hülfe. Dagegen stand aber die Flotte unter dem Oberbefehle eines Anhängers des Parlaments, und der König und seine Gemahlin befanden

sich auch aus dem Grunde in der größten Verlegenheit*), weil ganz Irland im Aufstande war und die Schotten nicht nur noch immer in ihren seitherigen Standorten lagen, sondern auch von den Engländern dafür bezahlt wurden. In London selbst schickte die Bürgerschaft, sonst gegen jede Besteuerung so empfindlich, ihr Silbergeschirr und Schmuckwerk in die Münze und Tausende von waffenfähigen jungen Leuten meldeten sich zum Kriegsdienst.

Von Ende Juli 1642 an ward zwischen dem Könige und dem Londoner Parlament, nachdem Beide fast anderthalb Jahre lang unterhandelt und Schriften gewechselt hatten, offener Krieg geführt. Bei diesem Kriege war der damalige Statthalter von Holland, Friedrich Heinrich von Oranien, ebensowenig, wie vorher beim Streite des Königs mit den Schotten, im Stande, den Schwiegervater seines Sohnes zu unterstützen; er mußte vielmehr sogar zusehen, wie die republikanischen Stände von Holland den schottischen und englischen Republikanern auf jede Weise beistanden. Den Oberbefehl über das königliche Heer erhielt der Graf von Lindsay; die Reiterei führte der bekannte Neffe des Königs, Prinz Ruprecht von der Pfalz, der sich aber nur als tapferer Rittersmann, nicht als Feldherr auszeichnete. Wir folgen dem Gange des ausbrechenden Bürgerkrieges nicht im Einzelnen, und erwähnen bis auf die Zeit, wo das Parlaments-Heer ganz neu organisirt wurde, nur einiger Vorfälle, welche aus irgend einem besonderen Grunde Bedeutung haben.

Der Gouverneur von Portsmouth, Goring, blieb dem König treu und wurde dafür von den Truppen des Parlaments belagert (seit dem 2. August). Nun bot Karl seine Getreuen auf, sich am 22. bei ihm in Nottingham einzufinden. Die königliche Fahne mit der Krone und dem Spruche „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist" wurde auf dem freien Felde aufgepflanzt. Das königliche Heer bestand jedoch den August und September 1642 hindurch fast blos aus Freiwilligen, und von diesen fand sich anfangs nur eine so kleine Zahl ein, daß der König durch neue Unterhandlungen mit dem Parlamente Zeit zu gewinnen suchen mußte, um noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten seine wenigen Kanonen und die Truppen, die in Wales, York und Lancaster für ihn geworben wurden, sich zuführen zu lassen. Da Essex

*) Both their majesties were reduced to so great wants, sagt Clarendon, that the queen was compelled to coin or sell her chamber-plate for the supply of her most necessary occasions, there being no money in the Exchequer or in the power of the minister of the revenue; the officers of the customs, out of which the allowance for the weekly support of their majesties household had been made, being enjoined by the house of commons, not to issue out any money without their particular consent and approbation.

trotz seiner Geschicklichkeit und Kriegserfahrung mit dem Angriffe zögerte, so gelang es dem Könige, welchem die Universität Oxford das reiche Silbergeschirr aller Collegien überlassen hatte, sein Heer nach und nach bis auf 14,000 Mann zu vermehren. Er fand sich daher bald stark genug, um seinen Marsch gegen London richten zu können, zumal da auch die allgemeine Stimmung sich geändert zu haben schien, seitdem während der letzten Unterhandlungen selbst die billigsten Vorschläge des Königs kein Gehör gefunden hatten. Graf Essex folgte bei diesem Marsche dem königlichen Heere auf dem Fuße nach. Er ereilte es am 23. October 1642 bei Edgehill, und es kam hier zu einem Treffen, in welchem Essex geschlagen worden wäre, wenn nicht Pfalzgraf Ruprecht einen groben Fehler gemacht hätte. Ruprecht hatte nämlich die feindliche Reiterei geworfen, diese aber nachher allzu hitzig verfolgt und darüber das Fußvolk im Stich gelassen, welches dann, von seinen Reitern verlassen, geschlagen wurde. Das erste Treffen dieses Bürgerkrieges wurde daher als unentschieden angesehen; denn beide Theile hatten Vortheile erlangt und beide Theile rühmten sich des Sieges. Der König nahm, wie es uns scheint, den Ruhm des Sieges mit mehr Recht in Anspruch als Graf Essex, weil gleich nachher sein Heer die von 1000 Mann besetzt gehaltene Stadt Banbury einnahm und Essex nicht im Stande war, den Marsch der königlichen Truppen nach Oxford aufzuhalten, sondern sich nach Coventry zurückzog.

Von Oxford aus streiften die königlichen Reiter bis in die Umgegend von London. Nachher ward aufs Neue bis zum April 1643 über eine neue Aussöhnung unterhandelt; es war aber offenbar keinem von beiden Theilen recht ernst damit. Inzwischen kam die Königin aus dem Haag zurück und landete im Hafen von Burlington. Der Parlaments-Admiral Batten ließ die Straße beschießen, in der sie wohnte, so daß sie flüchten mußte; sie begab sich nach York. Der Krieg breitete sich bald über alle Theile des Reiches aus; in einigen Grafschaften, wie Devon und Cornwall, schlossen angesehene Männer beider Parteien Uebereinkünfte zur Aufrechthaltung des Friedens; doch wurden dieselben vom Parlament für ungültig erklärt. Die ganz ungeübten und aus ungebildeten Fanatikern bestehenden Truppen des Parlaments, deren Officiere keine Erfahrungen hatten, bedurften zuerst längerer Zeit, bis sie eigentliche Soldaten wurden. Uebertritte ihrer Officiere zum königlichen Heere waren damals nicht selten. Im Mai 1643 siegte dasselbe bei Stratton; am 18. Juni überfiel Ruprecht die Stadt Wycomb und hieb zwei Regimenter zusammen. Noch an demselben Tage lieferten ihm die Parlamentstruppen ein Gefecht in der Ebene von Chalgrove, wenige Stunden von Oxford. In diesem Gefechte fiel John Hampden, der als Reiteroberst am Kriege Theil nahm;

er wurde von zwei Kugeln in der Schulter getroffen. Er starb am 24. Juni; der König sendete ihm seinen eigenen Arzt, der ihn jedoch in den letzten Zügen fand. Die Parlaments-Partei verlor in Hampden einen Mann, der in jeder Beziehung zu ihren tüchtigsten Leitern gehört hatte. Gleich darauf mußte der Graf von Essex sich etwas zurückziehen. Dem königlichen Heere führte zwar im Winter die Königin bei ihrer Heimkehr eine Zahl von tüchtigen geworbenen Reitern und Fußgängern, sowie auch neues Geschütz zu; es wurde aber zugleich auch die künftige Niederlage Karl's dadurch vorbereitet, daß das Parlament den Lord Fairfax, dessen Adjutant der zum Heuchler, zum Regenten und zum Feldherrn geborene Oliver Cromwell war, an die Spitze seines Heeres im Norden stellte. Vorerst blieben indessen die Königlichen im Vortheil. Es wurde sogar, als Prinz Ruprecht am 26. Juli 1643 Bristol erobert hatte und das königliche Heer gegen Glocester zog, dem Parlament angst. An Geldmitteln fehlte es demselben zwar nicht; es erhob fortwährend größere Auflagen, als dem König jemals in den Sinn gekommen war; im November 1642 forderte es ein Zwanzigstel des Vermögens, im Mai 1643 wurden Bier und Wein, Tabak, Zucker, Hopfen, Leder besteuert, ohne daß Widersetzlichkeit eintrat. Aber der Kriegs-Unfälle wegen, die im Sommer rasch auf einander folgten, sahen sich die leitenden Männer aufs Neue nach den Schotten um. Wir müssen daher auf diese nochmals den Blick werfen.

Als die Schotten gegen ihren König die Waffen ergriffen hatten und unter Lesley in England eingebrochen waren, hatte sich bekanntlich das Parlament mit ihnen abgefunden. Man hatte ihnen bestimmte Zahlungen gewährt, vorgeblich um sie von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, eigentlich aber, damit sie nöthigen Falls gegen den König gebraucht werden könnten. Als nachher der König auf einige Zeit nach Schottland reiste, opferte er die wesentlichen Rechte des Thrones den dortigen Pietisten und ihrer General-Versammlung. Das englische Parlament aber, welches damals noch ganz presbyterianisch war und der Schotten bald wieder gegen den König zu bedürfen glaubte, knüpfte mit dem Parlament derselben eine enge Verbindung an und nahm in den von ihm niedergesetzten Regierungs-Ausschuß schottische Commissäre auf. Zugleich wurden nicht nur die Unterhandlungen mit den Schotten absichtlich in die Länge gezogen, sondern man sorgte auch für ihre Truppen besser, als für das englische Heer. Als nämlich kein Grund mehr vorhanden war, das schottische Heer auf Kosten Englands zu unterhalten, ließ man dasselbe reichlich bezahlt nach Schottland zurückkehren; das englische Heer aber mußte sich damit begnügen, daß das Parlament ihm eine künftige Zahlung seines Soldes verbürgte.

Das englische Parlament oder vielmehr die der königlichen und bischöflichen Regierung feindliche Partei in England sah damals ein, daß für ihre Zwecke vielleicht bald wieder der Schotten Gegenwart in England nöthig sein werde. Sie benutzte daher den Umstand, daß nach Irland Truppen geschickt werden mußten, um sich den Anführer der Schotten zu Dank zu verpflichten und zugleich eine innige Verbindung oder einen Covenant mit dem schottischen Volke abzuschließen, welches damals schon durch die Pietisten der sogenannten allgemeinen Versammlung republikanisch regiert wurde. Der König machte den Vorschlag, die Gräuel, welche die verbündeten Katholiken Irlands in drei Grafschaften der Insel gegen die Regierung und die Protestanten geübt hatten, durch einen blutigen Krieg zu rächen; das englische Parlament, welches noch weit mehr gegen die Katholiken, als gegen den König erbittert war, gab seine Einwilligung dazu, und versorgte bei dieser Gelegenheit die schottischen Miethsoldaten. Lesley, welchen der König zum Grafen von Lewen ernannte, ward mit einem Heere seiner Veteranen nach Irland geschickt, und es zeigte sich nachher, was man gleich anfangs allgemein glaubte, daß dies nur darum geschehen war, weil man sich der schottischen Truppen später gegen den König bedienen wollte.

Der Letztere ward überall verrathen und sein Charakter verdiente, wie es scheint, weder wahre noch treue Anhänger. Er suchte auf jede Weise seine Schotten zufrieden zu stellen, ohne daß es ihm jedoch gelang*). Er hatte stets eine Art von schottischem Kabinets-Rath, dem er von Allem, was er mit den Engländern verhandelte, Nachricht gab, und sein schottischer Kanzler war beständig um ihn. Man paßte ihm jedoch zu genau auf, um nicht zu wissen, daß er den Schotten ebenso wenig traue, als den Engländern. Die als Commission nach London gesendeten Schotten conspirirten daher fortdauernd mit ihren englischen Collegen. Doch konnten es dieselben lange nicht dahin bringen, daß König und Parlament sich zu einer förmlichen Einigung mit ihnen verstanden. Die Engländer widersetzten sich einer solchen Verbindung besonders der kirchlichen Einrichtungen wegen. Erst als 1643 der Bürgerkrieg eine bedenkliche Wendung nahm und es hieß, daß der Graf von Ormond mit seinem größtentheils aus Katholiken bestehenden Heere von Irland herüberziehen wolle, wurden die Engländer nachgiebiger. Vier Commissäre, darunter Henry Vane der Jüngere, wurden mit einem presbyterianischen und einem independenten Theo-

*) Clarendon ist mit Recht mit den Schotten unzufrieden. Er sagt: The Scots had no farther projects upon England, but meant to make their fortunes by a new conquest in Ireland, where they had a very great part of the province of Ulster planted by their own countrymen.

logen nach Schottland abgeschickt; sie erhielten Vollmacht zum Abschlusse. Doch war man in England selbst damals noch durchaus nicht geneigt, so weit zu gehen, als die Schotten schon seit 100 Jahren gegangen waren, daher ließ die schottische Assembly oder allgemeine Versammlung, welche in weltlichen und geistlichen Dingen mehr galt, als das Parlament, eine Declaration ausgehen, in der es heißt: „Die Assembly wäre ganz über die Maaßen betrübt und gedrückt (heavy), daß in so langer Zeit, gegen alle Versicherungen des Königs und des Parlaments, sowie gegen die vereinigten Wünsche und Gebete der Gottseligen (the godly) in beiden Reichen, die Religions-Reform, die ihr theuerer und werther sei, als das Theuerste, was sie auf Erden besitze, so langsamen Fortgang gehabt, und die Unterhandlungen darüber so viele Unterbrechungen erfahren hätten." Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die Schotten, als sie nach dem zuvor erwähnten Frieden England räumten, den Wunsch ausgesprochen hatten, daß man doch zwischen beiden Reichen über eine solche Einigkeit der Religion und eine solche Uebereinstimmung des Kirchen-Regiments übereinkommen möge, welche als Hauptmittel der Einigkeit und des Friedens zwischen beiden Reichen dienen könne. Die Engländer waren wegen dieser Zumuthung unwillig und wollten anfangs den Schotten Vorwürfe darüber machen, daß sie ihnen in englischen Angelegenheiten etwas vorschreiben wollten; sie bedachten sich aber nunmehr eines Besseren und gaben nach. Die Schotten forderten, daß auch in der englischen Kirche das Episcopal-System abgeschafft werden solle, und Heinrich Vane mußte in dieser Beziehung Zusagen machen, wenn er seinen Zweck erreichen und die Schotten zu einem zweiten Einfall in England bewegen wollte.

Von diesem Augenblicke an stand dem Covenant oder der unzertrennlichen Verbindung, welche zwischen England und Schottland zur Aufrechthaltung der Kirchenordnung und der Rechte des Parlaments geschlossen werden sollte, nichts mehr im Wege. Die Bundesformel wurde am 17. August 1643 endgültig ausgefertigt und die Schotten, welche seit der letzten Anwesenheit des Königs in Edinburg mit diesem ausgesöhnt waren, fügten auch dessen Namen hinzu. Sie erhielten damals zugleich eine Geldsumme, damit sie unter dem Vorwande, den Engländern gegen das Episcopal-System beizustehen, 20,000 Mann nach England ziehen ließen. Uebrigens hatte bei der Abschließung des Covenant Heinrich Vane als vollkommener Rabulist treffliche Dienste geleistet. Er hatte nämlich in dem Vertrags-Entwurfe Ausdrücke und Wendungen auf eine solche Weise geändert, daß vieles ganz Klare dunkel und vieles Bestimmte unbestimmt wurde, daß man also in der sicheren Aussicht, später der Erfüllung einzelner Artikel auszu-

weichen, den Vertrag annehmen konnte. Wir übergehen viele Bestimmungen dieses Vertrages, die für England lästig und von den schlauen Schotten, welche die Umstände benutzten, eingeschoben worden waren. Wir bemerken nur, daß der Eid des Covenant in allen Besitzungen Sr. Majestät geleistet werden, daß ein Ausschuß der Schotten stets neben dem geheimen Parlaments-Ausschuß zu Westminster Sitzung halten sollte, um ebenso nachdrücklich wie dieser den Krieg zu betreiben, und daß dem Vertrage nach ohne die Einwillung der Parlamente beider Reiche kein Friede mit dem Könige geschlossen werden durfte. Die schottische Geistlichkeit belehrte das Volk, die Kirchen beider Länder seien Glieder eines Körpers und Juda könne nicht lang frei bleiben, wenn Israel in Gefangenschaft sei. Die Lehensleute vom 16. bis zum 60. Jahr wurden in die Waffen gerufen und Lesley zum Oberfeldherrn bestimmt.

Es hatten nämlich die Katholiken Irlands, lauter Gaelen und Erbfeinde der Engländer, eine Art von Föderativ-Republik gebildet, vier Heere in den Grafschaften Ulster, Leinster, Munster und Connaught aufgestellt und einen mörderischen Krieg geführt. Der König und das Parlament hatten deshalb Truppen unter Lesley gegen sie geschickt. Als jedoch gleich nachher der König aufs Neue mit dem Parlamente zerfiel, fand Lesley es vortheilhafter, mit seinen Schotten nach England zurückzukehren und dem englischen Parlamente aufs Neue Hülfe zu leisten. Der König ernannte hierauf den Grafen und nachherigen Herzog von Ormond, welcher ein Heer für ihn warb, zum Oberbefehlshaber in Irland, mit der unbedingten Vollmacht, alle Officiers-Stellen zu besetzen. Dieser fand sich vorerst mit den empörten Irländern am 15. September 1643 durch einen Waffenstillstand ab, so daß der König fünf Regimenter sehr tüchtiger und geübter katholischer Irländer nach England kommen lassen konnte.

Gegen den Anfang des Jahres 1644 und im Laufe desselben erlangten die Truppen des Parlaments, welche aus dem niederen Volke geworben worden waren, nach und nach Uebung, Abhärtung und Muth; dagegen waren die königlichen Truppen, welche größtentheils freiwillig dienten und aus den wohlhabenden Klassen genommen waren, nicht so leicht zu discipliniren. Die Officiere des Parlaments-Heeres waren allmälig zu höheren Stellen gelangt, und wurden von Leuten angeführt und unbedingt geleitet, welche die fanatische Religiosität, von der sie selbst erfüllt waren, auch ihren Untergebenen einflößten und nach und nach die Presbyterianer verdrängten. Diese Leute nannte man Independenten (s. Bd. XI., S. 242). Sie wollten Staat und Kirche blos mit Bibelsprüchen leiten, suchten in innerer Erbauung die unmittelbare Regierung Gottes, und verschmähten jede andere kirchliche

und weltliche Regierung. Nach ihrer Auffassung steht jede Gemeinde, die sich im Geiste zusammenfindet, unabhängig und unmittelbar als vollkommene Kirche unter Christus. Sie kamen besonders seit der Zeit empor, als der König die kurz zuvor erwähnten irländischen Regimenter nach England hatte kommen lassen. Zu ihnen gehörte auch Oliver Cromwell, geboren 1599 zu Huntington. Dieser begann sowohl im Heere, als ihm Parlamente eine große Rolle zu spielen, seitdem Hampden im Kampfe geblieben und Pym gestorben war; nach Einigen an derselben viel bezweifelten Krankheit, der auch Sulla und Philipp II. erlegen sein sollen. Er war von dieser Zeit an die Seele alles dessen, was im Felde geschah, überließ aber alle bürgerlichen Angelegenheiten vorerst noch dem jüngeren Vane. Er hatte vom Parlament ein Hauptmanns-Patent erhalten; im Jahr 1643 überfiel er Cambridge und hinderte die Universität, ihr Silber dem König auszuliefern, wie dies von Oxford geschehen war. Cromwell, zum Feldherrn geboren, kannte seine frommen Soldaten vollständig und begeisterte sie durch Gebet und Predigt Er verstand sich außerdem meisterhaft darauf, ein Heer zu organisiren und beherrschte den wahrhaft frommen, wenig ehrgeizigen Fairfax, der ihm im Commando vorgesetzt war, ganz unbedingt Seinen harten und ernsten Kriegsleuten erklärte er: „Wenn ich Karl Stuart auf der Wahlstatt finde, drücke ich mein Pistol auf ihn ab, wie auf jeden Anderen; seid Ihr dazu nicht ebenfalls im Gewissen bereit, so könnt Ihr nicht unter mir streiten.“

Cromwell war, während Graf Essex noch den Oberbefehl der Hauptmacht des Parlaments hatte, mit Fairfax gegen die aus Irland herübergebrachten Regimenter ausgezogen, und trug im Januar 1644 wesentlich dazu bei, daß das Parlaments-Heer in einem Treffen bei Nantwich den Sieg erfocht. Dieses Treffen ist dadurch merkwürdig, daß es einem sehr tüchtigen königlichen Officier, dem General Monk, die Veranlassung gab, sich ebenso den englischen Republikanern zu verkaufen, wie er später die Republik dem Sohne Karl's I. verkaufte. Monk gerieth bei Nantwich in Gefangenschaft und saß dann eine Zeit lang im Tower, erlangte aber nachher durch Cromwell die Freiheit wieder und wurde von diesem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht.

Zu derselben Zeit, als die königlichen Truppen bei Nantwich geschlagen worden waren, hatte der König seine Anhänger in beiden Häusern nach Oxford berufen und aus ihnen ein Gegen-Parlament gebildet. Es waren zu demselben 43 Lords und 118 Mitglieder des Unterhauses eingetroffen; die Eröffnung fand am 29. Januar 1644 unter den üblichen Formen statt. Andererseits wurde das Parlaments-Heer durch die königlichen Truppen aufgehalten, welche dem Namen nach der noch junge Thronfolger (Karl II.), in Wirklichkeit aber

Pfalzgraf Ruprecht befehligte. Hätte der Letztere mehr Fähigkeiten besessen, so würde er die Feinde seines Oheims im März leicht haben schlagen können, weil Graf Essex, welcher mit den Independenten sehr unzufrieden war und den König nicht ganz sinken lassen wollte, zuerst jeder Entscheidung auswich und sich dann bei Shrewsbury überfallen ließ. Essex wußte sich bei dieser Gelegenheit dem Prinzen Ruprecht zu entziehen und auf den Höhen eine vortheilhafte Stellung zu nehmen. Der Kampf dauerte bis in die Nacht hinein und beide Theile rühmten sich des Sieges, weil keiner von Beiden einen bedeutenden Verlust erlitten hatte. Doch war Graf Essex, als er gleich darauf über Reading nach London marschiren wollte, nicht im Stande, diese Stadt im Angesichte des Feindes zu erreichen. Er setzte freilich seinen Marsch bis über Reading hinaus unangegriffen fort, weil Ruprecht, der ihm mit seiner gesammten Reiterei und 1000 Musketieren folgte, nicht eher einen Angriff machte, als bis das ganze parlamentarische Heer die Defilés bei Newbury erreicht hatte (20. September 1643). Der Prinz war auch bei dieser Gelegenheit nicht im Stande, das Heer des Grafen Essex zu vernichten. Die Königlichen erlitten im Gegentheil schwere Verluste; die Milizen von London bewiesen unerschütterliche Tapferkeit. So verworren die Berichte über diese Schlacht sind, steht doch so viel fest, daß Essex nach derselben ohne weitere Hindernisse nach Reading gelangte. Unter den Gefallenen von der königlichen Seite wurde besonders der redliche und gemäßigte Lord Falkland tief betrauert. Essex zog triumphirend in London ein, unmittelbar nachdem man in der Hauptstadt den Covenant mit Schottland beschworen hatte. Das Parlament war damals auch damit beschäftigt, sich ein neues großes Insiegel anfertigen zu lassen und, statt eines Lord-Siegelbewahres, zur Verwaltung desselben eine Commission einzusetzen.

Trotz der Vortheile, welche Prinz Ruprecht und der Marquis von Newcastle, der im Norden mit den Schotten kämpfte, damals errangen, verlor der König, wie Clarendon mit Recht bemerkt, in diesem Kriege stets mehr, als er gewann. Seine Truppen, welche aus Leuten der Ritterschaft und der Mittelklasse bestanden, waren schwer oder gar nicht zu recrutiren, während das Parlament sowohl durch Geld, als durch die Wirkung des Fanatismus sich leicht aus Proletariern und Handwerkern neue Soldaten verschaffte. Außerdem war in der Umgebung des Königs kein Mann, welcher ausgezeichnete Talente im Rathe oder im Felde bewiesen hätte, während Cromwell sich stets als großer Feldherr und Staatsmann zeigte, was man bekanntlich auch ohne alle moralischen Eigenschaften sein kann.*) Endlich herrschten

*) Zur richtigen Würdigung Cromwell's sind die Briefe und Reden des-

während der Monate April bis Juni unter Carl's Cavalieren Kabalen, Eifersüchteleien, kleinliche Leidenschaften und Eitelkeiten ebenso sehr, wie an den größten Höfen, und lähmten jede Energie des Einzelnen, so daß in der Zeit, als der König in Oxford verweilte, viele Aristokraten diese Stadt verließen. Um dies im Einzelnen nachzuweisen, müßten wir einen großen Theil des siebenten Buches der Geschichte des durchaus königlich gesinnten Lord Clarendon abschreiben.

Im März 1644 schlug Prinz Ruprecht die Feinde bei Newark, rückte hierauf in Chestershire und Lancashire ein, nahm Stockport, Bolton und Liverpool, und entsetzte die Burg von Latham, welche die Gräfin von Derby 18 Wochen lang tapfer vertheidigt hatte; er wurde aber am Ende Juni durch einen Befehl des Königs genöthigt, gegen die Truppen des Parlaments und der Schotten zu ziehen, welche York belagerten. Dies geschah zu der Zeit, als die Partei der Independenten (the ruling party) nach Clarendon's Urtheil deutlich erkannt hatte, daß sie mit der alt-parlamentarischen und presbyterianischen ganz brechen müsse, wenn sie in der That des Königthums entledigt sein wolle. Nicht blos Essex verlängerte sichtbar den Krieg, weil er den König als Gegengewicht gegen die Independenten gebrauchen wollte, sondern auch der eifrige Presbyterianer, den man an die Spitze eines Heeres brachte und von Essex unabhängig machte, durchschaute Cromwell's Absichten und arbeitete ihm entgegen. Dieser Presbyterianer war derselbe Lord Kimbolton oder, wie er jetzt hieß, Graf von Manchester, welchen der König, weil er ihm im Oberhause ebenso heftig entgegenwirkte, als Pym, Hollis und Andere im Unterhause, hatte anklagen und verhaften wollen. Er war, als man dem Grafen von Essex nicht mehr ganz traute, von einer in Essex, Cambridge, Suffolk, Norfolk, Hertford, Lincoln und Huntington gebildeten Association zum Ober-General eines vom Grafen von Essex ganz unabhängigen Heeres ernannt worden, welches diese Association aufgestellt hatte. Da er aber ein eifriger Presbyterianer war, so sorgten die Independenten dafür, daß ihm Cromwell als Befehlshaber der Reiterei zur Seite gesetzt wurde und dieser beförderte dann eine Anzahl von Leuten, welche schon vorher erklärt hatten, daß sie dem Könige nicht mehr dienen würden, zu Officieren. Beide Männer blieben ungeachtet ihrer abweichenden Ansichten in gutem Einvernehmen; dagegen war Cromwell mit dem Schotten Crawford, einem eifrigen Presbyterianer, dem seine Landsleute die Stelle eines Generalmajors im Heere der verbündeten sieben Grafschaften verschafft hatten, in beständigem Zwist. Nach den Beschlüssen der presbyterianischen Association hätte Manchester innerhalb

selben, die Carlyle herausgegeben hat, unentbehrlich; „Cromwell's Letters and Speeches, London 1845." 2 Bde.

der Grenzen der Association wohnen sollen, um dort Ordnung zu halten und Soldaten auszuheben. Da aber in einem Artikel des mit den Schotten abgeschlossenen Vertrages festgesetzt worden war, daß zu den Truppen, sobald sie in England einrückten, ein Heer stoßen sollte, so wurde Manchester beauftragt, dieses ihnen zuzuführen. Als die beiden Heere sich in Yorkshire vereinigten, bestand ein Ausschuß des englischen und des schottischen Parlaments, welcher die Kriegsangelegenheiten zu leiten hatte. In diesem Ausschusse saß auch der jüngere Heinrich Vane, welcher damals noch ganz einig mit Oliver Cromwell und wie dieser republikanisch gesinnt war.

Manchester und die Schotten schlossen die königlichen Truppen unter dem Marquis von Newcastle in York enge ein. Zu gleicher Zeit wurde der König durch den Grafen Essex hart bedrängt. Der Letztere hatte in London sein Heer neu geordnet und war dann gegen den König aufgebrochen, welcher damals (am 16. April 1644) sein Parlament in Oxford bis zum October vertagte. Er beengte den König in Oxford und ängstigte ihn so sehr, daß dieser seine Gemahlin nach Exeter schickte und sich selbst nur mit großer Mühe aus seiner bedrängten Lage herausziehen konnte. Die Königin war ihrer Entbindung nahe, als sie nach Exeter gebracht wurde;*) sie sah ihren Gemahl nie wieder. Unterdessen war der Marquis von Newcastle mit den sämmtlichen Truppen, die er an sich gezogen hatte, durch den Grafen von Manchester, Fairfax und die Schotten in York angegriffen worden. Er leistete mit großer Tapferkeit und Geschicklichkeit Widerstand und versprach sogar dem Könige, daß er die Stadt noch sechs bis acht Wochen halten könne, wenn ihm bis dahin Hülfe gesandt werde. Der König befahl hierauf dem Prinzen Ruprecht, mit seinen Truppen nach dem Norden aufzubrechen und die Stadt York, in welche auch er selbst eilen wollte, um jeden Preis zu entsetzen. Dies führte dann endlich im Norden die Entscheidung herbei, welche man bis dahin im Süden und Westen vergebens gesucht hatte. Als nämlich Ruprecht gegen York heranzog, hoben Manchester und die Schotten die Belagerung der Stadt auf und der Prinz ward in York mit großem Jauchzen als Befreier empfangen. Er hätte dort den König erwarten können und sollen, ließ sich aber wieder von seiner Heftigkeit und Hitze zu Fehlern verleiten. Er stürzte sich nämlich am 2. Juli 1646, ohne mit Newcastle vorher Rücksprache genommen zu haben, mit seiner Reiterei tollkühn auf die Schotten, welche fern vom englischen Heere aufgestellt waren. Es gelang ihm, die Schotten zurückzuwerfen, sie ganz zu zerstreuen und ihren General, den Grafen von Lewen (Lesley), gefangen zu neh-

*) Sie gebar am 16. Juni zu Exeter die Prinzessin Henriette, die später Herzogin von Orleans wurde.

men; während er sie aber zehn englische Meilen weit verfolgte, griffen Fairfax und Cromwell mit ihrer Reiterei das königliche Fußvolk bei Marstonmoor an, schnitten dasselbe ganz von seinen auf die Verfolgung erpichten Reitern ab und schlugen es, noch ehe der Prinz zurückkam, völlig. Die beiden Heere waren einander an Zahl fast gleich gewesen: gegen 23,000 Mann, darunter etwa zwei Fünftel Reiterei. Cromwell war es hauptsächlich, der mit seinen Schwadronen die Schlacht wiederhergestellt und entschieden hatte. Das Banner des Prinzen Ruprecht, auf welchem die Häupter des Parlaments bildlich verhöhnt waren, wurde in Westminster ausgestellt. Trotz der Niederlage würde, nach Clarendon's Behauptung, die Sache des Königs noch nicht verloren gewesen sein, wenn nicht unmittelbar nachher Ruprecht und Newcastle jeder auf seine Weise ein unverzeihliches Versehen gemacht hätten. Newcastle eilte nämlich, Alles preisgebend, an die See, bestieg ein Schiff und entfloh nach Hamburg; Prinz Ruprecht aber ließ die anderen Befehlshaber sorgen, wie sie konnten, und eilte nach Chester, ohne sich weiter um York zu bekümmern. Diese Stadt ward nach zwei Wochen von den Schotten besetzt, welche gleich nachher auch die feste Stadt Newcastle einnahmen.

Die Ausschüsse der englischen und schottischen Covenanters schickten vergebens dem Grafen Essex drohende Befehle, jetzt den König anzugreifen und mit einem Schlage den Krieg zu beendigen. Essex gehorchte nicht, sondern zog in den Westen. Er wurde, als er Cornwallis erreicht hatte, von London ganz abgeschnitten und durch die königlichen Truppen in seinem Rücken bedrängt. Die Unterstützung von Seiten der Bevölkerung, die man ihm verheißen hatte, blieb aus; einschiffen konnte er sich nicht, weil er, als er die Küste erreicht hatte, die erwartete Flotte nicht vorfand. Drei königliche Heere, das eine unter dem Könige selbst, das zweite unter einem jüngeren Neffen desselben, das dritte unter Sir Richard Grenville, standen dem Grafen Essex im Rücken und an den Seiten. Diese drängten ihn endlich an die äußerste Seeküste, wo er weder sich behaupten noch entfliehen konnte. Er befahl der Reiterei, sich durchzuschlagen, was auch gelang; für seine eigene Person rettete er sich vermittelst eines Bootes nach Plymouth; sein Unter-General Skippon aber schloß am 1. September eine Capitulation mit den königlichen Truppen, in Folge deren er diesen seine Geschütze, Waffen und Munition überlieferte und auf königlichen Schiffen nach Portsmouth gebracht wurde. Dort ward ein neues Heer auf Kosten des Parlaments ausgerüstet.

Daß jetzt Essex und seine Presbyterianer, welche Cromwell schon vorher bei einer gelegentlichen Reise nach London, wiewohl vergebens, als verdächtig im Parlamente angeklagt hatte, der revolutionären

Partei nachstehen mußten, war unvermeidlich. Doch geschah dies nicht sogleich. Essex schrieb von Plymouth aus an das Parlament und verlangte vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; er erhielt die Antwort, daß man fortwährend auf ihn vertraue. Die Truppen, welche das Parlament aufs Neue aufstellen ließ, bestanden aus drei Heeren, von denen das eine durch Essex, das andere durch Manchester, das dritte durch Waller commandirt wurde. Sie unternahmen in den Monaten September bis December nichts, was hier erwähnt zu werden verdiente; denn die genannten Generale suchten als Presbyterianer die Entscheidung eher zu verzögern, als herbeizuführen. Nur am 27. October fand ein größeres Treffen bei Newbury statt, wo Essex ein Jahr vorher mit Ruhm gekämpft hatte. Diesmal war er selbst nicht anwesend, aber seine Truppen fochten mit großer Auszeichnung; sie eroberten einen Theil der Geschütze wieder, die sie in Cornwallis hatten ausliefern müssen. Der König seinerseits, dem es an Geld fehlte, wünschte eine Entscheidung im Felde, was man ihm später zum Verbrechen machte. Er ernannte, weil er eigensinnig war, seinen Neffen Ruprecht, ungeachtet aller der Fehler, welche dieser gemacht hatte, zum Ober-Befehlshaber seines Heeres. Auf Seiten seiner Gegner gelang es endlich den Independenten, sich des Heeres zu bemächtigen. Diese fanatischen Schwärmer, welche bei jedem Frevel die Bibel im Munde führten, bewirkten nämlich einen Parlaments-Beschluß, nach welchem künftig Niemand zugleich im Parlamente sitzen und eine Officiers-Stelle sollte bekleiden dürfen, weil es, wie man heuchelnd sagte, unrecht sei, daß dieselben Leute immer am Ruder blieben und zugleich Staatsämter und Officiers-Stellen besäßen. Außer diesem Beschlusse, welcher nothwendiger Weise allen Gemäßigten verderblich werden mußte, wurde noch verordnet, daß das Heer ganz neu organisirt werden sollte. Da Cromwell und Vane, welche dies Alles betrieben und durchsetzten, im Parlament großen Einfluß besaßen und der Erstere durch seinen Einfluß auf den guten und schwachen Fairfax auch das Heer in seiner Gewalt hatte, so war vorauszusehen, daß die Stellen der abtretenden Officiere mit Independenten würden besetzt werden.

Dieser wichtige Schritt brachte die Verwaltung des Heeres und des Staates in die Hände der Independenten. Zu der Zeit, als man ihn zu thun beschloß, standen Oliver Cromwell und der Graf von Manchester, welchen die revolutionäre Partei dem Grafen Essex entgegengesetzt hatte, einander schon feindselig gegenüber, weil Beide herrschen wollten und unter frömmelnde Reden Ehrgeiz und Hochmuth versteckten. Manchester sprach sich republikanisch-presbyterianisch aus; Cromwell redete verworren, dunkel, orakelnd, frömmelnd, betete und predigte unklar, dachte aber ganz klar, wie ein Weltmann. Cromwell

besaß nicht allein ausgezeichnete Geistesgaben, sondern er verstand auch, was Vielen schwer ist, dieselben bei der Menge geltend zu machen. Auch wußte er, daß seine presbyterianischen Gegner im Sinne gehabt hatten, eine Anklage wider ihn zu erheben, und daß sie nur durch das Gutachten zweier angesehener Juristen davon abgebracht worden waren. Zur Durchsetzung der Maaßregel, durch welche die bisherigen presbyterianischen Beamten und Ober-Officiere beseitigt werden sollten, verband sich Cromwell mit Heinrich Vane. Er begann damit, daß er und seine Freunde den beabsichtigten Sturm auf ihre presbyterianischen Collegen durch Reden und Beschlüsse voll Kirchlichkeit, Gottseligkeit und Zerknirschung vorbereiteten; denn es war schon ganz gewöhnlich, heilige Mittel zur Ausführung unheiliger Zwecke anzuwenden. Das Parlament ward nämlich bewogen, einen großen Fasttag auszuschreiben, damit, wie es in der frömmelnden Sprache (cant) hieß, zu dem großen Unternehmen Gott im Gebete gesucht und er, der ihnen allein aus ihrer (gottlosen) Verlegenheit helfen könne, um seinen Beistand angefleht werde. An dem Fasttage selbst brachte man gewohnter Weise acht bis zehn Stunden in der Kirche zu, wo dann die sogenannten prophetisirenden Geistlichen das Volk auf ähnliche Weise für die Vorschläge der leitenden Männer des Parlaments vorbereiteten, wie dies in unseren Tagen durch die Redner der politischen Klub's zu geschehen pflegte. Die frommen Wühler schlossen mit dem Gebete: „daß Gott jetzt endlich selbst sein Werk in die Hände nehmen und seine heiligen Entwürfe dadurch zum Ziele bringen möge, daß er andere, welche mehr von seinem Geiste erfüllt seien, als sie, in den Stand setze, das Begonnene zu vollenden."

Am folgenden Tage (9. December 1644) erklärte Heinrich Vane im Parlamente, daß das, was am Fasttage in den Kirchen vorgeschlagen worden, eine unmittelbare Eingebung Gottes gewesen sei. In einer künstlich verworrenen Rede machte er ferner darauf aufmerksam, daß es unpassend sei, daß so viele Leute zugleich als Parlaments-Glieder an der Regierung Antheil hätten und im Heere Officiers-Stellen bekleideten. Cromwell erklärte in längerem Vortrag, es verbreite sich die Meinung, der Krieg werde darum nicht energischer geführt und zu Ende gebracht, weil Mitglieder der beiden Kammern ihre Befehlshaberstellen und hohen Aemter nicht verlieren wollten. Ein anderer Redner meinte, zwei Feldzüge seien nun vorüber und bei allen Erfolgen der Zweck noch nicht erreicht. Endlich erhob sich ein sehr fanatisches, dabei aber ganz obscures Mitglied, Zouch Tate, und stellte den Antrag: die Parlaments-Mitglieder sollten freiwillig ihre Stellen im Heere und in den Ausschüssen niederlegen, das Parlament selbst aber solle es für gesetzwidrig erklären, daß künftig irgend ein Mitglied des Parlaments eine

Stelle oder einen Oberbefehl im Heere und ein Amt oder eine Anstellung im Staate habe. Dieser Antrag wurde vom Unterhause angenommen, und man bestellte dann sogleich einen Ausschuß, welcher eine im Sinne desselben abgefaßte Verordnung oder, wie man es nannte, eine Acte freiwilliger Entsagung (self-denying act) entwerfen sollte. Dies geschah nach wenigen Tagen. Als der Antrag in so bestimmter Form vorgelegt war, fand er anfangs lebhaften Widerspruch, wurde jedoch am 21. December vom Unterhaus angenommen und an das Oberhaus gebracht. Die kleine Zahl von Mitgliedern, welche damals noch das Oberhaus bildete, erkannte sogleich, daß diese Acte für das Ansehen der Lords vernichtend sein werde; denn sie waren durch dieselbe in der That von hohen Aemtern ausgeschlossen, während jedes Unterhausmitglied im vorkommenden Falle doch die Wahl hatte, auf die eine oder die andere Art Einfluß zu üben. Sie verweigerte daher standhaft ihre Zustimmung, und that dies auch dann noch, als am 13. Januar 1645 das ganze Unterhaus sich in das Oberhaus verfügte, um auf die Zustimmung desselben zu dringen. Den Vorwand zu ihrer Weigerung entlehnten die Pairs daher, daß gerade jetzt eine gänzliche Umschaffung (a new model) des Heeres in Vorschlag sei, daß man also warten müsse, bis über dieselbe abgestimmt werden könne, wo dann auch sie ihre Zustimmung nicht verweigern würden.

Diese neue Einrichtung des Heeres, welche ein Meisterstück Cromwell's war, ward am 15. Februar 1645 von beiden Häusern angenommen. Unmittelbar darauf suchten die Schotten und andere Presbyterianer durch eine neue Selbstentsagungs-Acte sich Cromwell's zu entledigen; sie sahen sich aber, so schlau sie auch waren, gleich nachher von diesem betrogen. Um diese Zeit wurde die Universität Oxford und der ganze obere Klerus gleich den Katholiken auf alle Weise bedrängt und geängstigt. Auch der Erzbischof Laud, den man bis dahin zwar verfolgt, aber doch verschont hatte, ward jetzt vor Gericht gestellt; die Anklage betrieb hauptsächlich Prynne, der einst auf Laud's Befehl mißhandelt und verstümmelt worden war. Den Buchstaben des Gesetzes beobachtete man noch weniger als einst im Processe gegen Strafford; Laud wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Januar 1645 hingerichtet. In Folge des schottisch-englischen Covenants hatte man Bilder, Statuen und Leuchter aus den Kirchen entfernt, die Schauspielhäuser wurden geschlossen und jede öffentliche Handlung durch Gebet und Buße eingeleitet. Das ganze Heer wurde nach demselben Muster eingerichtet, nach welchem Oliver Cromwell sein Regiment eingerichtet hatte. Zum Oberbefehlshaber ward an Manchester's Stelle Fairfax, zum Nächsten nach ihm im Commando Skippon ernannt; aus ihrer Instruction wurde die Verpflichtung, auf die Sicher-

heit der Person des Königs zu achten, trotz der Einsprache der Lords gestrichen. Fairfax reichte alsbald eine dem Namen nach von ihm, in der That aber von Cromwell verfertigte Liste der neuen Officiere ein, durch welche alle Glieder des Oberhauses, die bisher im Heere gedient hatten, entlassen und durch Freunde Cromwell's, kräftige und verschlagene Fanatiker wie er, ersetzt wurden. Cromwell wußte es auch einzurichten, daß die Maaßregel, welche alle höheren Officiere und die meisten Beamten traf, ihn nicht berührte, daß er also zugleich das Heer in Aufregung erhalten und im Parlament als Freund der Ordnung auftreten konnte. Er reiste nämlich unter dem Vorwande, Abschied zu nehmen, nach Windsor zum Heere und erhielt den Auftrag, die Verbindung zwischen dem König und dem Pfalzgrafen Ruprecht aufzuhalten. In Zeit von fünf Tagen gewann er beträchtliche Vortheile,*) ward bei der Fortsetzung des Krieges unentbehrlich gefunden und erlangte nachher durch den Krieg eine größere Macht als das Parlament, weil Fairfax die Ruhe dem Kabaliren vorzog. Das Oberhaus hielt einige Monate lang gegen die Demokraten Stand; nachdem aber das Unterhaus erklärt hatte, „es halte sich verpflichtet, die Rechte und Privilegien der Lords gleich seinen eigenen zu schützen," gaben endlich die Lords am 3. April 1645 auch der Selbstentsagungs-Acte ihre Zustimmung. Von jetzt an hielten Leute, wie Ireton, Skippon, Vane, Haslerig, welche mit Cromwell verwandt oder doch vertraut waren, am Morgen Predigten und commandirten am Nachmittage Compagnieen und Regimenter.

5. Die englische Revolution in den drei nächsten Jahren (1645–1647).

Die unerwartete Revolution, welche durch die Selbstentsagungs-Acte hervorgebracht ward und den Independenten einen erhöhten Einfluß verschaffte, bewog die Presbyterianer, mit dem Könige, der sich damals noch in Oxford befand, neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Es war nämlich jetzt klar, daß sowohl im Parlamente, als unter den Generalen keine innige Verbindung mehr zwischen den Independenten und Presbyterianern bestand, sowie daß Cromwell und seine Freunde ganz andere Absichten hatten, als die Grafen Essex und Manchester. Andererseits schien der König durch die letzten Ereignisse dahin gebracht zu sein, daß er sich bewogen fühlen werde, über viele Punkte nachzugeben, auf welchen er früher trotzig bestanden hatte. Freilich wollten die Presbyterianer, als sie noch einmal mit ihm zu unterhandeln beschlossen, in ihm eigentlich nur eine Stütze gegen die Independenten zu erhalten

*) „Wer bringt mir diesen Cromwell, todt oder lebendig?" rief der König aus. S. Guizot, II., S. 122.

suchen. Es kam wirklich zu einem Congresse, welcher zu Uxbridge gehalten wurde, und man legte dort den Commissären des Königs Ende Januar 1645 einen Vertrag vor, welchen der Graf Southampton ihm nach Oxford überbrachte; Karl wollte diesen aber nicht unbedingt annehmen. Es wurden deshalb schon nach 20 Tagen die Unterhandlungen wieder abgebrochen und der Krieg aufs Neue begonnen. Der König war nämlich keineswegs gesonnen, ebenso in England, wie vorher in Schottland, die Rechte oder Anmaaßungen aufzugeben, die er von einem, den Königen durch Gott selbst verliehenen absoluten Herrscherrechte herleitete. Für dieses absolute Königthum konnte er sich freilich mit einigem Rechte auf das Beispiel Heinrich's VII. und Heinrich's VIII., sowie der Königinnen Maria und Elisabeth berufen, welche trotz der englischen Constitution die ärgste monarchische Willkür geübt hatten. König Karl, welcher ebenso, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts Ludwig XVI., vom Schicksale verfolgt ward, huldigte einer viel verderblicheren Theorie, als dieser; wir können ihm aber dessenungeachtet unsere Bewunderung nicht versagen, weil er ebenso männlich und kräftig handelte, als König Ludwig sich weibisch und schwach bewies. Uebrigens machte der König, als die Unterhandlungen mit dem Parlamente wieder abgebrochen waren, den Katholiken Irlands Zugeständnisse, die er früher ihnen verweigert hatte. Er sandte nämlich, da ihm der Graf von Ormond zu spröde und vorsichtig war, seinen Vertrauten, Lord Herbert, einen Katholiken, den er zum Grafen von Glamorgan erhob, nach Irland; er ertheilte demselben Auftrag und Vollmacht den Irländern Alles zuzugestehen, was sie verlangen würden, wenn sie nur das Versprechen gäben, die königlichen Vorrechte anzuerkennen und die Güter der Protestanten zu schonen. Sehr bezeichnend ist eine Verabredung, die zwischen Herbert und dem Könige getroffen wurde; im Falle nämlich die Unterhandlung zur Unzeit ans Licht käme, sollte Karl berechtigt sein, die Schritte Herbert's zu verläugnen.

Eine sehr ungünstige Fügung des Schicksals war es für Karl, daß in demselben Augenblicke, als in England die Independenten ans Ruder kamen, die Hoffnung vereitelt ward, die er auf einen von den Bergschotten versprochenen Beistand gegründet hatte. Die Aussicht auf diese Hülfe war ihm gerade zu der Zeit eröffnet worden, als die Unterhandlungen in Uxbridge fruchtlos zu Ende gegangen waren. Damals hatte sich der schottische Baron Montrose, der sich mit großem Anhang im Hochlande befand, in einem Briefe erboten, die königliche Sache aufrecht zu erhalten, und hatte seinen Schmerz über die Unterhandlung mit den Rebellen ausgesprochen. Montrose war nach der Schlacht bei Marstonmoor, als Bedienter verkleidet, über die Grenze gegangen, entschlossen, seine Landsleute für den König in den Kampf

zu rufen. Er hatte zu diesem Zwecke einen anderen schottischen Feudal-Herrn, den Grafen von Antrim, mit dem er in Oxford bekannt geworden war, bewogen, sich mit ihm zu verbinden, um den Grafen von Argyle, welcher von der halb politischen, halb theologischen Volks-Regierung Schottlands als Statthalter dieses Reiches eingesetzt worden war, zu vertreiben und das königliche Ansehen wieder herzustellen. Beide Männer wollten zunächst die von ihnen ganz abhängigen Vasallen aufbieten, welche Antrim unter den nach Irland verpflanzten Schotten, Montrose im Hochlande selbst hatte. Mit einer Vollmacht des Königs versehen, traten Ende Juli 1644 Antrim an der Spitze seiner Irländer und Montrose mit seinen Bergschotten im Hochlande auf. Sie besetzten im September 1644 Perth und Aberdeen, raubten und plünderten, wohin sie kamen, nach altem schottischen Brauche, zogen sich, als Argyle mit einem weit überlegenen Heere erschien, zurück und kamen wieder hervor, sobald die Gebirge für das Heer des Letzteren ungangbar geworden waren. Als Argyle sich im December auf sein Schloß zurückgezogen hatte, breiteten sich die raubenden Bergschotten unter Montrose über das ganze Land aus, und verwüsteten die Besitzungen der Erbfeinde von Montrose und Antrim. Ein Sieg, den Montrose am 2. Februar 1645 über Argyle's Truppen bei Innerlochy erfocht, hob seinen Muth so sehr, daß er an Karl jenen Brief schrieb, welcher eben noch zeitig genug ankam, um zum Abbruche der Unterhandlungen von Uxbridge mitzuwirken. Der Krieg, welcher damals vom December 1644 an bis in den Februar 1645 im nördlichen Schottland wüthete, könnte einem Walter Scott reichen Stoff geben zu Ritter- und Heldengemälden, zur Beschreibung unglaublicher Ritterlichkeiten und Abenteuer, welche im Eis und Schnee der Thäler und Berge bestanden wurden, sowie auch zur Darstellung von See-Unternehmungen und die mit ihnen verbundenen Scenen von Liebe und Aufopferung würden romantische Episoden bilden. In diesem Werke aber würden solche Darstellungen übel angebracht sein. Die Thaten der Hochländer und Montrose's Ritterlichkeit erregten großen Lärm, besonders weil Argyle nicht wagte, seinen Gegnern über die Gebirge zu folgen; sie nutzten aber der königlichen Sache wenig oder gar nichts, weil Montrose gerade im April 1645, als sein weiteres Vordringen nach Süden dem Könige am vortheilhaftesten gewesen sein würde, nach der vergeblichen Belagerung von Dundee sich genöthigt sah, in die unzugänglichen Gebirge zurückzukehren.

Das königliche Heer war im Süden und Westen, von Oxford an bis nach Cornwallis hin, wo man es noch dazu in viele Besatzungen zersplittert hatte, am schwächsten, im Norden dagegen am stärksten. Aber auch hier ward es dem neuen Parlaments-Heere unter Fairfax,

welches nach dem Muster von Cromwell's Regiment eingerichtet worden war, keineswegs gewachsen. Zu Karl's Unglücke war noch dazu Prinz Ruprecht der eigentliche Befehlshaber. Dieser hatte, weil er immer den Rittersmann machte, schon viele Uebel veranlaßt und seit langer Zeit der Sache des Königs sehr geschadet. Jetzt richtete er dieselbe völlig zu Grunde. Ruprecht konnte es um so weniger mit Fairfax aufnehmen, da diesem Cromwell als Generallieutenant zur Seite stand, welchen das Parlament nicht blos als Feldherrn scheute und schonte, sondern der auch im Parlamente durch seine dunklen und wunderlichen Reden viel vermochte. Als der Zeitpunkt kam, wo er sein verlängertes Commando abgeben sollte, erbat sich ihn Fairfax für noch eine weitere Frist. Das Parlament bewilligte zwei Wochen, in welche die Schlacht bei Naseby fiel. In Folge derselben wurde die Selbstverläugnungsacte zu Cromwell's Gunsten auf drei Monate und so weiterhin suspendirt. Die Truppen der verbundenen Demokraten Englands, und zwar sowohl die Officiere als die Soldaten, wurden durch ihre Geistlichen, die sich mit den jüdischen Propheten verglichen, sowie durch die Worte und Schriften extemporirender Redner auf dieselbe Weise für bürgerliche und religiöse Freiheit begeistert, wie die französischen Heere der Schreckenszeit durch Danton und Seinesgleichen für eine utopische Verfassung. Sie wurden durch künstliche Mittel in dem Glauben erhalten, daß sie allein gottselig, der König und seine weltlichen Freunde aber Belial's Kinder seien, welche Gott verderben werde. Cromwell und seine Officiere und Soldaten theilten nämlich ihre Zeit zwischen der militärischen Uebung und dem Gebete ganz gleichmäßig; sie sangen sogar Psalmen, während sie zum Angriffe schritten, und beteten zum Gott des Erbarmens in demselben Augenblicke, in welchem sie ihre Brüder, die Königlichen, unbarmherzig niederhieben. Die Parlaments-Armee und das königliche Heer suchten Beide schon im Mai 1645 eine letzte Entscheidung durch die Waffen herbeizuführen. Der König nöthigte seine Gegner, die Belagerung von Chester aufzugeben, und nahm Leicester mit Sturm. Dagegen erschien am Ende des Monats Mai Fairfax vor der Stadt Oxford, in welcher er auf Einverständnisse, die er angeknüpft hatte, vertrauen zu können glaubte. Diesmal zögerte der König aus strategischen Gründen; er hielt, als es sich zeigte, daß Fairfax mit Unrecht auf Verrath in Oxford gerechnet habe, seine unvorsichtigen Vasallen, die sogenannten Cavaliere, bis in den Juni hinein von einem Angriff auf die Feinde ab.

Am 14. Juni 1645 gab endlich der König wider seinen Willen dem Verlangen Ruprecht's und der ungeduldigen Cavaliere nach, und es ward beim Dorfe N a s e b y in der Nähe von Northampton eine Schlacht geliefert. Diese nahm wieder durch Ruprecht's Schuld einen unglücklichen Ausgang.

Ruprecht siegte nämlich auch diesmal zwar wieder auf dem einen Flügel, den er selbst gegen Fairfax und Skippon anführte; der Reitergeneral Ireton (der sich bald nachher mit einer Tochter Cromwell's vermählte) wurde verwundet und gerieth auf kurze Zeit in Gefangenschaft. Ruprecht aber ließ den anderen Flügel der Feinde, welcher von Cromwell commandirt wurde, ganz außer Acht, und fand daher, als er von seiner unüberlegten Verfolgung zurück kam, das königliche Heer theils vernichtet, theils auseinander gesprengt. Der König selbst hatte sich im Treffen sehr tapfer bewiesen. Nach demselben wollte er seine in Unordnung zurückgekehrten Reiter sammeln und den Kampf erneuen, um sein eingeschlossenes Fußvolk, welches mehrere Stunden hindurch muthig Stand hielt, frei zu machen; allein die Reiter gehorchten seinem Befehle nicht, er wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Er verlor in dieser Schlacht 5000 Mann, 9000 vollständige Rüstungen, alles Gepäck und alle Geschütze. Auch sein ganzes geheimes Archiv fiel dem Feinde in die Hände. Diese ließen von Leuten, die sich auf dergleichen Kunststücke verstanden, einzelne Briefe und Fragmente von Acten-Stücken, die dem Könige beim Volke schaden konnten, zusammenstellen und gedruckt in sehr vielen Exemplaren verbreiten. An der Niederlage, welche Karl erlitten hatte, war vor Allem Ruprecht's thörichte Hitze schuld gewesen; dies sah Jedermann ein, nur der König glaubte es nicht. Auf Seiten der Gegner war, was auch ein Laie im Kriegswesen beurtheilen kann, der Sieg den meisterhaften Maaßregeln zuzuschreiben, welche Cromwell ergriffen hatte, um das königliche Fußvolk zu vernichten. Fairfax übersandte den beiden Häusern einen einfachen Bericht; Cromwell schrieb an das Unterhaus einen Brief, in welchem es hieß: „Ich wünsche, daß diese Begebenheit im Herzer Aller Demuth und Dankbarkeit hervorrufe. Ich wünsche, daß wer sein Leben für das Wohl seines Landes wagt, auch Gott nach seinem Gewissen dienen könne."*)

Nach der Niederlage der Königlichen bei Naseby wurden nicht allein die Städte im Norden, die sich 18 Monate lang tapfer vertheidigt hatten, wie Carlisle und Scarborough, eingenommen, sondern auch im Westen und im Süden eroberten die Parlamentstruppen eine Stadt nach der anderen. Der König bewies eine wunderbare Standhaftig-

*) Ueber den gegen Cromwell fortwährend erhobenen Vorwurf der Heuchelei sagt der katholische Geschichtschreiber Englands, Lingard: „Mir scheint er den religiösen Fanatismus, den er so furchtlos gezeigt, wirklich empfunden zu haben." Aehnlich und noch günstiger urtheilen Merle d'Aubigné, Ranke, Macaulay, Guizot. Carlyle fragt: „Wer hat gleich Cromwell die Geschäfte dieser Welt mit einem Herzen getrieben, das von der Idee des Höchsten erfüllt war?" Vgl. das Charakterbild Cromwell's von M. Carriere in Raumer's Historischem Taschenbuch, 1851.

keit im Unglücke; er vertraute aber Städte und Truppen stets aufs Neue dem Pfalzgrafen Ruprecht an, welchen Niemand leiden konnte, bis dieser endlich im September die wichtige Stadt Bristol ohne Noth räumte. Der König huldigte der Ansicht jener Männer des alten Griechenland, die sich der Herrschaft in freien Staaten bemächtigt hatten und von ihren Landsleuten Tyrannen genannt wurden, mit der diesen eigenen Standhaftigkeit; denn er sprach den Grundsatz aus, zu dem auch sie sich offen bekannten, daß das absolute Königreich ein schönes Sterbegewand sei*). König Karl war dabei noch in der letzten Zeit schwach genug, dem Willen von Hofleuten und Damen Folge zu leisten und in Oxford Hof zu halten, wo diese sehr bequem eingerichtet waren, statt daß er nach Bristol hätte gehen sollen, welches dann nicht so leicht ihm entrissen worden wäre. Während der folgenden Monate bis zum September unternahm Karl eine Menge von Kreuz- und Querzügen, und büßte eine Stadt nach der anderen ein; er bewies aber überall persönlichen Muth und große Standhaftigkeit. Schon im August hatte er seinem Neffen geschrieben: „Als Staatsmann und Soldat muß ich zugeben, daß mein Untergang wahrscheinlich ist; aber als Christ sage ich Euch: Gott wird nicht gestatten, daß Rebellen ihre Sache durchführen. Welche persönliche Züchtigung er mir auch auflegen mag, ich werde diesen Handel nicht aufgeben."

Im September, als Karl nach Oxford zurückgekehrt war, glaubte er, daß ihm von Schottland her ein neuer Hoffnungsstrahl leuchte. Montrose war nämlich im August 1645 mit seinen Landsleuten und Soldaten, die er vorher einstweilen entlassen hatte, wieder im Felde erschienen und hatte bei Kilsyth ein von den Covenanters ausgerüstetes Heer unter Baillie mit so großem Glücke angegriffen, daß er selbst über die unerwartet glänzenden Erfolge seines Sieges überrascht war. Glasgow und die benachbarten Districte ließen nach diesem Siege ihn um seinen Schutz ersuchen; die Stadt Edinburg gab alle die Männer frei, welche als Anhänger des Königs verurtheilt worden waren; der Adel eilte zu Montrose und ließ sich Bestallungen geben, um im Namen des Königs Truppen werben zu können. Der König hatte, als diese glänzenden Erfolge von Montrose's Sieg dem in England stehenden schottischen Heere verkündigt wurden, bereits alle Hoffnung so sehr aufgegeben, daß er schon am 5. August seinem damals fünfzehnjährigen Sohne Karl, welcher scheinbar dem von Ruprecht angeführten Heere vorgesetzt war, geschrieben hatte, er möge, um der Gefangenschaft zu entgehen, nach Frankreich zu seiner Mutter fliehen**).

---

*) *Καλὸν ἐντάφιον ἡ τυραννίς.*

**) Whensoever you find yourself in apparent danger of falling into the

Auch die Verbindung mit Irland, die er bisher über Bristol unterhalten hatte, ward ihm abgeschnitten, als Prinz Ruprecht diese wichtige und reiche Stadt im Anfange des September räumte, ohne sich zu ihrer Vertheidigung pflichtmäßig angestrengt zu haben. Erst im Anfange des September erschien Fairfax vor Bristol, und doch hatte Ruprecht noch am 12. August dem Könige, welcher vor Hereford lag, geschrieben, die Stadt sei so gut mit Truppen und Lebensmitteln versehen, daß sie sich vier Monate lang halten könne. Der König hatte ihm damals sogleich geantwortet: da sich die Schotten in ihr Land zurückgezogen hätten, um dasselbe gegen Montrose zu vertheidigen, so werde er selbst alsbald zum Entsatze von Bristol aufbrechen. Er erhielt jedoch, als er sich in Marsch gesetzt hatte, zu seinem großen Schrecken unterwegs die Nachricht, daß die Stadt am 10. September gefallen sei. Wie sehr dieser letzte Schlag den König traf, beweisen die Vorwürfe, mit welchen er seinen Neffen überhäufte, dem er nie ein so wichtiges Commando hätte anvertrauen sollen. Es geht aber außerdem aus dem Briefe des Königs (vom 14. September 1645) noch besonders hervor, daß Karl alle Aufträge und Stellen, die dem Pfalzgrafen jemals ertheilt worden waren, zurücknahm und ihm den Befehl zuschickte, sogleich das Land zu verlassen.*) Ruprecht blieb jedoch vorerst, in der Hoffnung, sich rechtfertigen zu können.

In dieser Zeit, als Karl einsah, daß die westlichen Grafschaften nicht zu behaupten seien, schwand auch die Hoffnung, welche er auf die Besetzung von Glasgow und Edinburg durch den Grafen Montrose gegründet hatte. Der Graf von Lewen, (Lesley) überfiel nämlich, als er aus England nach Schottland gezogen war, am 13. September 1645 Montrose's Heer bei Selkirk und zerstreute dasselbe, so daß Montrose mit nur wenigen Reitern in die Hochebene zurückeilte. Zehn Tage nach dieser Niederlage der königlich gesinnten Schotten

---

rebels hands, convey yourself into France and be there under your mother's care, who is to have the absolute full power of your education in all things except religion, and in that not meddle at all, but leave it entirely to the care of your tutor, the bishop of Salisbury, or to whom he shall appoint to supply his place in times of his necessitated absence.

*) „Was thun, wenn ein Mann, der mir durch Blutsverwandtschaft und Freundschaft nahe steht, sich zu einer so feigen Handlung (ich brauche den mildesten Ausdruck) entschließt? Am 12. August habt Ihr mir geschrieben, daß, wofern keine Empörung in Bristol ausbreche, Ihr die Stadt vier Monate lang halten wolltet. Habt Ihr sie vier Tage lang gehalten? Ist von einer Empörung die Rede gewesen? Ich wünsche, daß Ihr Euren Aufenthalt anderswo sucht, über'm Meer, bis es Gott gefällt, über mein Loos zu entscheiden. Ich schicke Euch demnach einen Paß. Gott gebe Euch das Gefühl Eurer Lage und die Mittel, wieder zu gewinnen, was Ihr verloren habt."

zog Karl, dem es nie an ritterlichem Muth fehlte, noch einmal von Oxford aus gegen die englischen Demokraten zu Felde, welche im Begriffe standen, ihm auch Chester zu entreißen. Er machte am 23. September mit vieler Einsicht und Entschlossenheit einen Angriff auf die bei Chester gelagerten Parlaments-Truppen, war aber dabei sehr unglücklich; denn sein Heer ward theils aufgerieben, theils zerstreut. Doch gelangte er selbst, nachdem unterwegs sein Neffe Moritz zu ihm gestoßen war, nach Newark, wo sich der Pfalzgraf Ruprecht einfand und von einem rasch versammelten Kriegsrath eine Ehrenerklärung erhielt. Die Lage des Königs verschlimmerte sich indeß fortwährend; er begab sich daher im Anfange des November mit geringer Begleitung in Hast nach Oxford zurück.

Im ganzen Westen und Süden von England war damals Fairfax mit seinen Truppen Sieger; die Schotten kehrten, als Montrose durch Lesley ins Hochland getrieben worden war, nach England zurück; und Cromwell rückte immer näher gegen Oxford heran, um den König dort völlig einzuschließen. Clarendon sagt, daß Karl in Oxford ganz unter seinen Getreuen war, und von den Mühsalen ausruhte, die ihn im ganzen Jahre gedrückt hatten; aber er gesteht auch ein, daß der König an den Engländern ganz verzweifelte und ängstlich sowohl nach Irland, als auf dieselben Schotten blickte, welche neben den englischen Puritanern und Independenten gegen ihn im Felde standen.*) Karl versuchte indessen immer weiter mit dem Parlament von Westminster zu unterhandeln oder doch wenigstens mit Commissären desselben zusammen zu kommen; man ließ sich aber schon des Heeres und seiner Generale wegen auf seine Vorschläge nicht ein. Er stellte sogar wiederholt das Anerbieten, sich persönlich in Westminster einzufinden, doch vergeblich. Er suchte daher zuletzt sogar mit den Independenten zu unterhandeln. Auch auf diesem Wege war jedoch kein Heil zu finden, da weder Vane, noch Cromwell, noch Ireton, von welchen die Independenten ausschließend geleitet wurden, geneigt waren, dem Könige ein Ohr zu leihen. Endlich kam man in Frankreich auf den Gedanken, die Schotten für ihn zu gewinnen. Ludwig's XIV. Mutter, Anna von Oestreich, die damalige Regentin von Frankreich, wollte der Ge-

*) The king was in Oxford free from the trouble and uneasiness of those perpetual and wandering marches, in which he had been so many months exercised, and quiet from all rude and insolent provocations. He was now amongst his true and faithful counsellors and servants, whose affection and loyalty had first engaged them in his service and made them stick to him to the end, and who, if they were not able to give him assistance, to stem the mighty torrent, that overbore both them and him, paid him still the duty that was due to him, and gave him no vexation, when they could not give him comfort.

mahlin Karl's, welche in Paris verweilte, gefällig sein; sie schickte daher den Herrn **von Montreuil** mit einem Auftrage nach London, um unter dem Scheine einer Unterhandlung mit dem Parlament ein geheimes Einverständniß mit den Schotten anzuknüpfen, denen er im Namen der französischen Regierung die Versicherung ertheilen sollte, daß diese die Erfüllung alles dessen, was der König versprechen werde, verbürge. Montreuil kam im Januar 1646 zu London an. Er brachte außer der ihm von Mazarin ertheilten Vollmacht, mit den schottischen Commissären in London zu unterhandeln, auch von Karl's Gemahlin eine vertrauliche Empfehlung an den König mit. Er begann alsbald seine Unterhandlungen mit den Schotten; und der König war in Folge derselben schon im März entschlossen, sich zu dem vor Newark liegenden schottischen Heere zu begeben, weil er wußte, daß die Schotten mit dem englischen Parlament ganz zerfallen würden, welches den Independenten zu Gefallen ebenso wenig auf eine presbyteriale, als auf eine episkopale Verfassung der Kirche eingehen wollte. Er hatte inzwischen die gefährlichen Verhandlungen mit Irland durch Lord Herbert (Glamorgan) fortführen lassen. Auch hierbei verfolgte ihn das Unglück. Der Erzbischof von Tuam, der zu den Häuptern des irischen Aufstandes gehörte, wurde bei einem Zusammenstoß (October 1645) getödtet; in seinem Wagen fand man eine Abschrift der geheimen Verträge und Briefe, die sich auf dieselben bezogen. Es ging daraus hervor, daß Karl den Katholiken alle möglichen Zugeständnisse gemacht und die Landung eines irischen Heeres in Chester eingeleitet hatte. Der Ausschuß der beiden Königreiche zu Westminster kam in den Besitz dieser Papiere und machte sie bekannt. Der Unwille des Volkes wurde dadurch, daß der König die Schritte Glamorgan's abläugnete, nicht gestillt. Die Bedrängniß jener Zeit spricht sich lebhaft aus in einem Billet, welches Karl um dieselbe Zeit an Montrose nach Schottland schrieb. Dieses lautet: „Montrose! Da ich auf Veranlassung des Königs von Frankreich und der Regentin, seiner Mutter, eingewilligt habe, mich zu meinen schottischen Unterthanen zu begeben, welche jetzt vor Newark lagern, und entschlossen bin, sobald als möglich zu ihrem Heere zu gehen, weil die Schotten sich (durch Herrn Montreuil, des Königs Residenten beim schottischen Heere) anheischig gemacht haben, sich mit mir und meinem Heere zu vereinigen und mir zur Erlangung eines guten Friedens beizustehen; so habe ich für nöthig erachtet, Euch damit bekannt zu machen. Ich bin hier (in Oxford) so enge eingeschlossen (begirt), daß ich ohne große Gefahr und Schwierigkeit nicht plötzlich aufbrechen und zu den Schotten gehen kann. Ich bitte Euch daher, daß Ihr, sobald Ihr von Montreuil erfahrt, daß mein schottisches Heer sich wirklich für mich erklärt hat, und eine Amnestie für Euch

und für alle die, welche mir angehangen haben, gesichert ist, die anderen Schotten an der Hand faßt und Euch ernstlich und eifrig befleißigt, Eure Truppen mit den schottischen zu verbinden, und meinen Dienst so zu fördern, als wenn ich selbst dabei wäre. Ich glaube auch, daß Ihr, wenn Ihr mit den Schotten vereinigt seid, im Stande sein werdet, mich hier in Oxford zu entsetzen, falls ich nicht möglich finden sollte, zu Euch zu kommen, obgleich ich mir sehr ernstlich Mühe geben werde, daß dies geschehe."

Da der König zugleich mit den katholischen Irländern, den presbyterianischen Schotten, dem Westminster-Parlament und den Independenten unterhandelte und Allen Alles zusagte, was sie trotzend verlangten, so traute ihm Niemand; denn man erfuhr, daß er Widersprechendes zusagte, und man wußte, daß er nicht sehr gewissenhaft im Worthalten sei. Die Furcht, den Independenten in die Hände zu fallen, bewog endlich den König, sich lieber den Presbyterianern anzuvertrauen. Er schwankte aber auch bei diesem Beschlusse sogar dann noch, als er bereits auf der Reise zu den Schotten war. Er meinte stets, es sei besser, zu dem Parlament in London zu gehen, obgleich dieses ihm noch in der letzten Zeit nicht allein drei- bis viermal den erbetenen Geleitsbrief abgeschlagen, sondern auch ausdrücklich ein Verbot erlassen hatte, ihn, wenn er nach London käme, zu empfangen oder sich ihm zu nähern. Auch sollten alle Papisten und Alle, die gegen das Parlament die Waffen getragen hatten, innerhalb dreier Tage die Hauptstadt verlassen. Karl faßte übrigens den verzweifelten Entschluß, zu den Schotten zu gehen, weil diese ja keine Ursache hatten, ihm feindlich zu sein, nachdem er ihnen schon längst Alles, was sie forderten, zugestanden und sie selbst ihn stets als ihren König anerkannt hatten. Gleichwohl verstand er sich zur Flucht in das schottische Lager erst dann, als der alte Lord Astley an der Spitze von 3000 Royalisten ihn von den Independenten, welche ihn in Oxford eingeschlossen hielten, zu befreien gesucht hatte und diese Unternehmung mißlungen war. Der König hatte nämlich am Ende des vorigen Jahres die Hoffnung gefaßt, daß er im Stande sein werde, die Besatzungen, die er noch in mehreren kleinen Plätzen hatte, zusammenzuziehen, und dann an der Spitze eines kleinen Heeres sich zu den Bergschotten unter Montrose durchzuschlagen. Zu diesem Zwecke hatte Lord Astley, welcher mit 2000 Mann in Worcester lag, mit den 2000 Mann zusammenstoßen sollen, welche der König ihm von Oxford aus entgegenführen wollte. Die darüber geschriebenen Briefe und Befehle wurden aber aufgefangen; die Gegner vereinigten die Besatzungen von Glocester, Warwick, Coventry und Evesham und folgten den Eilmärschen der Royalisten. Lord Astley glaubte gerade zwei Märsche über die Feinde gewonnen zu haben und seine Truppen waren von einem nächtlichen Marsche

ganz ermüdet, als er bei Stow in Glocestershire angegriffen ward. Seine Leute wurden zerstreut, er selbst und der Befehlshaber seiner Reiterei gefangen genommen (22. März 1646). Jetzt blieb dem Könige nichts übrig, als entweder im schottischen Lager oder in London Schutz zu suchen*). Gleichwohl würde sein Entschluß, sich zu den Schotten zu begeben, unerklärlich sein, wenn wir nicht wüßten, daß er durch Montreuil getäuscht worden war. Dieser hatte ihm nämlich als Bevollmächtigter des französischen Hofes Zusicherungen gegeben, zu welchen er, wie Rapin Thoyras sehr richtig bemerkt, keineswegs berechtigt war. Er hatte nämlich, „kraft seiner Vollmachten" zugesagt, daß, wenn der König sich zu der schottischen Armee begeben wolle, er dort als ihr natürlicher Herrscher würde empfangen werden, und in Bezug auf sein Gewissen und seine Ehre ungekränkt bleiben solle. Bei einem kurzen Aufenthalt in Schottland hatte er sich freilich überzeugt, daß er in seinen Versprechungen zu weit gegangen sei; es fehlte ihm aber an Gelegenheit und entschlossenem Sinn, um das Vorhaben rückgängig zu machen. Karl verließ Oxford am 27. April um Mitternacht, begleitet von einem Geistlichen, Doctor Hudson, und von seinem vertrauten Diener Ashburton; er trug Bedientenkleider, und führte das Felleisen mit sich. Erst neun Tage später geleitete ihn Montreuil in das Hauptquartier der Schotten. Der Graf Lewen (Lesley) empfing ihn mit Achtung, umgab ihn jedoch mit einer sogenannteu Ehrenwache und machte sogleich Meldung nach London und Edinburg. Als Karl sich anschickte, die Losung auszugeben, sagte Lewen: „Verzeihung, Sire; ich bin der ältere Soldat."

Die Schotten belagerten, als der König am 5. Mai 1646 zu ihnen kam, die Stadt Newark, welche eine königliche Besatzung hatte. Karl mußte auf Verlangen der Schotten sogleich den Befehl ertheilen, daß dieselben ihre Thore öffne. Er wurde übrigens von den Schotten anfangs gut behandelt, bis man Forderungen an ihn machte, die er unmöglich gewähren konnte. Von diesem Augenblicke an ward er genau beobachtet und als die Schotten nach Newcastle gezogen waren, nöthigten sie ihn, mit einem berühmten presbyterianischen Geistlichen, Henderson, über Kirchenverfassung und Priesterwürde schriftlich zu verhandeln. Da er seine Gründe für Beibehaltung des Episkopats aufrecht hielt, verfuhr man härter gegen ihn und insultirte ihn sogar in der Kirche durch die Psalmen, welche die pietistischen Pfarrer zum Singen vorschlugen. Ein Prediger ließ den Psalm anstimmen: „Tyrann, was rühmst Du noch Dich Deiner Uebelthaten." Karl erhob sich dagegen

*) Clarendon schließt sein neuntes Buch mit den Worten: Nor did there remain from this time any possibility for the king to draw any other troops together in ihe field.

und schlug das Lied vor: „O Herr und Gott, erbarme Dich, der Feind will mich verschlingen," welches die Versammlung wirklich zu singen begann. Es wurde Niemand von seinen Freunden zu ihm gelassen, nicht einmal Ashburnton, der Einzige, der ihn bis Newark begleitet hatte. Dieser Letztere flüchtete sich, als er erfuhr, daß die Schotten ihn dem Westminster-Parlament ausliefern wollten, auf ein im Hafen liegendes Schiff. Glücklicher Weise ließ sich Prinz Karl nicht bewegen, dem Beispiele seines Vaters gegen dessen Willen zu folgen, sondern ging dem Befehle gemäß, welchen der König ihm schon ein Jahr früher ertheilt hatte, nach Frankreich, obgleich alle Minister außer Colepepper seinen Entschluß mißbilligten und sich weigerten, mit ihm auszuwandern.

Auch seiner schottischen Freunde ward der König beraubt. Man brachte ihn nämlich dahin, daß er seinem Vertheidiger Montrose, welcher so viel für ihn gethan hatte und jetzt wieder im Felde stand, ausdrücklich befahl, sein Heer zu entlassen, und sich selbst einstweilen nach Frankreich zu begeben. Da die Schotten den König zwar als ihren Gefangenen betrachteten, aber doch zugleich auch als ihren König anerkannten, so konnten sie die Vermittelung zwischen ihm und dem englischen Parlamente übernehmen. Es ward in der That mit diesem unterhandelt; zwei Lords und vier Mitglieder des Unterhauses kamen in Newcastle an. Sie überbrachten Bedingungen, die ihm alle Macht geraubt haben würden, und verlangten Entscheidung innerhalb zehn Tagen. Er sollte das Episkopat aufheben, den Covenant unterschreiben, die Besetzung der hohen Staatsämter und selbst das ganze Kriegswesen auf 20 Jahre dem Parlament überlassen, ja sogar eine bestimmte Anzahl seiner Anhänger diesem preisgeben; denn 71 namentlich aufgeführte Personen sollten von jeder Amnestie ausgeschlossen sein. Am 1. August erfolgte seine Antwort; er lehnte nicht ausdrücklich ab, verlangte aber, unter den nöthigen Bürgschaften persönlich zu Westminster in Unterhandlung zu treten. Die ganze Sache wurde durch den Einfluß der Independenten, sowie dadurch vereitelt, daß Karl sich weigerte, unbedingt Alles zu gewähren, was man von ihm verlangte. Es war keine Aussöhnung mehr möglich, weil das Parlament auf eine furchtbare Weise gegen alle diejenigen wüthete, welche nicht ganz auf seiner Höhe waren.

Als man mit dem Könige nicht einig werden konnte, suchte man die armen und sehr gierigen Schotten durch Geld dazu zu bewegen, daß sie den König preisgäben und England verließen. Sie waren längst gezwungen gewesen, ihn zu nöthigen, daß er Oxford und alle anderen, noch für ihn behaupteten Städte an Fairfax übergeben lasse. Bei der Uebergabe von Oxford war auch der jüngere Sohn des Königs, der Herzog von York (später Jakob II.), dem Parlament in die Hände

gefallen; dieser wurde indessen bald nachher wieder in Freiheit gesetzt. Die Schotten waren mit der Partei, welche damals in England herrschte, keineswegs einig; denn sie verlangten eine presbyterianische Verfassung der Kirche und einen König, der wenigstens dem Namen nach an der Spitze der weltlichen Regierung stehe, während die Independenten, welche in England den Ton angaben, keines von Beiden wollten. Man ward endlich, als die Schotten große Summen unter dem Namen von schuldigen Rückständen erhielten und die Engländer auf ihren Abzug aus England und auf die Auslieferung des Königs drangen, über Bedingungen der Auslieferung einig, weil die Engländer sich bei den Unterhandlungen in Betreff des Königs sehr freundlich äußerten. Diese Uebereinkunft kam am 11. August zu Stande. Die Schotten sollten nach derselben für alle Forderungen, welche sie machten, 400,000 Pfund erhalten, wovon die eine Hälfte bei ihrem Abmarsch aus England, die andere innerhalb zwei Jahren auszuzahlen sei. Ein Anleihen, fundirt auf geistliche Güter, wurde zu diesem Zweck in der City eröffnet. Die Ausführung des geschlossenen Vertrages verzögerte sich nachher noch mehrere Monate lang, weil das Parlament oder die weltlichen Stände Schottlands sich schämten, den König von England, der auch der ihrige war, an seine Feinde zu verkaufen. Freilich wurde ihnen eingewandt, sie ständen auf englischem Boden, wo sie keine Gerichtsbarkeit hätten. Der permanente Ausschuß der presbyterianischen Synode, der größtentheils aus Geistlichen bestand und sich als souveränes Volk geltend machte, hatte bald gar keine Bedenklichkeit mehr, und gab, als die Engländer mit Krieg drohten, dem schottischen Parlament ein Gutachten, welches als Befehl gelten konnte. Man wahrte dabei, wie die Frommen zu thun pflegen, den Schein; denn man verlangte die Zusicherung, daß dem Könige kein Leid zugefügt, der rechtmäßigen Nachfolge seiner Kinder kein Hinderniß in den Weg gelegt und in der bestehenden Verfassung nichts geändert werde. Diese Forderung wurde zwar von den zur Unterhandlung bevollmächtigten Commissären der Engländer angenommen, aber bei der Bestätigung der Uebereinkunft durch das Westminster-Parlament gar nicht erwähnt, obgleich das Oberhaus sie ebenfalls angenommen hatte. Am 16. December bewegte sich ein Zug von 36 Wagen, auf welche in 200 versiegelten Kisten die eine Hälfte der bestimmten Summe verladen war, von Skippon an der Spitze eines Infanterie-Regiments geleitet, aus der Hauptstadt und langte am Neujahrstag 1647, von Kanonendonner begrüßt, zu York an. Die Schotten zogen nordwärts; in Newcastle erschienen neue Commissäre des englischen Parlaments und am 9. Februar verließ Karl diese Stadt. Unterwegs behandelte man ihn mit Ehrerbietung, bei Nottingham empfing ihn Fairfax, küßte

ihm die Hand und geleitete ihn zu Pferde eine Strecke weit. Auch brachte man einem alten Volks-Aberglauben gemäß Kranke zu ihm, die am Kropfe litten, damit er sie durch seine Berührung heilen möge. Am 16. Februar 1647 kam er unter starker Bedeckung zu Holmby in Northamptonshire an, welchen Ort das Parlament ihm angewiesen hatte. Dort ward er in freier Haft gehalten.

6. Letzte Zeit Karl's I.

Von der Zeit an, als König Karl den Engländern als Gefangener überliefert wurde, war eine Spaltung im englischen Parlament und eine Feindschaft zwischen diesem und dem Heere unvermeidlich. Da nun überdies im September 1646 Graf Essex, welcher ganz allein die presbyterianisch-aristokratische Partei hätte aufrecht erhalten können, gestorben war, so war fortan Cromwell der bedeutendste Mann nicht nur im Heere, sondern auch im Parlament, in welchem Fairfax keine Stimme hatte. Von Cromwell wagen wir ebenso wenig, wie von Hunderten unserer Zeitgenossen, welche plötzlich zu Thron- und Zions-Wächtern geworden sind, zu behaupten, daß er nichts als ein ehrgeiziger Heuchler gewesen sei. Doch bleiben er und Seinesgleichen, welche göttliche und weltliche Weisheit in sich vereinigen wollen, uns immer verdächtig, und zwar Cromwell insbesondere um so mehr, weil er es verstand, zugleich bei den Soldaten den wühlenden Independenten und im Parlament den frommen Friedensstifter zu machen. Daß Cromwell schon in der Zeit, bis zu welcher wir in unserer Darstellung gekommen sind, daran gedacht habe, sich selbst an die Spitze des Staates zu bringen, läßt sich schwerlich beweisen; daß er aber die alte Verfassung, auch wenn Vieles an ihr geändert wurde, nicht wiederhergestellt wünschen konnte, geht schon aus einem einzigen Umstande hervor. Seine Independenten gingen nämlich viel weiter, als die Presbyterianer, und doch waren schon diese allzu eifrige Calvinisten, um nicht im Grunde Republikaner zu sein. Die Erbitterung Cromwell's und seiner Anhänger steigerte sich daher auch, als man im Parlament den doppelten Antrag stellte, das Reich nach den alten Gesetzen zu regieren und das Heer zu entlassen. Besonders der letztere Antrag rief unter den Soldaten eine große Aufregung hervor. Diese hatten, als sie in das Heer eintraten, ihre Gewerbe ohne Entschädigung aufgegeben, sie waren im Kriege zum Theil Officiere geworden, und hatten bisher von ihrem Solde gelebt. Jetzt aber hieß es, sie sollten theils verabschiedet, theils zur Unterdrückung des irländischen Aufstandes verwendet werden; und im Parlament war in Betreff derer, welche entlassen werden sollten, weder von einer Versorgung, noch von Zahlung des rückständigen Soldes die Rede. Gerade zu der Zeit, als auf solche Weise die Er-

bitterung der Soldaten sehr zugenommen hatte, war Cromwell beständig zwischen dem Lager der Truppen und dem Parlamente unterwegs. Er wußte durch fromme Reden beide Theile zu gewinnen, das Parlament in seinem Zorn über die Soldaten zu bestärken und diese vermittelst seiner Agitatoren immer mehr in Aufregung zu bringen. Cromwell und seine Officiere waren damals zugleich Propheten und Kriegsleute. Sie duldeten keine Kapellane oder doch nur solche, welche die presbyterianische Regierung schmähten und ihr vorwarfen, sie sei tyrannischer als eine bischöfliche. Sie predigten nicht nur ihren Soldaten und beteten ihnen öffentlich vor, sondern sie gingen sogar noch weiter. Sie und ihre Soldaten erschienen nämlich in allen Kirchen, bestiegen alle Kanzeln und predigten allen Gemeinden. Die Bürger folgten ihrem Beispiele, was sehr leicht war, da sich damals alle Predigten um eine angenommene fromme Terminologie drehten. Sogar Weiber bestiegen die Kanzel.

Die Truppen waren, wie Clarendon meint, ganz in der Stille von Cromwell aufgereizt worden*) und bestürmten das Parlament mit Vorstellungen über alles Mögliche. Indessen läßt sich ihre Aufregung auch ohne alle Ränke erklären. Gleich nach der Auslieferung des Königs beschloß die Mehrzahl des Parlaments (136 gegen 108 Stimmen), das Heer solle verabschiedet werden, so weit es nicht für den innern Dienst und für den Krieg gegen Irland nöthig sei; auch solle künftig ohne Ausnahme kein Parlamentsmitglied beim Heere stehen. Von dieser Zeit begann das Einreichen von Bittschriften Seitens der Officiere und Soldaten. Endlich kamen sie sogar auf den Gedanken, in ihrem Lager eine Art Gegen-Parlament zu errichten. Aus der ganzen Einrichtung dieses militärischen Parlaments, welches den Namen **Kriegsrath** führte, ersieht man deutlich, daß Cromwell, der sich meisterhaft auf das militärische Organisiren verstand, dabei die Hand im Spiele hatte. Er ward auf solche Weise, ohne daß man es merkte, von Tag zu Tag mächtiger im Staate, weil um diese Zeit, trotz der Selbstentsagungs-Acte, auch seine Anhänger, ein Fairfax, Ireton, Henderson u. A., an die im Parlament erledigten Stellen gewählt wurden. Jener Kriegsrath bestand wie das Parlament aus zwei Abtheilungen. Die erstere bildete den geheimen Rath des Generals und ihre Mitglieder wurden durch die Officiere aus den Ober-Officieren gewählt. Die zweite Abtheilung oder das Unterhaus bestand aus je zwei Korporalen, Feldwebeln oder höchstens Fähndrichen, welche von den Soldaten aus jeder Compagnie und Schwadron gewählt wurden. Diese Abtheilung nannte man den Rath der **Adjutanten** (Helfer),

*) He made them, sagt er, under-hand petition the houses against any thing, that was done contrary to his opinion.

woraus dann im Volke der Name Agitatoren (Wühler) entstand, welcher später allgemein gebraucht wurde. So oft die Abtheilungen zusammentraten, steuerte jeder Soldat acht Pence zur Bestreitung der Kosten bei. Der Kriegsrath unterwarf alle Beschlüsse und Befehle des Londoner Parlaments seiner Kritik; und es gingen unaufhörlich Botschaften hin und her, bis endlich drei Abgeordnete des Kriegsrathes folgende Erklärung der Truppen an das Parlament brachten: als Soldaten hörten sie nicht auf, die Rechte der Bürger zu genießen; als Vertheidiger der Freiheit des Landes dürften sie nicht selbst in Knechtschaft gerathen; die Soldaten würden sich nicht eher verabschieden oder von einander trennen lassen, als bis ihnen aller rückständige Sold ausgezahlt und zugleich vollständige Fürsorge für die Gewissensfreiheit getroffen sei, um derentwillen die Unruhen entstanden wären. Diese, setzte man hinzu, sei noch immer so wenig sicher gestellt, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke fromme und gottselige Personen mehr verfolgt würden, als jemals unter der königlichen Regierung, während die Bischöfe Richter gewesen seien. Die drei Deputirten, welche diese Botschaft an den Schranken des Hauses überreichten, benahmen sich dabei mit großer Keckheit. Auch ihr General hatte an ein Parlaments-Mitglied einen Brief geschickt, der im Parlament vorgelesen ward und in welchem er mit seiner gewohnten dunklen Sprache die Forderungen der Soldaten zu billigen schien. Das Parlament fand gerathen, das, was geschehen war, mit Stillschweigen zu übergehen; es wollte aber doch Muth zeigen und erklärte daher: jeder Officier oder Soldat, der sich weigere, auf erhaltenen Befehl mit nach Irland zu gehen, sollte verabschiedet werden. Dies veranlaßte einen förmlichen Aufruhr im Heere und das Parlament gerieth darüber in einen solchen Schrecken, daß es jenen Beschluß nicht blos zurücknahm, sondern auch im Protokoll ausstrich, zugleich für die Truppen einen Sold von zwei Monaten votirte und zur Unterstützung der von gefallenen Kriegern hinterlassenen Wittwen und Waisen eine Summe anwies.

Damit war die Sache keineswegs beendigt. Das Heer machte noch so viele andere Forderungen, daß endlich das Parlament einen Ausschuß bevollmächtigte, mit einem vom Heere erwählten Ausschusse zu unterhandeln. Endlich sprach der von Cromwell eingerichtete Kriegsrath geradezu die Behauptung aus, das Heer stelle gegenüber der angemaaßten Gewalt des Parlaments, das sich schon längst hätte auflösen und einem anderen Platz machen sollen, das Volk vor. Das Parlament, welches noch immer den Versicherungen Cromwell's Glauben schenkte und der Meinung war, er sei wirklich mit dem Betragen der Soldaten unzufrieden, schickte ihn mit Fairfax, welcher wirklich unwillig war, und mit drei anderen Generalen, Ireton, Skippon und

Fleetwood, zum Heere, um die zerrüttete Disclipin wieder herzustellen (Mai 1647). Sie blieben zwei Wochen, ohne viel auszurichten. Als Cromwell zurückgekehrt war, klagte er im Parlament unter Thränen über die von seinen Agitatoren aufgeregten Soldaten. Er fügte hinzu, daß er selbst mehr als alle Anderen von geheimen Feinden verfolgt werde, welche nur darauf ausgingen, die Nation noch einmal in einen blutigen Krieg zu stürzen. Er sei, sagte er, durch seinen friedlichen Sinn den Unruhestiftern ganz verhaßt geworden, und diese wären entschlossen, ihn aus der Welt zu schaffen; er würde sogar schon jetzt ihrem Hasse zum Opfer gefallen sein, wenn er nicht geheime Anzeigen von ihren Absichten erhalten hätte. Man sieht, Cromwell hatte sich die Sprache der Usurpatoren und Tyrannen schon ganz angeeignet. Doch halfen ihm seine Thränen und Klagen über den traurigen Zustand der Nation nichts; denn es blieb den vornehmsten Mitgliedern des Parlaments nicht verborgen, daß der Zustand des Landes, über den er weinte, nur sein Werk und die Wühler, welche das Heer aufregten, nur seine Werkzeuge seien. Seine Gegner im Parlament beschlossen, ihre Partei in jeder Weise zu schützen. Seit Essex' Tode stützte sich dieselbe im Heer noch auf Waller, Printz und Massey. Die Parlamentswache wurde verstärkt und in der Miliz presbyterianische Befehlshaber eingesetzt. Auch verließ man sich darauf, daß der König sich immer noch eher mit den Presbyterianern einlassen werde, als mit den Independenten. In Holmby lebte er wenigstens, so sehr man ihn durch Predigen und Disputiren quälte, doch mit den Befehlshabern ganz gemüthlich; er spielte mit ihnen Schach oder Kegel und lud sie zum Essen ein. Darum war es dem Unterhause nicht unwillkommen, daß die Lords den Antrag stellten, man möge den König veranlassen, näher bei London, etwa auf seinem Schlosse Oatlands, zu wohnen. Die Parlamentspartei wollte noch weiter gehen; sie gedachte, sich Cromwells endlich zu bemächtigen und ihn unschädlich zu machen. An einem bestimmten Tage sollte, sobald Cromwell seinen Sitz im Hause eingenommen habe, der Antrag gestellt werden, daß er ergriffen und in den Tower gebracht werde. Cromwell erhielt jedoch Kenntniß von dem Verfahren seiner Feinde, und entzog sich ihnen, indem er an demselben Tage, an welchem er verhaftet werden sollte, in aller Frühe, von einem Reitknecht begleitet, London verließ und sich an einen Ort begab, an welchem er einige Regimenter aus ihren zerstreuten Quartieren zusammengezogen hatte. Von dort aus zeigte er in einem Briefe dem Parlamente an, er habe sich zu jenen Regimentern begeben, weil ihm gemeldet worden sei, daß diese ihren Sinn geändert hätten und daß jetzt seine Ermahnungen bei ihnen fruchten würden. Was den Oberbefehlshaber Fairfax betrifft, so ließ dieser,

obgleich er ein Presbyterianer war, Alles geschehen, was Cromwell und seine Genossen anzettelten, weil er indolent und gewohnt war, sich leiten zu lassen. Er ward auch von seiner Gemahlin geleitet, und zwar in einem ganz entgegengesetzten Sinne, als von Cromwell.

Am Morgen desselben Tages, an welchem Cromwell sich dem Parlamente entzog (2. Juni 1647), erfolgte von Seiten des Heeres ein Schritt, welcher dem Könige neue Verlegenheiten bereitete und zugleich eine Entscheidung schneller herbeiführte, als sonst geschehen sein würde. Der Fähndrich Joyce, welcher früher Schneider gewesen war, erschien nämlich, scheinbar ohne irgend einen ausdrücklichen Befehl, mit etwa 50 Soldaten bei Tagesanbruch unerwartet vor dem Landhause zu Holmby, in welchem der König unter der Aufsicht von Parlaments-Commissären lebte; drang, indem die von diesen angestellten Wachen ohne irgend einen Widerstand ihm die Thore öffneten und davon gingen, in das Haus ein und besetzte es; der Oberst Graves, welcher an der Spitze jener Wachen stand, entfernte sich in aller Eile. Als man die eindringenden Kriegsleute fragte, wer ihr Befehlshaber sei, erwiderten sie: „Wir befehlen alle.“ Nachdem Joyce hierauf den ganzen Tag über nichts weiter vorgenommen hatte, trat er um zehn Uhr Abends vor den König und erklärte ihm, daß er, dem Verlangen des Heeres gemäß, am anderen Morgen um sechs Uhr in eine sicherere Bewahrung werde gebracht werden. Der König erklärte sich bereit, mitzugehen; jedoch verlangte er die Bedingung, daß er von Joyce in Gegenwart seiner Truppen Auskunft erhalte. Die Scene, welche am folgenden Morgen vor dem Abmarsch von Holmby stattfand, haben Lingard und andere Geschichtschreiber in einen Dialog gebracht; wir legen keinen Werth darauf, ob Joyce, als der König von ihm die Vorzeigung eines schriftlichen Befehles verlangte, nach Clarendon's Angabe auf das Pistol, welches er in der Hand hielt, oder, wie Lingard sagt, auf die hinter ihm stehenden Soldaten gedeutet habe. Auf jeden Fall wurde der König am 3. Juni unter militärischer Begleitung abgeführt. Man behandelte ihn übrigens mit großer Aufmerksamkeit; selbst Joyce erklärte, es sei ihr Grundsatz, dem Gewissen keines Menschen Gewalt anzuthun, am wenigsten ihres Königs. Der Zug ging nach Newmarket, an welchen Ort der König selbst gebracht zu werden gewünscht hatte. Die ganze Sache war wahrscheinlich insgeheim durch Cromwell veranlaßt und durch die Agitatoren oder Adjutoren, die sich offen als Urheber bekannten, betrieben worden. Fairfax und die anderen Generale gaben nur gezwungen ihre Befehle. Wenigstens schreibt Fairfax selbst, daß er von allem dem, was nach dem 10. Juni geschehen sei, nichts gewußt habe. Wer politische Klugheit oder die Kunst, einen politischen Zweck, ohne die mindeste Rücksicht auf die Mittel, zu erreichen,

als eine Eigenschaft des wahrhaft großen Staatsmannes bewundert, wird einem Manne wie Cromwell diese Bewunderung nicht versagen können, da Cromwell unstreitig schon damals, ohne hervorzutreten oder auch nur Fairfax aufmerksam zu machen, durch die Unter-Officiere und Fähndriche Alles vorbereitete, um eine militärische Dictatur an sich zu bringen.

Die Officiere und Unterofficiere, welche den Kriegsrath oder mit anderen Worten das militärische Parlament bildeten, hielten gleich am 5. Juni eine Versammlung und trafen unter sich eine Uebereinkunft (engagement), daß das Heer sich nicht trennen lassen werde, wenn nicht zuvor allen seinen Beschwerden, deren Zahl bis auf 13 gestiegen war, abgeholfen sei. Die Entscheidung wurde einem Kriesrathe überlassen, welcher aus denjenigen Generalen die es bisher treu mit dem Heere gemeint hatten, aus zwei Officieren und zwei Soldaten von jedem Regiment bestehen sollte. Als das Heer diesen Schritt gethan hatte, erklärte das Parlament in London denjenigen Generalen, die es mit den Soldaten hielten, einem Fairfax, Cromwell, Skippon und Ireton, gewissermaaßen den Krieg, indem es am 10. Juni eine strenge Ausführung der Selbstentsagungs-Acte forderte und zugleich verordnete, daß jeder General und Officier gleich allen anderen Bewohnern des Landes dem bürgerlichen Schuldengesetze Folge leisten müsse. Auch bestimmte das Parlament damals einen Tag, an welchem von ihm Klagen gegen seine eigenen Mitglieder angenommen werden sollten. Von dieser Zeit an ward die Correspondenz der Presbyterianer des Parlaments und der Independenten, aus welchen der Kriegsrath des Heeres bestand, immer heftiger. Am 14. Juni trat endlich der Letztere gegen das Parlament ganz auf dieselbe Weise auf, wie der König beim Anfange der bürgerlichen Unruhen gethan hatte. Er klagte nämlich in einer beim Parlament eingereichten sogenannten demüthigen Vorstellung, welche Lambert und Ireton unter Cromwell's Leitung verfaßt hatten, elf der vornehmsten Presbyterianer des Parlaments, unter denen Hollis, Glyn, William Waller, der Generalmajor Massey und der Syndikus (recorder) von London waren, als Hochverräther an, weil sie Zwietracht zwischen dem Heere und dem Parlamente gestiftet hätten. Zugleich forderte der Kriegsrath, daß nicht nur das Unterhaus von den Mitgliedern, welche nach den neusten Verordnungen nicht mehr zur Theilnahme berechtigt wären, gesäubert werde, sondern daß man auch einen Termin festsetze, bis zu dessen Ablauf das gegenwärtige Parlament entlassen werden sollte. Cromwell spielte damals seine doppelte Rolle so gut, daß das Parlament in der Meinung erhalten wurde, er habe ebenso wenig als Fairfax mit dem Unternehmen der Soldaten zu thun. Oeffentlich trat er erst dann hervor, als er seiner Sache ganz sicher war und den Plan des Parlaments, sich

Skippon's und Londoner Miliz gegen ihn und seine Partei zu bedienen, vereitelt hatte.

Eine Deputation von zwölf Obersten, Oberstlieutenants und Hauptleuten überbrachte dem Parlament diese schriftliche Vorstellung, in welcher die Ausschließung der elf tüchtigsten und kräftigsten Parlaments-Mitglieder gefordert wurde, weil das Heer unmöglich zugeben könne, daß dieselben Leute, von denen es so oft angegriffen und beleidigt worden sei, über ihre eigenen Vergehungen zu Gericht säßen. Dem Könige kam der Zwist zwischen Heer und Parlament in so fern zu Statten, als beide Theile sich gegen ihn sehr freundlich bewiesen, weil Beide sich seiner bedienen wollten, wenn es zum offenen Kampfe gekommen sei. Gleichzeitig that die Mehrheit des Parlaments Alles, um die Bürgerschaft von London zu gewinnen; die Fleisch- und Salzsteuer wurden abgeschafft; einige Feiertags-Lustbarkeiten, die das Volk früher begangen hatte und jetzt ungern entbehrte, wurden hergestellt und ein Ausschuß zur Annahme von Beschwerden, der in Vergessenheit gekommen war, wieder eingerichtet. Nachdem der Streit noch eine kurze Zeit gedauert hatte, faßt endlich das Heer den Entschluß, nach London zu marschiren. Wirklich brachen auch die Truppen in der vorletzten Woche des Juni auf und rückten über St. Albans und Warford bis nach Uxbridge vor. Jetzt kam Alles darauf an, welcher von den beiden Theilen am meisten Muth und Kraft besitze. Dies entschied sich sehr bald; erst bewilligte das Parlament einen monatlichen Sold unter der Bedingung, daß das Heer sich zurückziehen sollte; und als dasselbe sich dessen weigerte und auf der Ausschließung der elf Mitglieder bestand, erklärten dieselben endlich, einstweilen freiwillig auszutreten. Hierauf ging Fairfax wenige Meilen zurück. Das Parlament konnte ja die Londoner Miliz nicht gegen das Heer gebrauchen, und ward gerade damals ebenso durch einen Petitionen-Sturm von Lehrjungen bedroht, wie die französische National-Versammlung am 20. Juni 1792 vom Pariser Pöbel. Es war also im Grunde Alles entschieden, noch ehe das Heer in London selbst einrückte. Ueberdies waren, als die elf leitenden Männer (am 26. Juni) das Parlament verlassen hatten, die Presbyterianer schon zwei Tage nachher bei einer Abstimmung in der Minderheit. Indessen behielt das Parlament durch einen am 6. Juli gefaßten Beschluß den elf Mitgliedern, welchen Urlaub ertheilt worden war, ihren Sitz im Parlament ausdrücklich vor. Der König wurde inzwischen von den Independenten mit absichtlicher Freundlichkeit behandelt; zwei bischöfliche Geistliche durften bei ihm bleiben, ja man gestattete ihm zu Maidenhead eine Zusammenkunft mit seinen zwei Söhnen York und Glocester und mit seiner Tochter

Elisabeth, das Volk streute Blumen und Karl durfte seine Kinder einige Tage bei sich behalten.

Das Parlament, an welches Fairfax von Bedford aus einen heftigen und beleidigenden Brief schrieb, bot Alles auf, um der militärischen Gewaltthätigkeit mit legalen Formeln und Formen zu widerstehen. Am 30. Juli fanden sich, nachdem das Parlament vom 26. bis dahin vertagt gewesen war, 140 Mitglieder des Unterhauses zur Sitzung ein; sie warteten aber vergebens auf ihren Sprecher, Lenthal. Dieser hatte sich nebst einigen anderen Mitgliedern, welche sonst mit den Presbyterianern zu stimmen pflegten, zum Heere begeben. Ebendasselbe hatten auch mehrere Lords, namentlich der Graf von Manchester, welcher im Oberhause den Vorsitz führte, gethan. Die Zurückgebliebenen sprachen zwar ihren Unwillen über diesen Abfall vom Parlament zum Heere aus, wählten für beide Häuser neue Sprecher, für das Unterhaus Pelham, für das Oberhaus Lord Willoughby, und ergriffen nachher einige kühne Maaßregeln; alles dies hatte aber keine Wirkung. Das Parlament berief damals nicht nur die elf vom Heere angeklagten Mitglieder wieder ein, sondern es setzte sogar auch einen Sicherheits-Ausschuß nieder und bevollmächtigte denselben, alle Maaßregeln zu ergreifen, welche zur Vertheidigung des Parlaments erforderlich wären. Dies war eine Art von förmlicher Kriegserklärung gegen das Heer. Fairfax begab sich daher jetzt schnell nach Windsor und beorderte alle seine Truppen auf das zu jener Zeit noch ganz freiliegende Feld Hounslow Heath vor London, auf welchem er dann zwei Tage nachher eine Musterung über 20,000 Mann zu Fuß und zu Pferde und über eine dieser Zahl angemessene Artillerie hielt. Nachdem man hierauf den König in den Palast von Hamptoncourt, welcher fürstlich eingerichtet worden war*), gebracht hatte, wo er auf die Jagd gehen, seine Kinder sprechen und mit seiner Gemahlin Briefe wechseln durfte, wurde eine zwischen den Häuptern des Heeres und den Sprechern der beiden Häuser verabredete Komödie aufgeführt. Die Letzteren traten nämlich, begleitet von den übrigen Parlaments-Gliedern, die sich ins Lager begeben hatten, mit ihren Amtsstäben (maces) vor dem Heere auf und klagten dem Oberbefehlshaber desselben (Fairfax), daß sie in Westminster keine Freiheit mehr genössen, sondern um ihr Leben in Besorgniß sein müßten, daß sie deshalb zum Heere geflüchtet wären und dessen Schutz anriefen. Auch in London selbst entstanden wegen dieser sogenannten Austreibung der Independenten aus dem Parlament heftige Unruhen, welche durch die revolutionäre Partei hervorgerufen worden waren. Zu offenbarer Gewalt konnten es jedoch die

*) As could have been done in the best times, sagt Clarendon.

Führer der Soldaten noch immer nicht kommen lassen, weil die Mehrzahl des Volkes fortdauernd an der alten Regierungsform hing. Man fand es deshalb rathsam, noch eine zeitlang zu zögern, und die Commissäre des Heeres traten zu diesem Zwecke mit denen des Parlaments wegen einer Aussöhnung in Unterhandlung.

Unterdessen hatte sich bereits unter den Befehlshabern des Heeres eine Spaltung gezeigt, die aber keine nachtheiligen Folgen hatte, weil Fairfax zu indolent war, um unter so unruhigen Umständen eine Hauptrolle zu übernehmen. Cromwell zeigte nämlich selbst dann noch, als die Umstände eine Annäherung an den König erforderten, große Zurückhaltung, und gab, als er mit dem Könige in nähere Berührung trat, nur ziemlich zweideutige Zusicherungen; Fairfax dagegen sprach sich in einem Schreiben an das Parlament nicht blos presbyterianisch, sondern auch streng monarchisch aus. Er bezog sich zum Beweise, daß er kein Feind der monarchischen Regierung sei, auf die Achtung und Rücksichtsnahme, mit welcher er den König behandelt habe. Er sagte ferner, daß ein zartes, aufmerksames, gemäßigtes Betragen gegen den König das einzige Mittel sei, den Zwist zu beendigen, von welchem die Nation zerrissen werde. Diese Stimmung benutzte Lord Lauderdale, welcher an der Spitze der in London anwesenden schottischen Commission stand, um das Volk zu einer innigen Verbindung für den König zu bewegen. Er und seine Freunde brachten den Letzteren dahin, daß er seine Zustimmung zu einem neuen Covenant gab, welcher dann am 21. Juli an einem öffentlichen Orte in London (Skinnershall, d. i. Halle der Kürschner) aufgelegt und bald von Tausenden unterzeichnet ward. In dieser Acte machten sich die Unterschreibenden vor Gottes Angesicht verbindlich, den König nach Westminster zu bringen, damit er dort bestätigen möge, was er in Holmby zugestanden habe, wegen Alles Uebrigen aber mit seinem Parlamente unterhandele. Drei Tage nachher erklärten Oberhaus und Unterhaus diese Uebereinkunft mit dem Könige für Hochverrath. Aber am 26. Juli drang eine wüthende Menge ein und erzwang den Widerruf dieser Erklärung und den Beschluß, daß der König zurückberufen werden solle. Damals würde der König, wie Lord Lauderdale richtig vorausgesehen hatte, durch eine wirkliche Aussöhnung und Verbindung mit dem Volke das Parlament in große Verlegenheit gebracht haben. Karl war indessen seiner Idee von einem Herrscher-Privilegium, welches den Fürsten von Gott, nicht von Menschen ertheilt worden sei, zu sehr ergeben, als daß er von freien Stücken seinen vermeintlichen Rechten hätte entsagen können. Als am 1. August die Abgeordneten des Heeres ihm den von den Officieren regulirten sogenannten neuen Covenant zur Unterschrift vorlegten, in welchem ihm den Umständen nach sehr leid-

liche Bedingungen gestellt waren, verweigerte er nicht nur seine Bestätigung, sondern er beging auch die Unvorsichtigkeit, geradezu zu erklären, das Heer könne ohne seine Hülfe sein bisheriges Ansehen nicht behaupten, und er werde deshalb diese ihm nicht so wohlfeil verkaufen. Und doch enthielt der neue Covenant nur dasjenige, was Karl schon in Holmby versprochen hatte; nicht einmal die unbedingte Abschaffung des Episkopats, sondern nur die Duldung einer presbyterianischen Kirchenverfassung neben der bischöflichen sollte der König versprechen. Das Heer gerieth wegen der Verweigerung der Unterschrift in einen so großen Unwillen, daß sich, als dieselbe kund ward, sogleich ein Trupp Soldaten tumultuarisch in die Wohnung des Lord Lauderdale begab, welcher die ganze Sache geleitet hatte, ihn aus dem Bette holte und ihn zur Rückkehr nach Schottland nöthigte. Auch änderte das Heer von diesem Augenblicke an sein Betragen gegen den König ganz und gar. Man hatte ihn bisher sehr freundlich behandelt und nicht nur seine Kinder, sondern sogar auch den Herzog von Ormond, den vom Continent zurückgekehrten Ashburnham und andere Männer von gleicher Gesinnung zu ihm gelassen. Von jetzt an verfuhr man aber ganz anders gegen ihn, und die höheren Officiere, welche ihn vorher in Hamptoncourt oft besucht hatten, thaten dies nicht mehr. Seine Weigerung, den Covenant zu unterschreiben, hatte endlich auch zur Folge, daß Fairfax dem Heere befahl, am 6. August in London einzurücken, um eine militärische Execution gegen die Bürger dieser Stadt und gegen das Parlament vorzunehmen.

In London waren, seitdem das Heer sich ganz offen feindlich gegen das Parlament erklärt hatte, die elf von den Truppen angeklagten Mitglieder des Parlaments wieder einberufen worden; der Ausschuß, welcher vorher das Commando über die Londoner Miliz gehabt hatte, stand wieder an der Spitze; und der König war eingeladen worden, nach Westminster zu kommen. Außerdem war durch Subscription Geld herbeigeschafft worden und es hieß, die Stadt habe schon 10,000 Mann unter den Waffen und sei vollständig mit Munition versehen. Als jedoch das Heer am 5. August herannahte und am folgenden Tage in die Stadt einrückte, dachte keiner von den Spießbürgern daran, es mit den geübten und abgehärteten Veteranen, welche von einem ausgezeichneten General angeführt wurden, aufzunehmen. Schon am 5. August fraternisirte die Miliz von Southwark mit dem heranziehenden Heere, und am 6. rückte Fairfax mit seinen Truppen, ohne den mindesten Widerstand zu finden, in die Stadt ein. In seiner Begleitung befanden sich diejenigen Parlaments-Mitglieder, die der Sache der Independenten zugethan waren und deshalb London verlassen hatten. Vor Hydepark fanden sich der Lord Mayor und die Aldermen ein. Fairfax ließ

sogleich den Saal in Westminster durch zwei Regimenter besetzen und führte, umgeben von seinen Garden, die geflüchteten Parlaments-Glieder, welche in einer Reihe von Karossen saßen, mit großem Gepränge in das Parlament zurück. Er selbst geleitete die Sprecher der beiden Häuser zu ihren Sitzen. Den Truppen wurde ein Monatssold bewilligt und Fairfax zum Befehlshaber des Tower ernannt. Die elf vom Heere geächteten Männer ergriffen die Flucht. Im Oberhause wagte nur ein Mitglied, der Graf von Pembroke, zu erscheinen, und dieser war feige genug zu erklären, daß er Alles, was in der Abwesenheit der geflüchteten Mitglieder beschlossen worden sei, für ungültig und nichtig halte. Dies wurde nachher als Beschluß des Oberhauses an das Unterhaus gebracht. Das Letztere lehnte muthig dreimal hintereinander seine Einwilligung ab und verstand sich erst am 20. August gezwungen dazu.

In dieser Zeit hob die ultra-revolutionäre Partei der sogenannten Levellers oder Gleichmacher ihr Haupt im Heere mächtig empor; es war daher sehr gut, daß hinter dem schwachen Fairfax ein in seiner Art großer Mann wie Cromwell stand. Diese Gleichmacher eiferten nicht blos gegen König und Parlament, sondern auch gegen ihre eigenen Generale und Obersten und gegen Alles, was Lord hieß. Sie hatten eine Umgestaltung der Gesellschaft im Sinn; in religiöser Beziehung gingen sie noch weiter als die Independenten, indem sie sogar die Gemeinde-Autorität verwarfen und Jedem das Recht zusprachen, Gott zu verehren, wie es ihm gefalle. Sie selbst nannten sich anfangs Rationalisten, als demüthige Menschen, welche die von Gott gegebene Vernunft zum Führer zu nehmen verpflichtet seien; der Name Levellers wurde ihnen von ihren Feinden gegeben. Clarendon an der Stelle, wo er den Grundsatz angibt, von welchem die Levellers ausgingen*), läßt es unentschieden, ob diese Art von Politikern ebenso damals, wie in unseren Zeiten, aus der Begriffsverwirrung der Urheber bürgerlicher Unruhen entstanden ist, oder ob sie eine der Erfindungen Cromwell's war, der sich ihrer zu irgend einem seiner Zwecke bedienen wollte. Letzteres ist durchaus nicht anzunehmen; Cromwell erkannte von Anfang an, daß diese Bestrebungen seine eigenen Zwecke nur verwirren und in Frage stellen konnten.

Da der König immer noch mit dem Parlamente und dem Heere in Unterhandlung stand und, so lange er in Hamptoncourt verweilte, leidlich gehalten oder vielmehr in seiner Freiheit gar nicht beschränkt wurde, so konnte ihm nichts Unglücklicheres begegnen, als daß er

*) They declared, that all degrees of men should be levelled and an equality should be established both in titles and estates throughout the kingdom.

aus der Gewalt des Heeres, welches dem Scheine nach noch immer von Lord Fairfax commandirt wurde, in die Hände einer Creatur Cromwell's, also in des Letzteren Gewalt kam. Dies geschah, als er sich theils durch Briefe seiner Gemahlin, welche in Frankreich lebte, theils durch das Zureden zweier alten, aber eitlen und einsichtslosen Vertrauten, Ashburnham's und Berkeley's, bewegen ließ, Hamptoncourt zu verlassen und in Cromwell's Falle zu gehen. Die Unterhandlungen des Königs mit dem Kriegsrathe und dem Parlamente waren, weil sich immer neue Schwierigkeiten zeigten, vom Juli bis in den November hinausgezogen worden; die Partei der Gleichmacher war mächtiger geworden; dem Könige selbst mißfiel auch die mäßigste Beschränkung seiner monarchischen Einbildungen. Es ward ihm daher endlich die Zeit lang und er schenkte einem Ashburnham und Berkeley Gehör. Diese beiden Männer wollten ihn an die Küste bringen und dann auf einem Schiffe, welches Ashburnham bereit zu halten versprach, nach Frankreich hinüberführen. Am Abend des 11. November entzog sich Karl, von den genannten beiden Männern und von seinem Kammerdiener Legge begleitet, in dunkler Nacht seiner Haft zu Hamptoncourt. Er hinterließ einen Brief an das Parlament, worin er erklärte, er habe einen sicheren Zufluchtsort aufgesucht, werde aber wieder zum Vorschein kommen, sobald er überzeugt sein könne, frei und mit Ehren angehört zu werden. Er gelangte am 12. glücklich nach Tichfield, dem Sitze des Grafen von Southampton, welcher selbst abwesend war, dessen Mutter aber den König freundlich aufnahm. Da sich an der Küste nicht, wie der König erwartet hatte, ein Schiff vorfand, so fuhren seine Begleiter auf die benachbarte Insel Wight hinüber, um von dort eines zu holen. Sie benahmen sich indessen bei dieser Gelegenheit so zweideutig, daß Manche nachher sich des freilich wohl ungegründeten Verdachtes nicht erwehren konnten, der König sei von ihnen verrathen worden. Zum Gouverneur der Insel Wight war nämlich von der revolutionären Behörde kurz vorher der Oberst **Hammond**, eine Creatur Cromwell's, ernannt worden und gerade an diesen Mann wandten sich die beiden Herren; vielleicht vertrauten sie ihm auch, weil er der Neffe eines königlichen Kaplans war. Sie entdeckten ihm sogar, daß es der Befreiung des Königs gelte, obgleich Hammond ihnen eine Antwort gegeben hatte, die ihnen Mißtrauen hätte einflößen müssen. Sie kehrten, von ihm, einem Officier und einem Picket Soldaten begleitet, nach Tichfield zurück, wo den König sogleich ein Todesschrecken ergriff, als er hörte, daß Hammond mit gekommen sei. Dieser versteckte seine feindselige Gesinnung unter ein ehrfurchtsvolles Benehmen, und gab, ohne gerade Gewalt anzuwenden, seinen Vorsatz, dem Willen des Parlaments, nicht dem des Königs zu

folgen, auf so ernste Weise zu erkennen, daß Karl gerathen fand, ihm gutwillig auf die Insel Wight zu folgen. Hier ward er dann sogleich auf die Burg Carisbrook gebracht.

Karl genoß in Carisbrook anfangs alle Freiheit; und die vielen Parteiungen und Zänkereien, durch welche das Heer wie das Parlament zerrissen war, schienen ihm sogar eine zeitlang Gelegenheit zu bieten, wenigstens einen Theil des verlorenen Ansehens wieder zu erlangen. Während jedoch das Parlament auf jede Weise sich des Heeres und besonders der Levellers oder Gleichmacher zu entledigen und mit dem Könige zu verständigen suchte, gewann Cromwell, bei Gelegenheit eines von den Gleichmachern veranlaßten Aufstandes im Heere, durch dictatorische Energie ein Gewicht, welches er vorerst nur zur Erhaltung der Ordnung, nachher aber ebenso gegen das Heer wie gegen das Parlament und das Volk despotisch gebrauchte. Sein Freund Fairfax galt schon damals für einen Mann, der wegen seiner Trägheit den Umständen nicht gewachsen sei*). Cromwell dagegen hatte sich persönlich unter die Meuterer begeben; er ließ einen erschießen, drei zum Tode verurtheilen und mehrere als Bürgen für den Gehorsam der übrigen in Haft nehmen. Und doch hatte er bereits im October, also vor des Königs Flucht nach Carisbrook, jeden Gedanken an eine Verständigung mit demselben aufgegeben. Während in Hamptoncourt Frau Cromwell und ihre Tochter, Frau Ireton, sich dem König vorstellen ließen und freundlich empfangen wurden; während Karl sich herbeiließ, zu versprechen, daß Ireton Statthalter von Irland werden, Cromwell den Oberbefehl über das Heer, die Grafenwürde und den Knieband-Orden erhalten solle: ereignete sich ein Vorfall, der sie von den wahren Gesinnungen des Gefangenen überzeugte. Sie wurden benachrichtigt, daß an einem bestimmten Tag, Abends um 10 Uhr, ein Mann im blauen Eber zu Holborn einkehren werde, der einen Sattel trüge; in diesen Sattel sei ein Brief des Königs an die Königin eingenäht. Cromwell und Ireton verfügten sich als Gäste in das bezeichnete Wirthshaus und setzten sich in den Besitz des Briefes, in welchem Karl meldete, er sei Herr der Lage, da beide Parteien sich um ihn bemühten; die Zugeständnisse, die er diesen Burschen mache, seien ohne Bedeutung, denn er werde sie, statt mit dem Knieband, mit einem hänfenen Strick abfinden. Seitdem wußte Cromwell, was er vom König zu halten habe. Wenn er daher auch die Meuterei der Radicalen unterdrückte, gedachte er sich doch mit ihnen zu verbinden.

*) Clarendon sagt ausdrücklich, Cromwell habe Mühe gehabt, to prevent any inconvenience or mischief, that might result from the drowsy, dull Presbyterian humour of Fairfax, who wished nothing, that Cromwell did, and yet contributed to bring it all to pass.

Er brachte es durch eine arglistige Rede im Parlamente, deren wesentlichen Inhalt Clarendon kurz zusammenfaßt, leicht dahin, daß die eine Aussöhnung bezweckenden Unterhandlungen, welche das Parlament bis zum December mit dem Könige oft angeknüpft und wieder abgebrochen hatte, nicht nur plötzlich ganz aufhörten, sondern auch für die Zukunft förmlich verboten wurden. Dies bewirkte er dadurch, daß er dem Parlamente die völlige Unzuverlässigkeit und jesuitische Zweizüngigkeit Karl's mit wenigen scharfen Worten enthüllte. Unrecht hatte er darin nicht; denn Karl unterhielt nicht blos mit den englischen Royalisten, welche gegen das Parlament in Waffen standen, fortwährend eine Verbindung und Correspondenz, sondern er schloß auch sogar als Gefangener einen neuen Vertrag mit seinen Schotten, welche von dem Augenblicke an, als das Heer und die Partei der Independenten über das Londoner Parlament herrschten, mit diesem ganz zerfallen waren. Das englische Parlament verlangte am 14. December vom König als durchaus nothwendige Präliminarien zu einer Aussöhnung die Abschaffung des Episcopats, die Aufgebung des Oberbefehles über die Kriegsmacht zu Land und See auf 20 Jahre und einige andere ebenso harte Zugeständnisse. Dagegen protestirten die schottischen Commissäre, welche noch immer im Sicherheits-Ausschusse zu London saßen, indem sie erklärten, die dem Könige vorgelegten Bedingungen würden das Wesen des Königthums zerstören. Sie schickten hierauf Bevollmächtigte nach Carisbrook, um mit dem Könige eine Uebereinkunft für Schottland zu schließen, und es kam wirklich ein Vertrag zwischen ihnen und Karl zu Stande. Der Inhalt dieses Vertrages, welcher am 26. December 1647 in Carisbrook abgeschlossen wurde, stellt die Schotten wieder in demselben Lichte dar, in welchem sie zu jener Zeit erschienen waren, als sie ihren unglücklichen König an die Engländer verkauften. Der Vertrag enthielt nämlich Bedingungen, welche nicht blos für den König, sondern auch für das englische Volk so lästig waren, daß man, wie Clarendon richtig bemerkt, kaum härtere hätte vorschreiben können, wenn die ganze Nation mit dem Könige in Carisbrook eingekerkert gewesen wäre. Der König sollte auf drei Jahre die presbyterianische Verfassung für England, wenn auch nicht für seine Person, annehmen und inzwischen den Zustand der Kirche im Verein mit den Kammern endgültig ordnen. Auch der Geldvortheil war in dem Vertrage nicht übersehen worden; denn die Schotten bedangen sich nicht nur die Zahlung des Rückstandes von dem Blutgelde aus, das ihnen früher vom Parlamente bewilligt worden war, sondern sie legten auch dem Könige die Verpflichtung auf, ihnen mehrere hunderttausend Pfund als Kosten für den Kriegszug zuzusagen, den sie nachher in den ersten Monaten des Jahres 1648 nach

England machten. Dieser Vertrag wurde vorerst in einem Garten vergraben, um später mit Sicherheit nach Schottland verbracht zu werden.

Die Nachricht von dem Abschlusse dieses Vertrages gab in Verbindung mit der bestimmten Erklärung Karl's an die Abgesandten des englischen Parlaments, daß er dessen Bedingungen nicht annehme, dem schlauen Cromwell Gelegenheit, mit einigen Scheingründen im Parlament einen Vorschlag durchzusetzen, welcher auf die Vernichtung des Königthums hinzielte. Das Parlament faßte nämlich den Beschluß, daß es keine Adressen mehr für eine Aussöhnung mit dem Könige annehmen und jeden, der sich an den König wende, als Hochverräther bestrafen lassen werde. Zu gleicher Zeit erklärte es, für die Einrichtung einer neuen Regierung und für die Erhaltung des Friedens im Reiche sorgen zu wollen, und zwar auf eine solche Weise, daß das Interesse und die Freiheit der Bürger des Reiches künftighin vollkommen geschützt seien. Es wurde auch wirklich ein Ausschuß zur Abfassung einer Erklärung (declaration) ernannt, welche das Volk mit den Gründen jenes Beschlusses bekannt machen und die Versicherung enthalten sollte, daß das Parlament die gesetzliche Befugniß habe, auf solche Weise zu verfahren. Von diesem Augenblicke an behandelte Hammond den König wie einen Kriminal-Verbrecher. Er hatte ihm bisher nicht verwehrt, in der Burg aus- und einzugehen; von jetzt an aber hielt er ihn im Zimmer eingesperrt, ließ ihn mit großer Aengstlichkeit bewachen und entfernte alle seine früheren Diener von ihm. Nirgendwo als in seinem Schlafzimmer durfte er allein sein und auch da stand ein Wächter vor der Thür. Dennoch fand er Gelegenheit, nach Edinburg, nach Paris und nach London zu schreiben. Ein Versuch indeß, welchen mehrere Freunde des Königs machten, die Bewohner der Insel Wight zum Aufstande zu bewegen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß Cromwell an den Anstiftern dieser Empörung eine furchtbare Execution durch seine Demokraten üben ließ. Dies geschah in den letzten Tagen des Jahres 1647.

Im Anfange des nächsten Monats zerfiel das Parlament ganz mit den Schotten. Die Commissäre der Letzteren, welche Beisitzer des sogenannten Sicherheits-Ausschusses in London waren, hatten, so lange die Presbyterianer das Ruder führten, eine sehr bedeutende Rolle gespielt; als aber jetzt die Independenten das Uebergewicht erhielten, gab das Parlament ihnen die Weisung, sich nach Hause zu begeben, und es war fortan keine Rede mehr von Covenant und Union. Jetzt regten sich auch die Royalisten. Der Herzog von Hamilton kehrte nach Schottland zurück und arbeitete für den König; der Herzog von Ormond begab sich auf Befehl der Königin und des Prinzen von

Wales aus Frankreich wieder nach Irland, um dort die Katholiken und Protestanten mit einander auszusöhnen. Des Königs List und der Eifer der Royalisten waren so groß, daß er ebensowohl mit den Schotten, als mit seinen Anhängern in England und Wales eine Verbindung unterhielt. Er ließ seinem zweiten Sohn, dem Herzog von York, die Weisung zukommen, sich nach Frankreich zu begeben; derselbe gelangte in Frauenkleidung über das Meer zur Königin. Die Thätigkeit Cromwell's, welcher immer den General Fairfax als Werkzeug gebrauchte, war in dieser Zeit ganz darauf gerichtet, alles vorzubereiten, was geschehen sollte. Das Einzelne erwähnen wir nicht, weil es zu viel Raum erfordern würde; wir dürfen aber nicht übergehen, daß Cromwell zwar die Independenten und Gleichmacher, als sie Miene machten, im Staate nach ihren Grillen zu verfahren, durch Fairfax mit dem Säbel in Ordnung halten ließ, daß er aber ein anderes Mal den Presbyterianern, als diese in einer Versammlung ihm mit ihrem Gerede beschwerlich wurden, dieselben wilden Schwärmer entgegensetzte, ohne sich für die Einen oder die Anderen auszusprechen. Alles hatte sich am Ende des Jahres 1647 sehr günstig für Cromwell und seine Obersten gestaltet; denn auf der einen Seite waren sie wegen der drohenden Anarchie dem Volke unentbehrlich geworden, und auf der anderen hatten ihnen die Presbyterianer Gelegenheit gegeben, die Regierung des Säbels an die Stelle der Parlaments-Tyrannei zu setzen.

Im Anfange des Jahres 1648 erschien nicht nur der Herzog von Ormond wieder an der Spitze der protestantischen und katholischen Irländer, die sich für den König vereinigt hatten, sondern auch in Wales und in vielen anderen Theilen Englands standen die Freunde der alten Verfassung unter den Waffen; selbst in London brachen Unruhen zu Gunsten des Königs aus. Von der anderen Seite traten die Radicalen immer entschiedener mit der Lehre hervor, daß der Gehorsam der Unterthanen durch die Schutzpflicht des Königs bedingt sei; Karl habe diese Pflicht verweigert und den Gott der Schlachten angerufen; er sei also nunmehr vor Gericht zu stellen. Uebrigens war dies die Zeit, in welcher die Partei der Royalisten durch den Verkauf der großen Besitzungen des hohen Adels und der Bischöfe sehr erschüttert und in vielen englischen Grafschaften das Landeigenthum in andere Hände gebracht wurde. Cromwell brach, als die ungeduldigen Royalisten zuerst in Pembroke die Waffen ergriffen, mit dem Heere gegen diese Stadt auf. Zwar prophezeite der fanatische Prediger Hugh Peters, die Mauern von Pembroke würden einstürzen wie die von Jericho; es geschah jedoch nicht; ein Sturm Cromwell's wurde abgeschlagen und er fand sechs Wochen lang einen hartnäckigen und andauernden Wider-

stand. Während er vor Pembroke lag, rüsteten sich die Schotten und kamen mit den englischen Royalisten dahin überein, daß sie sich mit diesen in Yorkshire vereinigen wollten. Unglücklicher Weise erhielt aber der Herzog von Hamilton, der sich schon längst als Feldherr und als Mensch erbärmlich bewiesen hatte, den Oberbefehl über ihre Truppen. Daß ein von einem solchen Manne geführtes Heer, wie zahlreich es auch immer sein mochte, niemals einem von Oliver Cromwell und von Lambert geführten im Felde widerstehen werde, wußte Jedermann; diese beiden Generale hatten sich nach der Einnahme von Pembroke (11. Juli 1648) mit einander in Yorkshire vereinigt. Der Ausgang des Krieges konnte kaum zweifelhaft sein. Was den Oberbefehl über das Parlaments-Heer betrifft, so war derselbe ganz an Cromwell gekommen. Da nämlich die Schotten als Vertheidiger des Königs und als Freunde der englischen Presbyterianer den Kriegszug nach England unternahmen, so hatte Lord Fairfax erklärt, daß er als eifriger Presbyterianer in dem bevorstehenden Feldzuge gegen die Schotten nicht commandiren wolle und könne. An seine Stelle war also ganz natürlich Cromwell getreten, ohne daß dieser darum mit Fairfax zerfiel.

Die Schotten, die sich im Norden von England mit den englischen Royalisten vereinigen sollten, zögerten so lange, daß die mit ihnen verbündeten Engländer in Wales, Kent und vielen anderen Grafschaften fast zur Verzweiflung gebracht wurden. Auf die Nachricht, daß die Schotten im Anzuge wären, nahmen Sir Marmaduke Langdale und Philipp Musgrave, um welche sich viele Edelleute, sowie Officiere und Soldaten des früheren königlichen Heeres gesammelt hatten, Berwick und Carlisle ein. Cromwell und Lambert marschirten hierauf an die schottischen Grenzen, während Fairfax sich dazu gebrauchen ließ, London zu decken und den Aufstand der Royalisten in Kent zu dämpfen, weil er keine Ursache hatte, diese ebenso zu schonen, wie die presbyterianischen Schotten. Die Royalisten hatten unter der Führung Goring's ihr Hauptquartier in Colchester genommen und vertheidigten sich mit Ausdauer. Das schottische Heer unter dem Herzoge von Hamilton erschien in der ersten Woche des Monats Juli auf englischem Boden; sein ungeschickter Führer versäumte aber die günstige Gelegenheit, die sich ihm darbot, das englische Heer unter Lambert anzugreifen, ehe dieser nach Yorkshire gelangte. Sir Marmaduke Langdale mit seinen tapferen englischen Cavalieren zog den Schotten voran, deren Führer Hamilton nicht allein unfähig, sondern auch träge und nachlässig war, so daß eigentlich Niemand commandirte.

Hamilton, der sich auf die Engländer des wackeren Langdale verließ, zog so langsam, daß er in 40 Tagen nur 80 englische Meilen

machte. Cromwell erhielt dadurch die nöthige Zeit, um den südlichen Theil von Wales völlig zu bezwingen und Pembroke zu erobern. Endlich schickte Langdale eine Botschaft an Hamilton und ließ ihm sagen: „Er habe die ganz sichere Kunde, daß Cromwell nur noch zwei bis drei Tagemärsche von ihnen entfernt und entschlossen sei, sie anzugreifen, sobald er in ihre Nähe komme, ohne sich durch irgend eine Versammlung der Volksmasse um sie her, so groß diese auch sein möge, schrecken zu lassen. Der Herzog möge also doch ja seine bis jetzt ganz zersplitterten und zerstreuten Schaaren sammeln und den Feind erwarten. Er selbst werde diesem entgegen gehen, sich aber nachher auf das Hauptheer zurückziehen." Hamilton beachtete diese Warnung durchaus nicht, und wie er vorher dem im Sturmschritte herbeieilenden Cromwell langsam entgegen gezogen war, so blieb er jetzt ruhig liegen. Zum Unglück für die königliche Sache ließ sich auch noch der Anführer der zahlreichen aus Irland herüber gebrachten schottischen Veteranen, Monroe, vor dem Haupttreffen, zu welchem es jetzt kam, in der Nacht überraschen. Dieses Treffen, von welchem zunächst das Schicksal von Schottland, dann aber auch das von England abhing, wurde am 18. August 1648 bei Preston geliefert. Da in demselben Männer wie Cromwell und Lambert dem Herzoge von Hamilton gegenüber standen, so war der Ausgang vorauszusehen gewesen, nicht aber die Leichtigkeit, mit welcher der Sieg von Cromwell erfochten wurde, und die gänzliche Vernichtung der schottischen und royalistischen Macht, die eine Folge davon war. Der tapfere Führer der englischen Cavaliere, Sir Marmaduke Langdale, der vier Stunden lang den äußersten Widerstand geleistet hatte, ohne von dem schottischen Heer irgend unterstützt zu werden, wurde auf der Flucht eingeholt und gefangen genommen*). Hierauf überschritt Cromwell den Fluß Ribble und verfolgte zwei Tage lang die Schotten; Hamilton machte noch einen vergeblichen Versuch, sich nach Wales durchzuschlagen, wurde von Lambert erreicht und gab sich gefangen. Um dieselbe Zeit erfochten Fairfax und Ireton im Süden einen völligen Sieg über die dortigen Royalisten, sie nahmen Colchester und übten eine grausame und blutige Militär-Justiz gegen die Freunde des Königthums. Zwei tapfere Befehlshaber, Lisle und Lucas, wurden auf Ireton's Antrieb als

---

*) Clarendon, den wir gern anführen, weil er ja sowohl unter Karl I. als unter Karl II. Kanzler und Minister war, sagt: Thus the whole army (of the Scots) was routed and defeated, more killed out of contempt, than they deserved it by any opposition; the rest taken prisoners, all their cannon and baggage taken and their colours. Only some of their horse, which had been quartered most backward, made haste to carry news to their country of the ill success of their army.

Rebellen erschossen. In Schottland näherte sich die Volksmasse den Independenten und nahm Cromwell und Lambert, als dieselben nach Edinburg vordrangen, mit offenen Armen auf. Auch dort gab es nämlich eine Partei, welche noch weiter ging, als die strengen Presbyterianer, und daher gern mit Cromwell übereinstimmte, der nie im Namen seiner presbyterianischen Parlaments-Regierung, sondern immer auf Befehl des sogenannten Kriegsrathes handelte. Diese Partei, durch Cromwell's Nähe gestützt, schloß mit den Royalisten einen Vertrag, nach welchem die letzteren ihre Truppen entließen; Cromwell wurde nach Edinburg eingeladen, wo man ihn festlich empfing. Er erneuerte mit Argyle die alte Verbindung oder den Covenant und ließ, als er im October nach England zurückging, Lambert mit zwei Regimentern in Schottland.

Während Cromwell, Lambert und Fairfax theils in England mit den an vielen Orten entstandenen royalistischen Bewegungen, theils in Schottland beschäftigt gewesen waren, hatte sich im ersteren Lande die Parlaments-Partei wieder erhoben. Die Rathsherren der Altstadt London hatten sich nämlich damals mit den Gegnern der Militär-Herrschaft vereinigt, und wollten, schon als Hamilton mit dem schottischen Heere in England einzurücken zögerte, die Bürger-Miliz zum Schutze des Parlaments gebrauchen, ohne zu bedenken, daß diese Spießbürger gegen ein gut organisirtes Heer von Veteranen nichts vermöchten. Zugleich wagte der Stadtrath von London einen Schritt gegen den sechs Monate früher unter dem Einflusse des Heeres erlassenen Befehl zu thun, daß man sich mit dem Könige nicht mehr einlassen solle. Er richtete nämlich an das Parlament die Bitte, dasselbe möge mit dem Könige einen besonderen (personal) Vertrag schließen, weil nur auf diese Weise der ersehnte beglückende Friede dem Reiche wieder verschafft werden könne. Die Partei des Heeres und die Independenten im Parlamente widerstrebten zwar mit großer Hartnäckigkeit, es wurde aber doch endlich die Ernennung eines Ausschusses von 15 Mitgliedern beider Häuser durchgesetzt, welcher Vorschläge wegen einer Aussöhnung mit dem Könige machen sollte. Der Ausschuß schlug vor, mit dem Könige in Unterhandlung zu treten, wenn dieser vorläufig zugestehe, daß der Oberbefehl über die Miliz des Landes auf 20 Jahre dem Parlament überlassen bleibe, daß durch König und Parlament die presbyterianische Kirchenregierung eingeführt werde, und daß alle gegen das Parlament erlassenen Proclamationen und Declarationen widerrufen würden. Das Parlament nahm Ende Mai diesen Vorschlag an, indem es zugleich erklärte, daß der König während der Unterhandlung an irgend einem Orte auf der Insel Wight jeglicher Ehre, Freiheit und Sicherheit genießen solle.

Die Umstände schienen damals dem Parlamente günstig zu sein. Jener Beschluß fiel nämlich in die Zeit, als die Rüstungen gemacht wurden, welche nachher im Herbste dem Heere unter Cromwell, Fairfax und Lambert die Siege in England und Schottland verschafften. Fairfax und Cromwell zogen damals alle Besatzungen aus dem Tower und den anderen festen Orten heraus, um dem drohenden Einfalle Hamilton's und dem Widerstande gegen die revolutionären Londoner Beschlüsse mit Gewalt zu steuern. Ferner waren im Frühjahr 1648 nicht nur Suffolk, Kent, Norfolk, Essex und Wales im Aufstande, sondern es fiel auch sogar ein Theil der Flotte vom Parlament ab und rief den Prinzen von Wales aus dem Haag herbei. Derselbe erschien an der Mündung der Themse; aber nach Hamilton's Niederlage mußte er wieder nach der holländischen Küste zurückgehen, ohne dem Wunsch seines Vaters gemäß nach der Insel Wight kommen und dessen Befreiung versuchen zu können. Inzwischen war der Tower der Londoner Miliz zur Vertheidigung anvertraut worden. Das Parlament faßte also wieder Muth, zumal da alle Officiere, welche im Parlament saßen, auch Cromwell und seine Freunde, des Krieges wegen schon im Beginne des Jahres London hatten verlassen müssen und folglich die Zahl der Presbyterianer im Parlamente wieder überwiegend war. Die durch das Heer früher verjagten und angeklagten elf Parlaments-Mitglieder und auch die derselben Partei angehörenden Pairs, die man schon früher stillschweigend wieder zugelassen hatte, wurden jetzt durch einen förmlichen Beschluß von aller Schuld frei erklärt. Außerdem ward schon im Juni ein Ausschuß ernannt, um die Einigkeit mit dem Könige wieder herzustellen. Dieser Ausschuß, welcher die Sache schnell zu beendigen wünschte, trug darauf an, das Parlament möge von den drei Präliminär-Artikeln abgehen, weil man eilen müsse, fertig zu werden, ehe die Soldaten die ausgebrochenen Unruhen gedämpft hätten. Zugleich war der Antrag gestellt, daß man, um jeden Gedanken des Zwanges bei den Unterhandlungen zu entfernen, dem König erlauben möge, sich aus Carisbrook an einen anderen Ort auf der Insel Wight zu begeben. Doch mußte er versprechen, während der Verhandlungen und noch 20 Tage nachher keinen Fluchtversuch zu machen; dagegen durfte er 20 Freunde und Anhänger, sowie eine zahlreiche Dienerschaft um sich haben. Die Gegner der Friedens-Partei im Parlament säumten nicht, die Debatten über die bevorstehende Verhandlung durch ihre Reden in die Länge zu ziehen, was Heinrich Vane und seine Freunde meisterhaft verstanden. Es gelang ihnen auch in der That, noch ehe die Schotten geschlagen waren, die dringende Angelegenheit um einen ganzen Monat hinzuhalten. Der Streit wegen der Beseitigung der Präliminär-Artikel wurde nämlich zwischen dem Unterhause und

dem Oberhause, das seine Zustimmung verweigerte, bis zum 28. Juli lebhaft geführt; erst dann gab das Unterhaus nach. Auch die Commissäre, welche hierauf an den König abgeordnet wurden, verloren wieder viele Zeit über Nebensachen, als z. B. ob die Unterhandlung in der kleinen Stadt Newport auf Wight oder anderswo geführt werden solle, ob die Schotten, welche freilich bis zum September ganz royalistisch waren, zugezogen werden sollten, ob der König seinem Verlangen gemäß jetzt ebenso, wie früher in Hamptoncourt, Jedermann vor sich lassen dürfe. Sogar der König selbst verzögerte nachher durch unwesentliche Anstände die Unterhandlungen noch bis in den September. Er saß unter einem Baldachin den 15 Commissären gegenüber, hinter seinem Sessel standen seine Rathgeber, doch ohne zu sprechen; er allein führte die Verhandlung und setzte die Abgesandten durch seine Ruhe und Festigkeit, wie durch seine Kenntniß der Landesgesetze in Erstaunen. Man ward deshalb erst um die Zeit, als Cromwell in Schottland verweilte, über den sogenannten Vertrag von Newport einig. Auch dieser bedurfte aber erst noch der Bestätigung des Parlaments; und der König selbst schob die seinige hinaus, weil er durchaus die kirchliche Gewalt der Bischöfe erhalten wissen wollte.

Die Leiter des Heeres und seines aus Soldaten und Officieren bestehenden Ober- und Unter-Parlaments, sowie alle Independenten und Levellers überhaupt schrieen heftig gegen jede Aussöhnung mit dem Könige. Sobald daher Cromwell aus Schottland zurückgekehrt war, trat er im Namen seines Heeres dem Parlamente als Dictator entgegen und warnte ernstlich vor der Bestätigung des Friedens von Newport. „Es wird," schrieb er, „eine ewige Schande für das Parlament sein, und Niemand wird ihm künftig im geringsten mehr trauen, wenn es von seinem Verbote, jemals wieder mit dem Könige zu unterhandeln, abgeht. Ich beschwöre daher das Parlament, standhaft auf jenem Verbote zu bestehen." Gegen alle Freunde des Königs, die man Delinquenten schalt, und gegen den König selbst wurden beim Parlamente von allen Seiten her, besonders von den Officieren und Soldaten ganzer Regimenter, unzählige Vorstellungen eingereicht. Darauf stützte sich Cromwell, obgleich er ebenso gut, wie die Regierungen und Unzufriedenen unserer Zeit, die sich auf dergleichen berufen, wußte, daß dies Alles auf Commando geschehe. Auch er selbst ließ sich mit solchen Bittschriften bestürmen. Dies ging so weit, daß es Ende October kein einziges Regiment mehr gab, welches nicht eine Bittschrift eingereicht und in derselben das Verlangen ausgesprochen hätte, der König solle vor Gericht gestellt werden. Auch der Letztere hatte die Bestätigung des Vertrages von Newport verweigert, bis die Nachricht in Wight ankam, Fairfax oder Cromwell habe dem Obersten Hammond,

weil er zu rücksichtsvoll gewesen, die Bewachung des Königs entzogen und dieselbe einem strengeren Mann, Ewers, übertragen. Da gab Karl in den Verhandlungen Einiges nach, die Conferenzen wurden am 28. November geschlossen; die 15 Commissäre begaben sich nach London und erstatteten am 1. December ihren Bericht ab. Indem jedoch das Heer sich aufs Neue der Person des Königs bemächtigte, kündigte es dem Parlamente offen den Krieg an. Der neue Statthalter der Insel Wight nämlich hob nicht nur alle dem Könige bisher gestatteten Erleichterungen wieder auf, sondern ließ ihn auch schon am zweiten Tage in die der Insel Wight gegenüber gelegene finstere Burg Hurst bringen, welche mit der Küste durch einen langen und schmalen Damm zusammenhing. Dem Parlamente, welches die Sache erst drei Tage später erfuhr, ward nicht einmal eine Anzeige davon gemacht.

Das Parlament that jetzt einen Schritt, durch welchen es seinerseits den Krieg mit dem Heere begann. Es schickte nämlich an Cromwell den Befehl, das, was er gethan habe, zurückzunehmen und die Bewachung des Königs wieder dem Obersten Hammond zu übergeben; allein Cromwell, der sich stets im Hintergrunde hielt und den unteren Kriegsrath für sich handeln ließ, nahm auf diesen Befehl keine Rücksicht. Er forderte vielmehr unter der Drohung, das Heer gegen London marschiren zu lassen, vom Parlament die Auszahlung des rückständigen Soldes. Zu gleicher Zeit schickte das Heer eine neue Vorstellung ein. Das Parlament ließ diese Vorstellung unbeachtet, und einige unvorsichtig kühne (sturdy) Mitglieder protestirten nicht nur auf beleidigende Weise gegen den angedrohten Marsch des Heeres, sondern sie verlangten auch, daß die Truppen, wenn sie näher heranzögen, für Verräther erklärt und ihre Ober-Officiere als Hochverräther angeklagt werden sollten. Jetzt ließ Cromwell am 1. December die Truppen gegen London aufbrechen, und schrieb einen Brief, in welchem er schon auf den Abend des folgenden Tages 40,000 Pfund für das Heer verlangte. Am 2. December rückte das Heer in London ein. Cromwell selbst quartierte sich in den Whitehall-Palast, wiewohl nicht in die königlichen Gemächer desselben, ein, die Officiere und Soldaten aber bezogen die größten und schönsten Gebäude der Stadt. Diesem drohenden Auftreten gegenüber bezeigte das Parlament eine beachtenswerthe Festigkeit; es begann die Verhandlung über die mit dem König vereinbarten Vorschläge und setzte dieselbe beinahe 60 Stunden hindurch fort. Prynne, der unter Laud's Herrschaft so grimmig Verfolgte, sprach für Aussöhnung und am 4. December hatte das Parlament den Muth, mit einer Mehrheit von 36 Stimmen zu erklären, daß es die vom Könige angebotenen Bedingungen der Aussöhnung annehmbar finde.

Die Rache für diese kühne Erklärung wurde dem Heere überlassen. Am 5. December erschien bei Cromwell ein Ausschuß, welchen das Parlament zur Unterhandlung mit dem Heere eingesetzt hatte. Cromwell ließ denselben zuerst drei Stunden lang warten, empfing ihn dann mit sehr verdrießlichem Gesichte und erklärte barsch und trotzig, die einzige Art, wie das Parlament mit dem Heere unterhandeln könne, bestehe darin, daß es den von diesem gemachten Vorstellungen Folge leiste. Inzwischen kamen die Häupter der Independenten zusammen und besprachen die gegen das Parlament zu treffenden Maaßregeln. Am nächsten Tage (6. December) wurden die bisherigen Parlamentswachen zurückgezogen; an ihre Stelle schickten die Parteihäupter der Independenten den Obersten Pride, einen Mann, welcher früher Kärrner (drayman) gewesen war, mit zwei Regimentern an das Gebäude, in welchem das Parlament seine Sitzungen hielt. Pride stellte vor dem Saale eine Wache auf, deren Officiere eine Liste derjenigen Parlaments-Mitglieder hatten, welche in den Saal eingelassen werden durften. Alle übrigen, über hundert an der Zahl, wurden einer nach dem anderen abgeführt und 41 derselben in einem besonderen Raum (court of ward) gefangen gehalten. Einige, die anfragten, mit welchem Rechte man sie festhalte, erhielten von dem Kaplan Hugh Peters die Antwort: „Mit dem Rechte des Schwertes." Da sich dessenungeachtet viele mißliebige Mitglieder eingeschlichen hatten, so entstand bei der nochmaligen Berathung über die bereits beschlossene Aussöhnung mit dem Könige, trotz der das Haus umlagernden Soldaten, eine heftige Debatte. Der Ausgang derselben war lange ungewiß. Es mußten daher am 7. December noch einmal gegen 50 Mitglieder der Versammlung durch Pride gewaltsam fortgeschleppt werden, ehe man es dahin bringen konnte, daß der frühere Beschluß umgestoßen und durch den neuen Beschluß ersetzt wurde: die Antwort, welche der König auf die Vorschläge des Parlaments gegeben habe, sei nicht genügend. Diese zwei Staatsstreiche, welche Pride gegen das Parlament ausführte, wurden nachher mit dem spöttischen Ausdrucke „Pride's Abführung" (Pride's purge) bezeichnet. Mit den ausgestoßenen Parlaments-Mitgliedern verfuhr man leidlich. Sie wurden zwar anfangs unter starker Bedeckung in den Raum unter der Schatzkammer gebracht, den man die Hölle nannte; sie konnten sich aber doch dort für ihr Geld Erfrischungen geben lassen. Da sich unter ihnen viele alte Männer befanden und jener Raum sehr kalt war, so wurden Alle schon um Mitternacht wieder weggeführt und in verschiedene Gasthöfe gebracht, wo man sie zwei bis drei Tage lang als Gefangene bewachte. Sie verfaßten dort eine schriftliche Protestation gegen das, was mit ihnen geschehen war; man fragte aber nichts nach derselben. Zu der gegen sie geübten Gewaltthat

wollte übrigens weder Fairfax, noch Cromwell, noch irgend ein anderer General den Befehl gegeben haben; die Soldaten selbst, welche zu derselben gebraucht worden waren, sagten zwar, sie hätten auf Befehl gehandelt, aber nicht, wer ihnen den Befehl gegeben habe. Bei den Beschlüssen vom 7. December hatte die Minorität noch 28 Stimmen; diese 28 traten freiwillig zurück mit der Erklärung, sie würden erst dann wieder eintreten, wenn den Ausgestoßenen ihr Recht wiedergegeben sei. Jetzt erst erschien Cromwell im Parlament und rief Gott zum Zeugen, daß er von den neuen Vorgängen nichts gewußt habe; „aber", sagte er, „nachdem die Sache gethan ist, muß man sie aufrecht halten." Der Sprecher drückte ihm für den schottischen Feldzug den Dank des Landes aus, und nach der Sitzung nahm Cromwell seine Wohnung im Palast Whitehall, in den Zimmern des Königs. Die Zahl der Mitglieder, welche nach der ersten und zweiten Ausstoßung noch im Parlamente übrig geblieben waren, betrug 60 bis 70. Man nannte diesen Rest des Parlaments den Rumpf desselben. Eine solche Versammlung votirte natürlich Alles, was die Independenten oder die Officiere vorschrieben.

Das Erste, was dieser Rumpf des Parlaments beschloß, war: daß alle diejenigen, welche bei dem Beschlusse, das Decret der Aussöhnung mit dem Könige zurückzunehmen, nicht zugegen gewesen seien, also alle gewaltsam Ausgetriebenen, ihren Sitz im Parlamente nicht wieder einnehmen dürften, bevor sie diesen zurücknehmenden Beschluß unterschrieben hätten. Viele Mitglieder konnten sich nicht dazu entschließen; andere dagegen fügten sich in die Umstände. Schon am [illegible]. December erklärte das Parlament außerdem, daß die Wiederaufnahme der elf Mitglieder, welche das Heer im Sommer des vergangenen Jahres vom Parlament ausgeschlossen hatte, von gefährlichen Folgen und dem Herkommen ganz entgegen gewesen sei. Ebenso wurde beschlossen, daß der Vertrag mit dem Könige und die Annahme der Zugeständnisse desselben schimpflich für das Parlament, verderblich für das gemeine Beste und eine Verletzung von Treue und Glauben gewesen sei. Da einmal die Gewalt über das Recht gesiegt hatte, so schritt man ohne Bedenken weiter, um Jedermann von der Beschützung des Königs abzuschrecken, welchen aus dem Wege zu schaffen für nöthig gefunden ward. Es wurden daher die angesehensten Presbyterianer, unter denen sich auch der Generalmajor Brown, damals Sheriff von London, und fünf andere ausgezeichnete presbyterianische Officiere des Heeres befanden, ins Gefängniß geworfen. Ferner erließ man eine heftige Erklärung gegen die Protestation, welche die ausgeschlossenen Parlaments-Mitglieder abgefaßt und durch den Druck im ganzen Reiche verbreitet hatten, weil dieselbe überall Unwillen über den verübten Staatsstreich

erregte, und deshalb nicht blos das Heer, sondern auch die Mitglieder des Rumpf-Parlamentes in Wuth gebracht hatte. In dieser Erklärung, der auch die wenigen noch übrigen Mitglieder des Oberhauses beistimmten, hieß es, jene Protestation sei falsch, anstößig und aufrührerisch, und führe zur Vernichtung der wahren (visible) und fundamentalen Regierung des Reiches. Beide Häuser machten zugleich das Gesetz, daß die Protestation unterdrückt werden und Niemand sich unterstehen solle, sie zu kaufen, zu verkaufen oder auch nur zu lesen. Um aber das Volk einigermaaßen wegen der Despotie des Rumpf-Parlaments und wegen der Militär-Herrschaft des Kriegsrathes zu beruhigen, wurde noch folgende Erklärung erlassen: „Das gegenwärtige Parlament werde sich gegen Ende April 1649 auflösen. An seine Stelle werde dann eine republikanische Volks-Repräsentation treten, welche aus 300 vom Volke auf sieben Jahre gewählten Männern bestehen solle. Unter diesen dürfe aber ebensowenig, wie unter den Wählern derselben, irgend einer sich befinden, welcher an dem Könige gehangen oder die Verbindung gegen ihn nicht unterzeichnet habe. Außerdem werde, ehe die gegenwärtige Versammlung sich auflöse, es nöthig sein, daß die vornehmsten unter den Delinquenten, welche die Ruhe und den Frieden des Reiches gestört und soviel Kosten und Blutvergießen verursacht hätten, exemplarisch bestraft würden." Zu diesen Delinquenten wurde der König selbst gezählt, den man ausdrücklich als den Schuldigsten anführte. Uebrigens bezeichnet es den Character aller solcher Leute, welche auf Glauben und Beten Alles, auf das Rechtthun aber wenig halten, daß die frevelnden Pietisten, ehe sie die Ermordung ihres Königs beschlossen, zuerst einen allgemeinen Buß- und Bettag ausschrieben.

Schon am 19. December wurde der König aus der Burg von Hurst weggeführt, um in den Palast von Windsor gebracht zu werden. In Winchester kamen ihm die Stadtvorsteher entgegen, um ihm die Schlüssel zu überreichen, wurden jedoch vom Oberstlieutenant Cobbet der den bewaffneten Zug anführte, mit Drohungen zurückgewiesen. Bei Farnham übernahm Harrison das Geleite. In Windsor fand Karl zwar Alles zu seinem Empfang bereit, auch wurde er von den Soldaten, welche ihn zu bedienen hatten, mit Anstand behandelt; das ganze königliche Ceremoniel aber, das man bisher beobachtet hatte. unterblieb fortan. Am 23. December faßte das Unterhaus mit großer Mehrheit den Beschluß, daß dem Könige der Prozeß gemacht werden solle. Am Tage vorher hatte Hugh Peters vor beiden Häusern eine Predigt gehalten, worin er die jetzigen Volksführer mit Mose verglich, der die Welt von der ägyptischen Sclaverei, das heißt von der Monarchie befreien solle; das sei zwar bisher ohne Beispiel, aber auch die unbefleckte Geburt Christi sei ohne Beispiel gewesen. Mit dem

Proceß gegen den König war seine Ermordung beschlossen, welche Formen und Formeln man auch wählen mochte, diese als eine Handlung der Gerechtigkeit darzustellen. Wir eilen daher auch über alle Schritte, welche noch ferner geschahen, hinweg. Uebrigens ward der König nur von Wenigen bedauert, weil er zwar viele gute Eigenschaften besaß, aber durchaus keinen achtungswürdigen Character hatte. Er hielt von der Kirche und ihrer Pracht sehr viel, von Religion, Wahrheit und Recht sehr wenig. Das Parlament setzte an demselben Tage, an welchem es beschlossen hatte, den König vor Gericht zu stellen, einen Ausschuß ein, welcher die Art und Weise des Verfahrens gegen ihn bestimmen sollte. Dieser Ausschuß gab ein Verfahren an, durch welches ein Theil der Schuld des Königsmordes vom Parlamente auf eine Anzahl angesehener Männer, die nicht zu ihm gehörten, gewälzt werden sollte. Am 1. Januar 1649 erklärte das Unterhaus, der gegenwärtige König von England habe sich des Hochverrathes dadurch schuldig gemacht, daß er mit seinem Parlamente und mit der bestehenden Regierung von England Krieg angefangen habe. Dieser Beschluß (vote declaratory of the law) wurde zwar am folgenden Tage von den wenigen noch übrigen Pairs einstimmig verworfen; das Oberhaus hatte aber bereits so sehr alle Bedeutung verloren, daß das Unterhaus nicht blos seinen Beschluß aufs Neue bestätigte, sondern auch am 4. Januar die Erklärung erließ, das Volk sei die einzige Quelle aller gerechten Gewalt, und da von diesem nur die Mitglieder des Unterhauses gewählt seien, so habe Alles, was vom Unterhause ausgehe, auch ohne Oberhaus und ohne König Kraft und Geltung. Zu Richtern des Königs sollten als hohe Commission 150 Männer bestellt werden, welche aus den Pairs, deren Zahl damals nur noch zwölf betrug, aus den zwölf Richtern von England, aus den Baronets und aus den Mitgliedern des Unterhauses und des Londoner Magistrats gewählt wurden. Die Zahl derselben wurde nachträglich auf 135 beschränkt. Aber sowohl die Pairs, deren Bedeutung im Staate von dieser Zeit an ganz aufhörte, als auch viele andere Erwählte weigerten sich, in dem Blutrathe zu sitzen. Es erschienen in diesem sogenannten hohen Gerichte nur 69 von den 135 Richtern, die man gewählt hatte. Unter denen, welche den ihnen zugewiesenen Platz im Gerichte niemals einnahmen, war auch Fairfax. Dieser zog sich überhaupt von jetzt an ganz zurück und folgte aus derselben Schwäche, die ihn zu Cromwell's Werkzeug gemacht hatte, der Leitung seiner ganz loyal gesinnten Gemahlin. Cromwell aber, dem die pietistischen Floskeln seiner Zeit sehr geläufig waren, hüllte seine Reden in diese ein und ließ seine Creaturen handeln.

Von einem eigentlichen Gerichte zu reden, würde in Hinsicht auf

die damals obwaltenden Umstände lächerlich sein. Man verfuhr militärisch und der eingesetzte Gerichtshof hatte keine andere Aufgabe, als den König zu verurtheilen. Daß so viele von den zu Richtern gewählten Männern nicht erschienen (am ersten Tag zählte der Hof nur 69, am folgenden Tage 62 Mitglieder), hielt die Leiter der ganzen Sache in ihrem Verfahren um so weniger auf, da sie die uns seit 1789 nur zu bekannten Mittel ergriffen hatten, um elende Schreier in Dienst zu nehmen, die man das Volk nannte, und welche überall tobend die Vernichtung des Königs und des Königthums forderten. Das eigentliche Volk zu fanatisiren, war dem Heere und den fanatischen Pietisten, welche in der Person des Königs besonders den Papismus und das Episcopal-System verfolgten, nie gelungen; denn sogar noch in der Zeit, als man das Gericht über den König hielt, wurde dieser von der Menge stets als König begrüßt. Die Richter ließen sich dadurch nicht im geringsten irre machen; denn sie bestanden mehrentheils aus Officieren oder doch aus Independenten und Creaturen Cromwell's, und ihr Präsident Bradshaw (ein Vetter des berühmten Milton) gehörte zu jenen Juristen, die sich in der Geschichte einen Platz neben dem Staatsankläger des französischen Revolutions-Tribunals, Fouquier Tainville, und neben dem Präsidenten des niederländisch-spanischen Blutrathes, Don Juan de Vargas, erworben haben. Lord Clarendon hat den Charakter dieses Mannes mit zwei Worten sehr treffend geschildert*). Der König, der als „Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind des englischen Gemeinwohls“ angeklagt war, benahm sich durchgängig mit Fassung und Würde; er unterließ nicht, nachzuweisen, daß das Haus der Gemeinen, namentlich ohne die Lords, dem gegenwärtigen Gerichte keine Autorität übertragen könne, die es selbst nicht besitze. Jedoch schon in neun Tagen hatte das Gericht seinen Auftrag beendigt und den König zum Tode durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe verurtheilt (27. Januar 1649). Uebrigens bemerken wir gelegentlich, daß die Geschichte dieses Processes, welche wir unseres Zweckes eingedenk sehr kurz behandeln, in den unter Guizot's Namen ins Französische übersetzten Denkwürdigkeiten der englischen Revolution einen ganzen Band füllt.

Nach der gewöhnlichen Erzählung rief Lady Fairfax, als beim Aufruf der Name ihres Mannes genannt wurde, vom Zuschauer-Raum aus: „Er ist zu verständig, um hier zu sein.“ Auch hatte sie den Muth, dem Präsidenten, als er den König im Namen des ganzen englischen Volkes anklagte, laut entgegenzurufen: „Nicht des zehnten Theiles von ihm!“ Dies mag vielleicht wahr sein; aber ganz ausgemacht unwahr

*) Man of great insolence and ambition

ist, was in manchen Büchern hinzugesetzt wird, daß einer der vielen im Hause aufgestellten Wachtposten nach dem Platze, an welchem Lady Fairfax stand, geschossen habe. Falsch ist auch, was diejenigen, welche diesem Processe einen romantischen Anstrich geben wollen, zu erzählen pflegen, daß König Karl in seinem Zimmer das Geräusch der Errichtung seines Schaffots habe hören können. Er war nämlich am 28. Januar, einem Sonntage, noch ehe das Schaffot zu bauen begonnen wurde, in den Palast von St. James gebracht worden und ward erst am Dienstag in den von Whitehall zurückgebracht, aus welchem er durch eine Fensteröffnung das Schaffot bestieg. Uebrigens hatte er weder während der gerichtlichen Scheinverhandlung, noch bei seiner Hinrichtung solche Unwürdigkeiten zu erdulden, wie Ludwig XVI. sie 1793 von seinen für utopische Freiheit fanatisirten Unterthanen erlitten hat. Er sah noch einmal seine zwölfjährige Tochter Elisabeth und seinen um vier Jahre jüngeren Sohn, den Herzog von Glocester. Auch erfuhr er noch, daß von dem Prinzen von Wales ein Bote eingetroffen war, der ein zuvor unterschriebenes Blatt mitbrachte, welches die Machthaber mit den ihnen beliebigen Bedingungen ausfüllen sollten; man ging nicht darauf ein. Am 30. Januar 1649 (vier Monate nach Abschluß des westfälischen Friedens) ging er in Begleitung des Bischofs von London zum Schaffot; ein verlarvter Scharfrichter hieb ihm das Haupt vom Rumpfe, welches ein anderer dem Volke mit dem Ausruf zeigte: „das ist eines Verräthers Kopf;" doch antwortete die Menge mit einem dumpfen Murren. Des Königs Leiche blieb eine Woche lang im Palast Whitehall ausgestellt und wurde sodann in Windsor bestattet.

Unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs trat im ganzen Reiche eine solche Verwirrung ein, daß die militärische Dictatur eines großen Mannes wie Cromwell für England ebenso nützlich und wünschenswerth erscheinen mußte, als in der neuesten Zeit die Dictatur des ersten Consuls Bonaparte den Franzosen erschien. Der unseligen Republik, welche nach Karl's Tode in England gegründet wurde, wollen wir nur noch ganz kurz erwähnen; weiter unten aber werden wir auf Cromwell und auf die Restauration des Königthums zurückkommen. Wir sehen hier überall nur Soldaten und Cromwell thätig, der als einseitiger Egoist jede Gewaltthat viel kaltblütiger anordnen konnte, als der Korse, welcher vor 60 Jahren in seine Spuren trat und allerdings oft hart sein konnte, dabei aber doch viel Gemüth hatte, während dieses dem frommen Engländer fehlte, welcher dagegen an kalten Witzen reich und im Beten unerschöpflich war. In den letzten Sitzungen des Blutgerichtes trieb Cromwell allerlei Schnurren und nachdem er das Todesurtheil unterzeichnet hatte, zog er dem neben ihm sitzenden

Henry Martin die nasse Feder über das Gesicht. Er ließ den König hinrichten, obgleich bei Fällung des Urtheilsspruches von den 68 Richtern nur 46 zugegen gewesen waren. Er ließ das der Hinrichtung beiwohnende Volk, als es murrte, durch seine Reiter auseinander sprengen. Er schaffte gleich nachher vermittelst des Rumpf-Parlamentes das königliche Ansehen im Reiche ab, um eine nur auf Soldaten gestützte, todt geborene Republik ausrufen zu lassen. Schon am Tage der Hinrichtung des Königs hatte man die sogenannte Volks-Souveränetät proklamirt, die von jener Zeit bis auf unsere Tage gebraucht worden ist, um Tyrannei und Despotie rechtmäßig zu machen. Zugleich ward jeder für einen Hochverräther erklärt, welcher ohne Einwilligung des Parlaments irgend Jemand König von England nenne. Dies bezog sich auf den Prinzen von Wales Karl II., den die Schotten auf die Nachricht von seines Vaters Hinrichtung herbeigerufen hatten und als ihren König anzuerkennen geneigt waren, wenn er bereit sei, sich für ihren Zweck gebrauchen zu lassen. Am 6. Februar wurde mit 44 Stimmen gegen 29 das Oberhaus, am 7. die Königswürde für abgeschafft erklärt. Letzteres geschah durch die Formel: „Es ist durch die Erfahrung bewiesen und dieses Haus erklärt, daß das Königsamt in diesem Lande für die Freiheit, die Sicherheit und das Wohl des Volkes unnütz, lästig und gefährlich ist; demzufolge ist es von diesem Tag an aufgehoben." Als provisorische Regierung für die nächsten zwölf Monate wurde eine aus 41 Mitgliedern bestehende Executiv-Commission angeordnet, deren eigentliche Lenker und Leiter Cromwell, Bradshaw, Ireton und Marten waren. Diese Männer hatten auch, damit das Rumpf-Parlament nicht ganz kahl dastehe, sondern als Maschine der Gesetzgebung etwas mehr Ansehen erhalte, die wenigen Mitglieder desselben wieder zugelassen, welche durch einen Revers ihre Zustimmung zu Allem, was geschehen war, aussprachen. Dadurch wurde die Zahl der Parlaments-Mitglieder wieder auf 150 gebracht, von denen aber selten mehr als ein Drittel in den Sitzungen erschien. Die Bildsäule Karl's wurde umgestürzt und auf dem Postamente die Inschrift angebracht: „Exiit tyrannus, regum ultimus (hin ist der Tyrann, der Letzte der Könige)." Zugleich wurde ein neues doppeltes Reichssiegel verfertigt, welches auf der einen Seite eine Karte von England und Irland nebst den Wappen beider Länder, auf der anderen eine Abbildung des Unterhauses, sowie die Umschrift enthielt: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen wieder hergestellten Freiheit, 1648."

VII. Dänische und schwedische Revolution.

1. Letzte Zeit Christian's IV. und Anfang von Friedrich's III. Regierung.

Die englische Revolution hing aufs Engste mit der religiösen Bewegung der Zeit und mit dem Secten-Wesen der Protestanten und ihrer Schwärmer zusammen; die dänische und schwedische Revolution dagegen, welche bald nach der englischen statt fanden, waren rein politischer Natur. Durch diese beiden skandinavischen Umwälzungen erhielt Dänemark eine absolute monarchische, Schweden aber dieselbe furchtbar aristokratische Verfassung, welche in Dänemark so verderblich für das Reich geworden war, daß sich dort der Bürgerstand, um vom Drucke des Adels befreit zu werden, in die Arme eines unbeschränkten Königthums flüchten mußte. Dies ausführlich darzuthun, kann nicht Zweck des vorliegenden Werkes sein; es wird aber von selbst theils aus der früher erzählten Geschichte des dreißigjährigen und des mit ihm enge zusammenhängenden schwedisch-dänischen Krieges, theils aus der Geschichte der Unternehmungen Karl's X. von Schweden hervorgehen.

Die Unternehmungen des schwedischen Generals Torstenson gegen die Dänen wurden bekanntlich durch den Egoismus der dänischen Großen gefördert, welche, anstatt die Einkünfte des Reiches dem Gesetze gemäß zu dessen Vortheil zu verwenden, die Domänen zu ihrem Eigenthume machten, die Festungen verfallen und das Heer erschlaffen ließen. Der Friede von Brömsebro, welcher im August 1645 mit Schweden geschlossen wurde, schien das kleine dänische Reich ganz zu vernichten. Eine der ersten Bedingungen desselben, welche die Dänen sich gefallen lassen mußten, war die Verminderung einer Haupteinnahme ihrer Staatskasse. Es wurden nämlich alle schwedischen Unterthanen, also auch die Livländer, Esthländer und Finnländer, auf solche Weise vom Sund-Zoll befreit, daß sie bei der Durchfahrt durch den Sund nur einen vom Magistrat ihres Wohnortes ausgestellten Nachweis über ihre Heimath vorzulegen hatten. Die Dänen mußten ferner nicht nur eine schwedische Post durch ihr Land dulden, sondern auch alles im Kriege eingezogene schwedische Eigenthum zurückgeben. Außerdem kamen Jämtland, Herjedalen und die Inseln Oesel und Gothland an Schweden, und wenn es im Friedensvertrage hieß, die Provinz

Halland solle nur als Pfand auf dreißig Jahre an Schweden fallen, so war dies blos eine Maske, um die förmliche Abtretung zu verstecken. Endlich mußte auch noch Christian's IV. Sohn und künftiger Nachfolger, Friedrich III., wiewohl nicht im Frieden von Brömsebro, sondern erst im westfälischen Frieden, seinen Anspruch an die deutschen Bisthümer Bremen und Verden, in welchen er zum Coadjutor gewählt worden war, aufgeben. Wenn man neben allen diesen für Dänemark so nachtheiligen Friedensbedingungen noch an die Uebermacht denkt, welche Schweden durch den westfälischen Frieden in Europa erlangt hatte, sowie an die großen kriegerischen Eigenschaften des schwedischen Königs Karl X., so wird man sich den Unwillen des dänischen Bürgerstandes über die Art, wie der Adel regierte, und seinen Wunsch, des Reichsrathes durch eine Revolution entledigt zu werden, leicht erklären können.

Die Macht des Adels und des Reichsrathes von Dänemark, deren Ursprung und Beschaffenheit früher angegeben worden sind, besonders die des Reichs-Hofmeisters, des Reichs-Drostes, des Reichs-Admirals und des Reichs-Marschalls, hatte in den letzten 30 Jahren sich sehr vergrößert, theils weil Christian IV. am Ende seines Lebens schwach wurde, theils weil er seinen mit der Christina Munk erzeugten Kindern zu viel Rechte einräumte. Christian selbst hatte nicht nur durch einen von ihm unterschriebenen Brief vom 23. August 1615 bescheinigt, daß er mit Christina Munk rechtmäßig verehelicht sei, sondern auch durch einen anderen vom 9. September 1629 die mit ihr erzeugten Kinder als legitime anerkannt. Die letztere Erklärung machte der Reichsrath, vermittelst eines von Holberg in seiner dänischen Reichsgeschichte abgedruckten Actenstückes, gleich nach Christian's Tode öffentlich bekannt. Die Töchter der Christina Munk waren mit Leuten wie Christian Penz, Hannibal Sehestädt, Johann Lindenow, Ebbo Uhlefeld (Ulfeld) und Corfitz Uhlefeld vermählt, welche, von Christian IV. begünstigt und durch Trotz, Hochmuth und Ehrgeiz ausgezeichnet, sehr gern die rechtmäßigen Söhne des Königs verdrängt hätten, zumal da sie selbst nicht nur von väterlicher, sondern auch von mütterlicher Seite her Dänen, die Söhne aus Christian's rechtmäßiger Ehe aber halb deutsch waren. Den ältesten dieser Söhne hatte Christian, weil seit der Erhebung Friedrich's I. gegen Christian II. (1523) Dänemark ein Wahlreich war und die Könige durch Wahl-Capitulationen immer mehr gebunden wurden, schon lange vor seinem Tode wählen lassen; der Prinz war aber schwächlich und starb noch vor seinem Vater (1647). Dies veranlaßte bei Christian's IV. Tode mancherlei Verwirrungen. Der zweite Prinz, Friedrich III. succedirte in Schleswig-Holstein kraft der Primogenitur-Ordnung ohne Weiteres; hier

war für den sogenannten herzoglichen Antheil der Herzog Friedrich III. von der Linie Gottorp (1616—1659) sein Mitregent. In Dänemark hatte er an Corfitz Uhlefeld einen Nebenbuhler, welcher zwar nicht öffentlich als solcher auftrat, aber doch als Reichs-Hofmeister nach der Verfassung nächst dem Könige das größte Ansehen im Reiche hatte. Uhlefeld ward noch mächtiger, als nach Christian's IV. Tode (28. Februar 1648) der Reichsrath eine Interims-Regierung anordnete, welche bis zur Erwählung eines neuen Königs die Geschäfte leiten sollte, und mit Ausschluß des Prinzen Friedrich aus dem Reichs-Hofmeister, dem Reichs-Admiral, dem Reichs-Kanzler und dem Reichs-Marschall bestand. Die Wahl eines neuen Königs ward durch Kabalen, die man dem Corfitz Uhlefeld zuschrieb, sowohl in Dänemark, als in Norwegen verzögert. Wenn übrigens Uhlefeld, wie es scheint, anfangs die Absicht hatte, die Wahl auf sich selbst zu lenken, so war er doch ein zu feiner Kopf, um nicht bald zu erkennen, daß dies ihm niemals gelingen werde. Sein Stolz und sein Uebermuth, seine Habgier und seine Herrschsucht hatten ihn so verhaßt gemacht, daß sogar auch sein Schwager, der Vice-König von Norwegen, Hannibal Sehestädt, zu seinen Feinden gehörte. Er war deshalb auch einer der Ersten, welche, sobald die Wahl auf Friedrich gefallen war, diesen als König feierlich begrüßten. Dagegen gab er aber auch neue Beschränkungen der königlichen Gewalt an, welche König Friedrich in der von ihm unterschriebenen Wahl-Capitulation vom 8. März gewähren mußte.

Um deutlich zu machen, warum der Bürgerstand, welcher in Dänemark nicht, wie der Bauernstand, von der Theilnahme an den Reichsversammlungen ganz ausgeschlossen war, lieber die Despotie eines Königs, als die eines armen und ungebildeten Adels sich gefallen lassen konnte, wollen wir nur einige Punkte anführen, durch welche die in den beiden vorhergegangenen Wahl-Capitulationen schon übermäßig beschränkten königlichen Vorrechte noch mehr beschränkt wurden. Der König hatte vorher das Recht gehabt, bei der Erledigung einer Reichsraths-Stelle aus zwei Kandidaten, welche der Adel vorschlug, einen zu wählen; dies wurde jetzt dahin abgeändert, daß, wenn künftig ein Reichsrath sterbe, der Adel derjenigen Provinz, aus welcher derselbe gebürtig gewesen sei, sechs oder acht aus seiner Mitte wählen und dann aus diesen der Reichsrath, welcher stets 23 Mitglieder zählen mußte, ohne den König weiter zu befragen, die erledigte Stelle besetzen solle. Ebenso sollte der Herrscher fortan weder den Vice-König von Norwegen, noch die Inhaber der vier hohen Reichsämter unmittelbar ernennen dürfen, sondern aus drei vom Reichsrathe Vorgeschlagenen zu erwählen haben. Der König sollte die Rechte aller Stände schützen, die Mitglieder des Adels aber bevorzugen, mit Gütern versorgen und

ihre Hintersassen nicht besteuern. Er sollte ohne Erlaubniß des Reichsraths weder Krieg führen, noch Frieden schließen, noch Bündnisse eingehen, ja sogar nicht aus dem Reiche reisen dürfen. Endlich ward ihm verboten, einen Beschluß des Reichsrathes abzuändern oder gar aufzuheben. Das Vorrecht der Adeligen, wegen keines Verbrechens anders als auf frischer That verhaftet zu werden, sollten künftig auch ihre Frauen und Töchter genießen. Andere Beschränkungen, welche bei Gelegenheit von Friedrich's III. Erwählung zu Gunsten der adeligen Aristokratie und der Oligarchie des Reichsrathes gemacht wurden, mag der Leser in der Urkunde selbst nachlesen, die sich in Holberg's dänischer Reichsgeschichte (Th. III. S. 51 ff.) wörtlich abgedruckt findet.

Der neue König hatte eine ruhige Natur und wenig Ehrgeiz; seine Gemahlin Sophia Amalia dagegen, eine Tochter des Herzogs Georg von Lüneburg, war verständig, ehrgeizig und in Betreff der Mittel, ihren Zweck zu erreichen, wenig bedenklich. Sie hatte einen Bremenser und einen Lüneburger, Gabel und Lenthe, mitgebracht, die ihr bei Allem, was sie unternahm, zur Seite standen und in allen Künsten der deutschen Juristen erfahren waren. Die von Christian IV. auf unverständige Weise begünstigten Kinder der Christina Munk duldete König Friedrich III. ohne sichtbaren Verdruß; seine Gemahlin dagegen hegte einen tödlichen Haß gegen sie. Auch der hohe und alte Adel haßte dieselben als Emporkömmlinge um so mehr, da Christian IV. selbst in seiner letzten Zeit zu Gunsten einer jüngeren Geliebten, der frechen Wybeke, die Christina Munk öffentlich hatte vor Gericht stellen und verurtheilen lassen. Wybeke hatte nämlich die Christina Munk des Ehebruchs angeklagt und diese war durch das Gericht für schuldig erklärt und vom Hofe verbannt worden; sie würde jedoch wieder zurückgerufen worden sein, wenn des Königs Tod es nicht verhindert hätte. Uebrigens hatten bei diesem ärgerlichen Processe zwei Schwiegersöhne der Christina Munk, der Reichs-Hofmeister Corfitz Uhlefeld und der Vice-König von Norwegen, Hannibal Sehestädt, welche einander tödtlich haßten, eine ganz entgegengesetzte Rolle gespielt. Der Letztere war nämlich wegen der ihm eigenthümlichen Servilität als Ankläger der Christina Munk, Corfitz Uhlefeld aber, welcher später auch die Verfolgung seiner Schwiegermutter an Wybeke grausam rächte, als ihr Vertheidiger aufgetreten. Beide wurden später ein Opfer des Hasses, den sie durch ihren Hochmuth und ihren fürstlichen Glanz, welcher den des Königs verdunkelte, sowohl in Friedrich's III. Gemahlin, als in dem Adel erweckt hatten. Zuerst galt es dem Reichs-Hofmeister Corfitz Uhlefeld.

Dieser Mann, dessen diplomatische Geschicklichkeit und große Talente für Repräsentation nicht zu leugnen sind, war schon unter Christian IV. zu glänzenden Gesandtschaften gebraucht worden, von welchen

besonders eine nach Holland sehr große Kosten verursacht hatte. Im Jahre 1649 wurde er wieder dahin geschickt, um mit Benutzung der in Holland endlich erwachten Eifersucht auf Schweden diese Republik, welche wegen des erhöhten Sund-Zolles von Dänemark entfremdet und von Schweden gewonnen worden war, wieder auf die dänische Seite herüberzuziehen. Wie geschickt Uhlefeld dies anfing, wird man aus den Prachtreden sehen, welche er nach der Sitte seiner Zeit an die ihn empfangenden Mitglieder der Generalstaaten hielt. Er erhob in seinen Reden die damals in Holland bestehende aristokratische Verfassung über alle anderen, und redete vom Königreich Dänemark so, als wenn dasselbe nicht eine Monarchie, sondern vielmehr eine Adels-Aristokratie wäre. An der Tafel sagte er sogar, der französische Adel sei kein rechter Adel, weil der König jeden Edelmann in die Bastille setzen lassen dürfe, statt daß in Dänemark der König den Edelmann nicht einmal verhindern könne, aus seinem Hause zu gehen. Uhlefeld erlangte damals von den Holländern einen Vertrag, in welchem diese für gewisse Fälle ihren Beistand versprachen, sowie einen zweiten, in welchem sie nicht nur eine jährliche Summe statt des bisher von ihnen gezahlten Sund-Zolles zusagten, sondern auch die Verpflichtung eingingen, der augenblicklichen Verlegenheit des Königs durch die Zahlung einer runden Summe abzuhelfen. Der letztere Vertrag, welcher unter dem Namen des Redemptions-Tractats bekannt ist, ließ sich allerdings von einer vortheilhaften Seite her betrachten; dessenungeachtet war aber der Hof, sowie ein Theil des Adels mit demselben unzufrieden, namentlich erschien die jährliche Abschlag-Summe zu gering. Dies mußte Uhlefeld zugleich mit allen übrigen Verwandten der Christina Munk bald nach seiner Rückkehr empfinden. Freilich hatten dieselben alle Welt durch Uebermuth gekränkt, während der neue König durch sein biederes Wesen und die Königin durch ihre Freundlichkeit den Adel für sich einnahmen.

Uhlefeld ward zuerst in Betreff der Gelder, die er auf seinen Reisen ausgegeben hatte, zur strengen Rechenschaft gezogen; auch sollte er sich über seine Verwaltung der Reichshofmeister-Stelle unter Christian IV. verantworten. Nachher aber spann man eine Kabale gegen ihn an, deren eigentlicher Zusammenhang sogar durch die gerichtliche Untersuchung nicht klar gemacht worden ist. Dina Winhofver nämlich, die Wittwe eines Holsteiners, die sich in viele vornehme Häuser der Hauptstadt eingedrängt und durch Klatschen und Zwischentragen bekannt gemacht hatte, benutzte den Unwillen der königlichen Familie über Corfitz Uhlefeld, um ihn und seine Gemahlin zu beschuldigen, daß Beide den König hätten vergiften wollen. Die Geschichte dieses angeblichen Mordversuches ist so abenteuerlich, daß wir es nicht der Mühe werth halten, ihrer näher zu gedenken. Drei angesehene Dänen, die sich dem Hofe

gefällig machen wollten, dachten anders. Diese Männer waren Georg Walter, der sich 1645 als Commandant von Rendsburg rühmlich ausgezeichnet hatte und von König Friedrich zum Obersten und geheimen Rath, sowie zu einem seiner Günstlinge gemacht worden war, Otto Sperling, Uhlefeld's Arzt, und Magister Simon Hennings, deutscher Prediger in Kopenhagen und Uhlefeld's Beichtvater. Alle drei wurden in das Gerede des leichtfertigen Weibes verwickelt, die sich nicht schämte, zu gleicher Zeit dem Reichs-Hofmeister von Nachstellungen vorzureden, welche ihm von Seiten des Hofes drohten. Am Schlusse des Jahres 1650 brachte Dina ihre Anklage insgeheim bei Hofe vor. Sie wurde nachher im April 1651, um sie gegen die Verfolgungen des allmächtigen Reichs-Hofmeisters zu schützen, im Schlosse selbst festgehalten, einen Monat später aber auf Uhlefeld's Andringen von Gerichts wegen gefangen gesetzt und als falsche Anklägerin durch den Stadtrath zur Rechenschaft gezogen. Jeder Schritt des Hofes und des Reichs-Hofmeisters in dieser Sache zeigt uns den elenden Zustand eines Staates, in welchem selbst die Justiz unter dem Einflusse der großen Herren stand und man sich einer Dirne bedienen mußte, um den mächtigsten Mann des Reiches zu verderben, welcher ebenfalls bei dieser Gelegenheit in keinem vortheilhaften Lichte erscheint. Der König selbst ward durch seinen Günstling Walter so sehr in das Netz der Dina verstrickt, daß man glauben könnte, die Kabale gegen Uhlefeld sei von ihm und seiner Gemahlin, welche die Christina Munk und ihre Familie auf jede Weise der ihnen von Christian IV. gewährten Auszeichnungen zu berauben suchte, ausgegangen. Der König ließ jedoch dem Rechte seinen Gang. Dina wurde vom Stadtrathe der falschen Anklage schuldig befunden, nachher aber, weil der Proceß das ganze Reich in Bewegung gebracht hatte und nur der Reichsrath Todesurtheile aussprechen durfte, von Uhlefeld's Familie noch einmal vor diesen gestellt. Der Reichsrath verurtheilte sie zum Tode.

Nach ihrer Hinrichtung klagte Walter den Reichs-Hofmeister an; der König ließ aber seinerseits auch gegen den Ersteren eine Untersuchung veranstalten. Friedrich war billig genug, seinen Liebling nicht in Schutz zu nehmen, obwohl er nicht erlaubte, daß Walter vor den Reichsrath gestellt und so der Rache Ulefeld's geopfert werde. Er verbannte ihn blos aus dem Reiche. Dies sah der stolze, heftige, in seinen Aeußerungen und seinem Betragen ganz unverständige Reichs-Hofmeister als eine tödtliche Beleidigung und als ein Vorzeichen künftiger neuer Verfolgungen an. Er floh, als die Processe beendigt waren, am 14. Juli 1651 aus dem Reiche, entweder weil er wegen des Schimpfes zürnte, welcher durch die Anklage der Dina und des Obersten Walter auf ihn gefallen und vom Könige nicht gehörig gerächt

worden war, oder weil er die Folgen der von ihm noch immer verweigerten Rechnungsablage fürchtete, oder auch weil er und seine ganze Familie sich vom Hofe und dessen Anhang vernachlässigt fühlten, oder endlich weil er, was am wahrscheinlichsten ist, dem Könige und allen den Großen, welche seine Gegner waren, mächtige auswärtige Feinde zu erwecken wünschte. Er bestieg mit seiner ganzen Familie und Dienerschaft zur Nachtzeit ein holländisches Schiff, das ihn nach Amsterdam brachte, und begab sich von dort nach Schweden, wo er dann am Hofe der Königin Christina eine glänzende Aufnahme fand.

Uhlefeld wurde gleich nach seiner Entweichung ein Opfer des Hasses der dänischen Königin und seiner Feinde unter den Edelleuten; denn der König selbst übte weder Kabalen, noch Verfolgung und Rache. Uhlefeld ward seines Amtes und der Würde eines Reichsrathes verlustig erklärt. Man belegte ferner nicht blos alle die Güter, welche ihm, seiner Gemahlin und seinen Kindern von Christian IV. geschenkt worden waren, sondern sogar die Zinsen der von ihm ausgeliehenen Geldsummen mit Beschlag. Diese wurden nachher förmlich eingezogen und unter seine Gegner vertheilt. Zugleich mit Uhlefeld suchte man auch alle Anverwandten der Christina Munk zu verderben. Ein Vorwand dazu war leicht zu finden, da Alle sich unter Christian's Regierung Ungerechtigkeiten, Räubereien und hochmüthigen Trotz erlaubt hatten. Zuerst ward Corfitz Uhlefeld's Bruder Ebbo wegen der von ihm verwalteten Aemter und Gelder zur Rechenschaft gezogen. Er entging der beabsichtigten Verfolgung dadurch, daß er wie sein Bruder in Schweden Schutz suchte. Dasselbe thaten drei bis vier andere Mitglieder seiner Familie. Hannibal Sehestädt, der als Statthalter von Norwegen sich mit königlichem Glanze umgeben hatte, ward wie Ebbo Uhlefeld genöthigt, Rechenschaft abzulegen, und dann nach einem summarischen Processe seiner Güter verlustig erklärt. Als eine besondere Gnade sollte er es ansehen, daß man ihm seine Kleinodien und sein Silbergeschirr ließ und eine Schuld von 60,000 Thalern zu bezahlen versprach. Dagegen mußte er sich verpflichten, das Reich nicht ohne Erlaubniß zu verlassen. Er entfloh dessen ungeachtet nach Hamburg. Später kehrte er nach Dänemark zurück und verrieth die Standesgenossen, die ihn gestürzt hatten, ebenso, wie er früher dem König Christian zu Gefallen seine Schwiegermutter verrathen hatte. Als nämlich später die Königin Sophia Amalia die dänische Verfassung ändern wollte, bot er sich ihr als Werkzeug an und beförderte neben den Zwecken der absoluten Monarchie seine eigenen ganz vortrefflich. Graf Waldemar, ein Sohn Christian's IV. und der Christina Munk, mußte ebenfalls aus dem Reiche fliehen, war aber weder so glücklich, wie Uhlefeld, die Gunst der schwedischen Königin Christina zu erlangen, noch war er,

wie Hannibal Sehestädt, zu allem Guten und Bösem zu gebrauchen. Er begab sich nach Deutschland, nahm nach manchen Abenteuern, die er erlebte, im Kriege mit Polen schwedische Dienste und starb 1656 in Lublin.

Corfitz Uhlefeld war vom Augenblicke seiner Flucht an unablässig bemüht, einen Krieg zwischen Dänemark und Schweden zu veranlassen. Da nun ein solcher Krieg wirklich ausbrach und bedeutende Folgen hatte, so haben wir jetzt zunächst die schwedische Geschichte seit dem westfälischen Frieden nachzuholen.

2. Schweden unter der Regierung der Königin Christina.

Gustav Adolf's Tochter und Nachfolgerin, Christina, welche durch angeborene Eigenthümlichkeiten und durch eine ganz sonderbare Art von Erziehung und Unterricht zu einem Mitteldinge zwischen Mann und Weib gemacht worden war, besaß den Sinn und die Kraft eines Mannes neben allen Schwachheiten der Weiber. Sie hatte schon 1644, als sie 18 Jahre alt geworden war, die Regierung selbst übernommen, und zeigte bald nicht nur die auch noch in unserem Jahrhundert beliebt gewordene geniale monarchische Auffassung der Politik, sondern noch mehr jene höfisch-künstlerische und großartige Ansicht des menschlichen Lebens und seiner Verhältnisse, welche in unseren Tagen nur großen Geistern, nicht der Mehrzahl oder uns anderen gemeinen Seelen gefällt, die dem Fluge des Genies nicht zu folgen vermögen. Die Schilderung ihrer Person, welche von dem französischen Minister Chanut mit großer Genauigkeit gegeben und von ihr selbst durch Noten erläutert worden ist, findet man in Geijer's schwedischer Geschichte. Wir gehen auf dieselbe nicht ein, weil wir nicht unterhalten, sondern nur belehren wollen. Christina's Ungeduld, die große und geniale Königin zu spielen und des alten Kanzlers Oxenstierna, welcher ihr Mentor bleiben wollte, los zu werden, war ein Glück für Schweden und für Deutschland, weil Christina seit 1647 durch ihren vertrauten Minister Salvius gegen Oxenstierna's Willen den westfälischen Frieden förderte, den der Kanzler verzögerte, um seine Regierung zu verlängern. Salvius war, wie schon erwähnt, von bürgerlicher Herkunft; überhaupt beförderte Christina gern Männer von geringerem Stand und erhob über 400 Bürger zu Edelleuten.

Zu dem schwedischen Reiche gehörten damals nicht nur die im westfälischen Frieden abgetretenen deutschen Provinzen und die im Frieden von Brömsebro erworbenen Theile von Dänemark, sondern auch Livland, Esthland und Finnland. Ein solches Reich konnte nur durch große Sparsamkeit erhalten und, da seine Einkünfte besonders aus den Kron-

gütern flossen, durch gute Verwaltung derselben vergrößert werden; Christina befolgte aber ein ganz entgegengesetztes System, weil sie den großen Umfang ihres Gebietes mit der inneren Stärke desselben verwechselte. Die Einkünfte waren weder der Ausdehnung eines Reiches gewachsen, welches nur durch ein stehendes Heer vertheidigt werden konnte, noch genügten sie für die Ausgaben, die ein ganz glänzend eingerichteter Hof und ein unbeschreiblich stolzer, verschwenderischer Adel zu machen hatten. Dieser Adel hätte schon unter Christina gern begonnen, was er später nach ihres Nachfolgers Tode durchsetzte; oder mit anderen Worten, er hätte gern schon damals wie nachher zu derselben Zeit, als der dänische Bürgerstand aus Unwillen über die Despotie des Adels eine absolute Monarchie errichten half, eine unter den Schein einer Monarchie versteckte Adelsherrschaft eingeführt. Auch würde diese Adels-Revolution schon früher erfolgt sein, wenn nicht Karl X. durch den Glanz seiner Thaten das Mißverhältniß des dreißigjährigen Krieges und der in Folge desselben eingetretenen Erschöpfung der Kräfte und Finanzen auf einige Zeit in Vergessenheit gebracht hätte. Wir können dies mit aller Bestimmtheit behaupten; denn wir haben uns aus Geijer's Angaben überzeugt, daß Christina der Regierung hauptsächlich darum schon nach zehn Jahren müde ward, weil sie nicht wußte, wie sie die Mißverhältnisse im Inneren beseitigen könne, welche freilich zum Theil durch ihren Mangel an praktischem Sinn und an Sparsamkeit, zum großen Theil aber doch auch durch die allgemeine Stellung des auf dem Wege der Eroberung geschaffenen schwedischen Reiches hervorgebracht waren. Bei der Beschaffenheit der mittelalterlichen Ständeversammlungen und bei der großen Verschiedenheit der Provinzen, welche zum schwedischen Reiche gehörten, war es schwer, allgemeine Steuern einzuführen, wie es überhaupt damals fast nirgends möglich war, den Adel und die Geistlichkeit zur Zahlung von Abgaben zu bringen. Die Domänen oder Krongüter blieben daher immer noch die Hauptquelle der Staatseinkünfte. Gerade diese Quelle aber versiegte durch die großartige königliche Manier, mit welcher Christina ihrem Hofadel die Mittel gewährte, sich mit fürstlichem Glanze zu umgeben. Christina entzog der Monarchie die Reichthümer, um sie einer Aristokratie zuzuwenden, die sich nachher der Regierung bemächtigte. Die Königin vergabte noch dazu nicht allein die Krongüter, von welchen ein großer Theil nach der Constitution nur an Adelige verliehen werden konnte, sondern sie beschenkte den Adel auch mit den Kron-Renten; dadurch wurden also die Bauern, welche diese entrichteten, dem Adel, anstatt wie früher dem Könige, steuerpflichtig, oder mit anderen Worten, sie wurden aus unmittelbaren Unterthanen des Königs mittelbare.

Christina trieb ihre Verschwendung so weit, daß ihr oft das Geld zur Bestreitung ihres täglichen Aufwandes mangelte. Sie war von Künstlern und Gelehrten umgeben; ihr Geschmack erscheint aber darum nicht von einer vortheilhaften Seite, und ihr Lebenswandel war nicht besser, als der der überall gepriesenen und von ihren Landsleuten vergötterten Königin Elisabeth von England. Es hatte bei Christina wenig gefruchtet, daß sie den Thucydides und den Homer in der Ursprache gelesen und nicht nur alle neueren Sprachen, sondern sogar auch das Hebräische erlernt hatte; denn sie huldigte nichts destoweniger dem Geschmacke, welcher an den Höfen des übrigen Europa herrschte und auf die Kunst und Litteratur der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts den verderblichsten Einfluß ausübte. Ihr Geschmack läßt sich schon aus der Beschreibung der Bälle, die sie mit großen Kosten veranstaltete, und der mythologischen, allegorischen und symbolischen Stücke, die von ihren Günstlingen in ihren Gemächern aufgeführt wurden, beurtheilen. So wurde nach ihrer Krönung (October 1650) eine Scene dargestellt, in welcher die berühmtesten drei Amazonen des Alterthums ihrer gelehrten Schwester Christina zu Ehren eine Pyramide errichteten. Sie ließ in ihren Zimmern von Corfitz Uhlefeld und anderen Hofleuten, welche ihr auf eine lästige Weise räucherten und dabei sogar gelegentlich das Rauchfaß ins Gesicht warfen, die ganze Götterversammlung des Olympus vorstellen, bei welcher Gelegenheit Uhlefeld's hochmüthig brutale Figur den donnernden Jupiter machte. Was Christina's Lebenswandel und den ganz sonderbaren abenteuerlichen Aufzug betrifft, in welchem sie einherzog, so scheuen wir uns darauf näher einzugehen. In Betreff des Ersteren müssen wir jedoch bemerken, daß einige von Christina's Günstlingen ganz geeignet waren, sie in der poetischen Abneigung vom starren und steifen Lutherthum ihrer Zeit (denn das einfache Evangelium der Liebe und des Erbarmens war von jeher der vornehmen Welt ein Aergerniß) zum Pomp einer Kirche zu führen, welche für Sünden wie die der Christina waren, Vergebung gewährt. Eine zeitlang glaubte sie, unterstützt von ihrem Hofgeistlichen Matthiä, eine Vereinigung der reformirten Bekenntnisse zu Stande bringen zu können; doch erregte sie damit nur Unzufriedenheit. Besondere historische Bedeutung hatten übrigens als Günstlinge der Königin, außer dem Schweden M a g n u s G a b r i e l d e l a G a r d i e, einem Sohn des Reichsmarschalls, mehrentheils Ausländer, wie der ihr von Salmasius empfohlene französische Chirurgus B o u r d e l o t und der spanische Gesandte Don Antonio P i m e n t e l, welche Beide vorzugsweise den Ruhm erlangten, die Tochter des heldenmüthigen Vertheidigers des Lutherthums in den Schoß der päpstlichen Kirche zurückgeführt zu haben. Mit Pimentel, der ihr Ver-

trauter wurde, stiftete sie den Amaranten-Orden, der aus 15 Rittern und 15 Damen bestand und der Ehelosigkeit gewidmet war, mit der Divise: „Dolce nella memoria" (süß in der Erinnerung). Es wird nach allen angeführten Umständen, nicht auffallen, daß die Königin den Gedanken faßte, die Regierung eines Landes, dessen Klima, Sitten und Religion ihr zuwider waren und dessen Hülfsquellen sie ganz erschöpft hatte, niederzulegen, da sie nie hoffen durfte, ihre Religion dort auch nur für sich allein frei ausüben zu können. Sie hatte schon 1651 daran gedacht, abzudanken, war aber damals den Vorstellungen des Reichsrathes, besonders der Familie Oxenstierna, gewichen. Sie erging sich gern in religiösen Betrachtungen mit dem Beichtvater und dem Dolmetscher des portugiesischen Gesandten. Im folgenden Jahre erschienen im Auftrag des Jesuitengenerals Piccolomini zwei Jesuiten am schwedischen Hofe, welche in Gesprächen und Belehrungen die Neigung der Königin zum Uebertritt bestärkten. Sie fragte bei denselben an, ob der Papst ihr gestatten würde, einmal im Jahre öffentlich das Abendmal nach protestantischem Ritus zu nehmen; dies wurde jedoch als unmöglich bezeichnet.*) Im Jahre 1654 wurden ihre Verlegenheiten so groß, daß sie den Entschluß faßte, die Last, welche für sie zu schwer ward, auf andere Schultern zu wälzen.

Die Verschwendung und schlechte Haushaltung der Königin überstieg allen Glauben. Sie verschenkte ein Krongut nach dem anderen und alle ihre Günstlinge lebten im Ueberflusse, während sie selbst aus Geldmangel nicht nur oft Monate lang ihre Dienerschaft nicht zu bezahlen vermochte, sondern auch die schlechtesten Mittel, deren Aufzählung man bei Rühs**) und Anderen aufsuchen mag, anwenden mußte, um nicht zu einer förmlichen Bankerott-Erklärung genöthigt zu sein. Sie sah sich gezwungen, ihr Silbergeschirr zu versetzen und von Axel Lilie, dem sie die Statthalterschaft von Pommern verliehen hatte, ein Geschenk von 50,000 Thalern anzunehmen. Auch der von ihr gegen den hochmüthigen Kanzler Oxenstierna begünstigte Minister Salvius hatte 60,000 Thaler von ihr zu fordern. Dieser und der kurz zuvor erwähnte Graf Gabriel de la Gardie waren von ihr so sehr mit Begabungen überschüttet worden, daß der Erstere auch dem erklärten Thronerben bedeutende Summen leihen konnte, und daß der Letztere blos von den ihm geschenkten Krongütern eine jährliche Einnahme von

*) Mit diesem Hergang stimmte es wenig, daß sie noch 1652 dem Prinzen von Hessen brieflich abrieth, zum Katholicismus über- oder (wie die römische Kirche sich ausdrückt) zurückzutreten. Doch hält Ranke („Die römischen Päpste," III., 94) die obige Darstellung, die auf Nachrichten der Jesuiten beruht, für richtig.

**) Rühs, Geschichte Schwedens, fünf Bände, Halle 1804—1814.

80,000 Thalern hatte. Diesem von ihr so sehr begünstigten Grafen erlaubte sie auch, bei einer Sendung nach Paris, die ihm 1646 aufgetragen wurde, 100,000 Thaler der von Frankreich zu zahlenden Subsidien zu verschwenden, um in Paris eine glänzende Figur zu spielen. Dagegen verweigerte sie ihm ihre Unterstützung, als er ein deutsches Fürstenthum zu erlangen strebte, obgleich sie ihn mit der Schwester des Thronerben vermählte, vielleicht auch gerade weil sie dies gethan hatte.

Erklärter Nachfolger der Königin war Karl Gustav (Karl X.), der Sohn einer älteren Stiefschwester Gustav Adolf's, Katharina, welche mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken-Kleeburg vermählt gewesen war. Sein Vater hatte während der Minderjährigkeit der Königin sehr viel von der Verfolgung der hohen schwedischen Aristokratie zu leiden gehabt. Karl Gustav selbst ward von Christina so sehr begünstigt, daß er sich um ihre Hand bewerben zu können glaubte. Sie verschaffte ihm auch Gelegenheit, seine ausgezeichneten militärischen Anlagen unter Torstenson ausbilden zu können. Er erwarb sich in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges großen Ruhm. Dagegen konnte er von der Königin die Zusage ihrer Hand nicht erhalten, obgleich Christina 1647, als sie von den Ständen dringend gebeten wurde, sich zu vermählen, diesen erklärt hatte, daß sie, wenn sie sich entschließe, dies zu thun, ihrem Vetter Karl Gustav den Vorzug vor allen anderen Bewerbern geben werde. Sie benahm sich nachher, indem sie bald aufs Neue zusagte, bald wieder ablehnte, gegen ihn so sonderbar, daß es fast schien, als wenn es dem Prinzen wirklich um ihre Hand, nicht um das Reich zu thun gewesen wäre, obgleich er wegen der äußeren Erscheinung und des Umganges der Königin unmöglich an ihrer Person Gefallen haben konnte. Karl Gustav spielte bei ihren Sprödigkeiten die Rolle eines Bewerbers auf ganz meisterhafte Weise und bewies in seinen eigenen uns aufbewahrten Aeußerungen einen Eifer für die Verehelichung mit Christina, welcher seiner Hof-Erziehung die größte Ehre machte. Im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges trat er als schwedischer Generalissimus in Deutschland auf.

Auf dem Reichstage des Jahres 1649 erneuten die Stände das dringende Verlangen, daß Christina einen Gemahl nehmen möchte; und jetzt erklärte sie, um weder ihren Vetter, noch die Stände zu beleidigen, gerade heraus, daß sie zwar entschlossen sei, sich nicht zu vermählen, daß sie aber, um das Reich über die Zukunft zu beruhigen, Karl Gustav zu ihrem Nachfolger erklären wolle. Dies war aus vielen Gründen ein harter Schlag für den Reichsrath, welchem beim Tode der Königin das Wahlrecht zufiel und der in Karl Gustav einen mili-

tärischen Dictator und Reformator der Mißbräuche, die seit Gustav Adolf's Tode eingerissen waren, um so mehr fürchten mußte, da die drei unteren Stände schon längst wiederholt gefordert hatten, daß die Krongüter, welche unveräußerlich sein sollten und doch fast insgesammt vergabt oder verschenkt worden waren, durch Ständebeschluß wieder an den Fiscus gebracht werden müßten. Es bedurfte des ganzen Ansehens, welches die Königin wegen der noch immer fortdauernden hohen Verehrung vor ihrem Vater besaß, um den Adel dahin zu bringen, daß er die von ihr getroffene Wahl ihres Nachfolgers billige; vom alten Oxenstierna konnte die Zustimmung sogar nie erhalten werden. Am 10. März 1649 erkannten die Stände durch ihre Unterschrift den Pfalzgrafen als Thronfolger an. Im folgenden Jahre kam Karl Gustav nach Stockholm, während das schwedische Heer noch immer in Deutschland stand und dort besonders die Reichsfreiheit der Stadt Bremen ernstlich bedrohte. Wie weit die Anmaaßungen des Adels und besonders des Reichsrathes unter Christina's Regierung ging, zeigt sich unter Andern darin, daß nach allem dem, was vorgefallen war, der Thronerbe noch ausdrücklich versichern mußte, er wolle in Rücksicht der Finanzen das dringende Verlangen der drei anderen Stände nicht erfüllen. Karl Gustav mußte nämlich nicht nur gegen die Königin und die Stände allerlei andere Versprechungen eingehen, sondern zuletzt auch in den Gemächern der Königin noch den Reichsräthen geloben, daß er sie im Besitze aller der Schenkungen, die ihnen schon gemacht worden waren oder noch gemacht werden würden, schützen und erhalten wolle.

Die Umgebung der Königin bildeten großentheils gelehrte Schmarotzer und Pedanten, welche von ihr gefüttert und beschenkt wurden und deren Aufnahme und Beschützung der deutsche Geschichtschreiber Schwedens (Rühs) als das größte Verdienst der Königin preist. Um den harten Ausdruck zu rechtfertigen, mit dem wir die Herren bezeichnet haben, welche viele Folianten geschrieben haben und auf dem Katheder oder in einer gelehrten Akademie wohl ganz an ihrer Stelle gewesen wären, sollten wir eigentlich sie selbst näher charakterisiren und zugleich die Art und Weise angeben, wie sie in den Gesellschaften der Königin sich mystificiren lassen mußten. Es waren jedoch zu viele wirklich verdiente Männer unter ihnen, als daß wir ihre Blößen aufdecken wollten. Wir nennen daher nur einige derselben, welche zu den Hauptschülern der italienischen Philologen des 16. Jahrhunderts gehörten. An Christina's Hofe begab sich der Franzose Des Cartes (Cartesius), der größte Denker seiner Zeit; er spendete ihr philosophische Belehrung in würdiger Weise; auch sollte er ihr zur Stiftung einer schwedischen Akademie behülflich sein; doch starb er schon im Februar 1650 in Stockholm. Der Philolog Isaak Vossius aus

Leyden reiste zum Einkaufen von Büchern und Antiquitäten für Christina, daher seine Correspondenz mit ihr sehr anziehend ist. Johann Gerdes war aus Rostock berufen worden, um Christina im Griechischen zu unterrichten. Hebräisch lernte sie bei Terserus. Johann Freinsheim aus Ulm, der sich durch eine lateinische Lobrede auf Gustav Adolf berühmt gemacht hatte, wurde von Straßburg aus als Professor nach Upsala berufen, hernach aber durch Christina als Bibliothekar nach Stockholm versetzt; sie ermunterte ihn zur Herausgabe seiner Ergänzungen zu Livius. Freinsheim hatte in Straßburg auch ein deutsches Epos zu Ehren des Herzogs Bernhard von Weimar gedichtet („Tugendspiegel, oder Gesang von dem Stamm und Thaten des alten und neuen Hercules"). Der berühmte Hugo Grotius, den man unter den ersten Begründern des Völkerrechts nennt, kam an Christina's Hof im Jahr 1645 von Paris aus, wo er zehn Jahre lang als schwedischer Gesandter gelebt hatte; er erbat indeß noch in demselben Jahre seinen Abschied und starb, auf dem Heimwege nach Holland begriffen, zu Rostock. Nikolaus Heinsius aus Leyden, Sohn des noch berühmteren Gelehrten und Lateindichters Daniel Heinsius, stand wegen seiner gründlichen Kritik Virgil's, Ovid's und Claudian's in der besonderen Gunst der Königin, die ihn zum Behuf seiner Studien nach Italien sandte; er kaufte dort für sie Handschriften, Münzen und Kunstwerke. Salmasius wohnte sogar längere Zeit im königlichen Schlosse. Mit Bochart kam der junge Huet, der später in Paris zu ausgebreitetem Ruhm gelangte, indem er hauptsächlich jene Sammlung von alten Klassikern besorgte, die, wie es auf dem Titel hieß, in usum Delphini (zum Gebrauch des Dauphins) veranstaltet wurde. Marcus Meibom, der sich als Philolog mit der Musik der Alten beschäftigte, blieb nur kurze Zeit in Stockholm; ebenso der Arzt Naudé (Naudäus) der neben seinem Fach sich eine ungeheuere Kenntniß von Curiositäten der verschiedensten Art verschafft hatte. An Vielseitigkeit übertraf ihn noch Hermann Couring, Professor im Helmstedt, den Christina zu ihrem Leibarzt machen wollte und dem ihr Nachfolger Karl Gustav wenigstens den Titel verlieh; dabei war er ein gründlicher Theologe. Sein Hauptverdienst aber besteht in seinen Studien zur Geschichte des deutschen Reiches und in seinen für jene Zeit mustergiltigen Abhandlungen über deutsches Staatsrecht. Er verfaßte in Christina's Auftrag eine Vertheidigung des westfälischen Friedens gegen den Papst. Die Aufzählung dieser Männer zeigt uns jedenfalls, daß Christina die ersten Geister ihrer Zeit an sich zu fesseln und von ihnen zu lernen suchte. Dabei stand sie im Briefwechsel mit dem christlichen König von Abyssinien und mit dem angesehenen Juden Manasseh ben Israel, der im Interesse seiner Glaubensgenossen sich auch mit Cromwell in Be-

ziehung setzte. Eine gewisse Richtung zum Sonderbaren, die übrigens auch bei vielen Gelehrten des Jahrhunderts vorwaltete, läßt sich allerdings in Christina's Liebhabereien nicht verkennen; auch an Zügen fürstlichen Uebermuthes mag es nicht gefehlt haben.*)

Neben den Schriftstellern und Professoren spielte auch Corfitz Uhlefeld, seitdem er aus Dänemark nach Schweden geflohen war, eine sehr bedeutende Rolle am glänzenden Hofe der Christina. Er war freilich kein großer Gelehrter, aber er hatte ein sehr imposantes Aeußere, war ein ausgezeichneter Diplomat, Meister in allen höfischen Künsten, besonders im Schmeicheln, und glänzte durch seine Staatsreden, welche damals mehr galten als in unserer Zeit. Die Gunst, welche Christina ihm gewährte, benutzte er, um seinen Landsleuten, den Dänen, auf jede Weise zu schaden. Er schmähte nämlich nicht nur in einer sogenannten Ehrenrettung, die er gedruckt in sein Vaterland schickte, den König, die Königin und den Reichsrath von Dänemark auf unanständige und grobe Weise, sondern er wußte auch zu bewirken, daß die Königin Christina seinetwegen langwierige Händel mit den Dänen hatte. Dagegen konnte er es nicht dahin bringen, daß die Königin einen Krieg mit ihnen anfing. Auf der anderen Seite benutzte König Friedrich III. oder vielmehr seine Gemahlin Sophia Amalia das unvorsichtige, unwürdige und ganz unverantwortliche Benehmen, dessen Christina sich bei dieser Gelegenheit schuldig machte, um den ehemaligen dänischen Reichs-Hofmeister seiner noch übrigen Güter zu berauben. Uhlefeld wußte sich jedoch auch den Nachfolger der Christina geneigt zu machen, und dieser drang, als er König geworden war, bei der dänischen Regierung nicht allein auf eine Entschädigung für Uhlefeld, sondern er war auch, weil er von Anfang an irgend einen Krieg führen wollte und mußte, lange in Zweifel darüber, ob er seine Waffen nicht zuerst gegen Dänemark richten solle.

Christina legte im Juni 1654 die Regierung nieder. Sie hatte während ihrer Herrschaft nicht allein die baaren Geldvorräthe und den Credit des Reiches ganz erschöpft, sondern auch durch Verschenkung der Kron-Lehen oder durch die leichtfertige Weise, sie als Allodien in die Hände von Privatleuten kommen zu lassen, den Grundstock des Staatsvermögens fast vernichtet. Zugleich hatte sie in eben dem Maaße, als die Geldmittel sich verminderten, die Nothwendigkeit, ganz unnöthige Zahlungen zu leisten und zum Glanze des Hofes dienende Vergabungen zu machen, vermehrt. Namentlich war unter ihrer Regierung die Zahl der schwedischen Reichsräthe, welche den Rang deut-

*) So wenn sie auf Bourdelot's Angabe den oben genannten Meibom auf antike Weise musiciren oder singen und Naudé, der über den Tanz der Alten geschrieben hatte, dazu tanzen ließ.

scher Fürsten in Anspruch nahmen und denselben Aufwand wie diese machten, bis auf 40, die der adligen Familien massenhaft gestiegen. Auch die von Christina unterzeichnete Entsagungs-Acte war so eingerichtet, daß alle noch vorhandenen Mittel, die Staatsausgaben zu bestreiten, dem neuen Könige entzogen und zu einer Privat-Einnahme Christina's gemacht wurden, obgleich diese entschlossen war, den Norden ganz zu verlassen und ihre reichen Einkünfte im Süden auf romantisch-künstlerische Weise zu verschwenden. Am 16. Juni wurde in Upsala eine Versammlung der Reichsstände gehalten, in welcher sie, damals noch nicht 28 Jahre alt, die Regierung ihrem Vetter übertrug; noch an demselben Tage wurde Karl Gustav gekrönt. Christina hatte sich ausbedungen, daß sie Niemandem zu Gehorsam und Unterwürfigkeit verpflichtet sei und durchaus keine Verantwortlichkeit für die Kronschulden habe. Auch die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienung, wo sie sich auch mit derselben befinden möge, behielt sie sich ausdrücklich vor. Sie hatte sich außerdem für ihren Unterhalt das Schloß und die Stadt Norköping mit Allem, was dazu gehöre, sowie Oeland mit Bornholm, Gothland mit Wisby, Oesel mit Arensburg, Pöl und Neukloster bei Wismar und Wollgast nebst den Tafelgütern in Pommern zusagen lassen. Die Einwohner aller dieser Orte sollten ihr, wiewohl unbeschadet des Eides, welchen dieselben dem Könige und der Krone schuldig wären, die Huldigung leisten und Christina sollte dort alle Beamten anzustellen haben. Nach ihrem Tode dagegen sollten alle Besitzungen außer drei Aemtern in Pommern und einem Hofe auf Oesel, den sie sich vorbehielt verpfänden zu dürfen, an die Krone zurückfallen. Daß die wunderliche Königin aus Ursachen, welche in unseren Tagen fast die ganze Aristokratie zur Anhänglichkeit an Rußland oder an den Papst bewegen, schon längst dem Glauben ihres großen Vaters untreu geworden sei, wußte bei ihrer Abdankung noch Niemand; man ahnte es aber, und sie selbst säumte nicht, es alsbald öffentlich zu erklären. Sie reiste deshalb nicht mit der Flotte von zwölf Schiffen, welche zu ihrer Ueberfahrt nach Deutschland bereit lag, sondern eilte, als wenn sie fliehen müßte, durch Dänemark in die Niederlande. Zu Brüssel legte sie heimlich, zu Innsbruck öffentlich das katholische Bekenntniß ab. Sie genoß reichlich das Interesse, das ihr Uebertritt erregen mußte; in Rom wurde sie vom Papst Alexander VII. gefirmelt und Alexandra genannt; ihre Bewunderer erhoben sie weit über Heinrich IV. Auch in Paris ließ sie sich feiern, doch blieben ihre Verstöße gegen den guten Ton nicht unbemerkt. Auch erregte der Mißbrauch, den sie in Frankreich von der Gerichtsbarkeit über ihre Bedienung machte, den höchsten Unwillen; sie verurtheilte nämlich ihren Oberstallmeister Monaldeschi wegen Verrathes zum Tode und ließ ihn

mit Dolchen und Degen durchbohren. Die letzten Jahrzehnte ihres Lebens wurden ihr durch die sichtliche Abnahme des Interesses für ihre merkwürdige Persönlichkeit, auch durch Geldmangel verbittert; sie starb im April 1689, 63 Jahre alt, zu Rom und erhielt ein Denkmal in der Peterskirche.

3. Karl's X. erste Zeit und sein Krieg mit Polen.

Christina hatte durch die ganze Art ihrer Regierung und Verwaltung ihrem Nachfolger, Karl X. Gustav, eine Lage bereitet, aus der er sich im Frieden nimmer, durch den Krieg aber wenigstens auf einige Zeit befreien konnte. Er selbst sah gleich anfangs ein, daß ihm keine andere Wahl gelassen sei, als entweder einen Bankerott zu verkündigen und ruhmlos zu regieren, oder durch einen Krieg, der sich selbst ernähre, die Mittel herbeizuschaffen, durch welche das schwedische Volk die im deutschen Kriege erworbene Macht behaupten und die in demselben angenommenen neuen Bedürfnisse befriedigen könne. Auch war Karl keinen Augenblick zweifelhaft, ob er einen Krieg beginnen, sondern nur, gegen welchen Staat er seine Waffen richten solle. Das zahlreiche Heer, welches aus Schweden und geworbenen Deutschen bestand, konnte nur im Kriege unterhalten und versorgt werden; der Adel war auf die Officiers-Stellen angewiesen; die Reichsräthe konnten den fürstlichen Aufwand, an den sie sich gewöhnt hatten, ohne Zuflüsse von Außen nicht bestreiten; der Bauernstand endlich beschwerte sich auf jedem Reichstage über die unaufhörlichen Frohnden und Fuhren für die Landhäuser und Paläste, welche die durch die Kriegsbeute bereicherte Ritterschaft erbauen ließ. Nur ein rühmlicher Krieg konnte auch diesen Stand beschäftigen und nähren.

Ein Krieg, wie Karl X. ihn wünschte, konnte blos mit Dänemark oder mit Polen geführt werden. Wenn der schwedische König den ersteren Staat angriff, konnte er theils auf die dänischen Großen und Vasallen zählen, welche in Uhlefeld's Schicksal verwickelt worden waren, theils auf die von Uhlefeld angesponnenen Einverständnisse. Richtete er dagegen seine Waffen gegen Polen, so hatte er einen angesehenen Magnaten dieses Reiches zur Seite, welcher nicht, wie Uhlefeld, seinen Landsleuten verhaßt und verächtlich war, sondern eine mächtige Partei im Reiche für sich hatte. Dieser Magnat war der polnische Vice-Kanzler Radzejowski. Er war, wie es heißt, von seinem Könige, Johann II. Kasimir, in seinen häuslichen Verhältnissen gekränkt worden, hatte deshalb Intriguen angesponnen, die ihn in mancherlei Händel verwickelten, war zuletzt aus seinem Vaterlande geflohen und hatte sich, wie Uhlefeld, nach Schweden begeben, wo er am Hofe der Königin Christina neben dem Letzteren eine glänzende Rolle

gespielt hatte. Das polnische Reich, welches damals von einem Senat oligarchisch, von einem Könige monarchisch regiert wurde, hatte unter König Sigismund III. (1587—1632) beständig Krieg mit Schweden geführt, bis durch die Franzosen im September 1629 ein Waffenstillstand zu Stande gebracht worden war, der später (im Jahr 1635) zu Stumsdorf, dem Wortlaut nach auf 26 Jahre, verlängert wurde. Unter Sigismund's Sohn und Nachfolger, Ladislaus IV. (1632 bis 1648), hatte das Reich oder, wie die Polen selbst es nannten, die Republik Polen noch einiges Ansehen genossen. Er behauptete Smolensk mit Kraft gegen Michael, den ersten Zaar aus dem Hause Romanow. Auch unternahm er es, die Kosaken in strenger Abhängigkeit von Polen zu bringen; doch brach deshalb unter diesen ein allgemeiner Aufstand los und ehe derselbe gedämpft war, starb Ladislaus. Nun strömte der Adel, d. h. alle Edelleute, die den Ritt nach dem Wahlfelde bei Wola machen konnten, also viele Tausende, dahin zusammen. Daher dauerte es ungeachtet der Kosakenbedrängniß fünf Wochen, bis der Bruder des verstorbenen Königs, Johann II. Kasimir (1648—1668), gewählt wurde. Unter ihm herrschte völlige Anarchie. Johann Kasimir, welcher eigentlich zum Mönch geboren und erzogen, nun aber aus dem Kloster geholt und zum Könige gemacht worden war, hatte eine mächtige Partei gegen sich, an deren Spitze der nach Schweden geflüchtete Vice-Kanzler Radzejowski stand. Während dieser den schwedischen König ebenso zum Kriege mit Polen ermunterte, wie Uhlefeld zum Kriege mit Dänemark, weigerte sich Johann Kasimir nicht nur, den noch nicht abgelaufenen Waffenstillstand von Stumsdorf in einen Frieden zu verwandeln, sondern er ließ auch durch seinen Gesandten Canasiles sogar an den Anspruch auf die schwedische Krone erinnern, welchen seine beiden Vorgänger nie hatten geltend machen können. Er protestirte gegen die Thronbesteigung Karl Gustav's, bestand auf seinem eigenen Erbrechte, und ließ sich durchaus nicht bewegen, seine Ansprüche aufzugeben. Der schwedische König wurde überdies noch durch die Art, wie der polnische Gesandte sich hierüber erklärte, sehr beleidigt. Canasiles hatte nämlich, als die schwedische Krone an Karl Gustav übergehen sollte, geradezu erklärt, sein Herr werde nimmer dulden, daß die ihm als dem allein berechtigten Sprößling des Hauses Wasa gebührende Krone einem anderen Geschlechte überlassen werde, worauf Karl Gustav dem Gesandten zur Antwort gegeben hatte, er werde seine Krone zu vertheidigen wissen.

Von diesem Augenblicke an nahm der schwedische König gegen Polen einen trotzenden Ton an; die Polen aber boten Alles auf, um durch französische Vermittelung den drohenden Sturm zu beschwören. Die Letzteren konnten freilich von den berittenen Truppen ihres Adels, so

zahlreich diese auch sein mochten, im Kampfe gegen ein altes, aus Deutschen und Schweden zusammengesetztes, im dreißigjährigen Kriege gebildetes Heer disciplinirter Soldaten und gegen einen großen Feldherrn, wie Karl X. war, auf keinen Erfolg hoffen; denn der Adel pflegte sich nicht gerade zahlreich einzufinden und leistete den Dienst nur so, wie die Lehens-Heere des Mittelalters ihn zu leisten pflegten. Zwar hatte schon Sigismund II., weil er das Bedürfniß eines stehenden und bezahlten Heeres fühlte, es beim Reichstage dahin gebracht, daß der vierte Theil der Staatseinnahme für die Unterhaltung solcher Truppen ausgesetzt wurde; diese Truppen wurden aber vernachlässigt, schlecht oder gar nicht bezahlt, verachtet und mit dem Spottnamen Quartianer bezeichnet; sie ließen sich daher leicht durch die Leute, welche der verrätherische Vice-Kanzler an sie schickte, bewegen, zu einem Feinde überzugehen, der sie besser zu halten und zu zahlen versprach. Zudem hatten die polnischen Edelleute sich beim Aufstande der Kosaken so treulos und übermüthig gegen dieselben benommen, auch den Friedensvertag, der endlich mit ihnen zu Stande kam, so wenig gehalten, daß endlich der Führer der Kosaken, Bogdam Chmielnizki, sich und sein Volk unter den Schutz Rußlands zu stellen beschloß. Er konnte dies um so leichter thun, als er und die Seinigen der griechischen Religion angehörten. So kam ein Vertrag mit dem Zaaren Alexei Michaelowitsch zu Stande, nach welchem die Kosaken ihren Hetman frei wählen und keinen Tribut zahlen sollten; auch sollten ihrer 60,000 als Nationaltruppen von Rußland einen Sold beziehen. Dieser Vertrag wurde in demselben Jahr abgeschlossen, als Karl X. den schwedischen Thron bestieg. Uebrigens würde nichts besser dienen können, den Ton und die Manier der Diplomaten des 17. Jahrhunderts zu bezeichnen, als wenn wir berichteten, welche armseligen Ausflüchte die Schweden suchten, um die Bemühungen der Polen und Franzosen zur Erhaltung des Friedens zu vereiteln und ihrem Könige den Vorwand zu einem Kriege zu geben, den er anfangen wollte, weil er wußte, daß Polen ganz wehrlos und im Innern zerrissen sei. Unter diese Punkte zählen wir besonders die Beschwerde über zwei aus dem schwedischen Königstitel weggelassene Und-so-weiter und über die drei Kronen im Siegel des polnischen Königs, welches doch ein Familien-Siegel war und das Reich der Polen nichts anging.

Als König Karl den Krieg mit Polen beschlossen hatte, legte er, um nicht einen anderen Krieg im Rücken zu lassen, den Streit zwischen Schweden und der Stadt Bremen bei. Diese Stadt, welcher die Schweden ihre Reichsfreiheit streitig machten, war von ihnen fast vier Jahre lang eingeschlossen gehalten und sogar einmal von Königsmark ernstlich angegriffen worden. Allein sowohl der Kaiser als auch die See-

mächte Holland und England hatten sich der bedrängten Stadt angenommen. Karl gewährte ihr daher, als er sich zum Kriege mit Polen rüstete, in dem Vertrage von Stade (4. December 1654) leidliche Bedingungen, oder mit anderen Worten, er gewährte ihr einen Aufschub der Execution. Beide Theile behielten sich in jenem Vertrage einstweilen ihr Recht, der eine auf die Landsässigkeit der Stadt, der andere auf ihre Reichsfreiheit, vor. Doch sollte die Stadt dem schwedischen Könige und seinen Nachfolgern den Huldigungseid nach derselben Formel leisten, nach welcher sie ihn 1637 dem Erzbischofe geleistet hatte; auch Bergstädt und Lehe wurden der Krone Schweden abgetreten.

Zum Kriege mit Polen sammelte Karl in Schwedisch-Pommern 17,000 Mann. Um dieses Heer bezahlen zu können, eröffnete er sich durch eine Maaßregel, die er gegen den Adel seines Reiches ergriff, eine neue Hülfsquelle. Er hatte nämlich auf der sogenannten Königsreise, d. h. auf der Reise, welche jeder schwedische König gleich anfangs durch das ganze Land zu machen pflegte, erkannt, wie dankbar die drei niederen Stände ihm sein würden, wenn er, anstatt die vom Adel angebotenen neuen Steuern für den bevorstehenden Krieg anzunehmen, die Verschleuderung der Krongüter durch die Stände für nichtig erklären lasse. Diesen Weg schlug er daher auch ein. Zwar machte ihm der Reichsrath auf dem Reichstage große Schwierigkeiten, besonders dadurch, daß er vorstellte, wie langwierig die Untersuchung sein werde, ob die einzelnen Vergabungen rechtmäßig gewesen wären oder nicht. Allein man fand nachher, als der Reichsrath und der Adel von den anderen Ständen überstimmt wurden, eine Auskunft, um zugleich für die Schatzkammer und für diejenigen, denen man die ungerecht erworbenen Güter entziehen wollte, zu sorgen. Im Jahre 1604 war nämlich auf dem Reichstage von Norköping als ewiges Gesetz festgestellt worden, daß kein Kron-Lehen Privat-Eigenthum werden dürfe, und daß ein Viertel der Einkünfte jedes solchen Lehens der Staatskasse vorbehalten werden solle. Diese Vorschrift war seither nicht befolgt worden; jetzt verlangten aber die Stände, daß auf dieselbe zurückgegangen werde. Karl that dies jedoch nicht, sondern ergriff ein anderes Auskunftsmittel. Weil nämlich mit einer völligen Reduction der Krongüter ebenso eine förmliche Revolution des Vermögens der ersten Familien verbunden gewesen sein würde, wie sie unter der folgenden Regierung gemacht wurde, so ging König Karl nur bis auf den Todestag Gustav Adolf's zurück. Er verordnete, daß alle Krongüter, welche seit dem Todestage Gustav Adolf's (6/16. November 1632) verschenkt worden waren, sogleich zurückgenommen werden sollten, weil die Besitzer, die sich um dieselben beworben oder sie als Geschenk erhalten hatten, gewußt hätten, daß diese Güter gesetzlich unveräußerlich waren,

und sie also die nunmehrige Einbuße sich selbst zuzuschreiben hätten. Dagegen sollten verkaufte Krongüter, zu welchen auch die für wirkliche Dienste abgetretenen gerechnet wurden, ihren Besitzern nicht entrissen werden, ehe diesen die Kaufsumme ersetzt oder ihre Dienste bezahlt worden seien. Bei den von der Krone wieder zurückgenommenen Gütern sollte ferner das, was für dieselben bezahlt oder an ihnen verbessert worden wäre, vergütet werden. Dagegen ward der vierte Theil der seit 1639 bezogenen Einkünfte nachgefordert. Doch ließ Karl über den Betrag dieser Summe keine genaue Untersuchung anstellen, sondern begnügte sich mit der Angabe der Besitzer.

Im Juli 1655 ließ Karl die 17,000 Mann, welche er unter dem Feldmarschall Grafen Arfried von Wittenberg in Schwedisch-Pommern gesammelt hatte, ohne Rücksicht auf den Unwillen von ganz Europa, durch das Gebiet des Kurfürsten von Brandenburg gegen Posen und Kalisch ziehen. Er selbst kam unmittelbar nachher mit neun Regimentern nach. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher später aus dem tollkühnen Angriffe der Schweden auf das Königreich Polen allein Vortheil zog, hielt für klug, zu der Verletzung seines Gebietes, auf welchem die Schweden sechs Tage lang verweilt waren, zu schweigen; er hatte allen Grund zur Vorsicht, da er sich als Mittelmacht aufzustellen beabsichtigte*). Zwei Freunde des treulosen polnischen Vice-Kanzlers, der sich beim schwedischen Heere befand, räumten die Pässe, die sie hätten vertheidigen sollen, und das schwedische Heer besetzte die Palatinate von Posen und Kalisch, ja dieselben begaben sich auf Radzejowski's Rath in schwedischen Schutz. Der polnische König Johann Kasimir, welcher etwa 10,000 Reiter, aber kein Fußvolk hatte, mußte daher im Anfange des September auch Warschau den Feinden überlassen; es ergab sich am 30. August. Karl folgte dem König auf dem Fuße, schlug ihn am 6. September bei Czernowa, setzte ihm auch nach Krakau nach und nöthigte ihn nach einem unbedeutenden Gefechte unweit dieser Stadt, das Reich zu verlassen und sich in das ihm verpfändete Fürstenthum Oppeln in Schlesien zu begeben, wo sein Verbündeter, Kaiser Ferdinand III., ihn schützen konnte. Ende September wurde hierauf auch Krakau, die zweite Hauptstadt des polnischen Reiches, von den Schweden besetzt, und eine Stadt nach der anderen, sowie ein Senator des Reiches nach dem andern gaben sich in den Schutz der Schweden. Inzwischen war der Kurfürst Friedrich Wilhelm

*) Der Abgesandte Karl Gustav's, Schlippenbach, that gegen den Kurfürsten die fromme Aeußerung: Gott spreche zu den Fürsten nicht mehr durch Propheten und Träume, sondern wo eine günstige Gelegenheit zur Vergrößerung sei, müsse man dies für einen göttlichen Beruf halten (s. Stenzel, Bd. II., S. 101).

an die untere Weichsel gerückt, traf mit den Ständen des königlichen oder polnischen Preußens (Westpreußens) eine Uebereinkunft und hielt sogar einen glänzenden Einzug in Marienburg. Doch zog er sich auf das Begehren Karl Gustav's allmälig wieder zurück und am Schlusse des Jahres 1655 war der Letztere im Besitz von West-Preußen mit alleiniger Ausnahme von Danzig, das treu zu Johann Kasimir hielt. Sogar alle Söldner (Quartianer) gingen zu den Schweden über, und ihrem Beispiele folgte selbst das Reichsheer, welches unter Stanislaus Potocki in der Ukraine stand. Auch die Truppen in Litthauen, von den Russen bedrängt, capitulirten lieber mit den Schweden als mit diesen; sie erkannten Karl Gustav als Großherzog an. Karl glaubte daher Herr von ganz Polen zu sein. Er begann jedoch schon damals einzusehen, daß er es nicht blos mit dem ganz unfähigen König Johann Kasimir, sondern auch mit der polnischen Nation und mit den europäischen Mächten zu thun habe.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gewöhnlich nur der große Kurfürst genannt, hatte damals schon seinen kleinen Staat aus dem Verfalle, in welchen dieser durch seinen Vater und dessen Minister Adam von Schwarzenberg gerathen war, wieder emporgehoben; allein auf der einen Seite hielten die Holländer seine Städte in Westfalen besetzt, und auf der anderen machte der polnische Senat die Lehens-Abhängigkeit, in welcher Preußen zu Polen stand (s. Bd. IX. S. 502), auf eine sehr harte Weise geltend. Friedrich Wilhelm fand gleich seinem Vater im Herzogthum Preußen, wo die Ritterschaft sich auf Polen stützte und ebenso wenig als die Städte, ein monarchisches Princip anerkannte, weit größere Schwierigkeiten, vermittelst einer gefüllten Schatzkammer und eines stehenden Heeres eine militärische Herrschaft zu gründen, als in seinen deutschen Staaten. Er gab daher auch gleich anfangs den preußischen Ständen nach, damit diese sich nicht etwa an den polnischen König und Senat wendeten, um mit ihrem Herzoge als einem polnischen Vasallen Proceß zu führen. Die Polen waren sehr unwillig, als der junge Kurfürst die Regierung von Preußen übernahm, ohne ihrem Könige die Huldigung geleistet zu haben; sie verlangten sogar, daß er persönlich zur Huldigung nach Warschau komme, knüpften harte Bedingungen an dieselbe, und hinderten ihn vier Monate lang, die Verwaltung Preußens anzutreten. Als dies endlich am 20. April 1641 geschehen durfte, mußte er sich zuvor schriftlich verpflichten, den Lehens-Verträgen vollständig zu genügen, die Privilegien des Landes zu wahren, den Lehens-Eid an Polen, sobald er dazu aufgefordert werde, zu leisten und, ehe dies geschehen sei, keinen Eid des Gehorsams von seinen preußischen Unterthanen zu fordern. Im October desselbigen Jahres begab sich der Kurfürst

nach Warschau, um die Huldigung zu leisten; er erhielt aber damals die Belehnung nur unter sehr lästigen Bedingungen. Er mußte nämlich erstens nicht nur dem katholischen Gottesdienst mehr als vorher einräumen, sondern er mußte auch seinen eigenen Glaubensgenossen, den Calvinisten, die öffentliche Ausübung ihrer Religion verweigern und durfte blos den Katholiken und den Bekennern der Augsburgischen Confession öffentlichen Gottesdienst gestatten und Aemter übertragen. Ferner ward ihm die Verpflichtung auferlegt, in den preußischen Festungen Memel und Pillau nur solche Befehlshaber einzusetzen und zu dulden, welche dem Könige von Polen gefielen, sowie in dieselben königliche Commissäre zuzulassen, welche den Zustand der Werke untersuchen und darüber nach Warschau berichten sollten. Endlich mußte er noch versprechen, daß er den Adel nicht hindern wolle, in bürgerlichen und peinlichen Sachen an den polnischen König zu appelliren; auch sollte er sich den Feinden der Republik gegenüber nur dann für neutral erklären dürfen, wenn der König es gestatte. Freilich regierte damals in Polen noch König Ladislaus IV., der ein anderer Mann war, als sein Bruder und Nachfolger, Johann II. Kasimir. Auch würde der Kurfürst mit dem polnischen Senat noch übler zurecht gekommen sein, wenn er nicht außer den 30,000 Gulden, die er als ordentliche Unterstützung jährlich an Polen zahlte, und dem doppelten Betrag dieser Summe, welche als außerordentliche Hülfe gefordert ward, noch dem Könige 100,000 Gulden aus den See-Zöllen versprochen hätte. Die Ceremonie selbst bestand darin, daß der Kurfürst durch sechs Große um die Belehnung bitten ließ, dann selbst vor dem Thron knieend den Eid der Treue leistete und nun zur Seite des Königs Platz nahm (17. October 1641).

Als Friedrich Wilhelm dies Alles den Polen zugestand, waren seine deutschen Länder noch immer den Verheerungen der schwedischen und kaiserlichen Truppen ausgesetzt und seine Finanzen befanden sich in schlechtem Zustande. Er beschäftigte sich daher in den folgenden Jahren fast ausschließlich mit der Einrichtung seiner Finanzen. Während nämlich die Königin Christina von Schweden die großen Domänen ihres Reiches auf unbegreiflich leichtsinnige Weise in Privat-Besitz übergehen ließ, und während auch in Polen unter Johann Kasimir (seit 1648) nicht einmal die geringe Summe mehr einkam, die zur Bezahlung eines kleinen Heeres ausgesetzt war, richtete Friedrich seine ganze Sorge auf die Finanzen, weil ohne eine gefüllte Schatzkammer die Bildung und Unterhaltung eines stehenden Heeres nicht möglich war. Seine Finanzen leitete er so, wie ein Privatmann seine Güter und sein Vermögen verwaltet. Er vermehrte den Ertrag der Domänen durch gute Bewirthschaftung, eröffnete überall neue Erwerbsquellen,

gab dem Lande Sicherheit und erhöhte durch dies Alles die Steuerkraft des Landes. Er selbst war in seinem persönlichen Aufwand sehr sparsam. Ein stehendes Heer war in jenen Zeiten, wo die Bedeutung der ritterlichen Heere gänzlich verschwand und die Zahl und Uebung der Truppen das Schicksal der Staaten entschied, dem kleinsten Fürsten unentbehrlich, wenn er anders seinen Nachbarn und den Umständen gewachsen sein wollte. Weil die Stände zu verblendet waren, dem Kurfürsten dasjenige zu erlauben, was durch die Verhältnisse und durch die geringe Neigung der Ritterschaft, den Feudal-Kriegsdienst zu leisten, nothwendig geworden war, so mußte Friedrich Wilhelm Zwang gebrauchen, wobei er dann freilich, um ein Heer zu schaffen und eine Monarchie einzurichten, nach dem bestehenden Rechte durchaus nicht fragte. Noch im Jahre 1646 betrug das stehende Heer Friedrich Wilhelm's höchstens 8000 Mann; 1651 aber war es schon auf die doppelte Zahl gestiegen, und 1655, als die Schweden nach West-Preußen vordrangen, hatte der Kürfürst bereits 26,000 Mann und 72 Kanonen. Friedrich Wilhelm führte, da er große militärische Anlagen besaß und während seiner Verbannung zu Schwarzenberg's Zeit in den Niederlanden unter den Prinzen von Oranien eine gute Schule durchgemacht hatte, zwar selbst den Oberbefehl seines Heeres; er hatte aber doch auch zwei tüchtige Männer, von denen sich der eine in kaiserlichen, der andere in schwedischen Diensten praktisch gebildet hatte, zur Seite. Der Erstere, Otto Christoph von Sparr, welcher früher kaiserlicher Feldzeugmeister gewesen war, richtete des Kurfürsten Artillerie-Wesen ein und stand den Festungsbauten vor; der Zweite, Georg Derfflinger, welcher als Generalmajor im schwedischen Heere gedient hatte, führte den Oberbefehl über die Reiterei des Kurfürsten.*) Durch das vortreffliche Heer ward Friedrich Wilhelm beim Ausbruche des Krieges zwischen Schweden und Polen in den Stand gesetzt, entweder dem einen oder dem anderen Theile wesentlich nützlich zu werden. Sein weites politisches Gewissen aber erlaubte ihm, sich stets dem Stärkeren anzuschließen und den mit dem Schwächeren bestehenden Bund, wenn er auch eben erst geschlossen worden war, wieder aufzulösen, sobald der andere Theil ihm größere Vortheile bot. Friedrich Wilhelm nahm nämlich, obgleich wir sonst ihm unsere Bewunderung nicht versagen können, ebenso wie die meisten großen Feldherren und Staatsmänner keine Rücksicht auf die Moral, die wir Anderen zur Richtschnur nehmen. Wir erwähnen dies weder lobend noch tadelnd, sondern blos

*) Derfflinger, geb. 1606, war von geringer Herkunft, sein Geburtsort (in Oberöstreich oder Böhmen) ist nicht festgestellt; doch war er niemals Schneidergeselle, wie gern erzählt wird. In brandenburgische Dienste trat er 1654; er stieg zum Generalfeldmarschall auf und wurde von Leopold I. zum Reichsfreiherrn ernannt.

als eine Thatsache, da des Kurfürsten Politik nach Außen und sein System, die mittelalterlichen Rechte seiner deutschen Städte und Ritterschaften gewaltsam zu beseitigen, so viel auch die bürgerliche Moral dagegen erinnern mag, doch unserer Nation Ehre brachten und ihn sogar einem Fürsten, wie Ludwig XIV. war, achtbar erscheinen ließen. Der Druck, den er übte, diente wenigstens bedeutenden Staatszwecken; die Ausbildung der unumschränkten Fürstenmacht, bei welcher es namentlich den Städten gegenüber nicht ohne Gewalt und Unrecht herging, wirkte doch wohlthätig durch Vernichtung des veralteten Sonderwesens und Corporations-Geistes.

Als Karl X. den polnischen König aus seinem Lande getrieben und ganz Polen bis auf Danzig erobert hatte, und die Holländer entschlossen waren, dieser Stadt, die sich tapfer gegen die Schweden wehrte, Hülfe zu leisten, schien der Kurfürst sich anfangs gegen Schweden erklären zu wollen. Auch hatte er schon einen Vertrag mit Holland geschlossen und den Ständen von Polnisch-Preußen seine Hülfe zugesagt. Diese Verbindung der polnischen Stände mit dem Kurfürsten, von der sich nur Elbing und Danzig ausschlossen, ward freilich durch König Johann Kasimir von Groß-Glogau in Schlesien aus gebilligt; aber weder die polnischen Stände noch die Holländer trauten den Absichten Friedrich Wilhelm's. Die Holländer zögerten, ihre Versprechungen zu erfüllen, weil Karl im November und December 1655 erobernd in Polnisch-Preußen eindrang. Der Kurfürst beschloß daher, die Schweden zu gewinnen, deren Bund er schon 1654 gesucht hatte. Er hatte wohlweislich den mit ihm verbündeten Ständen die versprochene Hülfe nicht geleistet und sich kluger Weise innerhalb des eigenen Gebietes gehalten; jetzt suchte er vom schwedischen Könige Rechte zu erlangen, welche später gegen Polen geltend gemacht werden könnten. König Karl ließ sich jedoch durch die Kunst der kurfürstlichen Diplomaten nicht aufhalten, verschmähte die Sophistik der Kanzleien und zerhieb den Knoten mit dem Schwerte. Er behauptete, als Eroberer von Polen in Johann Kasimir's Rechte eingetreten zu sein, forderte die Huldigung für Preußen, rückte, anstatt nach der Sitte jener Zeit lange zu unterhandeln, vor Königsberg und schrieb dem Kurfürsten die Bedingungen vor, welche diesen zum schwedischen Vasallen machen sollten. Es lag ihm sehr viel an Friedrich Wilhelm's Freundschaft, weil er wohl einsah, daß er mit einem kleinen schwedischen Heere die kriegerische und höchst unruhige Nation der Polen und Litthauer, welche über einen sehr großen Raum voll Wüsten, Wälder und Moräste verbreitet war, auf die Dauer nicht in Gehorsam werde halten können. Er bedachte sich daher nicht, jene Freundschaft auf Unkosten der Polen zu erkaufen, und schloß am 17. Januar 1656 zu **Königsberg** den Vertrag, welchem

das jetzige Preußen seine Unabhängigkeit verdankt. In diesem Vertrage erklärte sich der Kurfürst unter dem Vorwande, daß Polen den ihm schuldigen lehensherrlichen Schutz nicht habe gewähren können, für einen Vasallen des Königs von Schweden. Zugleich überließ er die preußischen Stände ihrem Schicksale, indem er der vorher mit ihnen geschlossenen Verbindung entsagte und das Versprechen gab, den Feinden der Schweden keinerlei Hülfe zu leisten. Der schwedische König dagegen trat als Eroberer Polens dem Kurfürsten das Bisthum Ermeland unter der Bedingung ab, daß derselbe für Schweden 1500 Mann ins Feld stelle, den Schweden freien Durchzug durch sein Land gewähre und ihnen den Gebrauch seiner Häfen gestatte. Andere Bedingungen des Königsberger Vertrages übergehen wir, weil dieser nachher keinen Bestand hatte. Hierauf räumte Friedrich Wilhelm das königliche Preußen, in welchem er die Festungen Marienburg, Bromberg und andere beim Abschluß noch inne hatte; ebenso zog sich Karl Gustav aus dem herzoglichen Preußen (Ostpreußen) zurück. Darauf kamen beide in Bartenstein zusammen und verlebten einige Tage in glänzenden Festlichkeiten.

Der König von Schweden täuschte sich, wenn er durch den Vertrag mit Brandenburg seine Herrschaft über die Polen zu befestigen suchte. Diese waren ihm schon aus dem einzigen Grunde entgegen, weil sie unter ihm nicht, wie unter ihrem Johann Kasimir, eine Republik bilden und als Senatoren derselben prahlen konnten. Schon am Ende des Jahres 1655 hatten sich daher in allen Sumpf- und Waldgegenden des damals noch unermeßlichen Reiches der Adel und das Volk für Johann Kasimir bewaffnet. Auch Kaiser Ferdinand III. versprach diesem seine Hülfe, wiewohl er vorerst nicht Wort hielt. Am 7. Januar 1656 schlossen viele der mächtigen Großen, welche auf ihren Gütern Truppen hielten und fürstliche Einkünfte hatten, zu Tyskiewicz eine Conföderation für König und Religion, wodurch nach dem überall verspotteten polnischen Herkommen ihr Aufstand gegen den schwedischen König, dem sie vorher gehuldigt hatten, rechtmäßig werden sollte. Johann Kasimir begab sich, vom Kaiser und vom Papst ermuthigt, nach Ratibor, wo die Abgesandten der polnischen Armee ihn ihres Gehorsams versicherten, und von da nach Lemberg. Nun kündigte das Heer öffentlich seinen Abfall von den Schweden an, unter dem Vorwande, dieselben hätten Reichsgut geplündert und den Adel mit Steuern belegt. Johann Kasimir glaubte gemäß der Mönchs-Lehre, zu der er sich bekannte, in der heiligen Jungfrau eine bessere Stütze zu finden, als im deutschen Kaiser. Er gab daher ganz Polen in den Schutz eines wunderthätigen Bildes der heiligen Jungfrau, das sich in Czenstochau, einem kleinen, unvollkommen befestigten Ort an der Warthe,

befindet und als die schwarzbraune oder schwarze Maria das Ziel vieler Wallfahrten von nah und fern ist. Dasselbe galt für ein Werk des heiligen Lukas; man erzählte, es sei einst im Besitz der heiligen Helena (s. Bd. III., S. 531) gewesen. Diesem Bilde schrieb man es zu, daß Czenstochau, fast allein im Reiche, mit einer Besatzung von 150 Soldaten und 70 Mönchen über fünf Wochen lang dem Heere des furchtbaren Schweden-Königs widerstanden habe. Johann Kasimir erklärte im Anfange April 1656 in der Kathedrale von Lemberg die heilige Jungfrau von Czenstochau mit großer Feierlichkeit zur Königin und Schutzpatronin des polnischen Reiches. Doch versprach er zugleich den gedrückten Bauern und sogar den Dissidenten Erleichterung. Um diese Zeit wandte sich Johann Kasimir nicht blos an den Kurfürsten von Brandenburg, den er noch immer als seinen Vasallen betrachtete, um Hülfe, sondern er machte auch dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen das Anerbieten, ihm die Nachfolge in Polen zu verschaffen, wenn er ein Heer schicke.

Als Karl die Nachricht erhielt, daß ganz Litthauen und Polen bis über Warschau hinaus gegen ihn in den Waffen stehe, hob er die begonnene Belagerung von Danzig sogleich auf, sammelte sein in den Winter-Quartieren zerstreutes Heer und führte es im härtesten Winter von Thorn aus nach Galizien. Der polnische General Czarnecky stand mit einem Heere, welches 10,000 Mann stark gewesen sein soll, in der Nähe von Warschau, um die Schweden aufzuhalten. Karl setzte aber ohne Weiteres über die zugefrorene Weichsel und lieferte in der zweiten Woche des Monats Februar 1656 den Polen ein Treffen bei Golomb, in welchem er sie auseinander trieb. Er fand jedoch bald, daß er durch einen solchen Sieg in den Sümpfen und Wäldern Polens wenig gewonnen habe. Er wollte unmittelbar nach jenem Treffen, als Johann Kasimir sich nach Lemberg gerettet hatte, im Süden und im Innern von Polen weiter vordringen und nach Jaroslav marschiren, sah sich aber bald auf allen Seiten von seinen Gegnern bedrängt und von den Polen verlassen. Auch die Quartianer, welche vorher zu ihm übergegangen waren, verließen ihn, sobald die Polen ihnen wieder Bezahlung bieten konnten. Die schwedischen Truppen waren ermüdet und litten Mangel an Lebensmitteln; die Fürsten Sapieha verriethen, wie ihre Landsleute zu thun pflegen, den König, als sie den Uebertritt zu seinen Gegnern vortheilhafter fanden; ein großer Theil des schwedischen Heeres erlag dem Hunger und der Kälte und viele wurden einzeln von den Bauern erschlagen. König Karl mußte daher am 12. März 1656 den Rückmarsch nach Warschau antreten, und zwar zu einer Zeit, als das Thauwetter alle Wege unbrauchbar gemacht hatte. Man kann nicht umhin, bei diesem Zuge des

schwedischen Königs ebenso, wie bei Alexander's des Großen und Bonaparte's Unternehmungen, die Kraft und Kühnheit eines Mannes zu bewundern, welcher Tausende für seine eiteln Hirngespinnste so zu begeistern verstand, daß sie Gesundheit und Leben opferten, um ihn berühmt zu machen; ein beschränkter Geist wird es aber gern großen Geistern überlassen, große Männer zu preisen. König Karl und sein von ihm begeistertes Heer überwanden bei ihrem Rückzuge nach Warschau alle Schwierigkeiten, sie schlugen sich trotz eines ungeheueren Verlustes an Menschen, Pferden, Geschützen und Gepäck durch und erreichten am 7. April Warschau, nachdem sie noch am 26. März das Lager des Fürsten Sapieha, der ihnen mit unzähligen Litthauern auf den Fersen gewesen war, erstürmt und unermeßliche Beute gemacht hatten. Die Stadt Lissa mußte damals die Glaubenswuth und Erbitterung der Polen schwer empfinden; ihre Einwohner, durch Gewerbfleiß und Wohlstand ausgezeichnet, stammten meist von evangelischen Flüchtlingen aus Schlesien und Böhmen; sie wurde nun nach Karl Gustav's Rückzug erobert und niedergebrannt.

Von Warschau kehrte Karl nach Preußen zurück, um Danzig zu belagern und Verstärkung zu erwarten. Er ließ in Warschau eine kleine Heeresabtheilung zurück und schickte außerdem seinen Bruder, den Pfalzgrafen Adolf Johann von Sulzbach, gegen das neue Heer, welches Czarnecky gesammelt hatte. Dieses wurde bei Gnesen alsbald in die Flucht getrieben. Die Erbitterung gegen den wankelmüthigen polnischen Adel trieb damals den König Karl zu einer ähnlichen Verordnung gegen diesen, wie Bonaparte sie gegen alle diejenigen erließ, die sich seines Despotismus erwehren wollten. Der schwedische König ließ nämlich die Namen der Polen, welche ihn verlassen hatten, an den Galgen anschlagen; ferner versprach er in einer Proclamation jedem Edelmann, welcher einen abtrünnig gewordenen polnischen Edelmann gefangen nehme oder tödte, die Hälfte vom Vermögen desselben, jedem Bauer aber, der ein Gleiches thue, volle persönliche Freiheit und das Recht der Nutznießung des adeligen Gutes auf sechs Jahre. Die Stadt Danzig eroberte der König auch bei der zweiten Belagerung nicht; die Bürger hatten eine Besatzung von 8000 Mann aufgebracht und wurden von den Holländern unterstützt. Karl Gustav mußte schon am 27. Mai aufbrechen, um dem polnischen Heere entgegen zu gehen, daß sich unter Czarnecky's Führung bei Bromberg gelagert hatte, während die Hauptmacht aus Polen, Litthauern und Tataren bestehend, das kleine in Warschau eingeschlossene Häuflein der Schweden hart bedrängte, Czarnecky's Heer wurde von den Schweden überfallen und zerstreut; Karl fühlte aber doch das Bedürfniß, wenigstens einen Bundesgenossen zu haben, zumal da Holland und der Kaiser sich für Polen

erklärten. Er entschloß sich daher zu einer engeren Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg und lockte denselben durch das Versprechen, ihm jetzt den Antheil an der Beraubung Polens zu gewähren, den er ihm seither nicht hatte zugestehen wollen. Pufendorf, welcher in lateinischer Sprache einen starken Folianten über Karl und einen anderen über Friedrich Wilhelm geschrieben hat,*) bemerkt sogar ausdrücklich, der schwedische König habe damals an eine systematische Theilung von Polen gedacht. Karl kehrte, nachdem er Czarnecky's Heer zerstreut hatte, nach Preußen zurück, um mit dem Kurfürsten abzuschließen. Seinen Bruder schickte er damals mit dem größeren Theile des Heeres zum Entsatze der schwedischen Truppen ab, welche in Warschau eingeschlossen waren. Schon am 25. Juni 1656 kam zu **Marienburg** ein Vertrag zwischen Karl und dem Kurfürsten von Brandenburg zu Stande, weil der Letztere durchaus nicht bedenklich war, eine Verbindung einzugehen, die er nach seinen politischen Grundsätzen leicht wieder brechen konnte, sobald ihm von anderer Seite her ein größerer Vortheil geboten ward. Bei den Verhandlungen war natürlich auch von Verpflichtung für die Evangelischen die Rede. Der Marienburger Bundesvertrag selbst aber war gegen die Feinde Schwedens in Polen gerichtet; ausgenommen wurden der russische Zaar und des Kurfürsten Schwager, Herzog Jakob von Kurland. In Polen sollte der schwedische König, in Preußen der Kurfürst die Leitung des Krieges haben; der Erstere sollte, wenn es nöthig sei, 6000 Mann für den Kurfürsten, der Letztere 4000 Mann für Schweden ins Feld stellen. Für die augenblickliche Gefahr versprach der Kurfürst den Schweden mit seiner ganzen Macht beizustehen. Dafür ward ihm in geheimen Artikeln ein bedeutender Theil des Raubes zugesichert; denn er sollte den größten Theil der Palatinate Posen und Kalisch, ferner Lenciez und Siradien, sowie das Land Wielun erblich mit der Landeshoheit erhalten. Außerdem wurden viele Punkte des mit Schweden geschlossenen Lehens-Vertrages zu Gunsten des Kurfürsten geändert.

Ganz Polen und Litthauen war wieder in Bewegung; Danzig leistete, von den Holländern unterstützt, mit seiner Besatzung von 8000 Mann einen sehr tapferen Widerstand; der Kaiser war im Begriff, sich offen gegen Schweden zu erklären; der König und der Senat von Polen hielten mit 100,000 Mann die Stadt Warschau eingeschlossen, und der schwedische Commandant derselben war, trotz seiner helden-

*) Samuel von Pufendorf, der berühmte Lehrer des Natur- und des Staatsrechts (gest. zu Berlin 1694) schrieb: de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni und: de rebus a Carolo Gustavo gestis. Letzteres verfaßte er zu Stockholm als schwedischer Historiograph. Den Antrag, das Leben Kaiser Leopold's I. zu schreiben, lehnte er ab.

müthigen Gegenwehr, schon am 11. Juli genöthigt, eine Capitulation zu schließen. Diese Capitulation, welche ehrenvoll und billig war, wurde von den rohen Polen und Litthauern ohne Bedenken gebrochen. Man mordete und mißhandelte die herausziehenden Soldaten und Offiziere, und der Commandant selbst ward nur mit Mühe den erbitterten polnischen Großen entrissen, die ihn tödten wollten. Er wurde jedoch nebst vielen Anderen, welche gar nicht im Felde gedient hatten, gefangen nach Zamoysk geführt. Der schwedische König brach, nachdem er sich mit dem Kurfürsten vereinigt hatte, sogleich gegen Warschau auf. Dort bot er dem König Johann Kasimir, der mit 40,000 Mann in der Nähe der Stadt lag, eine Unterhandlung an, welche jedoch von diesem höhnend abgelehnt wurde, weil das schwedisch-brandenburgische Heer nur etwa halb so stark war, als das polnisch-litthauische. Johann Kasimir erklärte, selbst wenn sich ihm der Kurfürst zu Füßen werfe, sei es noch nicht gewiß, daß er Begnadigung erhalten werde. Karl Gustav und Friedrich Wilhelm, beide geborene Feldherren, erneuten drei Tage nach einander (vom 27. bis 30. Juli) morgens das Treffen, welches am Abend vorher unentschieden geblieben war. Am zweiten Tage vollbrachte der heroische König von Schweden in persönlichem Kampfe mit verfolgenden Tataren Dinge, wie sie von den homerischen oder altnordischen Helden erzählt werden. Johann Kasimir, der von seiner Gemahlin begleitet war, erfüllte jede Pflicht eines guten Feldherrn; er mußte sich aber zuletzt mit dem Verluste von 50 Kanonen nach Warschau und von da nach Lublin zurück ziehen, und die Stadt Warschau ward von den Schweden und Brandenburgern geplündert. Der Kurfürst befolgte hierbei ein Verfahren, welches später die französischen Republikaner bei Bonaparte als antike Kunstliebe priesen; er ließ Gemälde und Reliefs, nach Pöllnitz sogar Marmorsäulen, einpacken und nach Berlin schicken.

Der errungene Sieg, bei welchem sich Friedrich Wilhelm und sein General-Feldzeugmeister Sparr besonders ausgezeichnet hatten, verschaffte dem König von Schweden wieder keinen wesentlichen Vortheil. Karl wollte zwar die Polen hitzig verfolgen; allein Friedrich Wilhelm war zu politisch, um zu einer völligen Niederwerfung Polens behülflich zu sein. Er gab also vor, daß seine Gegenwart in Preußen nothwendig sei, und König Karl mußte sich begnügen, einzelne Theile des polnischen Heeres zu verfolgen und einzelne Städte und Landstriche zu behaupten. Auch Warschau und Krakau blieben von den Schweden besetzt, obgleich König Karl sehr verständiger Weise sein Hauptaugenmerk auf Polnisch-Preußen gerichtet hatte. Friedrich Wilhelm ließ zwar die 4000 Mann, die er im Vertrage von Marienburg hatte versprechen müssen, beim schwedischen Heere, leistete aber weiter keine

Dienste, sondern unterhandelte mit Polen, Dänemark, Holland und dem Kaiser auf eine sehr verdächtige Weise. Der König von Schweden konnte daher auch nichts gegen Danzig ausrichten und Johann Kasimir zog am 15. November mit einem großen Heere in diese Stadt ein. Er wurde festlich empfangen und der Congreßkanzler erklärte, Danzig habe vor Allem das Verdienst, das polnische Reich gegen einen furchtbaren Feind erhalten zu haben. Dafür ließ Karl Gustav die Dämme durchstechen und Schiffe in die Weichsel versenken (Anfang 1657). Die schwedischen Generale litten in den verschiedenen Theilen Polens öfters Niederlagen, bis endlich Otto Stenbock bei Popow in Litthauen einen bedeutenden Sieg erfocht. Auch dieser Sieg konnte jedoch Karl's Herrschaft über Polen nicht sicher stellen. Dies sah der schwedische König nach und nach ein, besonders als auch einerseits der russische Zaar ihm in das Land fiel, und andererseits Ferdinand III., so krank und schwach er war, gleich den Holländern Miene machte, ihm den Krieg zu erklären. Die Russen verheerten, wie wir unten sehen werden, Livland fast ein ganzes Jahr hindurch, waren aber nicht im Stande, Riga zu erobern, und erlitten nachher eine Niederlage.

Von ihnen glaubte der tapfere König von Schweden vorerst nichts zu besorgen zu haben. Dagegen fürchtete er den Kurfürsten von Brandenburg, welcher, wie er selbst, ein sehr weites Gewissen hatte. Er suchte ihn deshalb fester an sich zu knüpfen. Am 20. November 1656 ward zwischen beiden Fürsten zu Labiau ein Vertrag geschlossen, welcher ein Jahr später, als er von der Republik Polen anerkannt wurde, aus dem bisherigen Lehens-Herzoge von Preußen einen souverainen Herzog von Preußen machte. Es wurden nämlich zu Labiau die auf das Lehens-Verhältniß Preußens Bezug habenden Artikel des Lehens-Vertrages von Königsberg und des Bündnisses von Marienburg aufgehoben und der Kurfürst nebst seinen männlichen Nachkommen als souverainer Herr von Preußen und Ermeland anerkannt. Die näheren Bestimmungen enthielt ein an demselben Tage geschlossener geheimer Vertrag. Schweden, hieß es in diesem, solle das königliche Preußen, Pomerellen und einen Theil von Kassuben, sowie Semgallen, Samogitien, Livland und Kurland für sich behalten; auch entsage der Kurfürst dem ihm früher versprochenen Antheile an Groß-Polen. Für den ihm abzutretenden Licent von Königsberg solle er 120,000 Thaler baar zahlen, der Zoll in Elbing aber sollte gemeinschaftlich bleiben. Trotz dieses Vertrages war der Kurfürst nicht zu bewegen, mehr als die 4000 Mann, welche er zum schwedischen Heere geschickt hatte, herzugeben; er zog sogar auch diese nachher wieder an sich. König Karl konnte daher weder das tapfer vertheidigte Danzig bezwingen, noch sich der polnischen Heere erwehren, welche oft geschlagen immer aufs

Neue wieder zum Vorschein kamen und, weil sie sehr zahlreich waren, nicht nur bald hier, bald dort schwedische Heeres-Abtheilungen überfielen, sondern auch jede Verbindung zwischen diesen unmöglich machten.

Im Jahre 1656 hatte auch der russische Zaar Alexei, welcher auf die von ihm über die Polen erfochtenen Vortheile stolz war, den Krieg mit den Schweden begonnen. Er hatte, während Karl's Truppen in Polen zerstreut waren, nicht nur Livland mit einer großen Kriegsmacht angegriffen und barbarisch verwüstet, sondern auch ein kleineres Heer nach Karelien geschickt. Wir legen auf bestimmte Zahlen-Angaben niemals einen Werth, und lassen es daher auch unentschieden, ob das in Livland eingefallene große Heer der Russen 100,000 Mann oder nicht einmal die Hälfte dieser Zahl betragen habe; auf jeden Fall waren die Russen den in Livland befindlichen Schweden an Zahl weit überlegen. Die Letzteren bestanden aus kaum 2000 Mann und diesen fehlte es an Geld, an Vorräthen und an Befestigungen, bis Heinrich Thurn, Gustav Horn und Gustav Adolf Löwenhaupt mit einer kleinen Anzahl schnell zusammengeraffter Soldaten den vielen Tausenden von aufgebotenen russischen Bauern entgegengingen. Mit welcher Grausamkeit die Russen verfuhren, sieht man schon daraus, daß sie auf Befehl ihres Zaaren jeden ohne Barmherzigkeit niederhieben, der sich weigerte, ihrem Gebieter den Eid der Treue zu schwören und sich nach russisch-griechischem Gebrauche taufen zu lassen. Der Zaar selbst stand an der Spitze der wilden Horden, welche Alles dem Boden gleich machten. Er erschien am 20. August 1656 vor Riga. Diese Stadt hatte, die Bürger mitgerechnet, kaum 5000 Vertheidiger; gleichwohl behauptete sie sich einen ganzen Monat hindurch gegen die unzählige Menge der Barbaren. Am 21. September rückte das aus Preußen herbeigeeilte Königsmark'sche Regiment als Verstärkung in Riga ein, und zu gleicher Zeit erhielt man die Nachricht, daß nächstens auch Douglas mit 5000 Reitern eintreffen werde. Dadurch ward der Zaar gezwungen, die Belagerung schon am 5. October wieder aufzuheben.

Die Schweden wünschten, als die Russen abgezogen waren, einen Frieden oder doch wenigstens einen Waffenstillstand unter Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg zu erlangen. Auch schien der Zaar anfangs nicht abgeneigt, auf ihre Vorschläge einzugehen; dies wurde aber durch Oestreich gehindert. Kaiser Ferdinand III., welcher selbst nicht gern Krieg anfangen wollte, suchte damals einen mächtigen Bund zu Gunsten der Polen und Dänen zu stiften, und brachte den Zaar dahin, daß er am 6. November 1656 mit ihm und Polen einen Vertrag gegen Schweden schloß, in welchem der Kaiser versprach, die Russen im Besitze der eroberten Städte von Livland zu erhalten. Da nun auch die Litthauer

verheerend in das von den Schweden nur schwach besetzte Livland einfielen und im Jahre 1658 Riga belagerten, so ward dieses Land eine Wüste. Doch suchte der Zaar eine Waffenruhe, und es wurde daher endlich zwar nicht alsbald ein Friede, wohl aber am 31. Mai 1658 ein Waffenstillstand auf drei Jahre geschlossen, dessen Ablauf Karl X. nicht mehr erlebte.

Einen noch schlimmeren Ausgang, als der vom Zaar zur Verwüstung schwedischer Provinzen geschlossene Bund genommen hatte, nahm auf der entgegengesetzten Seite das Bündniß, welches der Fürst von Siebenbürgen, Georg III. Ragoczy, der damals auch Oberherr der Moldau und Walachei war, mit Karl X. zur Beraubung der Polen geschlossen hatte. Da nämlich Johann Kasimir alle Anträge der Schweden zu einer Aussöhnung zurückwies, so hatte Karl den Fürsten von Siebenbürgen, an den er sich schon im vorigen Jahre gewandt hatte, durch das Versprechen, ihm den Titel eines Königs von Polen und den größten Theil dieses Landes zu überlassen, dahin gebracht, das derselbe in die an sein Fürstenthum grenzenden Theile von Polen einfiel. Ragoczy's Truppen machten sich jedoch durch Verheerungen verhaßt und waren nicht im Stande, sich im Felde zu behaupten. Er selbst ward durch seinen Charakter, sowie durch sein Mißtrauen gegen die Schweden, besonders aber durch seine politische und militärische Unfähigkeit bald verächtlich, und sah sich endlich, als der Kaiser ein Heer von 16,000 Oestreichern unter Hatzfeld gegen ihn schickte, nach mehreren Niederlagen, welche den größten Theil seiner Truppen vernichteten, genöthigt, durch einen schimpflichen Vertrag die Erlaubniß zur sicheren Rückkehr zu erkaufen. Seine ganze Armee wurde als kriegsgefangen sammt ihrem General Kemeny in die Krim abgeführt. Als er wieder nach Siebenbürgen gekommen war, fand er auch dort keine Ruhe. Die Türken, deren Vasall er war, nahmen es ihm übel, daß er ohne ihre Ermächtigung Polen verheert habe; sie überzogen ihn daher mit Krieg, er wurde 1660 bei Klausenburg geschlagen und starb zu Großwardein an seinen Wunden.

4. Erster dänischer Krieg Karl's X.

König Karl ward durch seinen Angriff auf Polen zuletzt in eine so bedenkliche Lage gebracht, daß er froh war, als ein mit Dänemark ausgebrochener Krieg ihm die Gelegenheit darbot, seine Truppen mit Ehren aus Polen ziehen zu können. Während nämlich Dänemark einen Krieg gegen Schweden rüstete, hatten die Holländer sich Polens und besonders der Stadt Danzig sehr ernstlich angenommen, und Kaiser Ferdinand III. hatte, so sehr er auch kränklich, ängstlich und den Jesuiten ergeben war, am 1. December 1656 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Polen geschlossen. Außerdem waren aber nicht

nur die Russen verheerend in Livland eingebrochen, sondern auch der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich sehr geneigt, durch eine Uebereinkunft mit den Polen alles dasjenige auf rechtmäßige Weise zu erlangen, was Karl ihm als Antheil am schwedischen Raube überlassen hatte. Als daher im März 1657 Leopold I. seinem Vater Ferdinand in den östreichischen Erblanden nachgefolgt war und Truppen nach Polen schickte, war Karl in derselben Lage, in der sich in unserem Jahrhundert Bonaparte's Heer auf spanischem Boden befand. Wenn wir bedenken, wie zahlreich das Letztere und wie gering dagegen Karl's X. Hülfsmittel und Truppen waren, so werden wir ihm und seinen Generalen unsere Bewunderung nicht versagen können.

An dem Kriege, welchen Dänemark damals mit Schweden begann, war der dänische König Friedrich III. weniger schuld, als seine Aristokratie und ihr hochmüthiger Reichsrath. Wir bemerken dies, weil der friedliche und freundliche König nachher im Kriege selbst ebenso viel Aufopferung, Tapferkeit, Ausdauer und Geschick bewies, als der Reichsrath und der Adel überhaupt Mangel an Patriotismus, Gemeinheit und Erbärmlichkeit zeigten. Eigentlich führten die Königin und ihr Vertrauter Lenthe, welche mehr Ehrgeiz und Gewissenlosigkeit hatten, als der gute König, und auch später die Haupturheber eines die bestehende Verfassung vernichtenden Staatsstreiches waren, den Krieg herbei, der das dänische Reich an den Rand des Verderbens brachte. Sie ließen sich nämlich mit der holländischen Aristokratie ein, welche unter dem Namen der Generalstaaten in Holland eine Republik bildete, die gleich der venetianischen und englischen die Nation reich machte, aber auch egoistisch war, wie diese Beiden. Die Generalstaaten schickten schon im Anfange des Jahres 1656 vier Herren aus ihrer Mitte, van Beuningen, van Reede, van Amerongen und Wierson, nach Kopenhagen, um den Dänen ein Schutzbündniß gegen die drohenden Gefahren auf dem Fuße desjenigen Bundes anzubieten, welcher 1649 durch den sogenannten Redemptions-Vertrag geschlossen worden war. Die holländischen Gesandten wurden in Kopenhagen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und Lenthe schloß mit ihnen das Bündniß, in welchem beide Theile versprachen, im Falle eines Angriffes einander mit 6000 Mann zu unterstützen. Zugleich schickten die Holländer ihren Admiral Opdam oder Jakob von Wassenaar mit einer Flotte in die Ostsee, um der Stadt Danzig gegen die Schweden beizustehen. Hierauf machte der dänische Reichsrath schon im Juni 1656 dem schwedischen Könige Vorstellungen wegen der Stadt Danzig, welche jedoch kein Gehör fanden, und ließ sogar dänische Kriegsschiffe zu der vor Danzig kreuzenden holländischen Flotte stoßen. Dies fand zu derselben Zeit statt, als König

Karl plötzlich bis nach Warschau gedrungen war und das in der Nähe dieser Stadt liegende polnische Heer auseinander getrieben hatte. Die sparsamen und vorsichtigen Mitglieder der Generalstaaten hielten es daher nicht für politisch, die Schweden gerade in demselben Augenblicke zu reizen, in welchem sie das Uebergewicht wieder erlangt hatten. Sie knüpften, anstatt gegen die Letzteren zu streiten, zu aller Welt Erstaunen Unterhandlungen mit ihnen an. Damit waren zwar weder die in der Ostsee commandirenden holländischen Admirale Opdam, Tromp der Jüngere und Ruyter, die drei größten Admirale, welche Holland gehabt hat, zufrieden, noch auch der holländische Gesandte in Kopenhagen, van Beuningen, welcher sehr großen Einfluß in den Generalstaaten hatte; dessenungeachtet wurde aber in Elbing zwischen Schweden und Holland ein Vertrag geschlossen, welchem Frankreich, Dänemark und England, sowie der Kurfürst von Brandenburg und die Stadt Danzig sollten beitreten können. Der Stadt Danzig ward, im Falle sie beitrete, die Neutralität zugesichert. Dieser Vertrag wurde jedoch von Dänemark keineswegs gebilligt und hatte in den Generalstaaten eine mächtige Partei gegen sich, an deren Spitze van Beuningen stand. Es kostete daher auch Schwierigkeiten, die Bestätigung desselben zu erhalten, und schon im März 1657 hatte er keine Bedeutung mehr, weil damals Dänemark den Krieg erklärte.

Der schwedische König schien unrettbar verloren zu sein; denn es ward von einem gegen ihn gerichteten Bunde zwischen Polen, Rußland und dem Kaiser geredet, in welchen man auch den Kurfürsten von Brandenburg hineinziehen wollte, sobald Dänemark den Krieg erklärt habe. Van Beuningen und die vornehmsten Herren des dänischen Reichsrathes, vielleicht auch König Friedrich, ganz gewiß aber seine Gemahlin dachten das, was Dänemark im Frieden von Brömsebro 1645 verloren hatte, namentlich die norwegischen Provinzen Jemtland und Herjedalen, im Kriege mit Karl X. wieder zu erlangen, während der Letztere durch die am Ende des Jahres 1656 in Polen erlittenen Unfälle alle die Vortheile wieder verlor, die er im Laufe dieses Jahres errungen hatte. Friedrich III. berief einen Reichstag auf Februar 1657 nach Odensee auf der Insel Fünen, um zu berathschlagen, ob man mit Schweden in Frieden bleiben oder ihm den Krieg erklären solle. Der Reichstag sprach sich für das Letztere aus, und nun ward der Krieg erklärt, obgleich Dänemark damals nicht blos der zum Kriege nöthigen Geldmittel entbehrte, sondern auch nicht einmal ein ordentliches Heer besaß, weil der Adel die Einkünfte von den Krongütern an sich gerissen, aber die dafür übernommene Pflicht, für die Unterhaltung der Festungen und für die Vertheidigung des Landes zu sorgen, unerfüllt gelassen hatte.

Die unbesonnene Kriegserklärung der Dänen breitete eines Theils die Uebel des Krieges auch über einige Gebiete Deutschlands aus und verschaffte anderes Theils dem schwedischen Könige die Gelegenheit, seine Truppen, welche während des polnischen Krieges an allem Nöthigen Mangel gelitten hatten und sogar fast ohne Schuhe und Kleidung waren, auf Unkosten der Deutschen und der Dänen ganz neu auszurüsten. Sobald nämlich im März 1657 der Krieg erklärt war, ließ die dänische Regierung, welche unter dem Namen einer Erläuterung und Erweiterung (Elucidation und Amplification) des Elbinger Vertrages mit Holland über einen gegenseitigen Beistand übereingekommen war, ihre elende Miliz in das schwedische Herzogthum Bremen und Verden einfallen, wo diese dann arge Verwüstungen anrichtete. Der König von Schweden aber, welcher den Gedanken, Polen zu erobern, längst aufgegeben hatte, ließ seinen Bruder in Preußen zurück und wandte sich mit dem größten Theil seiner Truppen gegen Dänemark. In furchtbar angestrengten Märschen zog er nach Thorn, überschritt hier die Weichsel und begab sich nach Stettin, wo er Anfangs Juli 1657 ankam; sein Heer, etwa 6000 Mann stark, war halbnackt und fast erschöpft, jedoch kampfbegierig. Nun ging der Zug an der Ostseeküste nach Hamburg, das Kleider und Lebensmittel liefern mußte. In Holstein gedachte er an seinem Schwiegervater, dem Haupte der herzoglichen Linie, eine Stütze zu finden, und zog durch das Herzogthum nach Jütland; den dänischen General Andreas Blidt drängte er aus dem Lande hinaus, so daß dieser auf den Inseln Zuflucht suchte. König Friedrich von Dänemark hatte geglaubt, Karl werde seine Truppen zur See nach Dänemark übersetzen lassen und war deshalb mit der Flotte nach Danzig gefahren, hatte aber die Schweden nicht mehr angetroffen. Schon Ende August war nicht blos Holstein, sondern auch Jütland von den Schweden besetzt, welche unter Karl Gustav Wrangel die dänischen Milizen ohne Anstrengung aus dem Bremischen verjagt hatten.

Ein kühnes Unternehmen Wrangel's war bald nachher die Veranlassung, daß der schwedische König im Winter über den kleinen Belt nach Fünen übersetzte, was schwerlich geschehen wäre, wenn Karl nicht Wrangel's Kühnheit hätte überbieten wollen. Wrangel war nämlich von Karl, als dieser zur Recrutirung seines Heeres nach Deutschland gegangen war, vor dem neu gegründeten Friedrichsodde (später Fridericia) zurückgelassen worden, weil man keine Möglichkeit sah, den kleinen, durch seine Lage am kleinen Belt sehr festen Ort, in welchem 1000 Mann unter dem dänischen Reichs-Marschall Bilde lagen, ohne eine förmliche Belagerung zu erobern. Wrangel hielt sich bis zum 24. October ruhig; dann machte er aber einen An-

griff, der zu den kühnsten Unternehmungen gehört, welche die Geschichte kennt. Friedrichsodde lag auf einer Landspitze, dem ebenfalls festen Sophienodde auf Fünen gerade gegenüber, und wurde auf der einen Seite durch die See gedeckt. Während nun Wrangel die Stadt vom Lande her angriff, benutzte er zugleich das beobachtete periodische Zurücktreten der See, um von der Wasserseite her, wo nur ein Palissaden-Werk den Durchgang erschwerte und Niemand einen Feind erwartete, eine Abtheilung seiner Reiter in die Stadt zu bringen. Die Schweden ritten bis zum Gürtel im Wasser ganz nahe am Ufer her, uud waren so glücklich, die Palissaden unbemerkt zu zerstören und an das Ufer zu gelangen, an welchem weder Festungswerke noch Geschütze waren. Friedrichsodde fiel auf solche Weise in die Hand der Schweden und die Besatzung wurde nebst ihrem Commandanten, dessen Nachlässigkeit man für die Ursache der Einnahme des festen Ortes hielt, gefangen genommen.

Karl X. war unterdessen zu dem Heere gegangen, das sich im Winter zu Kiel sammeln sollte; auch hatte er seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, besucht. Er hoffte damals das kleine Dänemark leichter erobern zu können, als vorher das so sehr ausgedehnte, wenn auch wüste und wilde Polen. Er hatte zu diesem Zwecke auch Corfitz Uhlefeld, welcher viel in Dänemark zu gelten und dort mächtige Verbindungen und Freunde zu haben glaubte, zu sich herüberkommen lassen, um die Dänen zum Abfalle aufzufordern. Auch hatte Uhlefeld wirklich am 12. August 1657 von Langenwedel aus eine Schrift ausgehen lassen, welche Holberg in seine dänische Reichsgeschichte aufgenommen hat. Allein der hochmüthige Verräther hatte sich sehr geirrt. Die Dänen schlossen sich vielmehr noch enger an ihren tapferen und edlen König an, welcher Kabalen und Intriguen seiner Gemahlin und ihren hannöverischen Rathgebern und dänischen Helfershelfern überließ; die Letzteren aber wollten wie die meisten näheren Anverwandten Uhlefeld's nichts mit diesem zu schaffen haben und ließen sich lieber von der Königin gebrauchen. Was durch List nicht zu erlangen war, suchte König Karl, als in dem furchtbaren Winter von 1657/1658 beide Belte fest zugefroren waren, mit Gewalt der Waffen zu erreichen. Er überbot deshalb bei dem Versuche, sein ganzes Heer mehrere Stunden weit über das zugefrorene Meer zu führen, die Tollkühnheit, welche Wrangel vor Friedrichsodde bewiesen hatte. Die Aufgabe war, zunächst über den kleinen Belt nach Fünen und dann über den großen Belt nach Seeland zu gelangen. Ehe der Marsch über den kleinen Belt angetreten wurde, untersuchten Wrangel und der König selbst und nach ihnen der ausgezeichnete Ingenieur Dahlberg, dessen vortrefflich ausgeführte Pläne und Zeich-

nungen Pufendorf's Werk über die Thaten des schwedischen Königs (De rebus gestis Caroli Gustavi Suecorum regis libri VII.) zieren, die Haltbarkeit des Eises. Der Marsch ging über die Insel Brandsoe, wo die Truppen sich sammelten. Er ward am 30. Januar 1658, allerdings mit besonderer Vorsicht, unternommen, obgleich auf Fünen 5000 Dänen lagen und an einer Stelle die See noch offen war. Die Reiter führten ihre Pferde an der Hand, das Geschütz war so leicht als möglich gemacht, und die Soldaten mußten weit auseinander gehen. Wären die Dänen ebenso muthig gewesen, wie die Schweden, und diesen in geschlossenen Gliedern auf dem Eise entgegen gegangen, so würde es mitten auf dem Eise zu einer Schlacht gekommen sein, deren Ausgang wenigstens ungewiß gewesen wäre. Sie störten jedoch die Feinde in ihrem Marsch nicht im mindesten und stellten sich ihnen erst nahe an der Küste von Fünen in Schlachtordnung auf dem Eise entgegen. Sie wurden geschlagen und insgesammt nebst den 60 Kanonen, die sie bei sich hatten, gefangen genommen. Auch fünf Reichsräthe, welche auf der Insel waren, geriethen in die Gefangenschaft der Schweden, von welchen sie sehr freundlich behandelt wurden. Wie tollkühn übrigens der Marsch war, mag man daraus schließen, daß vor des Königs Augen nicht nur seine Leibkutsche und die des französischen Gesandten Terlon, welcher von Kopenhagen aus vermittelnd zu ihm gekommen war, sondern auch einige Schwadronen Reiter untersanken.

Da sowohl England, wo damals Cromwell herrschte, als auch Frankreich den schwedischen König insgeheim begünstigte, so hatte der englische Gesandte Meadow den König von Dänemark zu Friedensvorschlägen zu bewegen gesucht. Dieser hatte auch wirklich durch Meadow Vorschläge aufsetzen lassen und die Reichsräthe Joachim Gersdorf und Christian Scheel zu Bevollmächtigten ernannt; er konnte aber von Karl um so weniger einen Waffenstillstand erhalten, da der Ueberbringer jener Vorschläge von Kopenhagen her über das Eis gekommen war und folglich Karl jetzt gewiß wußte, daß auch der große Belt fest zugefroren sei.

Obgleich der französische Gesandte Terlon, welcher bei König Friedrich III. beglaubigt war und, nachdem er den schwedischen König begleitet hatte, sich nach Kopenhagen zurück begab, ebenso eifrig als Meadow für den Frieden arbeitete, und obgleich schon unterhandelt wurde, so bestand doch Karl auf dem Marsch über das Eis des acht Stunden breiten großen Belt. Gegen dieses Wagestück sprachen sich alle seine Generale und erfahrenen Officiere aus und nur sein serviler Schmeichler Corfitz Uhlefeld billigte dasselbe. Der Letztere rieth jedoch, nicht den kürzesten Weg über das gefrorene Meer, sondern

den weiteren über die Inseln Langeland, Laaland und Falster nach Seeland einzuschlagen; und dieser Rath wurde von Karl befolgt. Am 5. Februar 1658 trat das ganze schwedische Heer mit Pferden, Geschütz und Gepäck unter vielen Vorsichtsmaaßregeln den Marsch nach Langeland an, welcher sechs Stunden betrug und dadurch doppelt gefährlich war, daß überall das Wasser einen Fuß hoch auf dem Eise stand. Am 6. ging der Marsch von Langeland nach Laaland, wo in Naskow, dem Hauptorte der Insel, eine dänische Besatzung lag. Diese hätte durch ihren Widerstand den weiteren Marsch verzögern können. Der schwedische König zog deshalb vor, sie lieber unangegriffen in seinem Rücken zu lassen. Er war schon vorbeimarschirt, als er der Form wegen einen Trompeter schickte, um den Commandanten zur Uebergabe aufzufordern. Dieser ließ sich hierauf von Corfitz Uhlefeld zu einer Capitulation bereden oder bestechen, weshalb dann Karl beschloß, einen Tag in Naskow zu bleiben. Am 8. setzte er seinen Marsch nach Falster fort. Auf dieser Insel verweilte das Heer bis zum 12., an welchem Tage es den Marsch nach Seeland unternahm. In der Nähe von Wordingborg erreichten die Schweden den Boden der Insel Seeland; hier fanden sich dänische Abgesandte mit Friedensvorschlägen ein, obwohl Dänemark durch einen Vertrag mit Polen sich auf drei Jahre verbunden hatte, einseitig keinen Frieden zu schließen.

König Karl hatte Sorge getragen, daß jede nach Kopenhagen gerichtete Botschaft und Nachricht aufgefangen werde, damit die Dänen von der Hülfe, welche ihre Bundesgenossen rüsteten, durchaus keine Kunde erhielten. Es hatte nämlich inzwischen zum Nachtheile Schweden's eine große politische Veränderung statt gefunden, weil der Kurfürst von Brandenburg auf Unkosten der Schweden und Polen Elbing, Polen aber die Stadt Thorn zu erlangen suchten, und Leopold I. von Oestreich bald nach seinem Regierungsantritte (März 1657*) in Verbindung mit den Polen Krakau zu belagern begann.

Schon Leopold's Vater, Ferdinand III., und die Holländer hatten bekanntlich im Jahre 1656, scheinbar zum Schutze der bedrängten Polen, um welche jedoch Beide sich in Wirklichkeit sehr wenig bekümmerten, Rüstungen gemacht, und im folgenden Jahre hatte Ferdinand sich gegen die Schweden erklärt. Erst Leopold I. aber zeigte von Anfang an, obgleich immer noch vorsichtig zögernd und zaudernd, daß es

*) Kaiser Ferdinand's III. ältester Sohn, der als römischer König und als König von Ungarn Ferdinand IV. genannt wird, war 1654, drei Jahre vor seines Vaters Tod, an den Kinderpocken gestorben; der zweite Sohn, Leopold, früher zum geistlichen Stande bestimmt, wurde nun in Ungarn und Böhmen vorläufig als König gekrönt und folgte 1657 seinem Vater in den Erblanden.

ihm wirklich ernst sei. Er suchte auch den Kurfürsten von Brandenburg von der Verbindung mit Schweden loszumachen. Dieser allein besaß damals geordnete Finanzen und ein stehendes Heer, sowie eine gewissenlose Staatsklugheit, welche, wie das Beispiel der Herzoge von Savoyen und von Preußen am handgreiflichsten beweist, kleine Staaten groß macht. Friedrich Wilhelm war eher gegen, als für die Schweden eingenommen, und hatte von ihnen nur als ihm die Souverainetät seines Herzogthums Preußen und das Bisthum Ermeland angeboten wurden, für sie die Waffen ergriffen; er konnte daher, sobald ihm von anderer Seite her ein Vortheil geboten wurde, nicht abgeneigt sein, der Verbindung mit ihnen wieder zu entsagen. Auch war bei einem Fürsten, welcher im dreißigjährigen Kriege und im westfälischen Frieden Pommern an die Schweden verloren hatte, unmöglich daran zu denken, daß er diesen zum Besitze von Polen oder auch nur von Polnisch-Preußen verhelfen werde. Er hatte daher, schon als Karl sich auf eine kurze Zeit mit Ragoczy vereinigt hatte, seine viertausend Mann vom schwedischen Heere abgerufen. Gleichwohl trennte er sich nicht eher von der Verbindung mit Karl, als bis dieser im Juli 1657 das polnische Reich mit Ausnahme einiger wenigen festen Städte, in welchen eine schwedische Besatzung blieb, ganz räumte. Da die Schweden bei ihrem Durchmarsch nach Holstein die brandenburgischen Unterthanen hart mitgenommen hatten, so konnte der Kurfürst um so eher seinen besonderen Vortheil auf Kosten Schwedens suchen; er warf aber die Maske der Freundschaft so spät, als nur immer möglich war, ab. Der Kaiser, sowie die Familie und die Minister desselben vermittelten hierauf zwischen Polen und Brandenburg, und suchten die polnische Regierung dahin zu bringen, daß sie die Unabhängigkeit des kurfürstlichen Theiles vom Herzogthum Preußen, welche Karl dem Kurfürsten zugestanden hatte, auch ihrerseits anerkenne und bestätige; auch Dänemark, eben von Karl Gustav schwer bedroht, und die holländischen Generalstaaten unterstützten diese Forderung. Friedrich Wilhelm, sonst sehr überlegt und versteckt, erklärte laut, Polen habe die Lehenshoheit stets zu seiner wie seiner Vorfahren Belästigung mißbraucht. Gleichwohl war das Zugeständniß der Lehensfreiheit von Polen nicht so leicht zu erlangen, wie früher von Karl X. im Vertrag von Labiau. Erst am 19. September 1657, nachdem die Holländer und der Kaiser vier Monate lang vergebens gearbeitet hatten, erkannten die Polen in dem Vertrage von Welau Preußen auch ihrerseits als unabhängiges Herzogthum an, und zwar auf eine solche Weise, daß fortan zum Königthum nur noch ein kleiner Schritt war. Der Kurfürst gab im Friedensvertrage von Welau Alles zurück, was er während des schwedisch-polnischen Krieges an sich gebracht hatte;

dagegen sollten er und seine männliche Nachkommenschaft Preußen frei von der bisherigen Lehensverbindlichkeit gegen Polen besitzen, dieses Land aber nach dem Aussterben seines Stammes an Polen zurückfallen. Polen sprach die Preußen von ihrer Amts- und Unterthanenpflicht förmlich los. Zugleich verpflichtete sich der Kurfürst, mit dem polnischen Reiche in ein ewiges Bündniß zu treten und ihm im Falle eines Krieges 1500 Mann Fußvolk zu Hülfe zu schicken. Die Häfen beider Länder sollten wechselseitig offen stehen. Dieser Vertrag wurde so geheim gehalten, daß noch im October der polnische General Czarenczki in der Neumark Verheerungen anrichtete; ja es wurde ein zur Veröffentlichung bestimmter Scheinvertrag abgefaßt, wodurch Karl Gustav einige Zeit hindurch über den wirklichen getäuscht wurde.

An demselben Tage, an welchem der Vertrag von Welau geschlossen ward, vereinigten sich Polen und Brandenburg zu einem Vertheidigungs-Bündnisse gegen Schweden. Der Kurfürst versprach, für die Dauer des Krieges 6000 Mann zum polnischen Heere zu stellen; dagegen sollte es ihm freistehen, dem Bunde zwischen Oestreich und Polen beizutreten, und wenn mit Rußland Frieden gemacht werde, sollte auch er in denselben eingeschlossen werden. Nun begab sich Friedrich Wilhelm nach Bromberg, wo König Johann Kasimir ihm die Verträge bestätigte und noch einige Bestimmungen hinzugefügt wurden. Da nämlich die Polen trotz des Prahlens, welches wir an ihnen kennen, Geld lieber verschwenden als ersparen, so benutzte Friedrich Wilhelm ihre augenblickliche Geldverlegenheit, um ihnen Städte abzukaufen. Er erhielt Lauenburg und Bütow in Polnisch-Pommern mit Vorbehalt des Rückfalles an Polen, sowie auch Stadt und Kreisamt Elbing, wenn Beide den Schweden wieder entrissen wären; doch sollte Polen diese Abtretungen jederzeit mit 40,000 Gulden wieder einlösen können. Beide Theile versprachen zugleich, einander zehn Jahre hindurch im Kriege beizustehen, der Kurfürst den Polen mit 4000, diese ihm mit 8000 Mann. Endlich verpflichtete sich Polen, dem Kurfürsten in den nächsten drei Jahren 120,000 Thaler zu zahlen und als Unterpfand dafür ihm die Starostei Droheim zu übergeben.

Beide Verträge wurden weder von den Polen, noch vom Kurfürsten sogleich ins Werk gesetzt. Der Letztere suchte vielmehr, wie gesagt, dem schwedischen Könige seinen Abfall von ihm so lange verborgen zu halten, bis er sich mit Holland, Dänemark und dem Kaiser über einen den Dänen zu leistenden Beistand verständigt habe. Noch im Anfang des November ließ er den König wissen, er müsse jetzt mit den Wölfen heulen und beide Theile zu befriedigen suchen; endlich aber mußte

er der bisherigen Verstellung entsagen und sich entschieden für Dänemark und gegen Schweden erklären. Er schloß damals (10. November 1657) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Dänemark, in welchem beide Theile einander versprachen, mit vereinigten Kräften die Schweden zu Wasser und zu Lande zu bekriegen, sie namentlich auch in Pommern anzugreifen und sie zu zwingen, die den Dänen im letzten Kriege entrissenen Provinzen wieder herauszugeben. Vorerst hatte Dänemark weder von diesem, noch von den anderen abgeschlossenen Bündnissen einigen Vortheil. Die Polen und die ihnen zu Hülfe geschickten Kaiserlichen überließen vielmehr, als die Schweden in Jütland erschienen, den König von Dänemark seinem Schicksale. Czarnecky war zwar schon im October mit seinen 10—12,000 Reitern verwüstend in Pommern eingefallen und dann sengend und brennend nach Holstein vorgedrungen; er eilte aber mit der Beute, die er in Freundes und Feindes Land gemacht hatte, gerade in dem Augenblicke nach Hause zurück, als er den Dänen dadurch hätte nützlich werden können, daß er den Schweden auf dem Eise nachgefolgt wäre.

Die fremden Diplomaten, welche den Frieden vermitteln sollten, hatten es um jene Zeit schon dahin gebracht, daß Karl den Gedanken, das dänische Reich im Sturmschritte zu erobern, aufgegeben hatte. Zugleich war von ihnen nicht nur der dänische König bewogen worden, Friedensvorschläge zu machen, sondern es waren auch Friedensverhandlungen zu Wordingborg eröffnet worden. Zu diesen Verhandlungen hatte Friedrich III. von Dänemark die oben genannten beiden Reichsräthe, Gersdorf und Scheel, gesandt. König Karl aber hatte neben dem Schweden Steen Bielke den Dänen Corfitz Uhlefeld zu seinem Bevollmächtigten in Wordingborg ernannt; Uhlefeld hatte in seinem unpatriotischen Eifer dem schwedischen König gerathen, die Gesandten gar nicht anzuhören. Dies war kränkend für den dänischen König und mußte die Unterhandlungen sehr schwierig machen. König Karl ließ sich ebenso wenig bewegen, Uhlefeld abzurufen, als den holländischen Gesandten van Beuningen, dessen Stolz ihm tödtlich zuwider war, unter den Vermittlern zuzulassen. Die Unterhandlungen in Wordingborg begannen daher unter sehr ungünstigen Umständen und die Bedingungen, welche von Seiten der Schweden gestellt wurden, hätten kaum härter sein können, wenn Karl wirklich im Besitze von Kopenhagen gewesen wäre. Allein Dänemark befand sich damals in einer äußerst traurigen Lage; denn der Adel war mit den übrigen Ständen und mit dem Könige entzweit und von dem, was in Deutschland und in Polen vorging, wußte man gar nichts, weil alle Verbindung gehemmt war. Der Sitz des Friedens-Congresses wurde bald von Wordingborg nach Tostrup, einem etwa zwei Meilen von

Kopenhagen entfernten Orte, verlegt. Dort wurden am 18. Februar 1658 die Präliminarien unterzeichnet und schon am 26. Februar kam zu Roeskilde (Rothschild) der Friede zum Abschlusse. Die Bedingungen dieses Friedens waren so beschaffen, daß man von König Karl, der sich doch von so vielen Feinden bedroht und durch großen Geldmangel gedrückt fühlte, am wenigsten hätte erwarten sollen, erwerde, was er doch nachher that, einen kaum geschlossenen Frieden muthwillig brechen. Karl's Geldverlegenheit war so groß, daß er um jeden Preis ein Darlehen von Cromwell zu erlangen suchte. Dieser war jedoch sehr karg und vorsichtig in seinen Ausgaben. Er verlangte das Herzogthum Bremen als Unterpfand. König Karl wollte zwar deutsche Landschaften zum Pfande geben, aber nur solche, die ihm selbst nicht gehörten, und bot statt jenes Herzogthums die Länder Oldenburg und Ostfriesland, sowie nachher einige holsteinische Aemter an, durch deren Annahme der englische Protector oder Dictator in große Verlegenheit gekommen sein würde..

Die einzige vortheilhafte Bedingung, welche gleich anfangs den Dänen zugestanden wurde, war die, daß das schwedische Heer unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens das Land verlassen sollte. Sonst wurde den Schweden Halland für immer überlassen, ebenso Schoonen, Bornholm, Blekingen und sogar ein Theil von Norwegen, Bohus-Lehen und das Stift Drontheim, ganz abgetreten, und in Rücksicht der mit Schweden verschwägerten herzoglich-holsteinischen Linie und des ehemaligen Reichs-Hofmeisters Corfitz Uhlefeld wurden Bedingungen gemacht, welche dem dänischen König sehr widrig sein mußten. Schon in Tostrup hatte Karl für seinen alten Schwiegervater, den Herzog von Holstein-Gottorp, die Aufhebung der mit Dänemark gemeinschaftlichen Regierung und sogar der Lehens-Abhängigkeit von Dänemark verlangt. Die Unterhandlungen über seine Forderungen verlängerten sich nachher noch bis zum 12. Mai; und wenn auch wegen des schleswig-holsteinischen Adels, ohne den, wie man behauptete, sich darüber nichts festsetzen lasse, die gemeinschaftliche Regierung bestehen blieb, so wurde doch Anderes zugestanden. Dänemark erklärte Schleswig frei vom Lehens-Verbande, trat das Amt Schwabstedt ab und behielt im Domstifte von Schleswig nur eine einzige Präbende. Was die beiden Brüder Uhlefeld, Ebbo und Corfitz, betrifft, so wurden diese in Betreff ihrer Forderung an König Friedrich ebenfalls befriedigt. Corfitz sollte, zufolge des 24. Artikels des Roeskilder Friedens, alle seine Güter und sein ganzes, von den Dänen eingezogenes Vermögen zurück erhalten.

5. Zweiter dänischer Krieg Karl's X.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Roeskilder Friedens suchte Karl, mit welchem zuletzt sogar sein alter Schwiegervater nichts mehr

zu thun haben wollte, allerlei leere Vorwände, um auf dänischem Gebiete in derselben Weise noch ferner zu verweilen, wie die Schweden nach dem westfälischen Frieden in Deutschland geblieben waren. Es wurde sogar von den Verwüstungen, welche ein dänischer Kaper gegen die schwedischen Niederlassungen auf der Westküste Afrikas geübt hatte, Veranlassung genommen, die schwedischen Truppen in Seeland stehen zu lassen und Feindseligkeiten zu üben. Die Befriedigung des Herzogs von Holstein-Gottorp verursachte, wie wir wissen, ebenfalls Zögerungen; Corfitz Uhlefeld ward erst im April wegen seiner Güter, Christina Munk, welche bald darauf starb, wegen des verlorenen Ranges befriedigt. Karl selbst war nach einem Besuche, den er bei König Friedrich gemacht hatte, längst nach Schoonen hinüber gegangen, hatte die schwedischen Stände auf den 29. März nach Gothenburg gerufen und im Stillen alle Anstalten zu einem neuen Feldzuge getroffen, welcher vorgeblich gegen Polen gerichtet worden war. Wrangel und seine Truppen hatten zwar endlich im Mai Seeland verlassen; sie behielten aber Jütland, Fünen und Schleswig besetzt und blieben also Herren im Lande. Plötzlich wurden aus Wismar, aus Jütland, aus Holstein alle Schiffe zusammengetrieben und nach Kiel geschickt. Es hieß dabei immer, daß das dort einzuschiffende Heer zum Entsatze der schwedischen Truppen bestimmt sei, welche in Thorn von den Polen hart bedrängt waren. Van Beuningen hatte jedoch den dänischen König schon längst vor den Anstalten der Schweden gewarnt; und jetzt gab auch der französische Gesandte Terlon, als Karl sich ihm anvertraute, den Dänen einen Wink. Karl hatte in der That den Plan, im Süden von Schweden, in Schoonen seinen Aufenthalt zu nehmen und sich zum Gebieter der ganzen Ostsee zu machen. Er verlangte von Dänemark höchst ungerechter Weise die Uebergabe der Insel Hven bei Seeland. König Friedrich III., dessen Anstrengung, Geschicklichkeit und aufopfernde Tapferkeit ganz Europa in Staunen versetzte, hatte daher Zeit, sich auf die Vertheidigung seiner bedrohten Hauptstadt vorzubereiten.

Zum Glück für ihn befolgte der schwedische König den Rath nicht, den man ihm ertheilt hatte, nämlich mit seiner Flotte und dem in Kiel eingeschifften Heere gerades Weges nach Kopenhagen selbst zu segeln, sondern er fuhr am 8. August 1658 mit seinen 16,000 Mann nach Korsör, einem 14 Meilen von Kopenhagen entfernten Orte. Die Schweden konnten daher den ersten Schrecken eines Ueberfalles nicht benutzen; zur förmlichen Belagerung einer Stadt wie Kopenhagen aber war das schwedische Heer, welches auch noch Kronenburg belagern mußte, bei weitem nicht stark genug. In Jütland, Fünen und den

Herzogthümern standen allerdings noch schwedische Truppen vom letzten Krieg her; dagegen waren König Friedrich und die Bürgerschaft von Kopenhagen ganz einig, und die geworbenen Truppen der Dänen wurden von geschickten, dem Könige treuen Officieren eingeübt; der Adel aber bewies schon damals so viel übeln Willen, daß König Karl bei der ganz unerwarteten Erneuerung des Krieges mit einigem Scheine von Wahrheit vorgeben konnte, er sei im Begriffe, dem Könige von Dänemark gegen seinen Reichsrath und den Adel beizustehen. Der holländische Gesandte van Beuningen durchschaute den König von Schweden ebenso, wie er nachher Ludwig XIV. durchschaute und mitten im Laufe seiner Siege aufhielt. Karl suchte deshalb die Unterhandlungen mit Holland in die Länge zu ziehen, damit König Friedri[ch] seine Residenz nicht verlasse und ihm entgehe. Auch gelang es ihm wirklich, die Flucht Friedrich's aus Kopenhagen zu verhindern; gerade dadurch aber wurde Dänemark gerettet. Obwohl es in Kopenhagen nicht an Stimmen fehlte, welche die Uebergabe verlangten, erklärte doch Friedrich III., er wolle lieber unter den Trümmern seines Reiches untergehen, als die Vernichtung desselben ruhig mit ansehen. Außerdem wurden die Schweden durch die Belagerung von Kronenburg, das sich drei Wochen lang tapfer vertheidigte, eine zeitlang an der Vereinigung aller ihrer Kräfte vor Kopenhagen gehindert. Wrangel hatte diese Belagerung am 16. August begonnen; erst am 8. September aber eroberte er Kronenburg.

Kopenhagen vertheidigte sich ganz unerwartet hartnäckig gegen die Schweden. König Friedrich, sein Sohn Christian V. und die wackere Bürgerschaft waren dabei Tag und Nacht im Kampfe thätig. Hans Nansen, der Bürgermeister von Kopenhagen, ermahnte zum äußersten Widerstand und die Einwohner, voll Begeisterung und gegen den mattherzigen und egoistischen Adel kaum minder aufgebracht als gegen die Schweden, stellten sich gern zur Verfügung. Der dänische König war jedoch ganz von Geld entblößt, die Holländer zögerten mit der Absendung einer Flotte, und die dänische Regierung war nicht im Stande, aus der enge eingeschlossenen Stadt Bevollmächtigte an die Generalstaaten zu schicken. Es war daher ein Glück, daß ein dänischer Patriot sich ohne eigentliche Vollmacht der Sache seines Königs annahm, und daß er bei den Holländern Vertrauen fand. Dieser Patriot war des Königs Friedrich geheimer Secretär Christoph Gabel. Er befand sich, als die Schweden Kopenhagen eingeschlossen hielten, zufällig in Hamburg, und eilte, ohne Vollmacht zu haben, nach Holland, wo er, auf van Beuningen und dessen Partei gestützt, den Generalstaaten die Gefahr des dänischen Staates so dringend vorzustellen wußte, daß diese den Beschluß faßten, eine für Däne-

mark gemachte Anleihe von drei Millionen Gulden zu verbürgen und eine aus 36 Schiffen bestehende holländische Flotte in die Ostsee zu schicken. Diese Flotte, welche von Wassenaar Opdam befehligt ward, der Männer wie de With und Kortenaar unter seinem Befehl hatte, erreichte den Sund am 20. October, und zum Glück für Dänemark bewies Karl X. in Betreff ihrer, gerade als seine Tollkühnheit ihm hätte nützlich werden können, einmal Klugheit. Opdam's Flotte ward nämlich durch widrige Winde sechs Tage lang am Eingange des Sundes bei der Sandbank Lappe aufgehalten, und es hieß, worüber wir aber nicht urtheilen können, Karl würde, wenn er sie dort angegriffen hätte, mit Vortheil haben eine Seeschlacht liefern können; er ließ sich aber auf lange Unterhandlungen ein, um die Flotte bis zum bevorstehenden Winter aufzuhalten, wo das Eis die Schiffahrt unmöglich mache. Die Holländer ließen sich jedoch nicht täuschen; sie brachen, sobald der Wind günstig war, die Unterhandlungen ab und griffen am 8. November die schwedische Flotte an. Ihre Absicht dabei war nur, sich durch die Enge des Sundes die Durchfahrt zu erkämpfen, welche bisher von der schwedischen Flotte und den Batterieen am Lande von Kronenburg und Helsingborg aus gehindert worden war. Diese Absicht erreichten sie auch, ohne daß von ihnen ein eigentlicher Sieg erfochten worden wäre; de With (nicht mit Johann de Witt zu verwechseln) starb im Kampfe, nachdem er zwei schwedische Schiffe vernichtet hatte. Es zeigte sich in diesem Kampfe, daß Kanonen am Lande die Schiffe an der Durchfahrt nicht hindern könnten. Die holländische Flotte vereinigte sich hierauf vor Kopenhagen mit der dänischen; die schwedische aber lief in den Hafen von Landskrona ein, wo sie ihren in der Schlacht erlittenen Schaden ausbesserte, aber bald von den Holländern unter de Ruyter blokirt wurde. Kopenhagen blieb zu Lande umzingelt.

Es würde den Holländern leicht gewesen sein, die schwedische Flotte zu vernichten; sie begnügten sich aber, sie im Hafen von Landskrona einzuschließen, weil sie aus Staatsklugheit die beiden nordischen Mächte im Gleichgewicht zu halten suchten und eine bloße Vermittelung, nicht wirkliche Hülfe im Auge hatten. König Karl setzte daher auch die Belagerung von Kopenhagen mit den an sich unbedeutenden Kräften und Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, eifrig fort. Er wußte recht gut, daß die Franzosen, Engländer und Holländer die furchtbaren Rüstungen, welche Kaiser Leopold, die Polen und der Kurfürst von Brandenburg gegen ihn machten, mit aufmerksamen Augen betrachteten. Frankreich hatte im dreißigjährigen Kriege den armen, an eigenen Kräften schwachen Schweden zu einer Bedeutung verholfen, die sich nur dann behaupten ließ, wenn Frankreich fort=

dauernd das deutsche Reich getrennt und schwach erhielt, wie dies seit der ersten Verbindung zwischen Frankreich und Schweden geschehen war. Mazarin, welcher die Ministerial-Herrschaft Richelieu's geerbt hatte, arbeitete daher wie dieser unablässig gegen Oestreich. Er suchte besonders den Widerwillen der Protestanten gegen die ebenso unter Leopold I., wie vorher unter Ferdinand III., in Oestreich herrschenden Jesuiten zu benutzen, um in Deutschland eine Partei zu bilden, welche dem östreichischen Einflusse Schranken zu setzen vermöge. Schweden hatte eigentlich keine Partei in Deutschland. Unter Frankreichs Schutze standen dagegen nicht blos die protestantischen Staaten, die von ihm im dreißigjährigen Kriege und bei der westfälischen Friedensunterhandlung unterstützt worden waren, sondern auch die größeren katholischen Mächte, welche die Monarchie des Reiches in eine Aristokratie umgewandelt hatten, besonders die rheinischen Erzbischöfe. Es war daher auch bei Ferdinand's III. Tode durch französische Kabalen, zu denen Johann von Schönborn, Kurfürst von Mainz, sich hergab, gelungen, die Erwählung von Ferdinand's Sohn Leopold I. zum Kaiser länger als ein Jahr hinzuhalten. Mazarin schickte den Marschall Grammont mit vielem Gelde nach Frankfurt, um beim Wahltag im französischen Interesse zu wirken; Karl Ludwig von der Pfalz, der tüchtige Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, war ohnedies dem Haus Oestreich abgeneigt.*) Man hatte zuerst den jungen Kurfürsten von Baiern, Ferdinand Maria, dahin zu bringen gesucht, daß er die Kaiserkrone von Mazarin und dessen Creaturen annehme; als aber der Kurfürst sich auch gegen das Anerbieten eines Jahrgehaltes, das ihm Grammont machte, nicht gebrauchen lassen wollte, brachte Frankreich, um das kaiserliche Ansehen völlig zu schwächen und einen Staat im Staate zu bilden, vermittelst der Schweden im deutschen Reiche einen Bund zu Stande, welcher nachher der rheinische genannt wurde. Stifter dieses Bundes, der bis 1666 das deutsche Reich zu einem Spielwerke fremder Mächte machte, war der schwedische König als Herzog von Bremen und Verden. Die übrigen Mitglieder desselben waren: der Landgraf von Hessen-Kassel, der Pfalzgraf von Neuburg und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, sowie endlich noch die drei geistlichen Kurfürsten. Auch Münster hatte sich eingelassen, trennte sich aber wieder vom Bunde, als es vom Papste abgemahnt wurde. Uebrigens war **Leopold** unter dem Namen **der Erste** ungeachtet aller Umtriebe am 18. Juli 1658 in Frankfurt zum

*) Als bei einer Sitzung des kurfürstlichen Collegiums der östreichische Gesandte Oechsle behauptete, die Würde eines Reichsverwesers für Oberdeutschland sei durch den Böhmenkönig verwirkt worden, warf Karl Ludwig ihm ein Tintenfaß an den Kopf.

Kaiser gewählt worden, fünf Vierteljahre nach seines Vaters Tod. Er hatte während der Zögerung das 18. Lebensjahr erreicht, das nach den Bestimmungen der goldenen Bulle zur Führung des Kaisertitels nothwendig war, und ließ in Frankfurt selbst für sich die böhmische Wahlstimme abgeben.

Während die deutschen Fürsten, unter ihnen auch der Kurfürst von Brandenburg, mit politischen Unterhandlungen beschäftigt waren und Leopold von Oestreich seine Bundesgenossen, die Polen, nicht durch einen Zug nach Pommern und Holstein kräftig zu unterstützen vermochte, verfolgte Karl X. ungestört seinen tollen Plan gegen Dänemark. Dies änderte sich jedoch im Laufe des Jahres 1658. Es nützte dem schwedischen Könige wenig, daß im Mai dieses Jahres der russische Zaar Frieden mit ihm schloß; denn die Polen wußten endlich den vorsichtig abwartenden Kurfürsten von Brandenburg zu einem kräftigeren Auftreten gegen Schweden zu bewegen. Friedrich Wilhelm hatte bis dahin seine Vorliebe für das Habsburgische Haus nur soweit zu erkennen gegeben, als er dabei Frankreich nicht zu beleidigen brauchte; als es aber bei der Kaiserwahl seinen deutschen Patriotismus galt, erklärte er sich offen gegen Frankreich und gegen die Mitglieder des sogenannten rheinischen Bundes. Frankreich hatte in Betreff der bevorstehenden Kaiserwahl drei Kurfürsten für seinen Plan gewonnen; die brandenburgische Stimme war also entscheidend. Frankreich ließ dem Kurfürsten von Brandenburg 100,000 Thaler für seine Stimme bieten; er wies jedoch dieses Geld zurück und stimmte für Leopold. Dies war ganz gegen Friedrich Wilhelm's Gewohnheit, weil er, wenn es sich um Geld handelte, auf Recht oder Klage der Bedrängten wenig Rücksicht nahm, und einer Stadt nach der anderen sein Abgaben-System aufdrang. Demnach war vorzugsweise durch Friedrich Wilhelm's Patriotismus Leopold's Wahl durchgesetzt worden. Der päpstliche Nuntius, der im Auftrage des Papstes Alexander VII. in Frankfurt war, hätte für Leopold wenig leisten können; er sah mit Verdruß, wie wenig in einer Zeit, die rein politisch gestimmt war, sein Einfluß selbst bei den geistlichen Kurfürsten vermochte. Er war noch anwesend, als (14. August 1658) die oben besprochene rheinische Allianz abgeschlossen wurde, zu welcher auch die französischen Gesandten den Beitritt ihres Königs erklärten und in welchem fünf katholische Fürsten, darunter vier geistliche, sich mit protestantischen Ständen, darunter Schweden, conföderirten. Der neue Kaiser versprach im Anfange des folgenden Monats, als die Schweden den Roeskilder Frieden brachen, in Verbindung mit dem Kurfürsten die Schweden in Dänemark aufzusuchen, weil die Franzosen und der rheinische Bund keinen Krieg auf deutschem Boden dulden wollten. Friedrich Wilhelm erhielt den Oberbefehl des

verbündeten Heeres. Zu diesem stellte er selbst eine ausgewählte Zahl von Truppen, während des Souches und Montecuculi die Kaiserlichen herbeiführten und Czarnecky mit seinen Polen und Kosaken wilde Verheerungen übte. Der Kurfürst zog im September mit seiner und der kaiserlichen Reiterei den Anderen voraus, und zeigte sich überall als ausgezeichnet tüchtigen und tapferen Feldherrn. Auch die erfahrenen, in der deutschen Kriegsgeschichte unsterblichen Schöpfer der von Friedrich Wilhelm geschaffenen deutschen Militär-Macht, der weder ein slavisches noch ein skandinavisches Element beiwohnte, Sparr, Pfuhl, Quast und Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, welcher erst kurz vorher aus schwedischen Diensten in brandenburgische getreten war, erschienen bei dieser Gelegenheit. Sie zogen voraus; der kaiserliche General Montecuculi aber folgte mit dem Fußvolke und Geschütze, sowie später Czarnecky mit den höllischen Schaaren seiner Polen und Kosaken.

Karl setzte unterdessen die Belagerung von Kopenhagen angestrengt fort, obgleich Opdam mit der niederländischen Flotte noch im Hafen dieser Stadt lag und weder Cromwell noch Mazarin Lust hatten, den Schweden gegen die Dänen und ihre Bundesgenossen beizustehen. Gerettet wurde jedoch Kopenhagen nicht durch die Heeresmacht seiner Verbündeten, welche nichts ausrichtete, sondern durch den Patriotismus und die Thätigkeit des Königs Friedrich von Dänemark und der von ihm begeisterten, aus Soldaten, Bürgern und Studenten gebildeten Besatzung von Kopenhagen, welche den seine Pflicht ganz und gar versäumenden Adel beschämte. Die Bürger unter General Schack machten häufige Ausfälle. Der schwedische Admiral Wrangel bemühte sich vergebens, die Insel Amager zu besetzen, von welcher die Hauptstadt ihre Lebensmittel bezog. Das Heer der Verbündeten, welches unter dem Kurfürsten, den kaiserlichen Generalen Montecuculi und Spork und dem polnischen General Czarnecky stand, soll wenigstens 32,000 Mann stark gewesen sein. Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp mußte nicht blos die Alliirten in die befestigte Stadt Gottorp aufnehmen und die Festungswerke derselben zum Theil schleifen lassen, sondern auch dem Kurfürsten von Brandenburg eine bedeutende Geldsumme zahlen, um von Brandschatzung frei zu bleiben; Montecuculi erpreßte aber dessenungeachtet nachher ansehnliche Contributionen. Die Dänen eroberten übrigens damals Drontheim in Norwegen wieder, auch die Bewohner der Insel Bornholm jagten die schwedischen Beamten und Soldaten fort und König Friedrich schloß im Januar 1659 mit dem Kurfürsten von Brandenburg einen neuen Vertrag, welcher den Frieden mit Schweden erschwerte.

Die Schweden erlitten demnach in dieser Zeit nicht blos in Jütland,

wo ihnen Fridericia wieder verloren ging, sondern auch in anderen Gegenden sehr bedeutende Verluste. Die Insel Alsen ward ihnen durch eine Landung der Verbündeten wieder entrissen und sie mußten zusehen, daß Pommern von den Feinden verheert wurde. Dagegen vertheidigte Benedict Oxenstierna die Stadt Thorn in Preußen 18 Monate lang gegen ein kaiserliches und polnisches Heer, und als er sich einige Tage vor Weihnachten ergeben mußte, erhielt er eine sehr ehrenvolle Capitulation. Die Polen entdeckten nachher mit Beschämung, daß ihnen nur eine Besatzung von 300 Mann entgegen gestanden hatte. Außerdem fiel der schwedische General Wirz, welcher mit etwa 3000 Mann in Stettin lag, im Februar 1659 in Pomerellen und Preußen ein, nahm, nachdem er sich in Friedland mit dem Statthalter des Landes, dem Pfalzgrafen Adolf Johann, einem Bruder Karl Gustav's, verbunden hatte, Konitz, Schwetz, Kulm und andere Orte ein, und brachte der schwedischen Besatzung in Graudenz Lebensmittel und Verstärkung. Er verheerte nachher das herzogliche Preußen bis über Morungen und Liebstadt hinaus und verwüstete den ganzen Sommer hindurch die Umgegend von Danzig, ohne daß der ihm überlegene Feind es verhindern konnte. Unterdessen behaupteten die Verbündeten, da der schwedische König die Belagerung von Kopenhagen fortsetzte, bis zum Spätherbst 1659 die Provinz Jütland, konnten aber, auch nachdem sie Fridericia erobert hatten, nicht auf die Insel Fünen hinüber gehen, weil sie keine Flotte hatten. Der Kaiser wollte zwar ohne Rücksicht auf den Reichsfrieden durch einen Angriff auf Pommern den König Karl nöthigen, die Belagerung von Kopenhagen aufzuheben; es zeigte sich aber auch bei dieser Gelegenheit, daß ein entschlossener Mann an der Spitze einer kleinen Anzahl tüchtiger Soldaten jedem Bunde, welcher nicht von einem Willen beseelt ist, überlegen bleibt.

Auch der dänische König und sein Sohn, welche nebst dem Kommandanten Hans Schack und dem Bürgermeister Nansen, an der Spitze von Studenten, Bürgern und schnell geworbenen Soldaten, Kopenhagen gegen Karl's wüthende Angriffe vertheidigten, bewiesen eine allgemein bewunderte Standhaftigkeit und Ausdauer. Sie würden jedoch vielleicht unterlegen sein, wenn nicht zu ihrem Glücke die holländische Flotte im Winter vor Kopenhagen eingefroren wäre. Als nämlich König Karl am 11. und 12. Februar 1659 mit seinem ganzen Heere einen allgemeinen Sturm auf die Stadt unternahm, hätten vielleicht die Dänen mit ihren eigenen Kräften ihm nicht widerstehen können; allein die Holländer, welche sonst nur, wenn sie selbst angegriffen wurden, mit den Schweden kämpften, leisteten diesmal den Dänen kräftigen Beistand. Opdam schickte, da er seine Schiffe nicht gebrauchen konnte, das schwere Geschütz derselben und die geübten holländischen

Seeleute, welche es bedienten, in die Stadt, und dadurch gelang es, Karl's Sturm abzuschlagen. Die Schweden erlitten bei dieser Gelegenheit einen großen Verlust; denn eine bedeutende Zahl ihrer Veteranen und ihre tüchtigsten Officiere wurde getödtet oder gefangen genommen. Wenn die Holländer als kluge Kaufleute nicht auf sehr zweideutige und diplomatische Weise die Schweden geschont hätten, so wäre es leicht gewesen, mit Hülfe der brandenburgischen und kaiserlichen Truppen den Krieg auf die Insel zu versetzen; sie wollten jedoch die Dänen und Schweden im Gleichgewichte und von Holland abhängig erhalten. Als daher das Bundesheer Ende Juni 1659 auf Fünen landen wollte, mißglückte der Versuch durch die Schuld der Holländer und die Schweden faßten neuen Muth.

Seit dem mißlungenen Sturm auf Kopenhagen und seit dem Eintritte der milderen Jahreszeit hatten die Dänen, welche jetzt von den Holländern offen unterstützt wurden, viele Vortheile theils in Norwegen, theils zur See erfochten. Es schien daher, als wenn die Holländer mit ihrer Hülfe die Herrschaft der Ostsee erlangen könnten. Dies weckte jedoch die Eifersucht der Männer, welche damals England und Frankreich beherrschten. Diese beiden Staaten kamen daher insgeheim miteinander überein, den Frieden im Norden dadurch wiederherzustellen, daß sie die kriegführenden Mächte zwängen, einen von Frankreich, England und Holland vermittelten oder vielmehr vorgeschriebenen Frieden anzunehmen. Die drei genannten Mächte vereinigten sich im April 1659 zu einer solchen Friedensstiftung durch das sogenannte erste Haager Concert, in welchem festgesetzt war, daß ein neuer Friede zwischen Schweden und Dänemark auf der Grundlage des Roeskilder Friedens geschlossen werden solle. Diesen Vertrag wollte keiner der Kriegführenden annehmen; Beide sträubten sich, gerade in dem Augenblicke, welchen jeder von ihnen als einen für sich günstigen ansah, durch Unterhandlungen Vortheile aufzugeben, die sie mit den Waffen erringen zu können glaubten. Besonders war König Karl, obgleich er sich vermittelst dieses Ausweges auf eine ehrenvolle Weise aus gefährlichen Händeln hätte ziehen können, sehr unwillig darüber, daß man sich in seine Angelegenheiten mische. Der Plan der drei Mächte blieb übrigens auch aus einem anderen Grunde unausgeführt. Die Holländer trauten nämlich dem ganz monarchischen Kardinal Mazarin nicht, und waren außerdem unzufrieden, daß ihr Handel schon lange gestört sei. Sie schlossen daher am 24. Juli mit England allein ein zweites Haager Concert, in welchem beide Seestaaten übereinkamen, durch ihre Flotten den Frieden zu erzwingen. Weil Beide aber doch nicht gern Gewalt brauchen wollten, so vereinigten sie sich am 14. August durch ein drittes Concert aufs Neue

mit Frankreich, und beschlossen gemeinschaftlich eine drohende Maaßregel, welche besonders für Karl beleidigend war, obgleich man ihm durch dieselbe Pommern erhalten wollte. Sie wollten, hieß es, den kriegführenden Mächten erklären, daß, wer von ihnen sich den im Concert vorgeschriebenen Bedingungen nicht innerhalb 24 Stunden unterwerfe, mit Gewalt dazu gezwungen werden solle. Karl Gustav erklärte der holländischen Gesandtschaft, indem er an seinen Degen schlug: „Ihr macht Pläne mit eurer Flotte und ich entscheide mit dem Schwert.“ Auch waren die Engländer damals durchaus nicht geneigt, um der Holländer und Dänen willen den schwedischen König feindlich zu behandeln. Sie schickten zwar gleich den Franzosen und Holländern eine Flotte in die Ostsee, mischten sich aber ebenso wenig, als die Franzosen, in den Krieg. Dies thaten nur die Holländer, deren Flotte zuerst unter Opdam und dann unter Ruyter den Dänen wirklichen Beistand in dem Kriege leistete, welcher 1659 vom August bis zum November mit verdoppelter Wuth geführt wurde. Ruyter entschloß sich nach langem Zögern, bei Kiel 5000 Brandenburger und Polen auf seine Schiffe zu nehmen und sie in Fünen ans Land zu setzen.

König Karl fuhr fort, ganz dreist auf seine Kühnheit und auf sein Heer zu trotzen. Er hatte im vorhergegangenen Jahre auch den Herzog Jakob von Kurland aus dem Hause Kettler, den vortrefflichsten Fürsten und Vater seines Landes, treulos überfallen und gefangen gesetzt, und das Herzogthum desselben den Schweden und den rohen Litthauern, mit welchen diese Krieg führten, preisgegeben, während die Brandenburger, Polen und Kaiserlichen Dänemark und Holstein verheerten. Pommern hätte durch Kaiser und Reich geschützt werden sollen; gerade der Kaiser war es aber, der in Pommern eindrang und den Kurfürsten von Brandenburg fast wider seinen Willen nöthigte, ebenfalls in Pommern einzufallen. Der Kaiser erließ wegen dieses Zuges nach Pommern eine gegen Schweden sehr heftige, mit Sprüchen aus der Bibel und den Klassikern reich ausgestattete Rechtfertigung. Sowohl die Kaiserlichen als die Polen, welche Beide wieder aus Jütland abgezogen waren, verheerten Pommern auf gräßliche Weise. Die Schweden erhielten indessen dort, obgleich sie anfangs einige Städte verloren hatten, bald wieder die Uebermacht und es blieb Alles, wie es war, so lange die schwedischen Veteranen, die Blüthe von Karl's Heer, sich auf Fünen behaupteten. Wrangel, welcher mit Verstärkungen nach Stralsund kam, und der Commandant von Stettin, Wirz, welcher aus Polnisch-Preußen nach Pommern zurückkehrte, entsetzten vereinigt das belagerte Stettin. Gleich darauf erlitten jedoch die wackeren Schweden auf Fünen eine Niederlage, welche den König von Dänemark aufs Neue ermuthigte, die für ihn kränkenden Vorschläge

der Friedensstifter und ihre drei Haager Concerte zurückzuweisen. Als nämlich die englische Flotte, welche bis dahin die Holländer beobachtet hatte, nach England zurückgekehrt war, glaubte der holländische Admiral Ruyter, daß der Augenblick gekommen sei, den trotzigen schwedischen König zur Annahme des Roeskilder Friedens als der Grundlage eines neu abzuschließenden zu zwingen. Er verstand sich deshalb, wie oben erwähnt, dazu, die verbündeten Truppen, die sich in Kiel hatten sammeln sollen, nach Fünen hinüber zu führen. Als dies am 14. November 1659 geschehen war, lieferten die Verbündeten, welche sich mit 6000 Dänen vereinigt hatten und jetzt ihren Gegnern um das Doppelte überlegen waren, diesen am 25. November in der Nähe von Nyborg ein für die Letzteren sehr verderbliches Treffen. Das ganze auf Fünen befindliche, von dem Pfalzgrafen von Sulzbach und dem Marschall Stenbock angeführte schwedische Heer, welches aus Karl's X. besten Soldaten bestand, wurde vernichtet: 2000 Mann fielen im Treffen, 4000 wurden gefangen genommen, und nur den beiden Anführern der Schweden gelang es, sich nach Seeland hinüber zu retten. Die Sieger, unter denen sich der brandenburgische General Quast zumeist ausgezeichnet hatte, nahmen auch die Stadt Nyborg mit Sturm ein und eroberten bei dieser Gelegenheit 100 schwedische Kanonen. Die erlittene Niederlage war ein sehr harter Schlag für Karl, der den Seinigen keine Hülfe hatte schicken können, weil seine Flotte im Hafen von Landskrona eingeschlossen war. Wie bedenklich ihm die Lage erschien, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er sich vorher erboten hatte, den Roeskilder Frieden zu erneuern, wenn man das auf Fünen stehende Heer nicht angreife. Die Verbündeten, welche ein anderes Interesse hatten als die beiden kriegführenden Mächte, waren auf dieses Erbieten ebenso wenig eingegangen, als sich nach dem Treffen von Nyborg der Admiral Ruyter dazu verstanden hatte, dem Wunsche der Dänen gemäß die Truppen ihrer Bundesgenossen nach Seeland hinüber zu führen.

Karl fuhr trotz des erlittenen Verlustes fort, Kopenhagen zu ängstigen. Dort erwarben sich König Friedrich III. und der Stadt-Commandant Schack einen weit edleren Ruhm, als König Karl, dessen Gesandter Schlippenbach behauptete, ein König müsse durchaus Eroberer sein und jede Gewalt werde durch das Schwert zum Rechte. Der dänische König und sein General hatten aus Studenten, Bürgern und geworbenen Leuten, die oft sehr widerspenstig waren, ein Heer gebildet, mit welchem sie jeden Angriff der Schweden zurückschlugen und diesen große Verluste beibrachten. König Karl war jedoch in seinem Trotze schwer zu beugen, und es bedurfte, obgleich er schon im Herbst 1658 mit dem polnischen Könige über einen Frieden unterhan-

delt hatte, eines heftigen Anstoßes, um ihn zum Abschlusse zu bewegen. Die widrigen Ereignisse des Jahres 1659 erlaubten ihm zuletzt nicht mehr, dem dringenden Verlangen der Haager Tripel-Allianz zu widerstehen. Er ließ daher einerseits mit Dänemark allein über die Vorschläge der Engländer, Franzosen und Holländer unterhandeln und schickte andererseits Gesandte zu einem Kongreß, auf welchem man unter Vermittelung der genannten drei Staaten wegen eines zwischen Schweden, dem Kaiser, den Polen und dem Kurfürsten von Brandenburg abzuschließenden Friedens sich vereinigen sollte. Dieser Kongreß ward in dem Dorfe Zoppot bei Danzig und im Kloster Oliva nahe bei derselben Stadt gehalten; der Friede selbst aber kam erst zum Abschlusse, nachdem Karl X. am 23. Februar 1660 zu Gothenburg in seinem 37. Jahr an einem bösartigen Fieber gestorben war; er entschloß sich noch in seinen letzten Augenblicken, seiner Gemahlin eine rasche Beendigung des Krieges zu empfehlen. In diesem **Friedensvertrage von Oliva**, welcher am 3. Mai 1660 abgeschlossen wurde, erklärten die Schweden in Betreff Brandenburgs die Verträge von Königsberg, Marienburg und Labiau für ungültig und verzichteten auf alle Vortheile, welche aus denselben für sie hergeleitet werden konnten; die Brandenburger dagegen überlieferten den Schweden alle von ihnen noch besetzt gehaltenen Städte und Orte in Pommern, sowie dem Herzoge von Holstein-Gottorp Alles, was sie in dessen Lande inne hatten. Außerdem sollten die Handelsverhältnisse der beiderseitigen Unterthanen bleiben, wie sie gewesen waren, der Herzog von Kurland aber, welchen Karl in Haft genommen hatte, wieder freigelassen werden. Schweden verlor also im Frieden von Oliva nichts; denn daß es Marienburg und Elbing aufgab, war ebenso wenig ein Verlust zu nennen, als daß Polen seinen Ansprüchen auf Livland und auf den schwedischen Königstitel entsagte. Elbing sollte dem Kurfürsten überlassen werden, es war ihm als Pfand zum Betrage von 400,000 Thalern zugesichert worden; es gerieth aber vorläufig in die Gewalt der Polen. Die Bürger dieser Stadt wollten nämlich weder polnische noch brandenburgische Besatzung einlassen; der schwedische Commandant verständigte sich aber mit den Polen, lud hierauf den ganzen Magistrat zu einem Mahle ein, und übergab, nachdem er denselben trunken gemacht hatte, die Stadt den Polen. Brandenburg gelangte erst unter Friedrich III. im Jahre 1698 in den Besitz von Elbing.

Der Friede mit Dänemark wurde erst am 6. Juni 1660 abgeschlossen, und zwar in einem Zelt vor der Stadt Kopenhagen. Dieser **Kopenhagener Friede** war, wenn man die Lage der Dinge zur Zeit von Karl's X. Tode genauer erwägt, als hier geschehen kann und darf, ebenso wie der von Oliva, das ehrenvollste Zeugniß für die Tapfer-

keit und die Herrschergaben des schwedischen Königs, welche noch nach seinem Tode von ganz Europa bewundert wurden. Was die diesem Frieden vorausgegangenen Verhandlungen betrifft, so hatten sich sowohl die Holländer als der Kardinal Mazarin geweigert, für Dänemark mehr zu thun, als daß sie den Roeskilder Vertrag aufs Neue geltend machten. Die Unterhandlungen waren deshalb auch dann erst ernstlich begonnen worden, als die Schweden und Dänen erkannt hatten, daß die Vermittler ganz andere Zwecke verfolgten, als eine unparteiische Vermittelung, und daß dieselben mit einander in Zwist waren. Hannibal Sehestädt, der wie Corfitz Uhlefeld ein Schwiegersohn der Christina Munk war, erwarb sich das Verdienst, die dänischen wie die schwedischen Bevollmächtigten darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht ehrenvoll sei, sich den hochfahrenden und aufdringlichen Forderungen der Engländer, Franzosen und Holländer zu fügen. Beide Staaten entschlossen sich in der That, mit einander allein übereinzukommen. Sie begannen am 18. März ihre Berathungen, die sich dann bis zum 27. Mai verlängerten und erst am 6. Juni die Unterzeichnung des Friedensvertrages zur Folge hatten. Die vermittelnden Mächte verbürgten nachher ebenso den Kopenhagener Frieden, wie den von Oliva. Schweden blieb durch den vor Kopenhagen abgeschlossenen Frieden im Besitze der bisher dänischen Provinzen jenseit des Sundes, Schoonen, Halland und Blekingen, so wie auch der kleinen Insel Hven. Dagegen erhielt Dänemark die im Roeskilder Frieden abgetretene und nachher wieder eroberte Stadt und Provinz Drontheim in Norwegen zurück, sowie die Insel Bornholm, welche ihm bereits im Laufe des Krieges von den Einwohnern wieder übergeben worden war. Zur Entschädigung für die Letztere mußte König Friedrich bedeutende Güter in Schoonen den dänischen Edelleuten, welchen sie gehörten, abkaufen und der schwedischen Krone überlassen. Auch die auf der Küste von Guinea gelegene Colonie erhielt Dänemark zurück, sowie das Recht der Erhebung des Sundzolles. Doch mußte es für das Letztere eine jährliche Summe von 35,000 Thalern bezahlen. Außerdem wurden wegen der Begrüßung der Festung Kronenburg von Seiten der Schweden und wegen des Durchganges der Kriegsschiffe durch den Sund einige Bestimmungen getroffen. Corfitz Uhlefeld war zuletzt auch den Schweden verdächtig geworden; er entfloh nach Kopenhagen, wurde verhaftet und gegen Verzichtleistung auf seine Güter wieder entlassen. Er ging hierauf nach Holland, wahrscheinlich wieder mit Ränken gegen sein Vaterland beschäftigt; auf Requisition Friedrich's III. wurde er ausgewiesen und starb in unglücklichen Verhältnissen bei Basel 1664. Uebrigens durfte erst nach dem Abschlusse des Friedens die in Landskrona blokirte schwedische

Flotte diesen Hafen verlassen, und eher räumten auch die Schweden die Insel Seeland nicht; erst im Sommer 1660 zogen sie unter der Führung des Pfalzgrafen von Sulzbach weg, nachdem sie anderthalb Jahre vor Kopenhagen gestanden hatten.

6. Verfassungsveränderung in Schweden und Dänemark nach Karl's X. Tode.

In Schweden wie in Dänemark wurde durch den Krieg, welcher alle gewöhnlichen Hülfsmittel erschöpft hatte, ein Umsturz der Verfassung herbeigeführt, und in Folge davon das schwedische Reich allen Uebeln einer Junker-Herrschaft, das dänische aber der schrankenlosen Herrschaft eines Monarchen preisgegeben. Bei der schwedischen Revolution brauchen wir nicht lange zu verweilen, weil in Schweden eigentlich Alles so blieb, wie es vor Alters gewesen war; denn es wurde dort keine andere Veränderung gemacht, als daß man das Ansehen, dessen Karl IX. und Gustav Adolf genossen hatten, beseitigte und dagegen den Adel wieder zu der Herrschaft brachte, die er auch während der Minderjährigkeit der Königin Christina besessen, nach ihrer Volljährigkeit aber zum Theil und unter Karl X. ganz verloren hatte.

Karl X., dem sein erst vierjähriger Sohn, der zum Schöpfer einer furchtbaren Autokratie geborene Karl XI., in der Regierung folgte, hatte die Errichtung einer vormundschaftlichen Regierung nicht den Reichsständen, die von ihm noch kurz vor seinem Tode in Gothenburg versammelt worden waren, überlassen, sondern selbst durch Testament angeordnet. Nach diesem Testamente sollten die fünf höchsten Reichsbeamten, zu welchen auch sein Bruder, der Pfalzgraf Adolf Johann, als Reichs-Marschall gehörte, unter dem Vorsitze der Mutter des jungen Königs, Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, einen vormundschaftlichen Rath bilden und in diesem die verwittwete Königin zwei Stimmen haben. Diese Verfügung hatte der Reichsrath schon gleich nach des Königs Tode umstoßen wollen; er konnte es wagen, indem er durch den Vollzug von Friedensschlüssen vor dem Ausland sicher war und sein altes Ansehen wieder gewann. Im Frieden von Oliva hatte der König von Polen alle Erbfolgerechte, die er aus seinem Ursprung vom Hause Wasa herleiten konnte, für alle Zeit aufgegeben; im Jahr nachher wurde auch mit Rußland ein Friede zu Kardis abgeschlossen und der frühere Besitzstand hergestellt. Inzwischen war bereits im September 1660 eine Reichsversammlung nach Stockholm gerufen worden, um dasjenige gesetzlich zu machen, was die Junker wollten. Auf diesem Reichstage widersetzte sich der Adelstand gleich anfangs, als die Geistlichkeit, die Bauern und der Bürgerstand das königliche Testament aufrecht erhalten wollten; und der Reichsrath brachte es

auch, blos auf den Adelstand gestützt und gegen die Meinung der drei anderen Stände, wirklich dahin, daß das Testament nicht anerkannt wurde. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, nahm der Reichsrath sich heraus, die Würde eines Reichs-Marschalls, welche in Karl's Testament dem Pfalzgrafen Adolf Johann übertragen worden war, dem Grafen Lars Kagge zu ertheilen. Dies war jedoch den Ständen zu arg; sie äußerten laut ihre Erbitteruug und der Reichsrath gerieth dadurch in Besorgniß, die Stände möchten sich, um seiner oligarchischen Gewalt Schranken zu setzen, an den Pfalzgrafen wenden. Auch würde der Letztere wirklich sich damals der Zügel des Reiches haben bemächtigen können, wenn er nicht ein verschwenderischer, heftiger, grober und nachlässiger Mann gewesen wäre, der dem Reiche während der Minderjährigkeit des Königs um so nachtheiliger hätte werden können, da sein Bruder ihm für den Fall, daß die Königin-Wittwe stürbe, ihre zwei Stimmen im Regentschafts-Rath zugesprochen hatte. Adolf Johann regte sich durchaus nicht und der Reichsrath gab so weit nach, daß er dem Adelsstande die Wahl eines Reichs-Marschalls überließ. Hierauf erwählte der Adel den Grafen Lars Kagge, bestätigte die Anderen, welche im Testament genannt waren, mit Ausnahme des Reichs-Schatzmeisters Heinrich Flemming, an dessen Stelle Gustav Bonde gesetzt wurde, und gewann, wie gewöhnlich, die Bürger und Bauern für den von ihm Erwählten.

Die Regierung bestand von jetzt an aus der Mutter des jungen Königs, dem Reichs-Drost Peter Brahe, dem Reichs-Admiral Karl Gustav Wrangel, dem Reichs-Kanzler Graf Magnus Gabriel de la Gardie und dem Reichs-Schatzmeister Gustav Bonde. Von diesen Regenten, welche den verschiedenen Collegien oder Senaten des Reichsrathes als Präsidenten vorstanden, war die Königin-Mutter eine einfältige Frau ohne alle politische Einsicht. Auch Peter Brahe, der Schwiegervater des Pfalzgrafen Adolf Johann, ein alter, frommer, karger Mann, hatte durchaus keine Bedeutung. Wrangel war sowohl zu Wasser als zu Lande einer der größten Generale seiner Zeit. Er betrieb zwar nicht, wie seine Collegen, das Interesse der Oligarchie und des Junkerthums; aber er gebrauchte doch, wie die schwedischen und dänischen Reichsräthe zu thun pflegten, seine ungeheueren Reichthümer, um gleich einem deutschen Fürsten zu prangen. Der Reichs-Kanzler de la Gardie, welcher nicht wie Wrangel frei von Stolz und Intrigue war, machte ebenfalls, um den Fürsten zu spielen, einen so thörichten Aufwand, daß er trotz seiner großen Einkünfte sich in Schulden stürzte, und kein Mittel scheute, um diese zu decken. Der Reichs-Schatzmeister Gustav Bonde galt wenigstens für einen Mann, der seinem Amte gewachsen sei. Die genannten Regenten bildeten die

Oligarchie, welche während der Minderjährigkeit Karl's XI. in Verbindung mit ihren nahen und fernen Verwandten und deren Creaturen die Krongüter und die Einkünfte des Reiches für sich benutzten. Der König wurde deshalb später von den drei übrigen Ständen fast mit Gewalt gezwungen, durch gerechte und ungerechte Mittel das Königthum in seiner vollen Bedeutung wieder herzustellen, was ohne Revolution nicht möglich war. —

Das dänische Reich war nach dem Kriege mit Schweden in Folge der Art, wie es vom Adel und vom Reichsrathe regiert wurde, so erschöpft, daß Jedermann fühlte, es müsse nothwendiger Weise das Abgaben-System und die Finanz-Verwaltung ganz und gar verändert werden, wenn die im Kriege gemachten Schulden bezahlt und die nöthigsten Ausgaben bestritten werden sollten. Dies konnte ohne eine radikale Reform alles Bestehenden nicht geschehen. Da sich aber der Adel einer solchen Umgestaltung widersetzte, so blieb dem Bürgerstand nichts Anderes übrig, als den König zu bitten, daß er mit Gewalt durchführe, was durch Güte nicht zu erreichen war. Hierzu war der Bürgerstand um so mehr berechtigt, als er in der gefahrvollsten Zeit treu und muthig zum König und zum Lande gestanden hatte, während der Adel aus Egoismus die Voranstalten zu einem Nationalkrieg verabsäumt hatte. Dazu kam, daß der Adel seinen Verdruß über die Auszeichnungen, welche verdienten Bürgern erwiesen wurden, nicht verhehlt. Der Adel war von allen Steuern frei, entrichtete von seinen Gütern nicht einmal den Kirchenzehnten und zahlte für die Krongüter, in deren Nutznießung er sich gesetzt hatte, ein sehr geringes Pachtgeld. Dabei hatte er nicht einmal, wie in anderen Ländern, den Vorzug einer ritterlichen Aufopferung in Kriegszeiten bewiesen. Als der Hof auf das Begehren des Bürgerstandes einging, benutzten die Intriganten in der Umgebung der Königin das Vertrauen, welches die Nation mit Recht in den Charakter und die Verdienste des edeln und tapferen Königs setzte, um eine Revolution nach ihrer Art zu bewirken. Dies ist mit wenigen Worten die Geschichte der dänischen Revolution oder der Verwandlung des von Jedermann als unhaltbar anerkannten dänischen Junker-Regiments und oligarchischen Despotismus in eine mehr als türkische Autokratie, über welche der Bürgerstand, der sie hatte errichten helfen, am meisten erschrak, als sie durch das sogenannte Königsgesetz eines deutschen Juristen (Peter Schuhmacher's) zum Vorschein gebracht wurde. Doch ist nicht zu vergessen, daß die königliche Allgewalt mehr im Sinne der Zeit lag und dem Lande bei gemäßigtem und würdigem Gebrauche zuträglicher war, als eine Oligarchie, welcher die Rücksicht auf das Gemeinwohl ein fremder Begriff war.

Um deutlich zu machen, welchen Gebrauch der dänische Adel von

dem Vorrechte machte, die Aufsicht über die Finanzen des Reiches zu führen und die zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse und zur Unterhaltung des Hofes bestimmten Krongüter ausschließlich in Pacht zu haben, brauchen wir nur anzuführen, daß die an sich geringe Pachtsumme von Jahr zu Jahr tiefer herabgesunken war. Sie hatte zu Christian's IV. Zeit über 35,000 Thaler betragen; unter Friedrich III. dagegen belief sie sich auf wenig mehr als 10,000 Thaler. Dazu kam noch, daß die Leibeigenen der adeligen Güter nur ihren Herren steuerpflichtig waren und nicht, wie die freien Bürger, Accise und Zoll zu bezahlen brauchten. Sie benutzten dieses Vorrecht, um mit ihren Producten einen vortheilhaften Handel zu treiben. Sie hatten ferner den Kirchen- und den Kron-Zehnten gepachtet; und Niemand als sie konnte Brauereien und Brennereien mit Vortheil betreiben. Der Unwille über die Privilegien des Adels war während des schwedischen Krieges aufs Höchste gestiegen, weil während der Belagerung von Kopenhagen der König und die Bürgerschaft Tag und Nacht gelitten und gekämpft hatten, der Adel sich aber ganz gleichgültig bewiesen und in den Schranken seiner Privilegien gehalten hatte. Die Bürger von Kopenhagen und ihr Bürgermeister Nansen waren bei der Vertheidigung der Stadt die Hauptstütze des Königs gewesen, und Bürger, Studenten und Söldner hatten unter dem tapferen Schack ein förmliches Heer gebildet. Sehr natürlich war daher der Gedanke, dieses Heer zu gebrauchen, um vom Adel die Aufopferung seiner dem Reiche nachtheiligen Privilegien zu erlangen. Ueberdies konnte und mußte, wenn die Verfassung geändert und zu diesem Zwecke nach langer Zeit endlich einmal wieder eine Reichsversammlung gehalten werden sollte, die Bürgerschaft von Kopenhagen den Ausschlag geben, weil die übrigen Städte des Reiches nur sehr wenig Bedeutung hatten.

Diese Bürgerschaft war nebst ihrem Bürgermeister und der höheren Geistlichkeit durch die deutschen juristischen Rathgeber der Königin gewonnen worden; das Ansehen des Reichsrathes aber hatte der König dadurch geschwächt, daß er sieben erledigte Reichsraths-Stellen eine zeitlang unbesetzt gelassen und, als er endlich zwei derselben wieder besetzte, die eine seinem tapferen Kampfgenossen, dem Oberbefehlshaber seiner Truppen, gegeben hatte. Die Deputirten der Stadt Kopenhagen hatten um so mehr Ursache, auf dem Reichstage den König zu unterstützen, weil dieser während des Krieges ihrer Bürgerschaft Vorrechte ertheilt hatte, zu denen der Adel sehr schief sehen mußte. Friedrich III. hatte nämlich schon im August des Jahres 1658, gleich nach der Verletzung des Friedens von Roeskilde und der Landung der Schweden auf Seeland, der Stadt Kopenhagen folgende Privilegien ertheilt: Jeder Bürger, welcher eine tapfere That vollbringe, solle geadelt werden,

und jeder Leibeigene, der sich zum Kriegsdienste stelle, für sich selbst und seine Nachkommen alle Rechte eines Freigeborenen erhalten. Ebenso sollten den Norwegern, die sich damals in Kopenhagen befanden, freie Höfe angewiesen werden. Ferner erhielt die Stadt Kopenhagen nicht blos das Stapel-Recht, sondern sie wurde auch für eine freie Reichsstadt erklärt, deren Bürger einen besonderen Reichsstand bilden und in allen das Reich betreffenden Angelegenheiten mitstimmen sollten. Außerdem wurde allen Bürgern von Kopenhagen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, das Recht gewährt, adelige Güter zu besitzen und Alles, was durch Kauf, Erbe oder Pfand in ihren Besitz komme, möge es vorher dem Adel oder der Krone gehört haben, mit gleicher Freiheit wie die Edelleute zu genießen. Auch sollte die Bürgerschaft von Kopenhagen künftighin nicht mit höherem Zoll und mit anderen Beschwerungen belegt werden, als der Adel. In Friedenszeiten sollte sie von aller Schatzung, Hof- und anderer Einquartierung frei sein, in Kriegszeiten aber ein jeder Stand gleiche Lasten mit den übrigen zu tragen haben, weil jeder den gleichen Vortheil davon habe. Endlich sollten alle Personen des Bürgerstandes und ihre Kinder den gleichen Zutritt zu öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen haben, wenn sie die erforderlichen Eigenschaften besäßen. Dieses Decret wurde zwar von den Reichsräthen mit unterschrieben, wir schließen jedoch aus vielen Stellen in Holberg's dänischer Geschichte, daß schon zur Zeit der Erlassung desselben der Reichsrath mißtrauisch und der König mit ihm unzufrieden war. Der König fügte nämlich, nachdem er im Mai 1659 den Einwohnern von Bornholm, von welchen die Schweden auf ihrer Insel überwältigt und vertrieben worden waren, durch eine ehrenvolle Urkunde große Privilegien ertheilt hatte, zu den der Stadt Kopenhagen im August 1658 gewährten Vorrechten noch vier neue hinzu. Erstens sollten von allen Waaren, auch wenn sie für den Hof bestimmt wären, nur nicht von denen, welche der König selbst habe verschreiben lassen, die gewöhnlichen städtischen Accise- und Hafen-Gelder entrichtet werden. Zweitens solle es mit der Stadtwage stets wie von Alters her gehalten werden. Drittens sollten alle Einwohner der Stadt zu den königlichen und städtischen Abgaben beitragen, außer dem Adel, den Professoren, den graduirten Geistlichen und den königlichen Beamten, welche kein bürgerliches Gewerbe trieben. Viertens wurde den Bürgern, welche durch die Erweiterung der Festungswerke Schaden an ihren Feldern erlitten hatten, königliches Feld zum Ersatze versprochen.

Am 10. September 1660 ward eine allgemeine Ständeversammlung, die letzte bis gegen das Ende von Christian's VIII. Regierung, eröffnet. Der Reichsrath und der Adel hatten lange von einer Reichsversammlung nichts wissen wollen. Nachher hatte der Reichsrath sie

wenigstens nicht in Kopenhagen, sondern in Odensee auf der Insel Fünen versammelt haben wollen, weil er wußte, daß in ihr von den adeligen Rechten der Kopenhagener Bürger, sowie von Auflagen zur Bezahlung eines Heeres und zur Tilgung der Schulden die Rede sein werde. Er hatte sich aber zuletzt fügen müssen. Daß die Versammlung so zahlreich werde, als nur immer möglich sei, dafür sorgte die Partei der Königin, zu welcher auch Hannibal Sehestädt und der tapfere Commandant Schack gehörten, die ebenso, wie damals in Frankreich bereits geschehen war und in Brandenburg und anderen deutschen Fürstenthümern geschah, die lästigen Stände ganz beseitigen wollten. Die eine Curie der Versammlung bildeten die sämmtlichen Reichsräthe und alle adeligen Güterbesitzer; die zweite enthielt alle Bischöfe, zwei Pröpste aus jedem der sieben Bisthümer oder Stifter und zwei Abgeordnete der einzelnen Dom-Kapitel; die dritte bestand aus zwei Deputirten jeder größeren Handelsstadt, einem von jeder der drei mittleren und einem von je zweien der kleineren Städte. Der Bauernstand, meist dem Adel unterthan, war nicht vertreten. Vorsitzender der geistlichen Curie war Hans Svane, Bischof von Seeland, Präsident der Curie des Bürgerstandes der Bürgermeister von Kopenhagen, Nansen. Diese beiden Männer warteten, ohne die Pläne der Königin und ihrer Partei zu kennen, nur auf eine Gelegenheit, um vermittelst der Reichsversammlung dem Junker-Regiment ein Ende zu machen.

Sobald auf dem Reichstage von neuen Auflagen, welche die Umstände durchaus erforderten, die Rede war, begann der Streit zwischen den Ständen. Der Reichsrath schlug nämlich zuerst eine Verzehrungs-Steuer vor, ohne dabei freilich auszusprechen, daß der Adel ganz frei sein solle; die bürgerlichen Curien erkannten aber sogleich, daß der Adel voraussetze, es werde sich dies von selbst verstehen, weil es ja ein Herkommen sei. Auch war schon in dem Vorschlage selbst ausgesprochen, daß bloß die Bauern des Adels, dieser selbst aber nur dann, wenn er sich in den Städten aufhalte, die neue Steuer bezahlen müsse, daß er aber, wenn er auf seinen Gütern wohne, ganz frei bleiben solle. Die Weigerung des Adels, sich direct oder indirect besteuern zu lassen, war außerdem von einer Vorstellung begleitet, in welcher die Herren sich mit Trotz und Hochmuth für die Erhaltung aller alten Mißbräuche erklärten und sogar eine ganz unvorsichtige Aeußerung gegen die Rechte machten, welche der König der Kopenhagener Bürgerschaft zugestanden hatte. Mallet bemerkt übrigens ganz richtig, der Adel habe nicht schlechterdings jeden Beitrag zu den Abgaben verweigert, sondern nur sein Recht, nicht zu zahlen, geltend gemacht, damit er unter allerlei Vorbehalten blos während einer gewissen Zeit zu steuern brauche. Dies war es auch, was die beiden anderen Stände bewog,

ihn dadurch in Verlegenheit zu setzen, daß sie das beantragte Mittel, der augenblicklichen Verlegenheit aufzuhelfen, ganz verwarfen, nachdem sie vorher erklärt hatten, sie würden die vorgeschlagene Steuer nur dann bewilligen, wenn ausdrücklich ausgesprochen werde, daß jeder Däne ohne Unterschied dieselbe entrichten müsse. Es handelte sich zunächst um die Kosten des königlichen Haushaltes, und der Armee. Geistlichkeit und Bürgerstand erklärten sich bereit, diese Kosten durch eine auf alle Lebensmittel zu legende Consumtionssteuer aufzubringen; der Adel jedoch wollte sie nur von Brod, Wein und einigen anderen Artikeln, die man in den Städten einkaufen müsse, und zwar nur auf drei Jahre entrichten. Hierüber wurde von den drei Ständen abgesondert verhandelt; doch trat der Adel durch Deputationen mit den beiden anderen in Conferenz und gab ihnen sogar in einigen Punkten nach; zu seinem Unglücke beleidigte aber der stolzeste und angesehenste unter den Reichsräthen, der Kammerherr Otto Krag, die Bürgerlichen durch seine Art sich auszudrücken. Man gab ihm Schuld, gesagt zu haben, die anderen Stände wären unfrei, der Adel also allein frei. Wenn Otto Krag dies auch nicht gesagt hat, so sprach er doch, auf das lange Herkommen gestützt, die Worte aus, die anderen Stände müßten wissen, daß es ihnen nicht zukomme, dergleichen Dinge anzuordnen. Man ward übrigens doch in Betreff der vorgeschlagenen Steuer vorerst über eine Fassung einig, mit welcher endlich alle drei Stände zufrieden waren. Nun aber wurde darauf hingewiesen, daß es durchaus nothwendig sei, die Krongüter ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß zu verwenden; denn dieselben seien eigentlich dazu bestimmt, das Heer in gutem Stande zu halten und die Reichsausgaben zu decken; nun aber genieße sie der Adel für sich um ganz unbedeutende Gegenleistungen; man solle daher künftig die Domänen, nach Feststellung ihrer Ertragsfähigkeit, nur an den Meistbietenden, gleichviel ob adlig oder bürgerlich, verpachten.

Bis dahin waren alle Vorstellungen an den Reichsrath gerichtet worden und alle Vorschläge von diesem ausgegangen; jetzt bewirkte aber der ausgebrochene Streit, daß die beiden Stände sich an den König selbst wandten. Dies mußte eine Revolution herbeiführen, welche für den Adel nicht vortheilhaft sein konnte, weil derselbe nicht mehr streitfähig und dagegen das bei der Belagerung von Kopenhagen geschaffene Heer und die Bürgerschaft dieser Stadt militärisch gebildet und geübt waren. Am 25. September 1660 überreichten die sämmtlichen Mitglieder der beiden unteren Stände dem Könige eine Vorstellung, in welcher sie die eben genannten Einrichtungen und noch andere vorschlugen, die mit der ganzen Existenz des bestehenden alten Adels unverträglich waren und einen neuen Adel erforderten, wie er später

von Peter Schuhmacher geschaffen wurde. Der Letztere leistete nämlich nachher durch die Schöpfung eines Briefadels das, woran selbst die Königin Sophia Amalia, eine hannöverische Prinzessin, und ihre Creaturen, besonders die deutschen Juristen Lenthe und Christoph Gabel, Schreiber der Finanzkammer, nicht gedacht hatten.

Sobald der Bürgerstand und die Geistlichkeit sich auf die angegebene Weise an den König gewandt hatten, war die Reichssache eine Angelegenheit der Königin, welche ebenso einnehmend, intriguant und kriegerisch war, als der König einfach, mild und ehrlich. Man rühmt gemeiniglich etwas sonderbar ihre Verdienste bei der Belagerung von Kopenhagen, indem sie während derselben stets neben dem Könige zu Pferde erschienen sei. Der Franzose Terlon preist nämlich ihren Charakter und bezeugt, daß sie während der langen Belagerung von Kopenhagen Tag und Nacht zu Pferde und auf den Wällen gewesen sei, um die Soldaten und Bürger zum Kampfe anzufeuern. Wir unseres Theiles glauben, daß solche Charaktere besser geeignet sind, für Ehre und Vortheil zu kämpfen, als die Freiheiten eines Volkes zu vertheidigen, wie dies auch von vortrefflichen Feldherren und von echt praktischen Rechtsgelehrten gilt. Uebrigens bestanden die von den beiden niederen Ständen dem Könige überreichten Vorschläge, wie die Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte, geheilt werden sollten, außer den eben genannten noch in folgenden Punkten: Man sollte die Bauern der Krongüter von Frohnden befreien und statt dieser eine Geldabgabe von ihnen erheben; auch sollten den kleineren Städten einige Erleichterungen, z. B. Verminderung des Salzpreises und Herabsetzung der Accise um ein Zehntel, gewährt werden. Die ganze Vorstellung erbitterte den Adel aufs Heftigste und er hatte die Unvorsichtigkeit, sich öffentlich auf eine beleidigende Weise gegen dieselben auszusprechen. Seine Privilegien, erklärte er, seien offenbar verletzt, sogar sein Eigenthum sei angegriffen; der 46. Artikel der Handfeste oder Wahl-Capitulation sichere ja dem Adel den ausschließlichen Besitz der Kron-Lehen. Von diesem Augenblicke an war heftiger Zwist zwischen den Ständen, bei welchem dann Otto Krag, der als Reichsrath die wichtigsten Geschäfte und Gesandtschaften besorgt hatte, durch seine Hitze und Grobheit gegen Nansen nicht wenig dazu beitrug, daß die bürgerlichen Deputirten aufs Höchste erbittert wurden.

Von der Ueberreichung der Vorstellung an den König bis zu dem neuen Schritte, welcher am 5. October gethan wurde, fiel unstreitig, wie bei jeder Revolution zu geschehen pflegt, Manches vor, wovon in öffentlichen Urkunden keine Erwähnung geschieht;*) wir mögen aber

*) Eine meisterhafte Darstellung des ganzen Herganges gibt: Ludwig Timotheus von Spittler, Geschichte der dänischen Revolution 1660 (Berlin 1796).

das Urkundliche nicht durch Vermuthungen ergänzen, wären diese auch noch so wahrscheinlich. Am 5. October hielt der Kammerherr Gabel eine Conferenz mit den Männern, welche bei der Geistlichkeit und dem Bürgerstande den größten Einfluß hatten; und bei dieser Conferenz wurde ausgemacht, daß man vor allen Dingen den König von den Verbindlichkeiten gegen den Adel frei machen müsse, die ihm durch die Wahl=Capitulation auferlegt worden seien. Da der König sich ganz passiv verhielt, so betrieb von jetzt an seine Gemahlin vermittelst ihrer Creaturen, zu welchen auch der Stadt=Commandant Schack gehörte, drei Tage und Nächte lang ihren Plan, durch die Stände selbst eine Autokratie begründen zu lassen, woran bis dahin Niemand gedacht hatte. Um diesen Plan auszuführen, nahmen der Bischof Svane und der Bürgermeister Nansen Abrede mit dem Stadthauptmann Schack, versammelten am 8. October den Bürgerstand und die Geistlichkeit in einem gemeinschaftlichen Saale, und lasen ihnen eine Vorstellung vor, welche zuerst dem Adel und dann dem Könige mitgetheilt werden sollte. Der Hauptinhalt war die Erklärung: sie hätten den Beschluß gefaßt, dem König die unbedingte Erbfolge in männlicher und weiblicher Linie zu übertragen, und sie ersuchten den Adel um seine Beistimmung. Die vorgelegte Schrift ward angenommen, und noch an demselben Tag überbrachte Schack den Beschluß der beiden Stände dem Reichs=Hofmeister, damit dieser ihn dem Adel mittheile. Der Letztere war über ein so kühnes Auftreten, durch welches die Handfeste ohne Weiteres beseitigt wurde, erstaunt und betroffen. Da in den nächsten zwei Tagen keine Antwort erfolgte, verfügten sich am 10. October alle Deputirten zum Adelsstande, und nachdem sie bei demselben aus Otto Krag's Munde eine ablehnende Antwort erhalten hatten, begaben sie sich zum Könige selbst. Dieser nahm sie und ihren Vorschlag sehr freundlich auf; der Bischof Svane sprach aber in seiner Anrede an den König schon von völliger Unabhängigkeit der Regierung, an welche die Mehrzahl noch gar nicht dachte. Nansen und der Stadt=Commandant hatten unterdessen die nöthigen Anstalten getroffen, damit die Deputirten des Adels sich nicht zerstreuen könnten und also, ohne gerade polizeilich gezwungen zu sein, sich dem Beschlusse der beiden anderen Stände unterwerfen müßten. Schack hielt zu diesem Zwecke sowohl die Truppen als die Studenten bereit, welche von der Belagerung her noch in den Waffen geübt waren. Es wurden die Thore besetzt und der Befehl gegeben, ohne einen Passir=Zettel von Nansen Niemanden aus der Stadt gehen zu lassen. Die Nachricht, daß die Stadtthore geschlossen seien, erhielten die Mitglieder der Adels=Curie gerade in dem Augenblicke, als sie sämmtlich zur Beerdigung des Reichsrathes Scheel versammelt waren. Sie traf die Herren wie ein

Blitzstrahl, weil sie die Absicht gehegt hatten, sich zu entfernen und dadurch die Ständeversammlung beschlußunfähig zu machen; nun aber sahen sie ein, daß man allenfalls Gewalt gebrauchen werde. Sie schenkten daher auch dem ehemaligen Vice-Könige von Norwegen, Hannibal Seheſtädt, welcher jetzt durch eifrige Bemühung für den König und das Königthum sein früheres Ansehen wieder gewann, um so eher Gehör. Seheſtädt brachte es, in Verbindung mit dem Reichsrathe und Marschall Hans Schack, bei seinen Standesgenossen bis zum 14. October dahin, daß diese dem Vorschlage, die Erblichkeit der Königswürde zu beschließen, ihre Zustimmung gaben. Doch geschah dies nur ungern und zögernd, und nachdem man versucht hatte, die Erblichkeit auf die männliche Linie zu beschränken.

Als das Reich aus einem Wahlreiche ein Erbreich geworden war, fiel die Wahl-Capitulation oder mit anderen Worten die Urkunde, auf welcher die bestehende oligarchisch-aristokratische Verfassung beruhte, von selbst weg. Es mußten also auch die Stände über eine neue Verfassung übereinkommen. Diese neue Verfassung sollte von einer Commission vorgeschlagen werden, welche acht Mitglieder des Adels und Reichsrathes und zwölf Mitglieder des geistlichen und bürgerlichen Standes enthielte. Allein wahrscheinlich waren diejenigen, welche die Sache insgeheim leiteten, schon darüber einig geworden, wie sie unter dem Scheine, als wenn die Sache dem guten und geliebten Könige überlassen werden sollte, Alles in ihre Hände bringen wollten. Auch fürchtete man wilde Parteikämpfe, wie sie kurz vorher in England stattgefunden hatten. Man wählte in die Commission den Professor Lange von der Universität Kopenhagen, um schnell eine neue Constitution zu entwerfen; dieser brachte jedoch nach Art der Gelehrten die kostbare Zeit mit langem Hin- und Herreden zu, wie es hier, wie es dort sei, und wie es wohl sein könnte, und kam an kein Ende. Damit er also nicht noch mehr Zeit durch seine Gelehrsamkeit vergeude, ward er gehindert, sich bei den nächsten Versammlungen wieder einzufinden; und es begann ein wildes Gezänke über das, was in die neue Urkunde aufgenommen werden solle. Am 14. October ward man endlich darüber einig, daß die vom Könige beschworene alte Capitulation ihm zurückgegeben und zerrissen werden solle; es erhob sich jedoch ein sehr heftiger Streit, als der Adel darauf bestand, daß in die neue Urkunde alle seine alten Vorrechte aufgenommen werden sollen. Einer der bürgerlichen Deputirten machte, erbittert über die Reden des Obersten Friis, in öffentlicher Versammlung, indem er dabei an seinen Degen schlug, dem Adel den Vorwurf, daß er sich im Kriege feige betragen habe; und nun trat der Bischof Svane mit einer frömmelnden Rede auf, um das Unternehmen, durch welches der Königin zu

Gefallen die Nation um ihre ewigen Rechte gebracht werden sollte, zu vollenden. Er redete salbungsvoll von dem Charakter des Königs und erklärte, der göttliche Segen ruhe auf dem Könige und der ganzen königlichen Familie, damit die Stände unerwartet dazu gebracht würden, das Schicksal des Reiches in die Hände der Königin Sophia Amalia und ihrer Camarilla zu legen. Zwei Mitglieder des Adels, welche bei ihren Standesgenossen großes Ansehen hatten, die Reichsräthe Schack und Bielke, unterstützten des Bischofs politische Predigt; und hierauf ließen die drei Stände noch am Abend desselben Tages sich in der wichtigsten Angelegenheit zu einem übereilten Beschlusse fortreißen.

Nach diesem Beschlusse sollte dem Könige der Eid, welchen er der Nation geschworen hatte, erlassen und die von ihm unterschriebene Wahl-Capitulation zur Vernichtung zurückgegeben werden. Man setzte freilich hinzu, daß es dem Könige überlassen bleibe, eine andere Constitutions-Acte zu ertheilen, in welcher nicht blos für das Beste des Adels, sondern für alle Stände auf gleiche Weise Sorge getragen werde; dies wurde aber nachher von den Hof-Juristen und Hof-Sophisten in ihrem Sinne gedeutet. Mit der Vernichtung der Capitulations-Urkunde eilte man so sehr, daß man nicht einmal wartete, bis das Original aufgefunden war, welches ein Reichsrath, unter dessen Papieren es erst nach seinem Tode gefunden ward, aus dem Archiv weggenommen hatte. Man begnügte sich mit einer Abschrift, welche vom Plenum der Stände anerkannt und mit der Aufschrift versehen wurde: „Weil die rechte Capitulation nicht zu finden ist, so wollen wir — — — dieses Original nebst allen Abschriften hiermit abgeschafft und zu Nichte gemacht haben u. s. w." Am 18. October wurde mit großer Pracht und unter ganz monarchischen Ceremonieen zuerst jene Urkunde vernichtet und dann die Erbhuldigung geleistet, bei welcher der König blos die gewöhnlichen allgemeinen, leeren Versprechungen that. Schon am folgenden Tage ward der Reichsrath aufgehoben und die königliche Ministerial-Regierung und Büreaukratie eingerichtet. Zur Stütze derselben wurde, was auch Ludwig XIV. und die deutschen Fürsten thaten, ein stehendes Heer von geworbenen Soldaten errichtet. Dieses sollte aus 24,000 Mann bestehen; statt daß vorher der Adel von Einquartierung frei gewesen war, sollten jetzt alle Stände nicht nur die Soldaten ins Quartier nehmen und versorgen, sondern auch auf gleiche Weise an der für das Heer ausgeschriebenen Kopfsteuer Theil nehmen. Wegen der Unterhaltung des Heeres und des jetzt ganz anders als vorher glänzenden Hofes wurde auch das Kammerwesen ganz anders eingerichtet und alle Güter oder Gefälle der Krone verpachtet oder für Rechnung des Hofes verwaltet.

Glänzende Belohnungen gewährte man, wie in unserer Zeit in Frankreich, allen denen, welche der Königin bei der Vernichtung des Ständewesens Hülfe geleistet hatten. Sogar der Reichs-Hofmeister von Gersdorf, welcher vor Alter schon so schwach war, daß er sich zur Erbhuldigung hatte tragen lassen müssen, wurde damit belohnt, daß man ihm die Würde eines Reichs-Drostes ertheilte. Hannibal Sehestädt ward Reichs-Schatzmeister, Christoph Gabel Statthalter von Kopenhagen und Präsident des Finanz-Collegiums, Nansen Präsident von Kopenhagen und Mitglied des Staatsrathes, Lenthe deutscher Kanzler; Svane erhielt den Titel Erzbischof, welcher jedoch nach seinem Tode wieder einging. Die höchste Leitung aller Reichsangelegenheiten erhielt der Staatsrath oder das Staats-Collegium, aus welchem später das geheime Conseil ward. Vorerst blieben übrigens mit wenigen Ausnahmen die meisten Aemter durch Adelige besetzt, bis später unter Schuhmacher's Leitung durch das Königsgesetz Alles anders ward. Die höchsten Collegien waren: das Kriegs-Collegium, das Kanzlei-Collegium, das höchste Tribunal, das Kammercollegium, die Admiralität und das Consistorium, dessen Präsident Svane war. Alle Mitglieder dieser Collegien standen im Dienste des Königs, der sie nach Gefallen ernannte und absetzte.

Die erste neue Regierungs-Ordnung oder Constitution, Provisional-Verordnung genannt, welche eine Büreaukratie königlicher Beamten, nicht eine Reichsregierung war, wurde von Christoph Gabel deutsch abgefaßt und schon am 4. November bekannt gemacht. Zu der nachher juristisch organisirten Autokratie dagegen wurde, wie neuerdings auch in Frankreich geschehen ist, der Form wegen die Einwilligung des gesammten Volkes eingeholt. Die Methode der Befragung des Volkes war zwar in Dänemark und in Frankreich verschieden; Komödie wurde aber dabei in beiden Reichen gespielt. Auf welche Weise in Frankreich nach der Februar-Revolution die absolut-monarchische Regierung zum Volkswillen gemacht wurde, ist bekannt; in Dänemark ward die Urkunde über die Art, wie es künftig mit Regierung und Erbfolge gehalten werden solle, an alle Geistliche, Güterbesitzer und Stadträthe zur Unterschrift geschickt. Die neue Regierungsform war despotischer, als die türkische, obgleich sie im Ganzen für das Reich sehr vortheilhaft war und selten mißbraucht wurde; die nothwendigen Reformen wurden allmälig ins Werk gesetzt; der Reichsrath wurde eine machtlose berathende Behörde, der Reichstag kam nicht mehr zusammen, das Steuersystem wurde im Ganzen auf billigen Grundlagen hergestellt und das stehende Heer, von dessen Unentbehrlichkeit man überzeugt war, auf 24,000 Mann gebracht. Uebrigens bestimmte dies neue Grundgesetz, welches sich selbst als ein

für alle Zeiten unveränderliches bezeichnet, daß der König dem lutherischen Bekenntniß angehören und sich im Lande aufhalten muß; er darf das Reich nicht theilen, noch das Grundgesetz antasten; im Uebrigen aber ist er völlig unbeschränkt und für seine Handlungen nur Gott Rechenschaft schuldig. Die eigentliche Urkunde der neuen Verfassung erhielt ganz richtig den Namen Königs-Gesetz (Lex Regia Danica, Kongelov). Sie wurde erst 1709 aus dem Archiv hervorgezogen und bekannt gemacht. Man gibt gewöhnlich den holsteinischen Juristen Reinkingk als Verfasser derselben an; sie wurde aber von dem nachherigen Minister des Königs, Peter Schuhmacher, redigirt und neu hergestellt (November 1665), und dieser änderte zugleich alle Verhältnisse im Inneren auf ebenso künstliche Weise, aber durch weniger grausame Mittel, als der Convent in Frankreich gethan hat. Von der ganzen Verfassungs-Aenderung blieben jedoch die Herzogthümer Schleswig-Holstein, namentlich auch der königliche Antheil, völlig unberührt. Hier erhielt sich das Statut, durch welches Friedrich III. schon im dritten Jahr seiner Regierung (1650) die Erbfolge festgestellt hatte, die Lex Regia Slesvico-Holsatica, ungestört; die Frage, ob die Erbfolge-Ordnung des dänischen Königsgesetzes auch für die Herzogthümer irgendwie gültig sein könne, hat in unserer Zeit zu erfolgreichen Kämpfen geführt. Die Untheilbarkeit der beiden Länder, die schon Christian IV. bei seiner Wahl zum Herzog hatte bestätigen müssen (s. Bd. XI., S. 184), wurde nicht angetastet. Im Frieden von Roeskild hatte der König dem Herzog von Holstein-Gottorp, der ebenfalls Friedrich III. hieß und Karl Gustav's Schwiegervater war,*) nicht nur einiges Gebiet abtreten, sondern bald darauf (Mai 1658) ihn von aller Lehenspflicht gegen die dänische Krone entbinden und ihm für sich und seine männlichen Nachkommen die volle Souverainetät über den herzoglichen Antheil (s. Bd. XI., S. 220) zugestehen müssen. Um sich eine Genugthuung zu verschaffen, fertigte er an demselben Tag eine zweite Urkunde aus, in der er sich selbst und seinem Mannsstamm im königlichen Antheil volle Souverainetät zusprach; doch blieb diese

*) Dieser Herzog, der von 1616 bis 1659 regierte, entwarf den Plan, den Handel mit dem Orient, namentlich den Seidenhandel, von Persien aus über Rußland und die Ostsee an die Küsten seines Landes zu leiten; Kiel und Friedrichstadt sollten zu bequemen Stapelplätzen eingerichtet werden. Er schickte zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft nach Moskau an den Zaar Michael und eine zweite nach Ispahan; an beiden nahm der berühmte Dichter Paul Flemming († 1640) als Begleiter Antheil. Die letztere Reise beschrieb der gelehrte Adam Olearius, der Secretarius der Gesandtschaft, in dem ausgezeichneten Werke „Neue orientalische Reisebeschreibung.“ Olearius verstand persisch und übersetzte den „Rosengarten“ des Saadi (s. Bd. IV., S. 210) ins Deutsche. Von praktischem Erfolge war die persische Reise nicht.

Urkunde über 100 Jahre lang ein dänisches Staatsgeheimniß. Die Gottorp'schen Herzoge gewöhnten sich übrigens daran, für ihre Ansprüche bei Schweden Unterstützung gegen Dänemark zu suchen; ein Verhältniß, das zur Zeit Karl's XII. von Wichtigkeit war.

Peter Schuhmacher ist nicht allein wegen seiner großen Talente und wegen der Einrichtungen, die er im dänischen Staate traf, sondern auch wegen seiner Schicksale eine der merkwürdigsten Personen des 17. Jahrhunderts. Er war vom König Friedrich III. fast auf gleiche Weise begünstigt worden, wie in England Jakob's I. Lieblinge von diesem; allein Jakob zog unwürdige Subjecte hervor, Friedrich dagegen einen Mann, welcher an Fähigkeiten und Kenntnissen kaum seines Gleichen hatte. Er schickte Schuhmacher als jungen Mann auf Reisen, machte ihn nachher zu seinem Privat-Secretär und gab ihm schon 1667 die bedeutendste Stelle im Reiche, nämlich die eines Ober-Secretärs im Kanzlei-Collegium. Diese Ernennung ward von den zum alten Adel gehörenden Mitgliedern der Regierungs-Collegien als eine ihren bisher genossenen Privilegien so sehr widerstreitende Sache angesehen, daß alle abdankten. Dadurch verschafften sie aber dem königlichen Günstlinge nur die Gelegenheit, sich mit lauter Leuten, welche nicht mehr auf ererbte Ansprüche pochen konnten, zu umgeben und sogar einen neuen durch königliche Diplome geschaffenen Adel zu stiften. Schuhmacher führte nämlich die deutsche Unterscheidung des höheren und niederen Adels, von welcher man in Dänemark nichts gewußt hatte, dort ein, und ertheilte neben gewöhnlichen Adels-Diplomen auch Baronieen, Grafschaften u. dgl. m. Dabei ward festgesetzt, daß man, um Baron, Graf u. s. w. zu sein, einen gewissen Complex von Gütern in einer bestimmten Gegend des Reiches besitzen müsse. Um die Ansprüche auf persönliche Auszeichnungen leichter zu befriedigen, wurde der Danebrog-Orden, dessen Ursprung man auf König Waldemar zurückführte, erneuert.*) Die Eitelkeit, dem neuen Hofadel anzugehören, bewog den alten Adel, seine Besitzungen in seiner eigentlichen Heimath zu verkaufen, um sich in den Gegenden anzukaufen, in welchen Güter feil waren. Die Folge davon war, daß nicht allein der alte Einfluß des Adels, sondern auch der alte Adel selbst verschwand.

Als den Dänen Diplome ertheilt wurden, erhielt auch Schuhmacher eines. Er ward von Christian V., welcher 1670 seinem Vater in der Regierung nachfolgte, zum Grafen von Greifenfeld ernannt, und war fortan der allmächtige Minister dieses Königs. Friedrich III. war durch die Talente, die Thätigkeit und den Ehrgeiz

*) Danebrog (Dänenfahne) ist das Panier, unter welchem Waldemar 1219 die Heiden in Esthland besiegte; ein der Wundersage nach vom Himmel gefallenes weißes Kreuz auf rothem Grunde.

seines Günstlings mehr geschreckt als gewonnen worden; er hatte ihn beobachtet und nicht allmächtig werden lassen. Er schien nämlich eingesehen zu haben, welch ein gefährlicher Rathgeber ein Mann von Schuhmacher's Geist, Kenntnissen und Ehrgeiz für einen ganz unbeschränkten Monarchen werden könne. Er hatte ihn daher in der späteren Zeit nur mit Vorsicht begünstigt und seinen Sohn Christian an sein Todbette rufen lassen, um ihn vor Schuhmacher zu warnen. Christian V. war jedoch ein zwar guter, aber auch träger Herrscher und zu Geschäften, wie die unmittelbare Leitung des Reiches mit sich brachte, selten aufgelegt; er widmete seine Zeit unschuldigen Vergnügungen und ließ Alles von Schuhmacher besorgen. Er hob einen Mann, durch welchen er selbst ein Regent wie Ludwig XIV. war, von Würde zu Würde, verlieh ihm die vorzüglichsten Kron-Lehen, machte ihn 1673 zum Groß-Kanzler, führte ihn 1674 in das geheime Conseil ein, überließ ihm den Vorsitz desselben, den er bis dahin selbst gehabt hatte, und wollte ihn sogar mit einer nahen Verwandten des königlichen Hauses, einer Prinzessin von Holstein-Augustenburg, vermählen. Es gelang jedoch schon 1676 den auf Schuhmacher's Fähigkeiten eifersüchtigen Hofleuten, ihn zu stürzen, und Schuhmacher erfuhr bald an sich selbst, daß, wenn man einen christlichen König zum Sultan mache, man auch gefaßt sein müsse, wie ein türkischer Vezier behandelt zu werden. Guldenlöwe, Ahlefeld, der seine Stelle erhielt, Knud und der brandenburgische Gesandte Brandt vereinigten sich gegen ihn. Er wurde verhaftet und auf die schauerliche Feste Munkholm bei Drontheim gebracht. Hier hielt man ihn von 1676—1698 eingekerkert; erst dann wurde ihm erlaubt, in Drontheim selbst sich aufzuhalten, wo er ein Jahr später starb.

VIII. Die englische Revolution von der Errichtung der Republik bis zu Cromwell's Tode.

1. Bis zur Unterwerfung von Schottland und Irland durch Cromwell.

In England war es nach Karl's I. Tode noch ungewiß, wer dessen Erbschaft erhalten werde. Die Leitung der Dinge war zwar schon seit einem Jahre in Cromwell's Händen; dieser hielt sich aber hinter der Bühne, bis der rechte Augenblick gekommen sei. Seine Creaturen schritten unterdessen rasch vorwärts. Sie schafften die Kö-

nigswürde und das Oberhaus ab, verkündigten die Volks-Souveränetät und setzten eine leitende Regierungsbehörde ein, welche ganz in ihrer und Cromwell's Gewalt war. Dies war ein Staatsrath von 41 Mitgliedern, dessen Vollmacht vorerst auf zwölf Monate beschränkt sein sollte und an welchem auch fünf Lords, darunter Pembroke und Salisbury, Theil nahmen. Der große Dichter Milton war Secretär dieses Staatsraths für die lateinischen Ausfertigungen*). Dem Parlament, dessen sie als einer Maschine bedurften, verliehen sie durch die Einberufung ausgetretener Mitglieder und durch gelegentliche Neuwahlen wieder mehr Ansehen, indem sie die Mitgliederzahl auf 150 brachten. Auch ein neues Ober-Kriminal-Gericht errichteten sie, weil mit der Aufhebung des Oberhauses die höchste Instanz weggefallen war und man doch ein Obergericht nöthig hatte, um allen vornehmen Anhängern der königlichen Regierung Schrecken einzujagen. Das neue Tribunal verurtheilte dann den Herzog von Hamilton, welcher als Schotte eigentlich nur Kriegsgefangener der Engländer war, nachdem man seine Berufung auf ein schottisches Gericht mit der Antwort abgewiesen hatte, daß er nicht als schottischer Herzog Hamilton, sondern als englischer Graf von Cambridge in England vor Gericht gestellt worden sei. Er wurde im März 1649 hingerichtet. Sein Loos theilten der General Graf Holland, der mit der Mehrheit einer einzigen Stimme zum Tode verurtheilt wurde, und der royalistische General Lord Capel. Zwei andere Royalisten, Owen und Goring, wurden dadurch gerettet, daß man ihnen die Berufung an das Parlament gestattete, in welchem dann Ireton und Oberst Hutchinson sich ihrer lebhaft annahmen. Bei Goring waren die Stimmen für und gegen Hinrichtung gleich; der Sprecher gab den Stich-Entscheid zu seinen Gunsten.

Da von dieser Zeit an Cromwell, Ireton und Monk die Hauptrollen hatten und diese mit meisterhafter Verstellung und mit einer so großen heuchelnden Grausamkeit spielten, daß Tausende von Menschen nach Westindien in die Sclaverei verkauft wurden, so wäre hier der Ort, allgemeine Charakter-Schilderungen zu geben, wenn wir nicht ein für alle Mal auf dasjenige, was man historische Kunst nennt, verzichtet hätten. Auch auf Philosophie und auf sogenanntes tiefes Eindringen in die Ursachen der Dinge und ihren sogenannten nothwendigen inneren Zusammenhang machen wir keinen Anspruch. Dagegen wollen wir bemerken, daß schon vor dem Processe des Königs der

*) Die Schrift des Salmasius „Vertheidigung des Königs (defensio regis)" beantwortete Milton in der berühmten „Defensio pro populo Anglicano," für welche ihm das Parlament eine Belohnung zuerkannte; er ließ noch eine Defensio secunda und eine „Vertheidigung in eigener Sache" (defensio pro se) folgen.

Major Huntington Cromwell und Ireton entlarvt hatte. Dies war durch einen Aufsatz geschehen, welcher eigentlich nur eine Rechtfertigung von Huntington's Ansicht der Dinge enthielt und von ihm 1648 unter dem Titel: „Gründe, warum der Major Huntington seine Entlassung eingegeben hat, gehorsamst den Kammern des Parlaments überreicht" in den Druck gegeben worden war. Man findet ihn in den Denkwürdigkeiten der englischen Revolution *).

Schon im Anfange des Jahres 1649 erhoben sich, wie wenn es der Wille der Vorsehung gewesen sei, daß die Revolution durch Cromwell militärisch beendigt werde, zugleich die Anhänger des Königthums in Irland und Schottland und die sogenannten Levellers oder Gleichmacher in England nicht nur gegen die Herrschaft der Soldaten, sondern auch gegen die des Parlaments. Die Gleichmacher, welche durchaus keine feste Ordnung des Staates oder der Kirche dulden wollten, gehörten mehrentheils den niederen Ständen an; sie waren handfeste, tüchtige Leute, die sich schnell zu Soldaten gebildet hatten; auch hatten sie große Verdienste um die Revolution; sie wurden aber bald sehr lästig und blieben durch ihren Trotz und durch eine eigene Art von Stoicismus bis zum Tode Cromwell's, der sie schon einmal mit den Waffen hatte bekämpfen müssen, dessen furchtbarste Gegner. Einer ihrer Führer, der Fanatiker Lilburn **), erhob sich jetzt besonders gegen Cromwell's Plan, eine neue Monarchie einzu-

*) Da der Verfasser dieser Geschichte nicht auf der Höhe seiner Zeit steht, welche Alles, was im Staate Nutzen bringt, für Recht und jeden Mann, der mit List und Gewalt seinen nützlichen Willen durchsetzt, für gut hält, so will er seinen Lesern doch nicht verhehlen, daß liberale und illiberale Rhetoren auf einerlei Weise sophistisiren. Der in Deutschland durch eine Reihe von Uebersetzungen verbreitete Macaulay sagt (Th. I., S. 129) von Cromwell ganz in liberaler Ekstase, nachdem er Alles angeführt hat, was demselben feindlich war: Yet such was his genius and resolution, that he was able to overpower and crash every thing, that crossed his path, and to make himself more absolute master in his country, than any of the legitimate kings had been and to make his country more dreaded and respected, than she had been during many generations under the rule of her legitimate kings. Uebrigens ist bei dieser Gelegenheit in Betreff der oben erwähnten Denkwürdigkeiten der englischen Revolution zu bemerken, daß der Verfasser dieselben stets nach der unter Guizot's Namen herausgegebenen französischen Uebersetzung anführen wird, weil er das englische Original nicht besitzt.

**) Lilburn hatte unter Carl I. eine von der Sternkammer über ihn verhängte unerhörte Strafe für seine Insolenz gegen die Bischöfe zu erleiden; er wurde am Pranger ausgestellt und dann vom Gefängnisse bis nach Westminster getrieben, wobei ihm 500 Streiche mit einem Knotenstrick versetzt wurden. So zum Märtyrer geworden, ist er ohne Thaten, blos durch Leiden und durch Wühlen eine merkwürdige historische Person. Man findet in den Denkwürdigkeiten der englischen Revolution im zweiten Stücke der hinter Hollis Leben angehängten Excurse interessante Aufschlüsse über ihn.

richten. Es war freilich damals noch nicht von Monarchie die Rede, sondern man hatte blos einen Entwurf über die Art und Weise gemacht, wie die Regierung mit Hülfe des Parlaments und des aus Officieren bestehenden Rathes militärisch geführt werden könne. Diese Interims-Constitution, der man den Namen Volkswillen (agreement of the people) gegeben hatte, war vom Rathe der Officiere gebilligt worden, und Fairfax hatte sie dem Parlamente mitgetheilt, welches sie in alle Grafschaften schicken und die Billigung aller Bewohner derselben einholen solle. Damit der so eben genannte Leveller, der furchtbarste Censor aller Anstalten, welche auf Cromwell, Ireton, Hutchinson und Lambert zurückführten, nicht gegen die Sache auftrete, so hatte man ihm, vorgeblich als Ersatz für das, was er unter der königlichen Regierung erlitten, dreitausend Pfund Strafgelder der Delinquenten oder Royalisten in Durham angewiesen, welche er selbst eintreiben sollte; Lilburn war aber weder zu gewinnen noch einzuschrecken. Er erschien, sobald er im Februar 1649 nach London zurückgekehrt war, vor den Schranken des Hauses und reichte eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Vorstellung gegen den „Volkswillen“ ein. Lilburn und seine Anhänger beschwerten sich besonders über einen Artikel des Volkswillens, welcher von Cromwell's Freunden herrührte und die Vorschrift enthielt, daß das Parlament alle zwei Jahre nur sechs Monate lang sitzen, in den 18 übrigen Monaten aber die Regierung dem Staatsrathe überlassen bleiben solle. Auf Lilburn's Vorstellung folgte ein förmlicher Petitions-Sturm. Dieser ging besonders von denjenigen Soldaten und Officieren aus, welche Huntington's Schrift gelesen hatten und von Lilburn, Walwyn, Prince, Overton und andern Levellers durch heftige Flugschriften ohne Unterlaß aufgeregt worden waren. Lilburn veröffentlichte mehrere heftige Flugschriften gegen die Machthaber, darunter eine unter dem Titel: „Enthüllung von Englands neuen Ketten“ (Englands new chains discovered). Die Bewegung im Heere nahm im März von Tag zu Tage zu, obgleich man Privat-Zusammenkünfte von Officieren und Soldaten verbot und Lilburn am Ende dieses Monats in den Tower eingesperrt wurde, weil er den zweiten Theil seiner Schrift „Englands Ketten“ in einer öffentlichen Versammlung zu Westminster vorgelesen hatte. Man kam endlich auf den Einfall, die am meisten unter dem Einfluß der Levellers stehenden Regimenter in ein besonderes Heer zu vereinigen, welches im April nach Irland geschickt werden sollte. Dies geschah dann auch; allein als die für den Zug nach Irland bestimmten Truppen ausgewählt waren, weigerten sich dieselben, zu marschiren, und die in der Nähe der Hauptstadt liegende Regimenter vereinigten sich mit ihnen. Ja, es schickten sogar auch die entfernte,

liegenden Regimenter der Obersten Scroop, Ireton, Harrison, Ingoldsby, Skippon und Reynolds Bevollmächtigte zu den Empörern. Jetzt ließ Cromwell durch das Parlament befehlen, daß der Ober-General Fairfax, in dessen Namen er als Generallieutenant zu handeln pflegte, gegen die Rebellen militärische Gewalt üben, Skippon aber unterdessen die Hauptstadt schützen solle. In Oxfordshire erklärte ein Capitän Thomson, wenn Lilburne und seine Mitgefangenen übel behandelt würden, so werde er sie an ihren Verfolgern siebenmal siebenfach rächen; gegen diesen rückte jedoch Oberst Reynolds aus und zwang ihn bei Banbury zur Uebergabe. Hierauf besetzte eine aus 1000 Mann bestehende Abtheilung der Empörer das Städtchen Burford. Sie wurde von Cromwell und Fairfax, welche gegen sie heranzogen, aufgefordert, ihre Stellung wieder aufzugeben; und als sie dies nicht that, benutzte Cromwell ihre Weigerung als einen erwünschten Vorwand, um heilsamen Schrecken unter den Gleichmachern des Heeres zu verbreiten. Er sprengte am 14. Mai mit 2000 Reitern zu einem Thore der Stadt Burford hinein, während Reynolds das entgegengesetzte Thor mit einem so starken Corps besetzte, daß niemand herausgehen konnte. Wer Widerstand leistete, ward niedergehauen, etwa 400 wurden gefangen genommen und ihrer Waffen und Pferde beraubt. Diese Mittel fruchteten: die Unruhigen in anderen Gegenden regten sich nicht mehr, die Gefangenen mußten wieder in ihre Regimenter eintreten, Cromwell wurde als Retter des Vaterlandes gepriesen und beschenkt und wegen der Unterdrückung des Aufstandes ward ein Bettag ausgeschrieben. Bei einem Festessen, welches an diesem Feiertage von Seiten der Stadt London veranstaltet wurde (7. Juni 1649), nahmen Fairfax und Cromwell, die Befehlshaber des Heeres, Lenthal, der Sprecher des Parlaments, Bradshaw, der Präsident des zur Regierung bestellten Rathes, die ersten Plätze ein; Lenthal empfing, wie früher die Könige, das Schwert aus den Händen des Lord Mayor und gab es ihm wieder zurück; Fairfax erhielt von der Stadtbehörde ein goldenes Becken mit 1000 Pfund, Cromwell ein silbernes Service und 500 Pfund zum Geschenke. Gleich darauf ward Cromwell mit dem Kriege gegen alle diejenigen beauftragt, welche nach Karl's I. Hinrichtung dessen Sohn als König anerkannten. Dies geschah besonders in Irland, wo seit mehreren Jahren der Bürgerkrieg wüthete, und in Schottland, wo man Karl I. bis an seinen Tod als König anerkannt und wo bereits am 5. Februar der Kanzler sich mit den Parlamentsgliedern in die Hauptkirche von Edinburgh verfügt hatte, um den Prinzen von Wales unter dem Namen Karl II. zum König auszurufen. Cromwell erhielt dadurch Gelegenheit, seinen politischen Plan in Ausführung zu bringen, oder mit anderen Worten eine militärische

Herrschaft zuerst in Irland, dann in Schottland und ganz zuletzt auch in England zu begründen.

Was Irland betrifft, so können die Unruhen und inneren Kriege, deren Schauplatz diese Insel war, in einer allgemeinen Geschichte nur übersichtlich erwähnt werden. Im Allgemeinen mangelte es in Irland an der Einheit, welche Cromwell, dessen Werkzeug Fairfax war, in die englischen Angelegenheiten brachte. Im Jahre 1647 stand der Kardinal und Nuntius Rinuccini an der Spitze der katholischen Eingeborenen, welche eine Regierung in Kilkenny niedergesetzt hatten. Damals wurden die Rebellen zweimal völlig geschlagen; eine Anzahl ihrer Häupter sagte sich von dem Kardinal und dem Ausschusse in Kilkenny los und bestellte einen neuen Ausschuß, welcher dann Ende Februar 1648 Karl's I. Gemahlin durch Abgeordnete ersuchen ließ, Irland nicht nur mit Geld und Waffen zu unterstützen, sondern auch ihren Sohn herüber zu schicken oder wenigstens einen katholischen Stellvertreter desselben ernennen zu lassen. Auf Veranlassung der Königin ward der Graf von Ormond ernannt. Zu diesem ging damals ein Theil des Parlaments-Heeres unter Lord Inchiquin über, wodurch die Verwirrung noch ärger ward. Der Nuntius regte, obgleich der Papst dieses Verfahren mißbilligte, die Bischöfe und einige fanatische Großen der Insel gegen die mit den Engländern unter Jones und Monk verbundene Gegen-Partei fortwährend auf, und nahm, auch als Ormond endlich im September 1648 als königlicher Statthalter nach Irland kam, die angebotene Aussöhnung nicht an. Ja er ging soweit, über alle Städte, wo man die Uebereinkunft annehmen werde, das Interdict auszusprechen. Beide Theile bekriegten hierauf einander, bis endlich der Papst selbst und König Karl I. dem Kardinal die Fortsetzung des Krieges unmöglich machten. Nach der Hinrichtung des Königs entwich endlich der Kardinal im Februar 1649, mit Schimpf und Schande belastet, zuerst nach Frankreich und dann nach Rom.

Als der Kardinal im vorhergehenden Jahre seine Kabalen hatte aufgeben müssen und Karl I. den Katholiken bedeutende Zugeständnisse gemacht hatte, waren sämmtliche Royalisten Irland's, die protestantischen wie die katholischen, unter Ormond vereinigt. Die Generale der Parlamentstruppen, Jones und Monk, fanden sich in Folge davon nicht mehr stark genug, den Krieg zu beendigen; längs der irischen Küste segelte eine mit Royalisten besetzte Flotte, vom Pfalzgrafen Ruprecht befehligt. Wäre daher Karl II., welcher nach seines Vaters Tode in Schottland und in Irland als rechtmäßiger König angesehen wurde, im März 1649 mit einer bedeutenden Geldsumme nach Irland gekommen, wozu Ormond ihn dringend aufforderte, so würden die Engländer in große Verlegenheit gekommen sein. Als er

säumte, entstanden neue Spaltungen unter den Irländern und die englische Parlaments-Regierung, welche damals über ein Heer von 45,000 Mann gebot, erhielt dadurch die nöthige Zeit, neue Maaßregeln zu treffen. Sie nahm ihre Zuflucht zu Cromwell, und bot demselben am 15. März das Amt eines Vice-Königs (lord lieutenant) von Irland an. Er nahm sich Bedenkzeit und lud erst eine Anzahl frommer Officiere nach Whitehall ein, um mit ihm den Herrn im Gebet zu suchen; nach zwei Wochen willigte er ein, die Last nach des Himmels Willen auf seine Schultern zu nehmen. Man stellte ihn an die Spitze eines Heeres von 12,000 Mann und übertrug ihm die oberste Leitung aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der Insel auf drei Jahre. Dies paßte ganz für Cromwell's Plan, das bisherige fanatische oder, wenn man will, pietistisch-demokratische Heer in ein anderes umzuwandeln, das ihm persönlich, nicht der Schwärmerei oder dem Staate diene. Daß er diesen Plan verfolgte, ist keine bloße Vermuthung, sondern es wird von der Gemahlin des Obersten Hutchinson, welcher neben Cromwell die bedeutendste Rolle spielte, ausdrücklich ausgesprochen*). Cromwell wurde dabei sehr vom Glücke begünstigt, indem die Londoner Regierung durch die Lage der Dinge in Irland und Schottland gerade in demselben Augenblicke genöthigt wurde, ihn mit 12,000 Mann nach Irland zu schicken, als die Mitglieder dieser Regierung und alle Gleichmacher mißtrauisch gegen ihn wurden. Cromwell übereilte sich auch diesmal nicht; er verwandte vielmehr die Monate April, Mai und Juni zur Ausrüstung und Organisirung seines Heeres, und trat erst am 10. Juli den Zug an. Für den Zug verlangte er ausreichenden Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedarf, sowie eine Baarzahlung von 100,000 Pfund. Seinen Abmarsch verband er mit einer Feierlichkeit, welche für die Maske der Frömmelei jener und zugleich unserer Zeit, in welcher diese Maske ebenfalls sich blicken läßt, bezeichnend ist. Zuerst mußten nämlich drei Geistliche Gott um Segen für die Waffen Cromwell's und seiner Heiligen anrufen, dann trat er selbst nebst zwei Generalen auf und erklärte die Schrift „vortrefflich und mit Anwendung auf die Zeitum-

*) Memoires de Mistress Hutchinson vol II., p. 205: Mais déjà le poison de l'ambition avait tellement corrompu le coeur de Cromwell, qu'il devenait chaque jour plus facile d'en reconnoître les effets. Fairfax n'était plus général en chef que de nom, et Cromwell façonnait l'armée selon son esprit. Il en éloignait peu à peu tous les hommes saints et animés de sentimens honnêtes, soldats aussi bien qu'officiers, et faisait entrer à leur place de mauvais sujets, des cavaliers, qui avaient tourné casaque, et quelques pauvres sottes bêtes de sa famille, toujours prêtes à croire tout ce qu'on leur disait, et qui en même tems se montroient on ne peut plus faciles sur les affaires de conscience.

stände" *). Dann fuhr er ab in einem sechsspännigen Wagen unter dem Klange der Kriegsmusik und begleitet von 80 glänzend uniformirten jungen Männern, die seine Leibwache bildeten.

Bei seiner Ankunft in Irland hatte Cromwell wieder das Glück, daß Jones ihm durch einen Sieg über Ormond's Truppen den Weg zur Unterwerfung der Insel bereits gebahnt hatte. Jones war nämlich von Ormond in Dublin belagert worden; dieser hatte aber seine Truppen auf eine unvorsichtige Weise vertheilt, und als daher Jones am 2. August einen Ausfall machte, ergriff ein panischer Schrecken das Heer der Royalisten. Ein Regiment derselben wurde nach dem andern geworfen, ihr Gepäck und Geschütz nebst den Zelten und dem ganzen Vorrath von Schießbedarf fielen in die Hände der Sieger; von 2000 Mann, die in Gefangenschaft geriethen, wurden 300 am Stadtthor niedergemacht. Zehn Tage nach diesem Ueberfalle oder, wie man das Gefecht nannte, nach der Schlacht bei Rathmines landete Cromwell mit einem Theil des Heeres, dem am 18. sein Schwiegersohn Ireton mit den Uebrigen folgte. Sie zogen, nachdem sie den Truppen einige Tage Ruhe gewährt hatten, im Anfange des September gegen die Stadt Drogheda, nahe an der Mündung des Boyne in Leinster, welche schwach befestigt war. Die Royalisten unter Arthur Aston vertheidigten dieselbe mit bewunderungswürdiger Ausdauer, schlugen zwei Stürme ab und brachten den Gegnern einen großen Verlust bei; nachher unternahm aber Cromwell selbst mit der Reserve einen dritten Sturm und drang in die Stadt ein. Er ließ in derselben drei Tage hinter einander ein schauderhaftes Blutvergießen üben und keiner von seinen Heiligen sagte dem gottseligen Mann, daß er dadurch den Zorn Gottes und den Abscheu der Menschen auf sich laden werde. Cromwell schreibt über diese Metzelei gerade so, wie Timur und Bonaparte über die von ihnen verübten nur immer schreiben konnten, am 17. September aus Dublin an die Sprecher des englischen Parlaments: „Ich glaube, daß unsere Soldaten beim Einzuge in die Stadt 2000 Menschen zusammengehauen haben. Als am folgenden Tage einer der Thürme, der sich noch gehalten hatte, übergeben worden war, wurden alle feindlichen Officiere und jeder zehnte Mann ihrer Soldaten getödtet, die übrigen aber als Sclaven auf die Insel Barbados (in Westindien) gebracht." Cromwell unterläßt dabei nicht, die verübten Gräuelthaten seinem Gotte zuzuschreiben; denn er fährt fort: „Ich bin überzeugt, daß dies ein gerechtes Gericht Gottes ist, das er über die Elenden verhängt hat, weil sie ihre Hände mit so

---

*) Expounded the scriptures excellently well and pertinently to the occasion.

vielem unschuldigen Blute befleckt haben. Wir gewinnen wenigstens so viel dabei, daß man künftig etwas anstehen wird, Blut zu vergießen. Dies — setzt er mit seiner gewöhnlichen Heuchelei hinzu — sind Beweggründe genug, um dergleichen Handlungen zu verüben, welche sonst Reue und Gewissensbisse verursachen würden." Die Metzelei hatte nicht blos alle diejenigen getroffen, welche Waffen trugen, sondern auch die friedlichen Einwohner waren in den Straßen, auf den Plätzen, in den Kirchen gemordet worden, und es heißt, daß Cromwell's Schaaren allein in der Hauptkirche 1000 Menschen niedergestoßen hätten.

Im October erlitt Wexford das gleiche Loos. Nach der niedrigsten Angabe wurden dort 2000, nach der höchsten 5000 Menschen getödtet, darunter 300 Frauen. Bei den Städten Duncannon und Waterford scheiterten Cromwell's Angriffe; dagegen fielen Cork, Youghall, Bandon und Kinsale noch vor dem Beginne des Jahres 1650 in seine Gewalt, indem ihre Besatzungen zum Parlaments-Heer übergingen. Schon am letzten Tag des Januar begann Cromwell mit 20,000 Mann unter entsetzlichem Blutvergießen auch die anderen Theile von Irland zu durchziehen, und erhöhte durch Grausamkeiten und Wortbrüchigkeit jenen Haß gegen England und die Protestanten, welcher noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Eroberung von Clonmell, welches die Einwohner nach freiwilligem Abzug der tapferen Besatzung übergaben, schloß im Mai den Lauf der Siege und Eroberungen, durch welche Cromwell's Namen in ganz Europa berühmt und gefürchtet, sowie seine Dictatur in England vorbereitet ward. Der Zustand der schottischen Angelegenheiten nöthigte die Regierung Englands, d. h. den Kriegsrath und das Parlament, Cromwell aus Irland zurückzurufen. Cromwell erhielt die Weisung zur Rückkehr bereits am 8. Januar, verließ jedoch Irland erst im Mai. Er ließ dort seinen Schwiegersohn Ireton als Stellvertreter mit dem Heere zurück, welches er selbst gebildet und im Kriege geübt hatte. Dieses Heer gedachte er auch in England gegen die Gleichmacher gebrauchen zu können; er hatte deshalb damals in den westlichen Grafschaften Englands Rekruten werben lassen. Sein Schwiegersohn Ireton, welcher von Clarendon wie von der Frau Hutchinson als ein eigensinniger und blutgieriger Mann geschildert wird, war mehr ein tüchtiger Staatsmann als Krieger, dabei aber ein aufrichtiger Republikaner. Cromwell hatte ihn in Irland zurückgelassen, damit er dort theils Schreckensmaaßregeln ausführe und die Verwaltung einrichte, theils den weiteren Plänen seines Schwiegervaters nicht widerstrebe. Ireton's letztes Unternehmen war die Belagerung von Limerick, welche mit äußerster Anstrengung fortgesetzt wurde, bis Ende October

1651 die Stadt capitulirte; die Einwohner und die Besatzung behielten Leben und Eigenthum, aber 22 Personen mußten der Rache des Siegers überlassen werden, der einige von ihnen, darunter einen Bischof und einen Franziskanermönch, hinrichten ließ. Den tapferen Befehlshaber Hugh O'Niel sprach sogar das aus Ireton's Officieren bestehende Kriegsgericht frei. Ireton selbst starb schon am 25. November an einer pestartigen Krankheit; man vermuthet, er würde sich bei längerem Leben den ehrgeizigen Plänen seines Schwiegervaters widersetzt haben.

In Schottland hatte Cromwell auf seinem letzten Zuge im Jahre 1648 Hamilton's Anhänger unterdrückt und eine aus Anti-Royalisten bestehende Regierung eingesetzt, an deren Spitze der Graf von Argyle stand. Diese hatte dann, nachdem ihr von Cromwell der Schutz Englands für jeden Fall zugesichert worden war, ein Parlament einberufen; weil aber gleich darauf das englische Parlament den Covenant verletzte, den Soldaten die Herrschaft einräumte und den König hinrichten ließ, so hatten sich die Schotten an des Letzteren Sohn, Karl II., gewandt und denselben, wie oben erzählt, feierlich als König anerkannt. Der damals erst 19 Jahre alte Prinz war jedoch den Umständen durchaus nicht gewachsen, weil er ein leichtfertiger und leichtsinniger Mensch war. Dies bewies er 1649 durch sein Benehmen gegen Ormond und die Royalisten in Irland, welche ihn zu sich gerufen hatten. Er entfernte sich damals unter dem Vorwande, in Frankreich Unterstützung zu suchen, aus dem Haag; anstatt aber, wie Ormond wünschte, die Umstände so schnell als möglich zu benutzen, ließ er sich durch eine Liebschaft und durch die Intriguen loser Freunde drei Monate lang am Hofe von St. Germain aufhalten. Er hatte schon im Juni auf der Insel Jersey eintreffen und von da nach Irland, wo Ormond mit einem starken Heere Dublin belagerte, übersetzen sollen, erschien aber auf jener normannischen Insel erst im September, als Ormond bei Rathmines geschlagen und sein Heer zerstreut worden war. Um dieselbe Zeit trafen Gesandte des schottischen Parlaments bei ihm ein. Diese waren unglücklicher Weise von Abgeordneten derselben schottischen Kirk begleitet, deren unverständige und mechanische Frömmigkeit schon dem Vater und dem Großvater Karl's II. das Leben so sauer gemacht hatte. Den schottischen Presbyterianern war nämlich der Druck der englischen Independenten, welchen Cromwell ihnen auferlegt hatte, ebenso verhaßt, als der Katholicismus, welchen einer ihrer Großen, Montrose, von Frankreich unterstützt, ihnen durch die Wiedereinsetzung der Stuart's, wenn auch vorerst nur in einer anglikanischen Form, aufzudringen suchte. Ihre Regierung war daher sehr abgeneigt, mit den strengen Royalisten gemeine Sache zu machen, obgleich sie sehr wünschte, Karl II. als Schattenkönig zu dul-

den und zu gebrauchen. Dies sah Jedermann ein, und wer in Lingard's Geschichte von England gelesen hat, wie die Abgeordneten der Kirk ihre Unterhandlungen mit Karl II. in demselben Stil eröffneten, in welchem einst des Letzteren Ur-Großmutter und sein Großvater von den Kanzeln herab bepredigt und gescholten worden waren, der wird begreifen, daß im ganzen Jahre 1649, so lange noch einige Aussicht war, Irland behaupten zu können, aus jenen Unterhandlungen nichts werden konnte. Die schottische Kirche warf ihm nämlich vor, er habe durch seinen Friedensschluß mit den irischen Papisten die königliche Machtgewalt an das Thier vergeudet; sie erinnerte ihn daran, wie schon sein Vater gethan habe, was dem Herrn übel gefalle, und wie die Hand Gottes noch ausgestreckt sei gegen ihn und seine Familie. Als im folgenden Jahre Cromwell Irland unterworfen hatte, knüpfte Karl II. die Unterhandlungen mit Schottland über seine und seines Hauses Wiedereinsetzung ernstlich wieder an. Seine Absicht war damals weniger darauf gerichtet, den Schatten einer Herrschaft zu erhaschen, als vielmehr den Irländern dadurch Luft zu machen, daß er England in einen Krieg mit Schottland verwickele. Er begab sich in die Stadt Breda, welche zum Privatbesitze seines Schwagers, des Prinzen Wilhelm II. von Oranien, gehörte, und dahin schickte dann das schottische Parlament zwei und jeder der schottischen Stände zwei oder drei Deputirte. Leider trat jedoch die Kirk oder die Convocation auch diesmal mit großer Anmaaßung auf. Sie hatte drei Deputirte geschickt, welche die Bedingungen der Wiedereinsetzung des Königs, die er nachher annehmen mußte, so einrichteten, daß Karl dieselben weder halten wollte, noch, ohne die ganze königliche Würde einzubüßen, halten konnte. Er mußte sich nämlich erstens verpflichten, dem Covenant unverbrüchlich anzuhängen und alle von der Kirk excommunicirten Personen, besonders alle diejenigen, welche einst mit Montrose und Hamilton für seinen Vater gekämpft hatten, sowie alle königlich gesinnten Engländer, die sich bei ihm befanden, aus seiner Nähe zu entfernen. Zweitens mußte er alle Parlaments-Acten bestätigen, durch welche die Einrichtung des presbyterianischen Gottesdienstes festgesetzt worden war. Ferner mußte er die Zugeständnisse an Irland für null und nichtig erklären und sich verpflichten, die freie Uebung der katholischen Religion in keinem Theil seiner Reiche zuzulassen. Endlich ward ihm noch auferlegt, daß er in bürgerlichen Angelegenheiten nur den Verfügungen des Parlaments, in geistlichen nur denen der General-Synode (convocation) folgen dürfe. Ein Abschluß erfolgte übrigens erst dann, als das dritte Unternehmen des obengenannten Baron Montrose zu Gunsten der Stuart's auf eine ganz tragische Weise gescheitert war.

Montrose hatte sich von Frankreich, vom Prinzen von Oranien und von Dänemark Unterstützung verschafft und war nach Hamburg gegangen, von wo er seine alten Anhänger in Nord-Schottland zu den Waffen rief und, nachdem er eine Anzahl Fremder in Sold genommen hatte, zuerst auf Kirkwall, einer der Orkney-Inseln, landete und dann nach dem Hochlande übersetzte (März 1650). Er brachte, obgleich im Winter mehrere seiner Schiffe verunglückt waren, 100 Officiere und die zur Ausrüstung von 1200 Mann nöthigen Waffen, sowie viele Munition mit, fand aber gleich nach seiner Landung, daß seine Proclamationen fast ohne alle Wirkung geblieben seien (zu Edinburgh hatte man sie von Henkers Hand verbrennen lassen), und daß das schottische Parlament ein Heer von 4000 Mann gedienter Leute gegen ihn aufgestellt habe. Die Letzteren wurden von David Lesley befehligt, einem Verwandten des Grafen von Lewen, welcher Letztere seines hohen Alters wegen dienstunfähig war. Ihnen gegenüber waren die Schaaren der Royalisten und Katholiken, an deren Spitze Montrose stand, schwach und unbedeutend. Es waren nämlich zwar aus dem Hochland große Massen von Menschen herbeigeströmt; sie waren aber alle schlecht bewaffnet und nicht im Stande, gegen regelmäßige Truppen in offenem Felde zu kämpfen. Auch war Montrose, da er keine Reiter hatte, außer Stande, zur rechten Zeit von der Annäherung der Feinde Kunde einzuziehen. Er wurde, als er landeinwärts gezogen war, plötzlich und zu spät inne, daß er sich zu weit vorgewagt habe und daß die grausame Verfolgung, welche durch Argyle über diejenigen, die das letzte Mal mit Montrose gezogen waren, sowie über die Familien und Freunde derselben verhängt worden war, alle Welt mit Schrecken erfüllt habe. Bald sah er sich auch von der ganzen Masse der Bergschotten verlassen, so daß er und die wackeren und tüchtigen Officiere, welche er mitgebracht hatte, mit 5—600 Franzosen, Holländern und Deutschen ganz allein standen. Nichtsdestoweniger wagte er bei Corbiesdale in Roßshire einen Kampf mit dem ihm weit überlegenen Heere des schottischen Parlaments (17. April 1650). Er wurde geschlagen*), seine Leute warfen die Waffen von sich; er selbst aber rettete sich durch die Flucht. Er gelangte, nachdem er seine Kleidung mit der eines Landmannes vertauscht hatte, in das nahe gelegene Haus eines schottischen Herrn. Dieser Herr, Macleod, Laird von Assint, verkaufte entweder seinen Schützling den Verfolgern, oder er lieferte ihn doch, nach einer anderen Erzählung, an die Schergen der Kirk aus, die ihn als schweren Verbrecher betrachteten.

Die Art, wie das Parlament und die Stände der pietistischen Schotten

---

*) Wir folgen Clarendon; Andere berichten anders.

gegen Montrose und seine Anhänger verfuhren, ist ein Beleg für die bekannte Wahrheit, daß sowohl protestantische als katholische Starkgläubige eine leidenschaftliche Grausamkeit und Gemüthlosigkeit sehr gut mit ihrer Art Christenthum zu vereinigen wissen. Zuerst wurden, mit Zustimmung der wüthenden Prediger der Kirk, 100 Gefangene, welche Irländer waren, erschossen; dann ließ man 80 Weiber und Kinder, die dem Heere Montrose's gefolgt waren, von einer Brücke herab ins Wasser werfen; und zuletzt ward Montrose selbst auf eine höchst empörende Weise behandelt. David Lesley, welcher erst nach dem Siege der ihm vorausgezogenen Truppen bei diesen angelangt war, ließ Montrose in den Bauernkleidern, in denen man ihn angetroffen hatte, fortschleppen und erlaubte erst später, daß er sich anständig kleiden durfte. Als man den Gefangenen nach Edinburgh brachte, verübten das Volk und die Behörde dieser Stadt schändlichen Frevel an ihm. Es ward unter Andern ein eigener Wagen gebaut, damit er, auf einem erhöhten Sitze desselben mit einem Seile festgebunden, dem Pöbel zur Schau diene. Montrose zeigte sich bei allen den schändlichen Beleidigungen, die man ihm anthat, die wir aber hier nicht anführen dürfen, würdig, standhaft, besonnen und edel. Er ward unter unglaublichem Zuströmen der Menge durch die Straßen von Edinburgh gefahren; voran ritt der Henker, der ihm den Hut vom Kopfe gerissen hatte, in seiner Amtstracht; hinter ihm folgten 23 Officiere, welche unter ihm gedient hatten. Nach dem beschimpfenden Aufzuge warf man ihn in einen furchtbaren Kerker und behandelte ihn wie den ärgsten Missethäter, obgleich gerade in demselben Augenblicke Karl II., in dessen Auftrage er doch gehandelt und für dessen Vater er Alles aufs Spiel gesetzt hatte, von demselben schottischen Parlamente, welches Montrose zu einem schimpflichen Tode verurtheilte, als König anerkannt wurde. Auch der Kanzler, welcher dem ihn verurtheilenden Gerichte vorsaß, behandelte ihn mit Grobheit, während er selbst das Parlament durch seine edele Haltung beschämte. Noch vor der Hinrichtung (31. Mai 1650) betheuerte er, als Christ nach seinem Gewissen gehandelt zu haben; da man ihm seine Proklamation sammt einem Verzeichnisse seiner Kämpfe zur Beschimpfung um den Hals hängte, erklärte er, dies sei eine größere Ehre für ihn als der Orden, den der König ihm verliehen habe. Der unglückliche Mann ward verurtheilt, an einen 30 Fuß hohen Galgen gehenkt und dann geviertheilt zu werden. Nachdem dieser Urtheilsspruch vollzogen worden war, steckte man seinen Kopf an einem der Thore von Edingburgh auf; die einzelnen Theile seines zerstückelten Körpers aber wurden in die vornehmsten Städte des Landes (nach Perth, Stirling, Glasgow

und Aberdeen) geschickt, um daselbst aufgehängt zu werden*); sein Rumpf wurde in ungeweihter Erde verscharrt.

Dies geschah zu der Zeit, als das schottische Parlament mit der Regierung von England, welche ganz in der Gewalt des Heeres war, völlig gebrochen hatte, weil es behauptete, diese sei gegen den Covenant, in welchem ausdrücklich der König und zwei Häuser des Parlamentes genannt worden waren. Das schottische Parlament hatte daher Karl II. zum Könige angenommen, nachdem dieser an Irland verzweifelt war und sich dadurch bewogen gefühlt hatte, die oben erwähnten Bedingungen der Aussöhnung zu unterschreiben. Er bestieg nachher mit den Seinigen eine Flottille, die ihm der Prinz von Oranien besorgt hatte, und landete nach einer ungewöhnlich langen und stürmischen Fahrt. Die Schotten richteten ihm einen Hof ein und bewilligten die Summe von 9000 Pfund Sterling monatlich für die Unterhaltung desselben; auch durfte er einige seiner Vertrauten, wie Buckingham und Lord Wilmot, bei sich behalten. Aber weder das Parlament noch der König konnten und wollten die eingegangenen Bedingungen erfüllen, obgleich Karl II., als er nach Edinburgh gekommen war, den Covenant unterschrieb, die Hamilton's von sich entließ und sogar den unglücklichen Montrose verleugnete und das Andenken desselben nicht zu Ehren brachte. Die Engländer fürchteten mit Recht einen Einfall der Schotten in ihr Land und einen Aufstand der sehr zahlreichen englischen Royalisten; sie riefen daher, wie oben erzählt worden ist, Cromwell aus Irland zurück, um ihm den Oberbefehl des gegen Schottland bestimmten Heeres anzuvertrauen. Man hatte vorher diese Stelle dem General Fairfax angeboten; Fairfax war aber theils als Presbyterianer mit der Regierung sehr unzufrieden, theils hatte seine Gemahlin seine republikanischen Schritte nie gebilligt, theils endlich war er, seit er sich dem Gerichte über den König entzogen hatte, bei der heftigen Partei nicht mehr geachtet. Das Letztere sagte Fairfax selbst in den kurzen Notizen über seine Wirksamkeit, welche in den Denkwürdigkeiten der englischen Revolution abgedruckt sind.**) Cromwell

---

*) In den Excursen, welche den Denkwürdigkeiten Warwick's (in der Sammlung der Denkwürdigkeiten der englischen Revolution) angehängt sind, findet man Nr. V. vollständige Nachrichten über die letzten Tage Montrose's.

**) Er sagt am Schlusse dieser Notizen: Bien que j'eusse pu en servant les dessins des républicains obtenir tout ce que j'aurais voulu de pouvoir et d'autres avantages, cependant par la bonté et la miséricorde de Dieu, aussi longtems que je suis demeuré attaché à l'armée, je me suis opposé dans les conseils à tout ce qui se faisait en ce sens, et quand je ne pouvais rien de plus, je refusais d'agir avec eux. Cependant je conservais la commission que j'avais reçue du parlement, jusqu'à ce qu'elle me fut ôtée par ce qui en restait.

war, seitdem Fairfax in den Hintergrund getreten war, auch dem Namen nach der Erste im Heere und folglich auch der Erste im Staate. Er kam erst Ende Mai nach England zurück. Er wurde nicht nur im Parlament mit Beifallruf begrüßt, sondern es wurde ihm der St. James-Palast zur Residenz angewiesen und ein Landgut zur Belohnung für seine Dienste votirt. Im Parlament sprach er damals dem neben ihm sitzenden Republikaner Ludlow sein tiefes Bedauern aus, daß derselbe, wie er aus dessen Zügen, Betragen und Reden schließen müsse, an seiner ächt republikanischen Gesinnung zweifele. Hierauf wurde eine Deputation von fünf Mitgliedern zu Fairfax geschickt, um seine Bedenken mit ihm zu erwägen. In derselben befanden sich Cromwell und Lambert. Die Conferenz führte zu keiner Verständigung, obwohl sie mit Anrufung des heiligen Geistes und mit einem brünstigen Gebete der drei Generale eröffnet wurde. Fairfax sandte seine Bestallung zurück und trat ins Privatleben, Cromwell wurde alleiniger Oberfeldherr gegen Schottland.

Ende Juli 1650 brach Cromwell auf. Mit ihm zog ein Heer, das in jeder Beziehung dem schottischen überlegen war. Das Letztere wurde dem Namen nach von dem altersschwachen Grafen von Lewen, in Wirklichkeit aber von David Lesley befehligt. Dieses Heer, welchem Clarendon Muth und Disciplin ganz abspricht*), nahm, als Cromwell gegen Edinburgh heranzog, zwischen dieser Stadt und Leith eine so gute Stellung ein, daß Cromwell in große Verlegenheit gerieth. Er konnte wegen der vor ihm liegenden Pässe, welche gut besetzt waren, nicht vordringen; hinter ihm aber war das Land von allen Vorräthen entblößt. Auch die Bevölkerung war entflohen; man hatte über die Grausamkeiten, welche Cromwell und die Seinigen zu verrichten pflegten, fabelhafte Gerüchte ausgestreut. Er wurde daher den ganzen Monat August hindurch in dieser Stellung aufgehalten und mußte Alles, was er brauchte, von der See her ins Lager schaffen lassen. Dies ward im September wegen der Herbststürme unmöglich gemacht, und Cromwell sah sich deshalb, um sein Heer versorgen zu können, genöthigt, nach der etwa 20 englische Meilen von seinem Lager entfernten Stadt Dunbar zu marschiren. Die Schotten meinten, er sei im vollen Rückzuge begriffen; der bis dahin so vorsichtige David Lesley gab daher, gedrängt von den Ausschüssen des Parlaments und der Kirche, sein wohl berechnetes Verfahren auf; seine Truppen gingen aus den Schanzen heraus und folgten Cromwell auf dem Fuße nach. Kaum hatte aber dieser gesehen, daß die Feinde ihre

*) The Scots drew together, sagt er, a very numerous body of men well provided and supplied with all things necessary but courage and conduct.

feste Stellung verlassen hatten, als er im Ton eines Sehers ausrief: „Sie kommen herab, der Herr hat sie in unsere Hand gegeben." So machte er Halt und lieferte ihnen am 3. September 1650 bei Dunbar ein Treffen. Ludlow, der sich freilich nicht bei Cromwell's Heere befand, berichtet uns, Cromwell sei bei seinem Rückzuge entschlossen gewesen, sein Geschütz und schweres Gepäck in der Nähe von Dunbar, wo sich seine Flotte befand, einzuschiffen und dann weiter zurückzumarschiren, die Schotten hätten aber alle Wege besetzt, um mit ihren 30,000 Mann das blos 10,000 Mann starke englische Heer ganz einzuschließen; dadurch sei Cromwell wider Willen genöthigt worden, sich in einen Kampf einzulassen. Dieser endigte mit einem vollständigen Siege Cromwell's. Der Führer der Schotten, Lesley, war ebenso wenig frei, als der König, welcher kurz vorher nur wenige Tage beim Heer hatte verweilen dürfen, weil die oberste Leitung desselben den Commissären der Stände und der Kirk überlassen war. Diese Commissäre hatten Lesley gezwungen, seine vortreffliche Stellung aufzugeben, sowie auch eine andere, die er am Rande einer Kluft zwischen beiden Heeren genommen hatte, wieder zu verlassen. Man würde nicht begreifen, daß die fanatischen calvinistischen Prediger einen so verderblichen Einfluß hatten üben können, wenn man nicht wüßte, daß sie einen Theil desselben bis auf den heutigen Tag in Schottland und in vielen Theilen von England behauptet haben, wie aus den Artikeln, welche ihre Friedensprediger in unsere Zeitungen einrücken lassen, deutlich genug hervorgeht. Sie hatten ihren König, als er beim Heere erschienen war, zum Lager hinausgepredigt, und machten den in jeder Beziehung verächtlichen jungen Mann zum völligen Heuchler, da sie ihn nöthigten, oft sechs Predigten an einem Tage mit scheinheiliger Geberde anzuhören.

Nach dem Siege bei Dunbar, durch welchen die Schotten 3000 Mann an Todten und 10,000 an Gefangenen verloren, erhielt Cromwell Verstärkungen, und besetzte Edinburgh bis auf das Schloß, welches in der Gewalt der Schotten blieb. Der kirchliche Ausschuß, aus sechs Geistlichen bestehend, veröffentlichte indeß eine bußfertige Mahnung, worin er den Schotten die Gründe auseinandersetzte, warum der Herr sie bei Dunbar gezüchtigt habe. Er gab deren nicht weniger als 13 an, darunter die Aergernisse, die der König und sein Haus gegeben, die Sündhaftigkeit seiner Leibwache und den Egoismus der Befehlshaber. Auch Cromwell hielt jeden Tag seinen Officieren eine Predigt und forderte sogar die Geistlichen auf dem Castell bei Edinburgh zu einer Disputation heraus, in welcher er nachweisen wollte, ihre Niederlage sei als eine Entscheidung Gottes anzusehen; da er sie nicht zu überzeugen vermochte, machte er seine Beweisführung durch

den Druck bekannt. Inzwischen zog das schottische Heer unter Argyle nach Stirling, und brachte Cromwell in große Verlegenheit, weil es ihm keine Gelegenheit zum Treffen gab, und seine Versorgung aus der fruchtbaren Landschaft Fife zog, während die Engländer großen Mangel litten. Das nützte den Schotten jedoch nichts, weil sie stets mit einander in Zwist waren. Karl suchte nämlich die royalistischen Herren um sich zu sammeln, Argyle ließ aber dieselben wieder gewaltsam austreiben; das Volk war für Karl, die fanatischen Covenanters waren gegen ihn. Er hatte daher längst seine Lage unter den schottischen Pastoren und Betbrüdern unerträglich gefunden und sich mit den Häuptern der Clans des Hochlandes eingelassen; im October wollte er von Perth aus zu ihnen fliehen und übernachtete, nach einem angestrengten Ritt, in einer armseligen Hütte, wurde aber eingeholt und nach Perth zurückgebracht. Doch wurde jetzt seine Lage besser, weil man einen Aufstand der Hochlande zu fürchten hatte und weil Cromwell von Edinburgh aus, wo er zugleich die Rolle eines Feldherrn und die eines Propheten und Heiligen spielte, das schottische Herr täglich mit einem Ueberfall bedrohte. Argyle fand sich aus diesen Gründen bewogen, den König etwas besser zu behandeln und ihm sogar einen Antheil an den Berathschlagungen über Staatsangelegenheiten zu gewähren. Man verzieh deshalb auch den Häuptern der Clans, welche ihm anhingen.

Schon im November hatte sich die Zahl der dem Könige ergebenen Truppen vermehrt, und Cromwell's Lage wurde auch noch dadurch schlimmer, daß seine Gegner sich nicht aus ihrer Stellung bringen und zu einem Treffen verlocken ließen. Indessen nahm die Zwietracht unter den Schotten, welche von Religion und Königthum ganz verschiedene Ansichten hatten, in den letzten Monaten des Jahres 1650 immer mehr zu, während Cromwell die Einheit bei seinen Leuten dadurch erhielt, daß er vor dem einen Theile den gottseligen Beter und Prediger, vor dem andern den strengen und klugen Staatsmann und General spielte. Eine Abtheilung des schottischen Heeres bekannte sich sogar zu einer „Remonstranz", die ein fanatischer Geistlicher, Namens Wariston, zu Dumfries aufgesetzt hatte und in welcher die Uebereinkunft mit dem König als sündhaft bezeichnet wurde; da das Parlament diese Remonstranz verwarf, ging ein Führer, Strachan, mit 60 Reitern zu Lambert über. Karl II. versuchte einen dieser Sachlage entsprechenden Weg einzuschlagen, und die Lords Hamilton und Lauderdale, welche nach der letzten Amnestie wieder zu ihm hatten kommen dürfen, standen ihm mit verständigem Rathe bei. Er ward, wie Clarendon sagt, nach und nach beliebt, ging viel mit den angesehensten Gliedern des Ritterstandes und der Bürgerschaft um und konnte Vieles, was er wünschte,

im Parlament durchsetzen. Nicht wenige Parlaments-Beschlüsse (manche ruchlose Acte, sagt Clarendon) wurden auf sein Betreiben widerrufen. Auch stellte man ein neues Heer auf, dessen Commando ihm überlassen wurde und in welches er, ohne daß widersprochen ward, viele Officiere seines Vaters aufnahm. Zu seinem Generallieutenant ernannte Karl den David Lesley; der Zweite im Commando (general of the horse) ward Middleton. In Betreff der bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten versprach und that Karl ohne Bedenken Alles, was die todte und mechanische Frömmigkeit seiner Schotten nur immer wünschen konnte, wobei er sich in Gedanken vorbehielt, Wort und Eid wieder zu brechen, sobald die Umstände es erlaubten. Er hörte alle ungezogenen Prediger der Schotten ruhig an, fand sich bei allen langweiligen theologischen Versammlungen und Disputationen de- und wehmüthig ein, und beschwor den Covenant, sowie alles Andere, was man von ihm verlangte, um nach uralter schottischer Sitte in Scone (s. Th. VI., S. 225) gekrönt zu werden. Das Letztere geschah am Neujahrstage 1651 mit sehr großem Pomp, wobei die Frommen dem Könige wieder eine derbe Lection gaben; der Prediger Douglas hielt ihm vor, daß jeder Mißbrauch der Gewalt das Volk zum Widerstand berechtige und daß er dem Beispiel seines Vaters und Großvaters nicht folgen dürfe. Doch wurde ihm „nach dem Inhalte des Covenants" feierlich gehuldigt und Strachan, der abtrünnige Führer, durch Beschluß der Kirche dem Teufel übergeben. Der Graf von Argyle setzte damals dem jungen Fürsten die Krone auf. Argyle ließ sich durch Karl's Bewerbung um die Hand seiner Tochter so sehr täuschen, daß er die Sache ernstlich nahm. Weil der eitle Graf sich einbildete, der Vollzug der Vermählung hänge nur noch von der Einwilligung der Königin ab, so drang er in den König, daß derselbe Abgeordnete nach Frankreich schicken solle, um diese einzuholen.

Cromwell blieb den Feinden überlegen, welche damals 20,000 Mann stark jenseit des Forth lagen. Er ward, wahrscheinlich durch Verrath des Commandanten, auch Meister des Schlosses von Edinburgh, konnte jedoch weder im Winter noch im Frühjahr etwas Bedeutendes unternehmen. Von Mai bis Juli 1651 lagen beide Heere einander gegenüber, ohne mehr als einzelne Angriffe zu unternehmen. Am 21. Juli erlangte endlich Lambert einen bedeutenden Vortheil über das schottische Heer, so daß Cromwell in den Stand gesetzt wurde, die ganze fruchtbare Landschaft Fife und den Hauptort Perth, wo damals der Sitz der Regierung war, einzunehmen. Auf Seiten seiner Gegner sah Argyle in eben dem Maaße, als das schottische Heer unglücklich war und die Zahl der alten Anhänger des Königshauses am Hofe zunahm, sich zurückgesetzt, und suchte deshalb schon am Ende Juli um die Er-

laubniß nach, auf seine Güter zu gehen, was ihm leicht gestattet ward. Nach Argyle's Entfernung faßte Karl einen Entschluß, welcher endlich eine Entscheidung herbeiführte. Da er nämlich durch die Art, wie Cromwell mit seinem Heere sich zwischen ihn und die Hochlande eingedrängt hatte, von diesen abgeschnitten war und dagegen den Weg nach England offen sah, so beschloß er, Schottland ganz zu verlassen und gegen London zu marschiren, wobei er auf großen Zulauf in England rechnete. Er führte diesen Entschluß mit solcher Eile aus, daß er drei Märsche über Cromwell gewann, welcher zuerst Lambert mit einer Abtheilung Reiter ihm nachgeschickt hatte und dann, nachdem er Monk als seinen Stellvertreter in den bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten Schottlands zurückgelassen hatte, selbst dem Könige nacheilte. Im Anfang schien Karl einen Erfolg zu haben, wie ihn rasche und kühne Entschlüsse in einem aufgeregten Lande leicht erzielen. Das Parlament und die Stadt London waren bei seinem Anmarsche in den größten Schrecken gerathen; sie wurden aber von Cromwell durch die Nachricht von seiner nahen Ankunft ermuthigt und trafen in der Eile alle Anstalten, um einen Ueberfall zu verhindern. Dies schreckte die Schotten. Eine Proclamation des Königs, worin er allen seinen Unterthanen, mit Ausnahme von Cromwell, Bradshaw und Cook, Amnestie zusagte, wurde in London vom Henker verbrannt und eine andere erlassen, durch welche Karl Stuart und alle seine Helfer für Hochverräther erklärt wurden. Zu gleicher Zeit erkannte Karl, als er seinen Marsch bis Worcester fortsetzte, daß die englischen Royalisten theils aufgerieben, theils eingeschreckt seien. Dabei blieb der schottische Kirchenausschuß seinem starren Sinne treu und hielt das Verbot aufrecht, irgend Jemanden anzuwerben, der den Covenant nicht unterzeichnet habe. Karl wagte daher nicht, weiter vorzurücken, und machte, anstatt seinen Eilmarsch zu verdoppeln, Halt. Dadurch ward es seinen Gegnern möglich, ihn einzuholen. In Worcester wurde er zwar vom Mayor der Stadt als König empfangen; aber seine Aufgebote an alle treuen Unterthanen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Cromwell, welcher ein vortreffliches Heer und ausgezeichnete Generale hatte, erkannte, daß Karl, wenn er eine Schlacht verliere, ganz verloren sei und sich weder vorwärts noch zurück bewegen könne. Er beschloß daher, sobald er den König eingeholt hatte, ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen ward am 3. September 1651, einem Tage, welchen Cromwell als den Jahrestag der Schlacht von Dunbar für einen glücklichen hielt, bei der von dem Könige besetzten und nothdürftig befestigten Stadt Worcester geliefert. Cromwell, dessen Soldaten durch die angestrengten Märsche ermüdet waren, griff nicht

an; er bot aber, nachdem er sich an beiden Ufern des Severn aufgestellt hatte, eine Schlacht an, und Karl ging darauf ein.

Wenn man bedenkt, daß in dieser Schlacht bei Worcester das Heer zugleich von David Lesley und vom Herzoge von Hamilton, einem Bruder des Hingerichteten, commandirt wurde, und daß auch der König, obwohl er sich persönlich überaus tapfer bewies, ein sehr schlechter General war, so wird man einsehen, daß Karl's Truppen es mit einem von Cromwell und Fleetwood angeführten Heere nicht aufnehmen konnten. Lord Clarendon berichtet sogar außerdem noch, daß Lesley, als der König vor dem Treffen ihn über die Stimmung des Heeres befragte, geantwortet habe, er wisse, daß dasselbe nicht fechten werde. Die Truppen fochten zwar gleichwohl recht eifrig, aber mit so wenig Glück, daß die Engländer nicht allein auf dem Schlachtfelde siegten, sondern auch in die Stadt Worcester eindrangen und von den 15,000 Schotten 3000 tödteten, 9000 gefangen nahmen. Hamilton wurde tödtlich verwundet, neun Grafen und Lords, sowie vier Generale, darunter Lesley und der tüchtige Massey, geriethen theils am Schlachttage, theils später in Gefangenschaft. Der König, welcher nach der Schlacht anfangs noch von einigen Freunden und Reiterschaaren umgeben geblieben war, strengte sich an, um in den Straßen die Versprengten zu sammeln, mußte sich aber doch entschließen, durch das Sanct Martinsthor zu entfliehen, während eine Schaar den nachdringenden Feind beschäftigte. Er gedachte unerkannt an die Küste und zur See nach dem Continent gelangen zu können, da die Rückkehr nach Schottland nicht möglich war. Seine Flucht war sehr abenteuerlich und wurde es dadurch noch mehr, daß die Republikaner einen Preis von 1000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt und einen jeden, der ihn in sein Haus aufnehmen oder ihm zur Flucht behülflich sein würde, mit der Strafe des Hochverrathes bedroht hatten. Als Bauer verkleidet und von den vier Söhnen des Bauers Penderel und ihrem Schwager Yates geleitet, irrte der König Tage lang umher. Am 6. September brachte er Tag und Nacht im Walde auf einer Eiche bei Boscobelhouse in Straffordshire zu. Zwei Tage hindurch war er ganz ohne Speise. An den folgenden ward er in einer Hütte, in der er Zuflucht gefunden hatte, von einem armen Hirten elendiglich genährt. Die Eiche, auf der er sich mit dem Obersten Careleß versteckt gehalten hatte, ist in der englischen Geschichte unter dem Namen der königlichen Eiche (the Royal Oak) *) ebenso berühmt geworden, als der Ort Boscobel, wo er zuerst eine Zuflucht fand, und die ganze Familie Penderel nebst dem Herrn Lane, als dessen vermeintlicher

*) Sie wurde mit einer Mauer umgeben, erlitt aber großen Schaden durch die Gewohnheit, Stückchen davon als Andenken abzuschneiden.

Knecht der König die Tochter desselben vor sich auf das Pferd nahm, um unentdeckt an die Küste zu kommen. Es waren zuerst Katholiken und sehr arme Leute, welche dem Könige Aufenthalt gaben und Schweigen bewahrten; nachher fand er ebenso bei Männern der royalistischen Partei Zuflucht, wie (1832) unter Louis Philipp die Herzogin von Berry in der Vendé. Er hielt sich eine ziemliche Zeit in der Nähe von Bristol auf, mußte sich aber von da nach Sussex wenden und fand erst am 17. October ein Schiff, welches ihn, nachdem er mehr als 40 Tage in Todesangst zugebracht hatte, von Shoreham bei dem damals unbedeutenden Orte Brighthelmstone (jetzt Brighton) an die französische Küste brachte und bei Fécamp in der Normandie ans Land setzte. Die wahre, aber einer Dichtung gleichende Erzählung der Abenteuer dieser rettenden Flucht ist in vielen Büchern ausführlich behandelt worden. Wir dürfen uns hier auf dieselbe um so weniger einlassen, da Lingard im elften Bande seiner Geschichte von England alles Einzelne nicht blos genau, sondern auch, was man von Clarendon nie rühmen kann, sehr kritisch behandelt hat.

Als Cromwell nach dem Siege bei Worcester in London einzog, wurde er auf solche Weise empfangen, daß man glauben mußte, die Bürgerschaft denke anders, als die ächten Republikaner, ein Ludlow, Hollis, Hutchinson u. A., welche in ihren Denkwürdigkeiten selbst bezeugen, sie hätten seit dem Tage des Einzuges in London eine ganz andere Meinung von Cromwell gehabt, als vorher. Praktisch mochte es sein, daß Cromwell von Freiheit, Tugend und Frömmigkeit redete, und Despotismus und Grausamkeit übte; wir können aber diese praktische und diplomatische Weisheit nicht anerkennen, weil wir beschränkt genug sind, die Wahrheit und Freiheit zu preisen, auch wenn sie nicht nützen. Während nachher Cromwell in England die Früchte des von der Nation erlangten Sieges für sich erntete, erwarb er sich um England das große Verdienst, daß er diesem Reiche Irland und Schottland innig einverleibte, welche bisher nur ganz lose mit demselben zusammengehangen hatten.

Schottland fiel dem General Monk anheim, d. h. einem Manne, welcher nach der Art militärischer Regenten jedes Mittel, Ruhe und Ordnung zu erhalten, für gut und recht hielt. Cromwell kannte ihn als einen Officier, welcher gleich seinen Schildwachen die blinde Befolgung der Befehle seiner Oberen für seine erste Pflicht hielt; deshalb hatte er ihm, als er selbst Schottland verließ, die Verwaltung dieses Reiches und den Oberbefehl des dortigen Heeres übertragen, den er nachher bis auf Cromwell's Tod behielt. Monk eroberte Stirling und schickte von da das schottische Archiv und einen Theil der Krönungs-Insignien als Beute nach London; hierauf nahm er das feste Dundee

mit Sturm ein. Er ließ in der letzteren Stadt so gräßlich wüthen, daß er, wie seine Vorbilder Cromwell, Ireton und Lambert in Irland, dadurch das ganze Land schreckte *). Er eroberte Schottland von den Grenzen Englands bis zum Meere im Norden. Das ganze Hochland gehorchte ihm; in Ayr, Leith, Perth, Inverneß erbaute er aus Mauerwerk von Quadern Citadellen, deren Besatzungen von Strecke zu Strecke feste Posten durch das ganze Hochland vertheilten, um jede Bewegung unmöglich zu machen. Nachher (1652) wurde der Versuch gemacht, alles Schottische zu vernichten und das Reich dem englischen ganz einzuverleiben. Die Kronländereien wurden für Staatsgut erklärt und das Vermögen der Anhänger des Königs eingezogen. Durch eine Proclamation ward jede schottische, nicht vom englischen Parlament eingesetzte Obrigkeit für aufgehoben erklärt; englische Richter, welchen drei oder vier Schotten beigeordnet wurden, reisten umher und hielten Gericht; die schottischen Gerichte hörten ganz auf. Alles dies bestand, ja es wurden 21 Abgeordnete ernannt, um mit Commissären des Parlaments in Westminster über eine vollständige Union beider Staaten zu verhandeln (1652), als nach kurzer Frist die Umstände sich wieder völlig änderten.

In Irland hatte bekanntlich schon Cromwell die gaelische, größtentheils königlich gesinnte und katholische Bevölkerung mit entsetzlicher Grausamkeit behandelt. Sein Schwiegersohn Ireton, dem er nachher seine Stelle überließ, verfuhr noch weit härter. Die Geschichte der Grausamkeiten, welche unter Cromwell's Leitung von Ireton und dessen Nachfolgern begangen wurden, der Einziehung und Entvölkerung ganzer Grafschaften, der Versetzung ihrer Bewohner in andere Gegenden und der Verkaufung vieler Irländer als Sclaven auf die westindischen Inseln ist für das Verhältniß der Irländer zu den Engländern und der Katholiken Irlands zu den Protestanten dieser Insel bis auf unsere Tage von der größten Bedeutung. Wir müssen uns jedoch, wenn wir uns nicht in ein Labyrinth von Einzelheiten verlieren wollen, in Bezug auf diese Dinge mit wenigen Angaben begnügen. Cromwell gestattete den irischen Parteiführern, mit ihrem Anhang auszuwandern oder fremde Kriegsdienste zu nehmen; später wurden alle katholischen Officiere geradezu aus dem Lande verwiesen. Sie nahmen Dienst bei Spanien, Frankreich, Oestreich oder bei der Republik Venedig. Da nun viele Tausende von Frauen und Kindern unversorgt waren,

*) Ludlow sagt in der oft angeführten französischen Uebersetzung der Denkwürdigkeiten: Dundee étant bien fortifiée et defendue par une grosse garnison ne voulut pas se rendre. Monk fit donner l'aussaut, et l'ayant emportée il passa au fil de l'épée cinq à six cents hommes et fit tuer de sang froid le gouverneur et plusieurs autres personnes.

so griff man zu dem unerhörten Mittel, dieselben massenweise zu Schiffe nach Westindien, namentlich nach Barbados und anderen kleinen Inseln zu bringen. Sodann wurde der Grundsatz aufgestellt, es sollten die katholischen Grundbesitzer auf die Landschaften Connaught und Clare am rechten Ufer des Shannon verpflanzt werden; sie wurden jedoch dabei nach dem Grade ihrer politischen Verschuldung mindestens um ein, in vielen Fällen um zwei Drittheile ihres Eigenthums gebüßt. Kein Katholik sollte sich ohne Paß weiter als eine (englische) Meile von seinem Wohnorte entfernen, keiner Waffen im Hause haben; jeder verpflanzte Irländer, der sich auf dem linken Shannon-Ufer betreten lasse, solle dem Tod verfallen sein. Dennoch trieben sich gerade von dieser Zeit an kühne Bewaffnete in den Moräften (Bogs) von Leinster, Ulster und Munster herum; man nannte sie Rapperers oder Tories. Was Ireton und dessen Nachfolger betrifft, darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß Ireton, welcher seinem Schwiegervater stets zur Seite gestanden hatte, Jurist und Militär war, oder mit anderen Worten, daß er zu jenen beiden Klassen von Menschen gehörte, welche stets die stärksten Stützen des Despotismus sind. Ireton war daher oft in unerhörtem Grade grausam. Allein er war dabei doch auch ein Freund der gesetzlichen Freiheit und ganz frei von Cromwell's Egoismus, Heuchelei und Hinneigung zur Autokratie. Dies bezeugt auch Ludlow, welcher stets um ihn war. Ludlow erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, da, wo er von den Belohnungen spricht, welche das Parlament an alle Officiere, die sich bei der Bezwingung der irländischen Stadt Limerick ausgezeichnet hatten, vertheilen ließ, Ireton sei besonders reichlich bedacht worden, habe sich aber sehr unwillig über die Art geäußert, wie das Parlament sich durch Vertheilung der den Royalisten geraubten Güter beliebt zu machen suche. Ireton erklärte nämlich gerade heraus: „Das Parlament habe viele rechtmäßigen Schulden zu bezahlen, dies möge es erst thun, ehe es Geschenke mache. Er bedürfe der ihm geschenkten Güter nicht, wolle sie also auch nicht haben. Es sei ihm lieber, wenn sich das Parlament mit Staatsgeschäften beschäftige, als wenn es so freigebig mit den Staatsschätzen sei.“ Uebrigens findet auch der Republikaner Ludlow nichts Auffallendes in den entsetzlichen Grausamkeiten, welche bei der Eroberung von Limerick, kurz vor Ireton's Tod, durch die Truppen desselben verübt wurden. Clarendon, welcher ein ebenso zelotischer Anglikaner, als Ludlow ein Fanatiker war, lobt sogar Cromwell's Mäßigung, weil dieser Tausenden von Irländern, anstatt sie zu morden, die Auswanderung in fremde Länder erleichtert habe. Was die oben angeführten Zwangsgesetze, die nach seiner Heimkehr erfolgten, betrifft, so versteht sich von selbst, daß sie zwar den Haß aufs Höchste steigerten, aber nie völlig durchge-

führt werden konnten; so viel englische Colonisten man auch in Irland ansiedelte, überstieg doch die Anzahl der Protestanten auf der Insel nie den achten Theil der Bevölkerung.

Cromwell hatte die Provinzen Munster und Leinster ganz unterworfen. Sein Stellvertreter und Nachfolger, Ireton, hatte dessenungeachtet, so lange Ormond noch im Lande war, einen schweren Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen. Ormond wurde aber durch die Kabalen der katholischen Priester und durch die rohe Natur der Irländer genöthigt, zur Zeit der Schlacht bei Worcester das ihm von Karl II. übertragene Amt niederzulegen und nach Frankreich zu gehen, wo er dann mit dem Könige zusammentraf. Nach Ormond's Entfernung stand der Unterwerfung der noch übrigen Provinzen unter Ireton nichts mehr entgegen, obgleich auf bleibende Ruhe nicht zu rechnen war. Ireton starb schon am 25. November 1651. Damals war Cromwell bereits Herr von England, Irland und Schottland. Von England werden wir sogleich das Nähere melden; in Schottland war Monk, der sich gegen Cromwell, nicht aber gegen das englische Parlament gehorsam zeigte, unbedingter Gebieter; in Irland ward zuerst Lambert, dann Fleetwood, welcher Ireton's Wittwe heirathete, Cromwell's Stellvertreter; für die Verwaltung hatte er vier Collegen, darunter Ludlow.

2. England unter Cromwell's Leitung bis zur Auflösung des langen Parlaments im April 1653.

Zu der Zeit, als die Schotten und Irländer mit blutiger Gewalt niedergedrückt wurden, dachte Cromwell schon daran, sich auf irgend eine Weise einen Rechtstitel zur Königswürde zu verschaffen. Dies zeigte er in einer Versammlung von Officieren und Parlaments-Mitgliedern, die er im November 1651 zu London im Hause des Sprechers hielt, um sich ein Gutachten darüber geben zu lassen, ob England künftig republikanisch oder monarchisch regiert werden solle. Die Militärs in der Versammlung stimmten insgesammt für die Republik, die Juristen und Cromwell selbst für eine beschränkte Monarchie. Als hierauf die Rede davon war, wer denn König werden soll, nannte Cromwell nur die drei Söhne Karl's I., Karl II., den Herzog Jakob von York und den Herzog von Glocester, weil unter den obwaltenden Umständen keiner von diesen wählbar sein konnte und er deshalb erwartete, daß man ihn nennen werde. Dies that jedoch kein Einziger von den Versammelten; einige hielten den Herzog Heinrich von Glocester für geeignet, weil dieser bei seiner Jugend noch nicht die starren despotischen Ansichten der älteren Brüder in sich aufgenommen habe. Cromwell sah sich nunmehr nach einem anderen Mittel um, seinen Zweck zu er-

reichen. Ein solches Mittel glaubte er darin zu finden, daß er einen neuen Zwist zwischen dem Heere und dem Parlamente erregte. Er unterstützte also im November 1651 den Vorschlag, daß das Heer um mehr als den vierten Theil vermindert und daß demgemäß das monatliche Budget für Kriegsbedürfnisse von 120,000 Pfund auf 90,000 herabgesetzt werden solle. Dies ward beschlossen, und Cromwell erreichte dadurch zwei Zwecke. Er erbitterte nämlich die Soldaten gegen das Parlament, welches so viele von ihnen verabschiedete, und ward zugleich der unruhigen republikanischen Köpfe im Heere entledigt. Schon im Juni 1652 wurde der Vorschlag gemacht, abermals einen Theil des Heeres zu entlassen, und dadurch die Zwietracht zwischen diesem und dem Parlament, deren Cromwell für seine Zwecke bedurfte, bedeutend vermehrt. Ueber die Unterhandlungen, welche Whitelock, ein Jurist, der im Parlament saß, wegen des Königthums schon zu jener Zeit mit Cromwell hatte, berichtet uns Whitelock selbst in seinen schätzbaren Nachrichten über die Revolution. Den wesentlichen Inhalt der betreffenden Stelle findet man bei Lingard. Whitelock blieb dabei, es sei etwas ganz Verschiedenes, für die Republik gegen die Monarchie oder für das Haus Cromwell gegen das Haus Stuart einzutreten; wenn der Lord General einen König wünsche, solle er mit der vertriebenen Dynastie unterhandeln. Auch Ludlow in seinen Denkwürdigkeiten sagt ausdrücklich, daß die feierliche Bestattung von Ireton's Leiche in der Kapelle Heinrich's VII. zu Westminster eine bloße Demonstration gewesen sei, um auf Cromwell's Krönung vorzubereiten.*)

Da zu jener Zeit England im Felde, zur See, im Handel und Verkehr neben Holland emporkam und den Gipfel des Ruhmes und der Macht erreichte, das decretirende Parlament aber das Verdienst davon nicht dem Heere, der Flotte und den bestehenden Einrichtungen, sondern sich selbst und seinem Republikanismus zugeschrieben haben wollte, so mußten die Juristen des Parlaments, welche ernten wollten, wo sie nicht gesäet hatten, nothwendiger Weise mit den Generalen und Obersten in Zwist gerathen. Diesen Umstand benutzte Cromwell auf treffliche Weise. In der That leitete er allein auch im Jahre 1652, ohne einen anderen Titel als den eines Generals, alle inneren und auswärtigen Angelegenheiten. Er brachte es auch dahin, daß Karl's I.

*) Quelques uns des parens du général Cromwell, n'ignorant pas les vastes desseins, dont il s'occupait alors, firent transporter en Angleterre le corps du lord deputé Ireton, où il fut solennellement enterré aux frais du public à Westminster dans un magnifique tombeau. S'il (der heftig demokratische Ireton) avoit pu prévoir ce qu'ils firent, il est certain, qu'il aurait demandé, que sa tombe fût au lieu, où son âme s'était séparée de son corps.

Vetter, Prinz Ruprecht, welcher noch einen Theil der englischen Flotte unter sich hatte, zuerst in das mittelländische Meer und dann an die Küste von Amerika gehen und dort Seeräuberei treiben, zuletzt aber (1655) die Flotte an Mazarin verkaufen mußte und also sich und den König, in dessen Namen er geraubt hatte, verhaßt und verächtlich mache, wodurch der Contrast mit Cromwell und seinen Republikanern erst recht auffallend wurde.

In den Niederlanden war der Statthalter, Wilhelm II. von Oranien, im November 1650, kaum 24 Jahre alt, an den Blattern gestorben; erst einige Tage nach seinem Tode gebar seine Wittwe einen Sohn, den nachher so berühmten Wilhelm III. Mit den Staaten, welche nunmehr republikanisch regiert wurden, gerieth Cromwell in einen Krieg, den er vorerst lieber vermieden hätte. Er würde es übersehen haben, daß die Stuart's an ihren Verwandten aus dem Hause Oranien eine Stütze fanden, konnte aber nicht hindern, daß das Parlament durch seine Navigations-Acte die Holländer und andere seefahrende Nationen in ihren Interessen sehr empfindlich verletzte. Diese sehr wichtige Acte, welche am 9. October 1651 festgestellt wurde, schadete der holländischen Rhederei besonders dadurch, daß sie allen Fremden verbot, andere Waaren als die Producte ihres eigenen Landes nach England zu bringen; die Producte fremder Welttheile aber sollten nach England nur auf englischen Schiffen gebracht werden. Leugnen läßt sich nicht, daß durch diese Maaßregel der frommen, zugleich aber auch sehr egoistischen Republik Englands Schiffahrt und Handel anfangs sehr gefördert wurden. Am schwersten wurden die Holländer dadurch betroffen, da ihr Land nicht durch Reichthum an Erzeugnissen bedeutend war, ihr Seeverkehr aber gerade durch Verbringung der Waaren (Zwischenhandel) die größte Bedeutung und Ausbreitung gewonnen hatte. In der Folge beschwerte man sich über die tyrannische, durch die Zeit unnütz gewordene Navigations-Acte so sehr, daß sie später doch endlich wieder aufgehoben wurde. Der Krieg, welchen ihretwegen die Holländer begannen, trug sehr viel dazu bei, daß Cromwell in ganz Europa furchtbar ward, wie er es in England schon seit 1641 gewesen war. Seine Freunde, von welchen wir nur Blake und Monk nennen wollen, bewiesen gegen die größten Admiräle der neueren Zeit, einen van Tromp, de Ruyter und Wassenaar, daß sie ebenso fähig seien, zu Wasser als zu Lande zu commandiren, und ihre Thaten wurden dem General Cromwell zum Verdienst angerechnet. Sie waren es, welche sogar die Holländer von der Ueberlegenheit der englischen Seemacht überzeugten.

Clarendon drängt, ehe er zu dem Schritte übergeht, durch welchen Cromwell sich des republikanischen langen Parlaments entledigte und

vorerst ein anderes aus seinen Creaturen bestellte, die für Cromwell's Pläne günstigen Umstände in wenige Sätze zusammen; wir wollen daher seine Worte unten beifügen*). Schottland, setzt Clarendon hinzu, sei, seit Cromwell es verlassen hatte, von Monk mit eisernem Scepter regiert worden; Irland dagegen würde sich nach Ireton's Tode haben erholen können, wenn nicht die Irländer durch ihre Rohheit und Streitsucht jede Vereinigung unter sich unmöglich gemacht hätten. Die Veränderungen in Irland und Cromwell's Kabalen gegen das Parlament, das er zu stürzen im Begriffe stand, erzählt uns Whitelock, welcher die Stelle eines Commissärs in Irland ausschlug, am besten. Lambert, sagt er, sei von Cromwell zum Vice-Statthalter in Irland (Lord Deputy) ernannt worden, das Parlament habe dies aber wieder rückgängig gemacht, indem es erklärt habe, daß Cromwell's Bestallung als Statthalter erloschen sei und daß, wo kein Statthalter sei, es auch keinen Stellvertreter desselben geben könne; dadurch sei Lambert völlig mit dem Parlament entzweit worden. Diese Geschichte, wie Cromwell zuerst selbst den General Lambert der Stelle habe berauben lassen, um dann die Schuld auf das Parlament zu wälzen, ist das Gehässigste, was die Gegner von seiner Heuchelei und Lügenhaftigkeit berichten**). Sie ereignete sich gegen das Ende des Jahres 1652. Cromwell war seitdem einige Zeit mit Lambert entzweit, der sich weigerte, nach Irland zu gehen, wenn er es nicht als Vice-Statthalter thun könne. Cromwell erreichte dadurch einen doppelten Vortheil. Er bewog nämlich Lambert, sich mit ihm zu einem Staatsstreiche gegen die Juristen des Parlaments zu verbinden und konnte Fleetwood, welcher

---

*) Though Cromwell, sagt er, was exercised with contradictions and vexations by the authority of the parliament, he found not the least opposition from abroad. He was more absolute in the two other kingdoms, more feared and more obeyed, than any king had ever been; and all the dominions belonging to the crown owned no other subjection than to the commonwealth of England. The isles of Guernsey and Yersey and Scilly were reduced, the former after the battle of Worcester, the other after the king's return to Paris. — All the foreign Plantations — fährt er weiter unten fort — had submitted to the yoke, and indeed without any other inconvenience or damage, than the having citizens and inferior persons put to govern them instead of gentlemen, who had been intrusted by the king in those places.

**) Nach Ludlow's Bericht war es die Wittwe Ireton, die der Gemahlin Lambert's den Vortritt nicht gönnte und ihrem neuen Gemahl Fleetwood den Oberbefehl in Irland schaffte; Cromwell habe jedoch den ihm für seine weiteren Entwürfe so wichtigen General durch Auszahlung einer Geldsumme für seine Ausrüstungskosten entschädigt. Die Angelegenheit scheint uns weder von besonderer Wichtigkeit zu sein, noch klar genug vorzuliegen, um Cromwell in ein entschieden schlechtes Licht stellen zu können.

Ireton's Wittwe, die Tochter Cromwell's, geheirathet hatte, als seinen Stellvertreter nach Irland schicken.

Von diesem Augenblicke an bestand nicht blos zwischen Cromwell und dem Parlament, sondern auch zwischen ihm und dem von ihm selbst eingesetzten Regierungs-Collegium, dessen Präsident Bradshaw war, ein förmlicher Zwist. Cromwell blieb auch damals der zähen Heuchelei getreu, welche man immerhin als vollendete diplomatisch-politische Weisheit preisen mag, die uns aber einen ganz anderen Namen zu verdienen scheint. Er hetzte, wie er stets gethan hatte, die Soldaten und Officiere auf seine Gegner und hielt sich selbst frömmelnd und heuchelnd im Hintergrunde. Er erlaubte den Officieren, die sich beklagten, daß sie und ihre Leute nicht bezahlt würden, einen Ausschuß zu bilden, welcher dann mit dem Parlament in Correspondenz trat und demselben grobe Vorstellungen überreichen ließ. Dieser Ausschuß drohte nicht blos, daß das Heer, wenn man nicht für dasselbe gehörig Sorge trage, gezwungen sei, sich selbst einzuquartieren, sondern er fügte auch hinzu, wenn das Parlament das Geld, welches dem Volke abgepreßt werde, recht verwalte, so brauche es dem Heere nichts schuldig zu bleiben. Das Parlament gab eine derbe Erwiderung, worauf dann der Kriegsrath eine noch derbere Antwort ertheilte. Der letztere ließ sich damals zu der Forderung bewegen, daß das Parlament endlich ein früher von ihm selbst ertheiltes Versprechen erfülle, d. h. daß dem Wunsche des Volkes gemäß die Leute, welche so lange und so hart regiert hätten, endlich einmal durch Auflösung ihres langen Parlaments Anderen Platz machen sollten*). Es war im November 1651 vom Parlament mit Stimmenmehrheit beschlossen worden, den 4. November 1654 als den äußersten Zielpunkt seiner Dauer festzustellen und in der Zwischenzeit über die Wahlart und Zusammensetzung des neuen Parlaments das Nähere zu bestimmen. Man glaubte also noch eine etwa dreijährige Thätigkeit vor sich zu haben. Nun aber erklärte der Kriegsrath den Mitgliedern, sie möchten doch bedenken, wie viele Jahre sie schon als Parlament gesessen hätten, und wie kränkend und beleidigend, obgleich sie große Dinge zu Stande gebracht hätten, es für die übrige Nation wäre, daß dieselbe gänzlich von der Theilnahme an den Geschäften des Landes ausgeschlossen sei. Das Parlament, welches alle Staatsgewalt an sich reiße, werde deshalb jetzt gebeten, einen Ausschuß niederzusetzen, welcher die Regierung während der Zeit zwischen der Auflösung des Parlaments und der

*) They (die Officiere) put them in mind of some former professions they had made, that they would be glad to be eased of the burden of their employment, and that there might be successive parliaments to undergo the same troubles they had done.

Eröffnung eines anderen verwalten könne. Dies werde, fügte man höhnisch hinzu, die dem Volke angenehmste Maaßregel sein, welche das Parlament ergreifen könne.

Die verständigen Mitglieder des Parlaments wären geneigt gewesen, dem von den Officieren ihnen kund gegebenen Willen Cromwell's, welcher diesmal zugleich auch Volkswillen war, durch eine Selbstauflösung nachzugeben; allein die frommen und also auch herrschsüchtigen Mitglieder fanden die vom Deputirten Martyn gemachte Hinweisung auf das Beispiel von Pharao's Tochter treffender, als jeden anderen Rath. Pharao's Tochter habe, als sie das Kindlein Moses im Schilfe gefunden, gerathen, die Mutter desselben, die es auferzogen, zu suchen; das Kindlein Moses sei die kaum geborene englische Republik, für deren Einrichtung von dem Parlament, ehe es sich auflöse, zuerst Sorge getragen werden müsse; auch habe das Parlament noch ein zweites solches Kindlein, den mit Holland begonnenen Krieg. Es wurde daher der beiden Kindlein Moses wegen nicht die Auflösung, sondern die Ergänzung der verhaßten Versammlung beschlossen, einer Versammlung, welche zum Volke, zum Heere, zu Cromwell in demselben Verhältnisse stand, wie 1799 die aus dem Convent hervorgegangenen Räthe der Alten und der 500 zu Bonaparte und zum französischen Volke. Die Juristen des Parlaments waren sogar dreist genug, Cromwell's Soldaten zu reizen und zu beleidigen. Das Parlament erklärte nämlich, daß jeder des Hochverrathes schuldig sein solle, welcher künftig die Veränderung der bestehenden Regierung betreiben oder auch nur vorschlagen werde. Jetzt durfte Cromwell nicht länger säumen. Er hatte bereits, wie die Frau Hutchinson in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, sich mit Lambert, welchen er und das Parlament vorher beleidigt hatten, auszusöhnen und dessen ganzen Haß auf das Parlament zu wälzen gesucht, und dies war ihm völlig gelungen. Auf solche Weise wurden Lambert und Harrison, nachdem sie früher Cromwell's Verbündete gegen die Presbyterianer gewesen waren, jetzt auch seine besten Helfer gegen die Feinde derselben. Uebrigens sagt die Frau Hutchinson von dem so viel geschmähten Parlament nur Gutes*).

---

*) Nachdem (vol. II. p. 243) die Frau Hutchinson berichtet hat, wie Cromwell, von Lambert und Harrison (qui avoit un grand crédit dans l'armée aussi bien que dans l'église) unterstützt, das Parlament zu verderben gesucht, fährt sie fort: D'un autre côté le parlement étoit enfin parvenu avec l'aide de Dieu à relever la république et à lui rendre un bien-être, une prospérité, une richesse, dont elle n'avoit point joui, même avant le commencement de la guerre civile. Les taxes, il est vrai, étoient encore considérables, mais le peuple étoit riche et en état de les payer Le parlement étoit en train de payer tout l'arrière dû aux soldats; il avait en caisse quelques cent mille

Cromwell, der insgeheim schon längst entschlossen war, dem Parlament ein Ende zu machen, hätte gern gesehen, wenn dieses einigermaaßen die Hand dazu geboten hätte. Als hierzu keine Aussicht war, suchte er der von ihm zu gründenden neuen Regierung wenigstens den Schein der Gesetzmäßigkeit zu verschaffen. Er versammelte also mehrmals, zuletzt am 19. April 1653, eine Anzahl Officiere in seiner Wohnung, dem Whitehall-Palast, um über die Auflösung des Parlaments zu entscheiden. Aber auch diese Versammlung zeigte Widerspruch, obwohl die meisten Officiere erklärten, das Parlament müsse auf eine oder die andere Art aufgelöst werden. Jetzt schritt daher Cromwell am 20. April zu offener Gewalt. Der Kriegsrath war am Morgen dieses Tages aufs Neue zur Berathung bei ihm versammelt, als er die Nachricht erhielt, daß das Parlament endlich beschlossen habe, sich dem Wunsche des Volkes und des Heeres zu fügen, und diesen Beschluß noch am Morgen des 20. zum Gesetze erheben werde, daß aber in die Bill wegen der Auflösung alle ihm (Cromwell) verhaßten Clauseln (all the obnoxious provisions) aufgenommen worden seien. Dies führte dann die militärische Maaßregel rasch herbei. Sobald nämlich Cromwell durch Ingoldsby von der Sache benachrichtigt worden war, begab er sich mit etwa 300 Musketieren in das Parlaments-Gebäude, ließ diese im Vorsaale zurück, und nahm dann seinen gewöhnlichen Sitz ein. Auch bei dem an diesem Tage verübten Gewaltstreiche verband er die Ausdrucksweise der unter uns jetzt so zahlreichen Leute, welche ihre und ihrer Partei Frevel mit dem Mantel der Frömmigkeit zudecken, mit den groben und ungezogenen soldatischen Reden der Söldner seiner Zeit. Zuerst sagte er zu dem, der im Parlamente neben ihm saß: er sei gekommen, um etwas auszuführen, was ihm herzlich leid thue; er habe zu Gott mit Thränen gebetet, ihn nicht irre zu leiten; er fühle aber, daß es Gottes Wille sei, daß das, was er vorhabe, zur Ehre Gottes und zum Besten der Nation durchaus nothwendig sei. Nach manchen anderen abenteuerlichen Geberden und frömmelnden Reden sprang er endlich mit dem Rufe: „Es muß geschehen!“ auf, und hielt, den Hut in der Hand haltend, eine nach seiner Art gewundene und verworrene Rede, in der er anfangs mit ganz anständigen Ausdrücken, nachher aber mit den gröbsten und heftigsten Worten das Parlament tadelte und schalt. Er warf dem-

---

livres Sterling, et se trouvait libre d'ennemis, soit au dehors soit en dedans, sauf les Hollandois vaincus et qui faisoient tous leurs efforts pour obtenir la paix à des conditions honorables pour l'Angleterre. Enfin on pensoit dans la chambre, que le temp étoit venu de travailler au soulagement du peuple et de le délivrer des charges qu'il avoit si longtems supportées. Dies habe nicht ohne Reduction des Heeres geschehen können, der sich die Officiere widersetzt hätten.

selben vor, es sei in Selbstsucht und weltlichen Sinn verfallen; es vergöttere die Juristen, die von jeher der Tyrannei das Wort geredet, und vernachlässige die Krieger; aber, drohte er den Anwesenden, der Herr habe sich von ihnen losgesagt und bessere Werkzeuge erkoren. Hierauf erhob sich der Deputirte Wentworth und warf ihm vor, daß er sich auf eine unerhört unparlamentarische Weise ausgesprochen habe, was um so unleidlicher sei, weil dieses Schimpfen von einem Manne ausgehe, welcher nicht nur ein Diener des Parlaments sei, sondern den dieses auch freundlich gehegt und durch seine beispiellose Güte zu dem, was er sei, gemacht habe. Cromwell wurde dadurch nicht außer Fassung gebracht; er stellte sich aber, als wenn dies der Fall wäre, stampfte, damit seine Soldaten einträten, mit dem Fuße und rief: „Ihr Parlaments-Glieder, jetzt um Gotteswillen packt euch und laßt ehrliche Leute an eueren Platz! Ihr seid kein Parlament; ich sage es euch, der Herr hat der Sache ein Ende gemacht!“ Als hierauf Oberst Worseby mit 30 Musketieren in den Saal eintrat, stand Heinreich Vane auf und sagte: „Das ist nicht ehrlich; es ist gegen Treue und Glauben und herkömmliche Rechtlichkeit.“ Cromwell trat ihm sogleich entgegen und rief: „Herr, befreie mich von Heinrich Vane! Er ist ein Gaukler und hat selbst nicht Treue noch Glauben!“ Dann deutete er auf Challoner mit dem Rufe: „Da sitzt ein Säufer!“ Nun faßte er Martyn am Mantel, schimpfte ihn und Wentworth lüderliche Kerle, und schob sie zur Thür hinaus. Den Sprecher zog Harrison am Arm von seinem Sitze. Unter denen, die gewaltsam von ihren Sitzen entfernt wurden, befand sich auch Algernon Sidney, der geistreiche Mann, welcher später seinen klassischen Republikanismus mit dem Leben bezahlte. Die Uebrigen, etwa 80 an der Zahl, wurden von den Soldaten hinausgetrieben. Als der Saal leer war, warf Cromwell einen Blick auf den vor dem Sitze des Sprechers auf dem Tische liegenden Stab (mace) desselben und rief: „Was sollen wir mit diesem Narren-Spielzeug (fool's bawble) anfangen? Da habt ihr's, tragt's fort!“ Hierauf nahm er die Urkunde der Selbstauflösungs-Acte, deren endgültige Annahme er gehindert hatte, zu sich, ließ den Saal schließen, steckte die Schlüssel ein und kehrte nach Whitehall zurück.

Auf diese Weise ward Cromwell mit Hülfe der Officiere und Soldaten, für welche von einem Parlament, das ihre Zahl und die zu ihrer Erhaltung bestimmten Summen vermindert hatte, nichts zu erwarten war, ohne Stände und Parlament Herr von England, Irland und Schottland. Um seinetwillen wurden dann in allen drei Reichen durch revolutionäre Gerichte Tausende um Leben, Habe oder Vaterland gebracht. Wir überlassen es daher unseren Lesern, bei Macaulay

den Beweis nachzulesen, daß Cromwell ein großer Mann und ein ausgezeichnetes Herrscher-Genie gewesen ist. Wir unseres Theiles sind für die sogenannten großen Männer nicht so eingenommen, wie ein Advokat und Rhetor unserer Zeit sein muß. Auch schaudert uns vor einer Frömmelei, welche das Wesen der Menschheit verkennt. Diese Frömmelei und ihre Kunstsprache (cant) behielt Cromwell auch nach der von ihm vollbrachten rettenden That bei, weil er die Masse des Volkes und den fanatischen Theil seiner Officiere täuschen mußte. Aus demselben Grunde war er auch genöthigt, vorerst wieder eine neue Regierung und ein neues Parlament zu schaffen, obgleich er wußte, daß keines von Beiden leben könne, weil er allein alles Leben in sich habe. Mit welcher wahrhaft englisch praktischen Klugheit, mit welchem kalten, heuchelnden Egoismus, mit welcher Ausdauer Cromwell sein Ziel, die Alleinherrschaft, seit dem Treffen bei Worcester verfolgte, hat sein treuer Genosse Ludlow in seinen Denkwürdigkeiten genau nachgewiesen. Um Glanz und Prunk war es ihm gar nicht zu thun; denn nach Manieren und nach dem, was die Damen und die abgerichteten Junker Repräsentation nennen, fragte er gar nichts. Dies sagt uns ein englischer Junker bei Gelegenheit einer Audienz, welche Cromwell mit einem nichts weniger als adeligen Aussehen einem fremden Gesandten ertheilte*). Die Hauptsache war, daß er durch Geisteskraft imponirte; die Botschafter der alten Höfe fügten sich mit peinlicher Sorgfalt dem Ceremoniel, das er für ihren Empfang anordnete.

3. Cromwell vom Schlusse des langen Parlaments bis zur Annahme des Titels Protector.

Gleich am Nachmittage des 20. April begab sich Cromwell, von zwei Obersten begleitet, in den Saal des Staatsrathes, welcher unter Bradshaw's Vorsitz die Geschäfte des Ministerrathes hatte. Cromwell erklärte diesem Staatsrathe, daß derselbe mit dem Parlament zugleich erloschen sei. Dagegen protestirten vergebens Arthur Haslerig, Lowe, Scott und Bradshaw. Der Letztere hatte den Muth, dem allmächtigen General zu erklären: „Wir haben gehört, was Ihr diesen Vormittag im Parlamentshaus vorgenommen habt; in wenigen Stunden wird ganz England darum wissen. Aber Ihr irrt euch, wenn ihr glaubt,

*) Sir John Keresby sagt auf der ersten Seite seiner Denkwürdigkeiten: Ne m'étant trouvé près de lui (Cromwell) à la réception d'un ambassadeur à Whitehall, je me bornerai à dire, que son extérieur ne répondoit pas à son caractère assez bien fait. Il n'étoit cependant pas un bel homme. Il n'avoit rien de hardi dans le regard, il étoit simple et plustôt négligé que soigné dans ses vêtemens, avoit les larmes à commande et étoit sans doute l'homme de la terre le plus profondément dissimulé.

daß das Parlament aufgelöst sei. Das Parlament kann keine Macht unter dem Himmel auflösen, als die Mitglieder selbst. Dies merkt Euch!" Nach der Entlassung des Staatsrathes fanden Cromwell und sein Anhang rathsam, den großen Haufen in der Täuschung zu erhalten, daß Cromwell, weil er damals oft und viel betete und predigte, ein Prophet sei. Dies gelang ihnen auch vorerst; denn von allen Ecken und Enden erhielt der Ober-General Glückwünsche und freudige Zustimmungsschreiben. Die sogenannten Congregationisten verkündigten laut, daß die Zeit gekommen sei, wo der Arm des Herrn die Macht der Feinde seines Reiches gebrochen habe, wo nur die Heiligen regieren würden, wo die fünfte Monarchie, das Reich Christi auf Erden, werde errichtet werden. Verständige Leute glaubten freilich damals ebenso wenig an die biblischen und theologischen Träume, als sie in unseren Tagen an die sehr unbiblischen Ideale eines Robespierre und St. Just geglaubt haben. Als Harrison einem Herrn Streater, welcher Parlaments-Glied war, ausreden wollte, daß Cromwell übele Ansichten habe, und ihn versicherte, dieser wolle ja nur des Herrn Jesu Reich einrichten, antwortete Streater: „Dann muß er fortmachen; sonst kommt der Herr Jesus zu spät." Cromwell war daher auch weit entfernt, mit dictatorischer Gewalt sogleich eine neue Regierung und ein neues Parlament zu ernennen; er zog vielmehr die Frommen seines Heeres zu Rathe, welche eine Rechtfertigung des bei Auflösung des Parlaments befolgten Verfahrens drucken ließen; er ließ ferner ein solches Gemisch von Leuten in die neue Regierungs-Commission wählen, daß die Gewählten sehr bald die Unmöglichkeit fühlen mußten, seines gebietenden Ansehens zu entbehren. Dies zeigte sich schon, als er mit den Ober-Officieren berathschlagte, wie viele Personen den künftigen Staatsrath, in welchem er selbst den Vorsitz erhielt, bilden sollten. Der Eine verlangte, es sollten nach dem Muster des Sanhedrin der Juden 70 sein; der Andere stimmte für die Zahl 13, nach dem Muster der zwölf Apostel und Christi. Die letztere Zahl ward angenommen. Cromwell hatte in der Commission vier Rechtsgelehrte und acht Officiere zu Beisitzern, so daß die Regierung militärisch blieb, wie sie gewesen war. Cromwell's Freunde und selbst Milton behaupten gleichwohl, daß er gerade um diese Zeit öfter als je vorher Eingebungen des heiligen Geistes gehabt habe.

Mit der Regierung und Verwaltung von England ging es jetzt ganz sonderbar. Seit der Auflösung des Parlaments verordnete nämlich bald der Kriegsrath, bald der Staatsrath, bald Cromwell unmittelbar und allein; und die genannten Behörden theilten einander manchmal ihre Beschlüsse mit, manchmal aber auch wieder nicht. Es würde daher um die Verwaltung und Regierung schlecht gestanden

haben, wenn in England, wie bei uns, Alles centralisirt gewesen wäre, und dort nicht seit undenklicher Zeit die Gerichtsbarkeit und Verwaltung in den niederen Sphären so fest stände, daß sie sogar durch die Revolution nicht hatte erschüttert werden können. Cromwell sah daher auch sogleich ein, daß er noch immer eines Schattens von Volks-Repräsentation bedürfe. Im Mai erklärte er, nach einer mehrtägigen Berathung mit seinen Stabs-Officieren, daß er ein neues Parlament schaffen wolle. Zu diesem Ende sollten die Geistlichen der sogenannten congregationistischen Gemeinden Listen von solchen Leuten einreichen, welche, wie es in seiner Terminologie heißt, gläubig, gottesfürchtig, im Beten stark und allen Lüsten feind wären. Aus diesen sollten 139 Deputirte für England, vier für Schottland, sechs für Wales und sechs für Irland ausgewählt werden. Ernstlich gemeint oder gar auf Dauer berechnet war die Sache nicht.

Das auf solche Weise gebildete neue Parlament, von welchem Clarendon sehr wegwerfend urtheilt*), wird das **kleine Parlament** oder auch nach einem Londoner Gerber, welcher in demselben saß, das **Barebone-Parlament** genannt. Dieser Gerber nannte sich Lobe-Gott (Praise-God) Barebone. Es gaben sich nämlich die Mitglieder des neuen Parlaments in ähnlicher Weise, wie die Franzosen der Schreckenszeit sich Brutus, Gracchus u. dgl. nannten, alttestamentliche Vornamen, oder sie setzten auch ganze frömmelnde Sätze, welche mitunter sehr lang waren, vor ihre Familien-Namen **). Das Parlament sollte 13 Monate versammelt bleiben und dann einem anderen Platz machen, dessen Mitglieder von ihm drei Monate vor seiner Auflösung erwählt werden sollten.

*) There were among them divers of the quality and degree of gentlemen, and who had estates and such a proportion of credit and reputation, as could consist with the guilt they had contracted (er meint Rebellion und Königsmord). But much the major part consisted of inferior persons of no quality or name, artificers of the meanest trades, known only by their gifts in praying and preaching, which was now practised hy all degrees of men but scholars through the kingdom. — — — In a word they were generally a pack of weak senseless fellows, fit only to bring the name and reputation of parliaments lower than it was yet. Doch wird von glaubwürdiger Seite berichtet, die meisten Mitglieder hätten, wo nicht in Reichthum, doch in geordneten Verhältnissen gelebt, seien streng bei ihren Ansichten geblieben und hätten besondere Vortheile weder bedurft noch erstrebt.

**) Hume nennt die Namen: Tödte die Sünde (kill the Sin) Pimple, Steh fest im Glauben (Stand fest in the faith) Joiner und Andere; ein Bruder des Praisegod Barebon hatte zum Taufnamen den Satz „If Christ had not would die for us, we should all be damn'd (wäre Christus nicht für uns gestorben, wir wären alle verdammt)," daher man ihn Damn'd Barebone nannte. Auch der Familien-Name der Brüder, welcher Kahlbein, Todtenknochen bedeutet, gab Anlaß zum Spott.

Cromwell, welcher schon seit der Schlacht bei Worcester völlig als Herr von England, Irland und Schottland erscheint, hatte an die Mitglieder des neuen Parlaments Berufungsschreiben erlassen, welche Clarendon wüst (wild summons) nennt. Er hatte nämlich an jeden von ihm erwählten Deputirten auf folgende Weise geschrieben: „Die Auflösung des Parlaments ist nothwendig gewesen; ebenso nothwendig ist es aber jetzt, für den Frieden, die Sicherheit und die gute Regierung der Republik (commonwealth) Sorge zu tragen. Darum habe ich, nach Berathung mit dem Ausschusse meiner Officiere, verschiedene gottesfürchtige Personen von erprobter Treue und Ehrlichkeit ernannt, denen so wichtige Angelegenheiten und so bedeutende Geschäfte übertragen werden können. Ich habe die Ueberzeugung von euerer Liebe zu und von euerem Muth für Gott, so wie von euerem Eifer für Gottes Sache und für das gute Volk von England. Ich, Oliver Cromwell, General-Kapitän und oberster Befehlshaber aller errichteten und noch zu errichtenden Heere dieser Republik, fordere euch hierdurch auf und gebiete euch, daß ihr euch am 4. Tage des nächsten Julius in der Rathskammer von Whitehall in Person einfindet und erscheint, um das besagte Amt zu übernehmen. Ihr werdet also hierdurch aufgefordert und bestallt, als Parlaments-Glied für die Grafschaft N. N. zu dienen." So ungewöhnlich diese Art der Bestallung war, wurde sie doch nur von zwei Gewählten abgelehnt.

Dies war der erste Schritt Cromwell's, um eine neue Monarchie zu gründen, welche den bestehenden Gesetzen, sowie den Gewohnheiten und Vorurtheilen seiner Landsleute mehr entspräche, als die Republik. Er suchte seinen Zweck um so mehr auf einem Umwege zu erreichen, da sogar unter seinen 30,000 Soldaten nur wenige waren, die sich einer nackten Militär-Despotie günstig bewiesen. Dieser erste Versuch mißlang zwar, wie nachher alle anderen; Cromwell wurde aber doch dadurch einen Schritt weiter vorangebracht, weil er die Gelegenheit erhielt, sich der Regierung unter einem Titel zu bemächtigen, an welchen das Ohr der Engländer seit undenklichen Zeiten gewöhnt war. Cromwell verlieh der von ihm berufenen Versammlung durch ein Diplom Rechte, welche eigentlich nur die Nation verleihen konnte. Von diesem Diplom leitete dann die Versammlung ihren Anspruch zugleich auf die Regierung und auf die Gesetzgebung her; sie bewies aber bald, daß sie, obgleich eine Creatur ihres Schöpfers, doch dessen Werkzeug nicht sein wolle. Es bildeten sich unter den übermäßig frommen Männern, aus denen die Versammlung bestand, heftige Parteien, von welchen die der Wiedertäufer unter Harrison's Leitung den Independenten oder den Anhängern Cromwell's heftig widerstrebten. Die Dauer des Parlaments war daher auch sehr kurz.

Das Barebone-Parlament wurde am 4. Juli 1653 von Cromwell mit einer „ernsten, christlichen und zweckmäßigen“ Rede eröffnet, in welcher vom Lamm und seinen Feinden, von Jehovah's Engelwagen und selbst von der Rückkehr der Juden in ihre Sitze die Rede war. Aber auch noch der folgende Tag wurde unter Predigten verbracht. Jedoch kaum hatte das Parlament am 6. Juli seine Berathungen begonnen, als es seinem Schöpfer bewies, daß es keineswegs gesonnen sei, ihm und seinem Kriegsrathe die oberste Regierung und Leitung aller Dinge zu überlassen. Es verordnete, in jeder Sitzung sollten 40 Mitglieder sich mit der Regierung beschäftigen, acht bis zehn den Herrn im Gebete suchen und die Uebrigen über neue Einrichtungen berathschlagen. Die Mitglieder dieses Parlaments traten außerdem von Anfang an mit gleicher Heftigkeit gegen die Geistlichen und gegen alle diejenigen auf, welche nicht, wie sie, jeden Menschen zu vertilgen suchten, der nicht den Schein der albernsten Frömmigkeit angenommen hatte. Es zeigte sich schon am ersten Tage, daß, so tüchtige und ehrenwerthe Männer auch in diesem Parlament saßen, doch mit einer Versammlung, in welcher die Sectirer die Oberhand hatten, nichts werde anzufangen sein. Anstatt sich, wie sonst zu geschehen pflegte, am Eröffnungstage zuerst in die Kirche und dann in den Versammlungssaal zu begeben, machte man diesen Saal selbst zum Betsaale. Es traten nämlich von acht Uhr Morgens bis sechs Abends 13 geistlich hochbegabte Männer betend und predigend auf. Die Versammlung machte sich daher auch, so sehr die Frömmigkeit an der Zeit war, von Anfang an lächerlich. Sie zerfiel in die Parteien der Independenten und der Anabaptisten; den Letzteren schrieb man das Vorhaben zu, statt der englischen Gesetzbücher die Satzungen Mosis einführen zu wollen. Manche glaubten, dieses Parlament sei nur einberufen worden, um zu beweisen, daß die Vereinigung der gesetzgebenden und regierenden Gewalt in einer und derselben Körperschaft nicht passend sei, daß man also einen Mann zum Regenten bestellen müsse. Cromwell suchte jedoch diesmal seinen Zweck durch das Parlament selbst zu erreichen.

Er gewann den Sprecher des Hauses (Rouse) und den Bewahrer des Scepters und der Justiz des Parlaments (serjeant at arms) nebst den Gegnern der Fanatiker, und ließ dann am 12. December 1653 die Versammlung auf eine frühere Stunde als sonst ansagen, um ohne vielen Widerspruch die Auflösung beschließen zu lassen. Zwei Deputirte, der Oberst Sydenham und Sir Charles Wrotesley, hatten nebst einigen Anderen den Auftrag, auf den bisherigen Streit der Parteien im Parlament gestützt, zu beweisen, daß dasselbe unnütz sei und deshalb gut thun werde, sich aufzulösen. Sie behaupteten, die Fanatiker wollten das Heer dadurch vernichten, daß sie nicht zu rechter

Zeit und nicht genügend für den Sold desselben sorgten. Sie wiesen nach, daß, um die zur Unterhaltung der Truppen vom Parlament decretirten Auflagen zu erheben, so viel Zeit nöthig sein werde, daß die Soldaten entweder Hungers sterben oder auf Unkosten des Landes leben müßten. Sie warfen dem Parlament ferner vor, dasselbe habe über den Vorschlag debattirt, die höheren Officiere ein ganzes Jahr ohne Bezahlung dienen zu lassen, und gehe offenbar darauf aus, die Geistlichkeit, sowie das Eigenthum der Staatsbürger ganz zu Grunde zu richten. Als Beweis dafür führten sie an, daß man den Kirchen-Patronen das Recht, die Pfründen zu ertheilen, habe entziehen wollen. Sie schlossen endlich mit der Erklärung, das Parlament wäre abgeneigt, die Gerechtigkeit zu fördern, was aus der Art, wie dasselbe in der Angelegenheit eines gewissen Sir John Stawel verfahren sei, hervorgehe. Gegenüber diesen Behauptungen der Beauftragten Cromwell's wirft Ludlow in seinen Denkwürdigkeiten ihnen selbst vor, sie und ihr Client hätten durch solche Reden blos der Geistlichkeit, den Juristen, den Cavalieren, kurz Jedermann außer denen, für welche sie hätten Rücksicht haben sollen, zu gefallen gesucht. Cromwell's Redner konnten ihren Vorschlag, daß das Parlament sich nach Whitehall verfügen und die Urkunde, in welcher Cromwell ihm die Rechte eines Parlaments ertheilt hatte, in die Hände des Generals zurückgeben sollte, nicht durchsetzen, weil, während sie sprachen, auch diejenigen Mitglieder eingetreten waren, die man durch die Wahl einer frühen Stunde hatte fern halten wollen. Cromwell's Creaturen im Parlament waren jedoch auf diesen Fall vorbereitet. 50 derselben erhoben sich, gingen unter Vortritt des Sprechers, der Stabträger und Protokollführer zu Cromwell und überreichten ihm, als wenn sie vom ganzen Parlament beauftragt wären, ein rasch entworfenes Actenstück, in welchem ausgesprochen war, das Parlament habe die erwähnte Urkunde zurückgegeben und folglich auch den ihm verliehenen Rechten entsagt. Cromwell nahm diese Erklärung gern an, stellte sich aber seiner Gewohnheit gemäß, als wenn er über die Sache ganz erstaunt sei. Unterdessen fuhren 27 Parlaments-Glieder, welche im Saale zurückgeblieben waren, fort, auch ohne Sprecher unter Harrison's Leitung zu debattiren. Bald erschienen aber die Obersten Goff und White mit Soldaten und machten der Sache ein Ende. Sie fragten die Versammelten, was sie da noch zu thun hätten, und als diese erwiderten, sie suchten den Herrn, antwortete einer der Obersten: „Dann thut ihr besser, anderswohin zu gehen; denn so viel ich weiß, ist er schon seit mehreren Jahren nicht mehr hier gewesen." Die Obersten forderten hierauf die anwesenden Parlaments-Glieder auf, sich zu entfernen; diese wichen ohne Widerstand den Soldaten, und die Obersten

schlossen die Thür des Saales. Das Aktenstück, in welchem das Parlament seinen Rechten entsagte, blieb in Cromwell's Residenz aufgelegt, bis es mit den Unterschriften von 80 Mitgliedern (der entschiedenen Mehrheit) bedeckt war.

4. Cromwell während der Zeit seines Protectorats.

Als es sich nach der Beseitigung des Barebone-Parlaments darum handelte, dem Kriegsrathe, welcher unter Cromwell's Leitung eigentlich die ganze Regierung führte, ein anderes Parlament zur Seite zu geben, nahm Cromwell, der jetzt mit Harrison ganz zerfallen war, wieder zu einem seiner früheren republikanischen Freunde seine Zuflucht und suchte, wiewohl vergebens, einen zweiten durch Versprechungen zu gewinnen. Der Eine war der Generalmajor Lambert, der Andere Ludlow, welcher Letzterer uns selbst erzählt, wie Cromwell seinen Sinn zu beugen versucht habe.*) Lambert, mit welchem Cromwell später ebenfalls zerfiel, war sein Haupt-Agent, als er unter dem Namen Protector, der in England dieselbe Bedeutung hat, wie der Name lieutenant-général du royaume in Frankreich, Dictatur üben wollte. Lambert erklärte nämlich einige Tage nach der Entlassung des Barebone-Parlaments in einer Versammlung der sämmtlichen Generale, man müsse schlechterdings irgend eine Art neuer Constitution einführen, wenn nicht Anarchie einreißen sollte. Zugleich las er von seinem Sitze aus eine Schrift vor, welche Regierungs-Instrument (Instrument of governement) betitelt war, und forderte die Generale zu dessen Annahme auf. Der größte Theil protestirte zwar anfangs dagegen, ließ sich aber die Sache gefallen, als man versicherte, durch diese vorläufige Annahme sollten etwaige Verbesserungsvorschläge nicht ausgeschlossen werden. Die Hauptpunkte der neuen Verfassung, welche 42 Artikel enthielt, waren folgende: Cromwell sollte zum Protector des Reiches erklärt werden. Als solcher sollte er einmal in drei Jahren ein Parlament, und zwar das erste auf den 3. September 1654 berufen und keines eher auflösen, als bis es fünf Monate lang versammelt gewesen wäre. Die Zahl der Mitglieder ist nach dem vom langen Parlament entworfenen Plan auf 400 für England, 30 für Schottland und 30 für Irland festgesetzt. Wer 200 Pfund bewegliches oder unbewegliches Eigenthum besitzt, ist stimmberechtigt; ausgenommen sind Verbrecher und Papisten. Alle die durch Jesum Christum an Gott glauben, werden in ihrer Religionsübung geschützt; ausgenommen sind auch hier Papisten, ferner solche, die

*) Je reçus entre autres par un de mes parens un message de lui, pour m'assurer de son amitié et des intentions, où il était de faire autant pour moi que pour personne.

unter dem Vorwande der Religion zuchtlose Lehren predigen. Alle vom Parlament angenommenen Gesetzvorschläge sollen, wenn Cromwell sie nicht innerhalb 20 Tagen bestätige, auch ohne ihn als Gesetz gelten. Er solle sich mit einem auserlesenen geheimen Rathe von nicht mehr als 21 und nicht weniger als 13 Mitgliedern umgeben, und dieser geheime Rath solle unmittelbar nach seinem Tode einen anderen Protector erwählen. Kein Protector solle künftig zugleich Ober-General sein. Der Protector solle das Recht haben, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Seine Civilliste wird auf 20,000 Pfund jährlich festgesetzt. Die Gesetze aber, welche er und sein geheimer Rath nöthig fänden, sollten so lange gelten, bis ein Parlament etwas Anderes verfüge.

Vier Tage nach der Auflösung des Barebone-Parlaments (16. December), als 80 Mitglieder desselben die oben erwähnte Urkunde unterschrieben hatten, wurde die neue Verfassung feierlich angenommen, ohne daß von den verheißenen Aenderungen weiter die Rede gewesen wäre. Cromwell begab sich, mit einem schwarzen sammtnen Rock und Mantel bekleidet, im feierlichen Aufzuge aus seinem Palaste Whitehall in einen Saal von Westminsterhall. Dort beschwor er, die Hand auf die Bibel gelegt, die 42 Artikel des Regierungs-Instruments. Lambert kniete vor ihm nieder und überreichte ihm ein Bürgerschwert in der Scheide, für welches der neue Protector sein Feldherrnschwert ablegte. Dann nahm Cromwell seinen Sitz ein und bedeckte sich mit seinem Hute, während alle übrigen Anwesenden mit entblößtem Haupte da standen. Als er den Saal wieder verließ, ging Lambert, welcher den zweiten Rang im Heere hatte, mit dem Reichsschwert dem Protector voran, welcher jetzt den Titel Hoheit annahm, und dieser kehrte unter den nämlichen Ceremonieen, unter denen er gekommen war, in den Palast von Whitehall zurück. Noch an demselben Tage ward durch einen Herold in Westminster und durch eine Proclamation in der Altstadt Cromwell als Protector verkündigt. In dem von ihm beschworenen Regierungs-Instrument war freilich von einem Parlament die Rede; es war aber doch vorauszusehen, daß unter den damaligen Umständen, besonders da von keinem Oberhause die Rede war, die auf ein, in dem Instrument erwähntes, stehendes Heer von 30,000 Mann gestützte Militär-Macht die einzige bleiben werde, welche eine neue Ordnung dauerhaft begründen könne.

In I r l a n d widersetzte sich Ludlow 14 Tage lang der Anerkennung dessen, was in England geschehen war, weil sich im Kriegsrathe ebenso viele Stimmen dagegen, als dafür erklärt hatten; auch Fleetwood war anfangs in Verlegenheit; doch Cromwell schickte seinen zweiten Sohn Heinrich zu ihm und Beide brachten es endlich dahin,

daß das Protectorat auch dort anerkannt wurde, obgleich Ludlow selbst fortdauernd seine Zustimmung versagte. In Schottland, dem Erblande der Stuart's, war die Sache schwieriger, und es brach dort, während Monk als Admiral gegen die Holländer gebraucht wurde, ein innerer Krieg aus. Seit Ende November 1653 stand in Schottland ein royalistisches Heer, dessen Befehlshaber die Anführer der verschiedenen Clans waren; diese waren aber unter sich nicht einig. Deshalb schickte Karl II., den sie als ihren König anerkannten, im Anfange des Jahres 1654 Middleton, welcher früher unter Lesley commandirt hatte, hinüber, um in seinem Namen den Oberbefehl zu führen. Gegen diesen rief Cromwell den General Monk herbei, welcher kurz vorher als Führer der Flotte über die größten Admirale der Niederlande und des ganzen Jahrhunderts glänzende Siege erfochten hatte. Monk führte dann von Mitte April 1654 an den Krieg in Nord-Schottland mit solcher Klugheit und bewies eine so verständige Milde, daß er schon Ende August, ohne eine entscheidende Schlacht geliefert zu haben, Alles wieder unterworfen hatte. Schon vor Monk's Ankunft hatte Cromwell, um jeden Funken von Anhänglichkeit an das Königshaus zu ersticken, durch mehrere Verordnungen die ganze bisherige Ordnung der Dinge in Schottland aufgelöst. Cromwell würde durch die Art, wie er damals verfuhr, die politische und nationale Existenz Schottlands vernichtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Er erklärte in jenen Verordnungen Schottland für völlig mit England vereinigt, sowie das Königthum und das schottische Parlament für erloschen, entband die Schotten des an Karl Stuart geleisteten Eides, hob alle Lehens-Verbindlichkeiten und Abhängigkeiten, mit welchen zugleich Frohndienste oder Feudallasten verbunden waren, gänzlich auf, errichtete mehrere landschaftliche Gerichtshöfe an der Stelle der abgeschafften Patrimonial-Gerichte, und gewährte allen Schotten, wenn auch mit gewissen Ausnahmen, vollständige Amnestie. Die allgemeine Versammlung der schottischen Kirchen-Abgeordneten wurde vom Oberst Cotterel unter militärischer Begleitung vor die Stadt geführt und aufgelöst. So lange der Protector lebte, blieb Schottland unter der Ruthe desselben; aber freilich blieben auch die englischen Truppen im Lande vertheilt.

Zu derselben Zeit, als Schottland zu einer englischen Provinz gemacht wurde, schloß Cromwell nach den Siegen, welche Monk, Blake und andere englische Admirale über die Holländer erfochten hatten, einen für England rühmlichen Frieden mit den Generalstaaten. Diese wurden damals nach Wilhelm's II. Tode aristokratisch-republikanisch regiert, und es war mehrmals die Rede davon gewesen, England und Holland in eine einzige Republik zu vereinigen. Cromwell war ein

zu guter Staatsmann, um dem Luftgespinnste der Vereinigung ganz verschiedener Nationen in einen Staat oder dem leeren Ruhme unfruchtbarer Siege reelle Vortheile zum Opfer zu bringen. Die bedeutendsten Siege waren durch Blake und Monk im Sommer 1654 erkämpft worden; in dem zweiten (31. Juli) hatten die Holländer ihren berühmten Admiral Tromp und eine Anzahl Schiffe eingebüßt. Cromwell schloß, sobald er seine beiden Hauptforderungen erlangt hatte, im April 1654 den Frieden. Er hatte nämlich erstens die Entfernung aller Glieder des Hauses Stuart aus den Niederlanden gefordert, was allerdings schimpflich für die Republik war, weil sie dadurch die nächsten Anverwandten des Hauses Oranien, dem sie so vielen Dank schuldig war, ihrem Schicksale überließ. Die Bestimmung hatte übrigens die Form der Gegenseitigkeit; es hieß, keine der beiden Republiken solle Rebellen und Verbannten der anderen Schutz gewähren, vielmehr auf Begehren der gegenseitigen Regierung dieselben anhalten, innerhalb vier Wochen bei Todesstrafe das Land zu verlassen. Er mischte sich aber zweitens sogar in die inneren Angelegenheiten der Holländer, indem er verlangte, daß die Generalstaaten sich verbindlich machen sollten, kein Glied des Hauses Oranien mehr als Statthalter an die Spitze der Republik zu stellen. Die Holländer, deren Regierung damals in den Händen der reichen Bürgerschaften war und bei denen deshalb nicht nach National-Ehre, sondern nur nach Gewinn und Vortheil gefragt wurde, ließen sich das gefallen. Doch hatten ihre Bevollmächtigten so ängstlich sie auch um den Abschluß besorgt waren, nicht den Muth, eine solche Forderung in einem öffentlichen Artikel zuzugestehen; es geschah in einem geheimen, gegen welchen aber nachher alle Provinzen außer Holland und Westfriesland protestirten. Der unglückliche König Karl II., welchem auch die Franzosen die Gastfreundschaft aufkündigten, mußte, als am 5. April 1654 der Frieden abgeschlossen worden war, in Köln eine Zuflucht suchen.

In den Friedensvertrag mit Holland hatte Cromwell außer den erwähnten Punkten auch einen Artikel eingerückt, welcher gewissermaaßen bestimmt war, die Handels-Polizei der holländisch-ostindischen Gesellschaft als grausam und unmenschlich darzustellen. Die holländischen Krämer mußten nämlich versprechen, daß sie die Urheber eines amtlichen Mordes, welcher (schon zu König Jakob's I. Zeit) wegen des Monopols des Gewürzhandels an einigen Engländern auf Amboina begangen worden war, gerichtlich verfolgen und bestrafen wollten. Sie mußten außerdem versprechen, die Eigenthümer von21 englischen Schiffen, die der König von Dänemark als Bundesgenossen der Holländer im baltischen Meer hatte wegnehmen lassen, entschädigen zu wollen. Sie verpflichteten sich ferner, im Kanal vor englischen Kriegsschiffen die Flagge

zu streichen. Sie mußten endlich die englische Navigations-Acte, welche eine Hauptveranlassung zum Kriege gewesen war, als Gesetz anerkennen und der englischen Regierung eine Entschädigung von 25,000 Pfund zahlen.

Cromwell zeigte bei einem Bankette, das er nach dem Friedensschluß den holländischen Gesandten gab, was er unter Repräsentation verstehe. Er saß allein an einer Seite der Tafel, die Würdenträger und die Gesandten an der anderen; die Damen speisten in einem besonderen Saale bei Cromwell's Gemahlin, der Lady Protectoress. Nach der Tafel fanden sich sämmtliche Gäste zusammen; es wurde musicirt und ein Psalm gesungen; der Protector vertheilte Exemplare desselben und führte dann die Eingeladenen in der Gallerie herum. Bei Audienzen hielt er auf die vorgeschriebenen drei Verbeugungen beim Ein- und Ausgang der Botschafter; auf Einführung des Handkusses, um welchen öfter gebeten wurde, ging er nicht ein.

Auch die anderen Mächte des Festlandes beugten sich vor dem General und den Generalmajors, welche mit einem stehenden Heere von 30,000 erprobten Soldaten England mit eisernem Stabe beherrschten, ebenso, wie sich dieselben Mächte in unseren Tagen vor dem in Frankreich regierenden General und seinen Marschällen gebeugt haben. Spanien besonders und Frankreich, welches damals Mazarin im Namen des minderjährigen Ludwig XIV. regierte, suchten, weil sie seit 1635 mit einander im Kriege waren, Cromwell für sich zu gewinnen. Er besann sich lange, mit welcher von den beiden Mächten er sich verbünden solle. Dann bot er zunächst den Spaniern einen Bund an, aber nur unter der Bedingung, daß der Handel mit den spanischen Colonieen in Ost- und Westindien ganz freigegeben und eine Clausel in den bisherigen Bestimmungen, welche sich auf die Inquisition bezog, aufgehoben werde. Es hieß nämlich in den vorher aufgestellten Bestimmungen, die englischen Handelsleute sollten von der Inquisition unbeläſtigt bleiben, „vorausgesetzt, daß sie kein Aergerniß gäben (modo ne dent scandalum);" und diesen Zusatz wollte Cromwell beseitigt wissen. Das konnte freilich König Philipp IV. nicht bewilligen. Cromwell schloß daher endlich mit Frankreich ein Bündniß. Er erlangte dadurch nicht blos, daß Frankreich, was unglaublich schien, Karl II., den Sohn einer französischen Prinzessin, ganz aufgab, sondern auch, daß Cromwell, während Spanien mit Frankreich im Krieg war, einen Raubzug gegen den Handel Spaniens und gegen dessen Besitzungen in Westindien unternehmen konnte. Die französischen Unterhändler hatten zwar anfangs wegen der Formel der Anrede an Cromwell Schwierigkeiten gemacht; Cromwell war aber zu groß, als daß er nicht über Kleinlichkeiten der Höfe weggesehen hätte. Er hatte verlangt, man solle ihn im Namen des Königs „mein Bruder" anreden; die

Franzosen verweigerten dies und erklärten sich zu der Anrede „mein Vetter" bereit. So wollte jedoch Cromwell nicht angeredet sein; er war aber dagegen mit „mein Herr Protector" zufrieden*).

Da Cromwell von dieser Zeit an diejenige Rolle in Europa spielte, welche in der neuesten Zeit Napoleon I. 16 Jahre lang gespielt hat, so sollten wir der Sitte gemäß hier ein allgemeines Urtheil über ihn einrücken; es haben sich aber in unseren Tagen so viele berühmte Männer, unter ihnen Villemain, Guizot, Macaulay und andere Doctrinärs, um Cromwell verdient gemacht, daß wir, weil wir des Ruhmes, der bei der Menge gilt, ermangeln, unsere Leser lieber auf die sehr verbreiteten Bücher der genannten Männer verweisen und unsere Ansicht, wie wir pflegen, nur sehr kurz und scharf aussprechen.

Daß Cromwell ein großer Mann von seltener Charakter-Stärke und Einsicht war, daß er angeborene Talente zum Feldherrn und Regenten besaß und weniger schlecht war, als alle Minister seiner Zeit, geben alle seine Beurtheiler zu. Sein Charakter bestand ebenso, wie seine Regierung, aus einer sonderbaren Mischung von altbürgerlicher Frömmigkeit und Geradheit mit Heuchelei und Arglist, von Demuth mit lächerlicher Eitelkeit, von Härte und Grausamkeit mit Milde. Die unzähligen Hinrichtungen, welche Cromwell vornehmen ließ, die Einziehung des Vermögens vieler Royalisten, die Verurtheilung seiner früheren Freunde und Genossen machen uns schaudern, wenn sie gleich von den Doctrinärs entschuldigt werden. Er hielt freilich Ordnung und Gesetze aufrecht, aber nur wenn sie seinem Willen nicht entgegen waren. Er setzte tüchtige Richter ein; aber diese mußten entweder so, wie er wollte, entscheiden oder sich gewärtigen, daß er seine Art von Justiz auf tumultuarische Weise übte. Beiläufig gesagt, scheint uns Henry Hallam im zehnten Kapitel seiner constitutionellen Geschichte von England Cromwell's Verfahren am besten beurtheilt zu haben, weil man ihm nicht ansieht, daß er im Voraus bei sich dasjenige ausgemacht hat, was er als Ergebniß hinstellen will. Daß Cromwell, berathen von Leuten, die er nicht nach Rang, Stand und Familienanhang, sondern nach Verdienst, Kenntnissen und Erfahrung in seinen geheimen Rath aufgenommen hatte, sehr verständig und sehr vorsichtig im Aendern war, beweist besonders die Art, wie er die Wahlen zu dem Parlament anordnete, welches im September 1654 versammelt wurde. Alles beruhte ganz allein auf seiner Persönlichkeit. Von seiner Familie war, nach der wahren und trefflichen Schilderung

*) Milton sagt, Cromwell könne keinen schöneren Titel führen als den eines Protectors oder Beschützers, „nachdem er durch seine Leistungen nicht nur die Thaten unserer Könige, sondern auch die Geschichten unserer sagenhaften Heroen übertroffen hat."

derselben, welche die Frau Hutchinson in ihren Denkwürdigkeiten gibt, kein einziges Glied geeignet, an einem Hofe, wie der Engländer ihn wünscht und bedarf, eine leidliche Rolle zu spielen*). Alles das hinderte den Protector nicht, den Versuch zu machen, die drei Reiche wieder nach alter Weise zu regieren, sowie den Anhängern des Königthums, den Presbyterianern und sogar den wilden Gleichmachern Stellen und Vortheile zu gewähren, sobald sie nicht ihm persönlich entgegen waren. Diejenigen, welche im Geringsten widerstrebten, mußten seine unerbittliche Härte fühlen, wenn es auch Männer waren, wie Harrison und Lambert oder wie der Generallieutenant Ludlow in Irland, welcher weniger heftig war, als die beiden Anderen. Uebrigens ward Cromwell nach dem Frieden mit den Niederländern, welcher ihm zugeschrieben wurde, obgleich nur die energischen Maaßregeln der Republikaner ihn in den Stand gesetzt hatten, den Holländern Gesetze vorzuschreiben, ebenso, wie Napoleon nach jedem Siege, monarchischer und allem Alten zugeneigter, besonders seitdem Lord Falconbridge und der Enkel des Grafen von Warwick seine beiden Töchter geheirathet und Lambert sich unzufrieden auf seine Güter begeben hatte.

Alles was Cromwell im Jahre 1654 unternommen hatte, deutete offenbar darauf hin, daß er nicht blos gesonnen sei, den Königstitel und die alten Formen und Gebräuche wieder einzuführen, sondern daß er auch sogar die geistlichen Formen zu schützen und ohne Heer als constitutioneller Monarch zu regieren wünsche. Er scheiterte indessen gleich beim ersten Versuche der Einrichtung eines Parlaments. Er berief nämlich nach der im Regierungs-Instrument festgesetzten Weise ein Parlament nach London, und zwar auf den 3. September 1654, den Jahrestag seiner Siege bei Dunbar und Worcester. Weil jedoch dieser Tag ein Sonntag war, so wurde er zu Gottesdienst und Predigt verwandt und die eigentliche Eröffnung des Parlaments auf den folgenden Tag verlegt. Schon die Wahlen hatten gezeigt, daß Cromwell sich auf eine heftige Opposition gefaßt machen müsse; denn

*) La femme et les enfans de Cromwell tranchaient des grands seigneurs et cette pompe ne leur allait pas mieux que ne ferait un habit d'écarlate à un singe: seulement et pour dire la vérité sur Cromwell lui-même, il y avait en lui-même beaucoup de grandeur naturelle, qui s'adaptait fort bien à la place qu'il avait usurpée. Sa fille Mistriss Fleetwood était humble et ne parut jamais séduite par toutes ces vanités; mais tous les autres membres de cette famille étaient des fous insolens. Claypole, qui avait épousé une des filles de Cromwell, et Henri, son second fils, étaient deux cavaliers libertins et impies. Richard était un paysan de sa nature, cependant doux et vertueux, mais une situation élevée ne pouvait lui convenir. On ne voyait à la cour du protecteur que péché et vanité, spectacle d'autant plus abominable, que tous ces gens là, n'ayant pas renoncé le nom de dieu, le profanaient sans cesse en l'invoquant en vain.

es befanden sich, wie Ludlow triumphirend berichtet, unter den Gewählten die heftigsten Republikaner, ein Bradshaw, Arthur Haslerig, Thomas Scott, Robert Wallop; auch der Sprecher des langen Parlaments, Lenthal, den man als den natürlichen Vertreter desselben betrachtete. Als das neue Parlament eröffnet werden sollte, lud Cromwell die Mitglieder desselben in die Westminster-Abtei ein, um daselbst eine Predigt anzuhören. Er selbst fuhr mit königlichem Gepränge und von Garden zu Fuß und zu Pferde umgeben in die Abtei. Dort wurde der Gottesdienst wieder von einem ordinirten Geistlichen und in der alten Weise gehalten. Nach Beendigung desselben begab sich die Versammlung in feierlichem Zuge in den Saal, welcher sonst für die Conferenzen der beiden Häuser bestimmt gewesen war (painted chamber); und hier hielt dann Cromwell, den Hut in der Hand haltend, eine drei Stunden lange Rede, welche Ludlow langweilig nennt. Diese Rede lautete wie eine Art von Widerruf; denn es wurden in derselben wieder drei Rangstufen (noblemen, gentlemen, common people) unterschieden, über herrschende Anarchie geklagt und eine Unterdrückung des Geistes der Unordnung verheißen; seine Ausfälle richteten sich gegen Levellers, Anhänger der fünften Monarchie, Schwärmer und Jesuiten. Im Uebrigen warf er einen zufriedenen Blick auf die gegenwärtige Lage Englands, auf die Verbesserungen im Finanz- und Gerichtswesen, sowie auf die Beziehungen zum Ausland. Cromwell schien sich sogar wegen seines Antheiles an der Revolution zu entschuldigen, indem er zu beweisen suchte, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge nicht durch ihn, sondern durch die allmächtige Hand Gottes herbei geführt worden sei. Er drückte seine Freude darüber aus, daß er eine so ganz freie Versammlung um sich sehe, und versprach sogar, sich derselben zu unterwerfen; er erklärte ausdrücklich, er spreche zum Parlamente nicht als Herr, sondern als Mitknecht und Arbeiter am gemeinsamen Werke. Aber auch bei dieser Gelegenheit stand die That mit der heuchelnden Rede in Widerspruch. Ein Ausschluß des Staatsrathes schloß nämlich gleich nachher unter dem Vorwande mangelhafter Wahlart viele der erwählten Deputirten von der Theilnahme an den Sitzungen aus, und zwar nicht etwa die royalistisch gesinnten, deren man bedurfte, sondern Republikaner, wie Lord Grey von Groby, Wildman, Highland und Andere. Zum Sprecher wurde von den strengen Republikanern Bradshaw in Vorschlag gebracht, von der Mehrzahl aber der Sprecher des langen Parlaments, Lenthal, gewählt. Cromwell erkannte ihn an, weil er, wie Clarendon sagt, aus Erfahrung wußte, daß Lenthal als charakterloser Mensch sich stets in die Umstände füge.

Es zeigte sich bald, daß schon in diesem ersten Parlament des

Protectors die Zahl der unabhängigen Mitglieder größer sei, als die der Creaturen Cromwell's. Gleich anfangs wurde die Frage aufgeworfen, ob der, welcher das Parlament oder, wie dieses selbst sich blos nannte, die Versammlung (convention) berufen habe, auch das Recht dazu gehabt habe. Arthur Haslerig stellte sogar den Antrag, das Parlament solle erklären, daß die zahlreichen gerichtlichen Untersuchungen, welche von Cromwell wegen freimüthiger Reden eingeleitet worden waren, die Redefreiheit im Parlament beschränkten. Dieser Vorschlag ward freilich mit 187 Stimmen gegen 130 abgelehnt; dafür wurde aber die Debatte über die Urkunde, auf welche Cromwell sein Recht zu regieren gründete, sehr bedenklich. Cromwell hatte nämlich das sogenannte Regierungs-Instrument dem Parlament zur Annahme vorgelegt, und dieses bestand nicht allein darauf, daß die Urkunde Satz für Satz geprüft werde, sondern die Beredsamkeit der juristischen Deputirten setzte sogar mit einer Mehrzahl von fünf Stimmen den Beschluß durch: Das Haus möge sich in ein Comité verwandeln, um die Frage zu prüfen, ob die Regierungsgewalt durch ein Individuum neben aufeinander folgenden Parlamenten ausgeübt werden sollte. Schon in der vierten Sitzung kamen Cromwell's Anhänger so sehr ins Gedränge, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als dadurch, daß sie die Debatte in die Länge zogen und den Protector zu einem neuen Staatsstreiche aufforderten. Dieser erschien hierauf am frühen Morgen des 12. Septembers mit einem Theile seiner Garden im Parlaments-Gebäude, begab sich in den Conferenz-Saal (painted chamber), ließ die Mitglieder, als sie nach und nach erschienen, dahin bescheiden und redete sie dann wieder demüthiger, als man von ihm gewöhnt war, an. Er hatte diesmal in der That nicht ganz unrecht, wenn er behauptete, daß das Parlament, welches ja aus Royalisten, Republikanern, Presbyterianern und anderen Leute gemischt war, von denen ein großer Theil im langen Parlament gesessen hatte, nicht mehr Recht zu regieren habe, als er. Die Rede, welche Cromwell bei dieser Gelegenheit hielt, war weder verworren noch langweilig. Er sagte unter Andern: „Der große Gott des Himmels und der Erde wisse, wie viel Kummer und Sorge es ihm mache, daß er wahrnehmen müsse, in welche heftige Zwistigkeiten und Spaltungen sie gerathen seien. Gott wisse auch, daß er am liebsten das Leben eines Landedelmannes führen möchte; nun aber hätten ihn gebieterische Umstände an diese Stelle geführt. Das lange Parlament habe seine Auflösung durch gewaltsame Uebergriffe herbeigeführt, das kleine durch Unverstand. Er wolle sie daher aufmerksam machen, daß sie nur vermöge derselben Urkunde ein Parlament seien, durch welches er Protector des Reiches geworden sei." Nachher führte Cromwell den Versammelten

manches Andere auf ganz freundliche Weise zu Gemüthe; zuletzt zeigte er ihnen aber an, er habe, damit sie sich künftig innerhalb der Schranken ihrer Pflichten hielten, an den Thüren des Parlaments-Gebäudes eine Wache aufgestellt, welche keinen hineinlassen werde, der nicht folgenden Revers (engagement) unterzeichnet habe: „Ich verspreche hierdurch und mache mich verbindlich, treu und anhänglich zu sein dem Lord Protector der Republik England, Irland und Schottland. Da ich nur durch diesen Revers berechtigt werde, im Parlament zu sitzen, so will ich weder selbst vorschlagen, noch einem Anderen beistimmen, welcher vorschlägt, daß die Regierung, die gegenwärtig einem Manne und einem Parlamente anvertraut ist, anders eingerichtet werde.“ Im Uebrigen, setzte er hinzu, stehe es ihnen frei, seine Machtfülle gesetzlich einzuschränken; er werde sich dem fügen, wenn es zum Vortheil des Gemeinwohls geschehe.

Eine bedeutende Zahl von Parlaments-Gliedern, etwa 300, unterzeichnete diesen Revers, zuerst der Sprecher, Lenthal; die eifrigen Republikaner aber schieden lieber aus. Einer der heftigsten von ihnen, Harrison, ward an jenem Tage verhaftet und ohne Umstände nach Carisbrook auf die Festung gebracht. Die Stimmung des Parlaments war und blieb den Absichten Cromwell's durchaus ungünstig. Im Anfange geschah freilich sehr Vieles, um die neue Verfassung dem Volke als rechtmäßig zu empfehlen, allein immer nur so, daß durch die getroffenen Verfügungen blos für die Sicherheit des Protectors und für die Fortdauer seiner Regierung während seines Lebens gesorgt ward, ohne über das, was nach seinem Tode geschehen solle, eine Bestimmung zu treffen. Man erklärte Cromwell nur auf Lebenszeit zum Protector. Als Lambert den Vorschlag machte, das Protectorat nach den Gesetzen der Erbfolge auf Oliver Cromwell's Familie zu beschränken, wurde sein Antrag mit 200 Stimmen gegen 80 verworfen. Man beschränkte ferner die Zahl der Truppen, welche in England, Schottland und Irland gehalten werden durften, sorgte aber dafür, daß dieselben ihren Sold pünktlich erhielten. Man setzte die Zahl der Kriegsschiffe fest, welche erforderlich seien, um die See zu behaupten. Man votirte für Cromwell eine jährliche Einnahme von 200,000 Pfund, mit welcher er nicht nur seine Hofhaltung und die Kosten seines geheimen Rathes, sondern auch die Ausgaben für das Gerichtswesen im Reiche und das auswärtige Amt bestreiten sollte. Neben diesen Bestimmungen schaltete man aber in das Regierungs-Instrument auch einen Artikel ein, vermöge dessen die Rechte des englischen Volkes gesichert wurden und namentlich von demselben kein Geld erhoben werden durfte, welches nicht vom Parlament bewilligt worden war. Ebenso änderte man die Bestimmung im Regierungs-

Instrument, daß, wenn bei Cromwell's Tode das Parlament nicht versammelt sei, der Kriegsrath den neuen Protector erwählen solle, dahin ab, daß der Kriegsrath dann blos für die Berufung eines Parlaments Sorge zu tragen habe. Ein anderer Zusatz zum Regierungs-Instrument deutete ebenfalls auf Mißtrauen. Das Parlament erklärte nämlich, daß es nichts von dem Beschlossenen für verbindlich halten werde, wenn nicht Alles zusammen angenommen werde.

Die Debatten über das Regierungs-Instrument und die Streitigkeiten des Protectors mit dem Parlament nahmen so viele Zeit hinweg, daß manche dringende Geschäfte unerledigt blieben. Der Bruch zwischen dem Parlament, und dem Protector trat immer deutlicher hervor. Cromwell war schon längst ganz unzufrieden mit dem Parlament. Er ward es noch mehr, seit dieses den Antrag Lambert's abgelehnt hatte; er wollte aber gern Aufsehen vermeiden und sein eigenes Gesetz, daß das Parlament, erst nachdem es fünf Monate versammelt gewesen sei, aufgelöst werden dürfe, nicht verletzen. Gleichwohl fürchtete er zuletzt, das Parlament möchte einen entschiedenen Schritt gegen ihn thun. Am Ende des Jahres 1654 und im Januar 1655 wurden die Schritte des Parlaments von Tag zu Tag bedenklicher, und Whitelock beweist durch genaue Anführung dessen, was vom 7. bis zum 17. Januar im Parlament verhandelt wurde, daß ein neuer Bruch unvermeidlich geworden war. Am 19. wurde die Revision der 42 Verfassungs-Artikel beendigt; die Veränderungen und Zusätze waren in eine Bill vereinigt worden, deren dritte Verlesung an dem gedachten Tage begann. Die Anhänger des Protectors wußten diese Verlesung einige Sitzungen hindurch hinzuziehen; da nur noch wenige Tage an den für die Dauer des Parlaments verfassungsmäßig bestimmten fünf Monaten fehlten, so drangen die Rathgeber in Cromwell, diesen Termin abzuwarten; er war aber durch die vielen Spione und Horcher, die er unterhielt, besser unterrichtet, als seine Freunde, und löste das Parlament am 22. Januar, acht Tage vor Ablauf der fünf Monate auf. Er bediente sich übrigens der Ausflucht, in jener Bestimmung der Verfassungs-Urkunde seien nicht Kalendermonate, sondern Monden (lunar months) gemeint, deren allerdings fünf am 21. Januar bereits vorüber waren. Auch diesmal eröffnete er dem Hause, nachdem er die Mitglieder vor sich beschieden hatte, in einer strafenden Anrede, ihr längeres Beisammensein sei der Nation nicht förderlich; er beschuldigte sie namentlich, die Royalisten zu Anschlägen gegen die Republik und die Levellers zum Einverständniß mit den Royalisten ermuthigt zu haben.

Cromwell war von dieser Zeit an im Innern, wo alle alten Ordnungen noch bestanden und innig mit dem Königthum verknüpft waren,

ganz ohnmächtig, wenn er nicht offenbare Gewalt anwenden wollte; nach Außen dagegen war er wegen der kräftigen Männer, welche durch die Revolution in die höheren Stellen gekommen waren, wegen seiner eigenen, ganz bürgerlichen Einfachheit des Lebens und wegen seiner strengen moralischen (nicht geheuchelten) Grundsätze überall geehrt und geachtet. Was wir jetzt kurz aufzählen werden, ist freilich nicht ihm allein zuzuschreiben, sondern auch seinen lange erprobten, nur nach Verdienst gewählten Rathgebern; er war es aber doch allein, der diese Rathgeber gewählt und dabei, was sich von Bonaparte nicht rühmen läßt, alle üppigen Müßiggänger und Schwätzer der Höfe und alle Verfechter der aristokratischen Vorurtheile fern gehalten hatte.

Was die Regierung angeht, so war Cromwell darin unglücklich, daß er in seiner Familie keinen einzigen Mann hatte, der im Stande gewesen wäre, seine Stelle einzunehmen. Alles, was von ihm selbst abhing, wurde vortrefflich geordnet, mit der einzigen Ausnahme, daß er einem Manne wie Monk wegen seiner ausgezeichneten Talente die wichtigste Stelle gerade deshalb anvertraute, weil er wußte, daß derselbe wegen seines Ehrgeizes und seiner Habsucht zu Allem zu gebrauchen sei. Den Zustand Schottlands schildert uns Burnet *) auf eine solche Weise, daß man eingestehen muß, daß unter Monk's militärischer Regierung dort mehr Ruhe und Ordnung war, als je vorher. „Nichts," schreibt Burnet, „störte fortan die Ordnung im ganzen Umfange von Schottland. Man legte in einige der Bergschlösser Besatzungen; diese wurden aber in strenger Zucht gehalten und beobachteten so genau die Befehle, die sie von ihren Oberen erhielten, daß nie vor Cromwell's Zeit im Hochlande eine gleiche Ruhe geherrscht hatte. Es lagen etwa 7- bis 8000 englische Soldaten in Schottland, sie wurden aber gut bezahlt und strenge gehalten. Der Sold dieser Truppen brachte so viel Geld in das arme Land, daß, so lange dieselben dort waren, Wohlstand herrschte. Cromwell baute drei Citadellen, zu Leith, zu Air und zu Inverneß, außer mehreren kleineren Burgen. Die Justiz ward gut verwaltet, dem Laster vorgebeugt oder, wenn es sich irgendwo zeigte, die gebührende Strafe ertheilt. Mit einem Worte, wir betrachten den Zeitraum von acht Jahren angemaaßter Herrschaft als acht Jahre des Friedens und des Wohlstandes. Besonders wohlthätig war es, daß eine Art Vereinigung der drei

*) Gilbert Burnet, geboren 1643 zu Edinburgh, zeigte schon früh in seinen Schriften einen freieren und duldsameren Sinn als die meisten Geistlichen der englischen Kirche. Unter der Regierung Jakob's II. zog er sich nach Holland zurück und leistete Wilhelm III. bei Gewinnung der englischen Krone wesentliche Dienste. Er starb 1715. Die obige Stelle ist seiner „History of his own time" entnommen, die von seinem Sohne herausgegeben wurde. (London 1723.)

Reiche durch ein Parlament bestand, und daß Schottland in demselben ebenso repräsentirt war, wie die beiden anderen Reiche."

In Irland dauerten zwar die Unruhen auch unter Cromwell's Schwiegersohn Fleetwood fort; allein dieser war zu sehr Republikaner, um nicht freundlicher und milder zu verfahren, als vorher Cromwell und Ireton verfahren waren. Cromwell schickte nachher seinen jüngeren Sohn Heinrich hinüber, um das Land mit fürstlichem Ansehen zu regieren. Dieser machte sich, vielleicht gerade, weil er roh und locker war, unter den Irländern beliebt, und auch in ihrem Lande ward Frieden. Was England angeht, so wurde Cromwell durch den Widerstand, welchen die von ihm selbst geschaffenen Parlamente ihm entgegenstellten, so heftig erbittert, daß er zum ersten Male seinen Officieren eine bürgerliche Gewalt anvertraute, die sie dann auf eine solche Art gebrauchten, als wenn England ein erobertes Land wäre. Schon die Rede, mit welcher Cromwell am 22. Januar 1655 dem Parlament seine Entlassung angekündigt hatte, war hart und grob gewesen; die Maaßregel, die er zunächst ergriff, war es noch weit mehr. Wir meinen die von ihm befohlene sogenannte Decimation der Royalisten, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden. Den Vorwand zu dieser und anderen Härten, welche Cromwell damals übte, gaben ihm nicht allein die verschiedenen revolutionären Parteien, die ihn im Parlament bekämpft hatten, sondern auch die elenden Verschwörungen und Anschläge auf sein Leben, welche von dem Anhange der Stuart's ausgingen und von Karl II. unterstützt wurden. Der Letztere hatte durch sein Unglück und seine Abenteuer anfangs in der öffentlichen Meinung sehr gewonnen; allein seine Lebensweise in Paris, besonders sein stets erneueter Umgang mit der ganz verächtlichen, von ihm selbst zuletzt fortgejagten Dirne, Lucie Walters, von welcher er einen Sohn, den Herzog von Monmouth, hatte *), zeigte ihn als einen jedes großen Gedankens unfähigen Prinzen, während dagegen Cromwell sich in Allem, was er unternahm, als einen der Regierung und Verwaltung eines großen Reiches würdigen Mann bewies. Karl, der anfangs in Paris bei seiner Mutter Henriette, einer Tante Ludwig's XIV., in dürftigen Umständen lebte, nahm, als man seiner in Frankreich gern entledigt sein wollte, von Mazarin eine monatliche Pension von 6000 Livres als Gnadengeschenk an und hatte dabei einen Hofstaat von Emigranten um sich, deren elende Anschläge und Kabalen unter einander Clarendon uns ganz ausführlich darstellt. Als Mazarin mit Cromwell unterhandelte, fand es Karl rathsam, das französische Gebiet zu verlassen. Mazarin, der hiermit

*) Der Herzog von York (später König Jakob II.) hielt Monmouth für einen Sohn des Obersten Robert Sidney und der Lucie Walters.

sehr zufrieden war, bewilligte ihm das Jahrgeld auch für seinen neuen Aufenthalt und Karl begab sich im März 1656 nach Köln, wo er fast zwei Jahre verweilte. Die Anschläge, welche auch hier von seinem armseligen Hofe ausgingen und bald hier, bald dort, besonders in Irland, Aufstände hervorriefen, wurden dem Protector, der seine Spione sehr gut bezahlte, mehrentheils verrathen. Cromwell benutzte dieselben, um die Anhänger des alten Königshauses den Republikanern, die er zuletzt sonst von sich fern hielt, preiszugeben und das Geld, dessen er im Kriege mit Spanien bedurfte, von ihnen zu erheben. Wir übergehen die einzelnen Anschläge, welche von den Royalisten gemacht und, als Cromwell mit Mazarin in Unterhandlung getreten war, von den Spaniern begünstigt wurden. Eine Hauptveranlassung zu Gewaltschritten gab ein Oberst Sixby, welcher, vom Prätendenten empfohlen und von den Spaniern unterstützt, in Irland und England eine Anzahl Menschen dadurch unglücklich machte, daß er sie ohne alle Aussicht auf günstigen Erfolg zu den Waffen rief. Sixby war heftiger Republikaner, hatte sich jedoch, weil er die Beseitigung Cromwell's für das Nothwendigste hielt, mit dem Hofe von Madrid in weitgehende Verbindungen eingelassen. Cromwell nahm von diesen Verschwörungen und Aufständen Anlaß, um nach Berathung mit seinem Kriegsrathe aus eigener Machtvollkommenheit das überaus harte, der früher von ihm selbst empfohlenen Amnestie ganz und gar widersprechende Decret zu erlassen: „daß Alle, welche jemals die Waffen für den König getragen oder sich offen für Anhänger des alten Königshauses erklärt hätten, decimirt werden sollten, d. h. daß ihnen der zehnte Theil ihres ererbten Gutes genommen werden solle, um die Lasten zu erleichtern, welche die Republik wegen ihres unruhigen Wesens und Treibens und wegen der von ihnen gegebenen gerechten Ursache zu eifersüchtiger Wachsamkeit tragen müsse."

Nicht blos zur Erhebung einer willkürlichen Steuer benutzte Cromwell den Widerstand, den er im Parlament von den Republikanern, außerhalb desselben von den Royalisten erfuhr, sondern auch zur Errichtung einer förmlichen Militär-Herrschaft. Dies that er offenbar sehr ungern, weil dadurch seine ganz republikanischen Stabs-Officiere, die er gern gedemüthigt hätte, aufs Neue Einfluß erhielten. Cromwell theilte nämlich England in elf (einmal vorübergehend auch in 14) Militär-Divisionen, und setzte über jede derselben einen Generalmajor oder, wie Cromwell's republikanischer Gehülfe sich unwillig ausdrückt, einen Pascha, welcher eine Anzahl Inspectoren der einzelnen Grafschaften unter sich hatte und bevollmächtigt war, nach Gutdünken die letzte Entscheidung zu geben, sowie Richter und Friedensrichter, ja sogar die Geschworenen zu hofmeistern. Diese Generalmajors waren

berechtigt, die Decimation einzutreiben, sich der Güter der Widerspenstigen zu bemächtigen und alle die Dinge durchzusetzen, welche der Protector ihnen künftig noch auftragen würde; namentlich sollten sie Cavaliere und Papisten entwaffnen, verdächtige Personen vor Gericht stellen und Schullehrer und Geistliche unter strenger Aufsicht halten.

Die ganze Macht einer Nation, welche damals weder von einer Nationalschuld gedrückt, noch von einer verschwenderischen Aristokratie und deren Verwandten, Clienten und Schützlingen als Eigenthum benutzt wurde, noch mit einer Hof-Civilliste belastet war, und einen ganz bürgerlich lebenden großen Feldherrn zum Regenten hatte, lag in der Hand eines einzigen Mannes, der sehr fromm redete, aber, wie die gar zu frommen Leute pflegen, dabei ganz rücksichtslos handelte. Dies machte den Protector ebenso nach allen Seiten hin gefürchtet, wie in neuester Zeit den ersten Consul von Frankreich. Er demüthigte nicht nur, wie bereits erzählt worden ist, die Republik der Niederlande sondern er machte auch in der Ostsee bei den nordischen Mächten seinen Willen geltend und setzte sogar einem Helden, wie Karl X. von Schweden war, Schranken. Ebenso furchtbar zeigte er sich den übrigen Mächten, über deren Verhältniß zu ihm hier noch Einiges angegeben werden muß. Dies geschieht besonders, um deutlich zu machen, wie sehr das stolze englische Volk sich nachher zur Zeit der Restauration durch das Herabsinken seines Einflusses gekränkt fühlen mußte.

Cromwell erhielt nicht allein von allen Seiten her, selbst von dem holsteinischen Herzoge*), Geschenke, Ehrenbezeugungen und Seltenheiten, sondern er durfte auch die Schwächern ungestraft in Contribution setzen. Die Toscaner hatten gegen englische Schiffe Gewaltthätigkeiten geübt und ihr Großherzog hatte dem Prinzen Ruprecht, als dieser mit dem ihm von Karl II. überlassenen Theile der englischen Flotte Seeräuberei trieb, das Einlaufen in seinen Hafen gestattet. Der Protector schickte deshalb den Besieger der holländischen Seehelden, den Admiral **Blake**, mit einer Flotte in das mittelländische Meer und dieser zwang nicht blos den Großherzog, den englischen Kaufleuten Genugthuung für das erlittene Unrecht zu geben, sondern er erpreßte auch von ihm noch eine bedeutende Summe Geld. Zugleich nöthigte Blake alle italienischen Seestaaten und sogar den Dey von Algier, die englische Flagge zu ehren; dem Dey von Tripolis zerstörte er neun Schiffe, worauf der von Tunis freiwillig allen Forderungen Englands nachgab, so daß der Protector den Ruhm gewann,

*) Nämlich sechs friesische Rosse; Cromwell ließ dieselben an einen Wagen anschirren, den er mit einem befreundeten Staatsmann (Thurloe) bestieg, und kutschirte selbst; er stürzte und wurde eine Strecke weit geschleift, wobei sich in seiner Tasche ein Pistol entlud (October 1654).

die Seeräuberstaaten gedemüthigt zu haben. Ein noch weit höheres Ansehen erwarb er sich durch sein Auftreten für die Waldenser in Savoyen, die mit dem Herzog in Streit gerathen waren. Man warf denselben vor, sie hätten sich von den Districten aus, wo sie durch Gnadenbriefe geduldet waren, allzuweit in die Ebene verbreitet. Es wurde ihnen daher der Befehl gegeben, aus ihren neuen Sitzen bei Strafe an Gut und Leben zu weichen; doch sollten sie die von ihnen angebauten Ländereien verkaufen dürfen. Da traten sie mit den benachbarten französischen Waldensern zusammen und die Geistlichkeit von Genf ersuchte im Namen der Verfolgten alle protestantischen Mächte um Verwendung und Hülfe. In England veranstaltete man Geldsammlungen und einen Fasttag; Cromwell schickte nicht nur einen Gesandten nach Turin (1656), sondern machte auch einen Vertrag mit Frankreich, an welchem dem König viel gelegen war, von Ludwig's XIV. Verwendung abhängig. In der That wurde den Waldensern Amnestie bewilligt und die frühere Duldung bestätigt; ein Vorgang, der Cromwell's Einfluß in ungewöhnlichem Glanz erscheinen ließ.

Was Cromwell's Verhältniß zum französischen Reiche und zu Spanien betrifft, so war der damalige Beherrscher des Ersteren, der Kardinal Mazarin, in gleichem Grade, wie Cromwell, über den Prätendenten Karl II. erbittert, weil derselbe den Spaniern versprochen hatte, seinen Einfluß auf die aus Royalisten bestehenden irländischen und schottischen Regimenter in französischen Diensten zu gebrauchen, um sie für Spanien zu gewinnen. Mazarin hatte dem Protector die Versicherung ertheilt, daß die Festung Dünkirchen, sobald sie von den Franzosen den Spaniern abgenommen worden sei, an England abgetreten werden würde. Cromwell traf hierauf im Stillen alle Anstalten, um auch seinerseits die Spanier anzugreifen und die Bedrängnisse dieses Staates nicht nur zur Erwerbung von Dünkirchen, sondern zugleich auch zur Wegnahme der spanischen Silberflotten und zu Eroberungen in Amerika benutzen zu können. Er rüstete gleich einem Räuber insgeheim Flotte und Heer aus, hielt seine Absichten lange Zeit sorfältig verborgen und fiel dann unversehens über die Spanier her. Blake wurde mit Landungstruppen ausgesendet, um Cadix und Gibraltar anzugreifen, der Admiral Penn und der General Venables erhielten den Auftrag, in Westindien San Domingo (Haiti) oder, wie es damals noch hieß, Hispaniola und andere Colonieen Spaniens zu erobern. Die Unternehmungen gegen Gibraltar, Cadix und San Domingo scheiterten; dagegen wurden in der Nähe der Tajo-Mündung einige mit Schätzen beladene spanische Schiffe gekapert und in Amerika die Insel Jamaika in Besitz genommen, deren Eroberung man damals nicht der Ausrüstungskosten werth erachtete, welche aber ein Jahr-

hundert später die Hauptbesitzung der Engländer in Westindien ward. Ungeachtet dieser Erfolge blieben in England die Unternehmungen gegen Spanien unpopulär, da der Handelsstand von einem guten Einverständniß mit dieser katholischen Macht größere Vortheile erwartete.

Durch seine Unternehmungen zu Wasser und zu Land gerieth Cromwell in eine Geldverlegenheit, die ihm sehr drückend ward. Er hatte, da die Zeit, für welche das Parlament ihm die gewöhnlichen Steuern zugestanden hatte, schon längst abgelaufen war, sich genöthigt gesehen, dieselben nach und nach durch seine Generalmajors eintreiben zu lassen. Dadurch waren Widersetzlichkeiten hervorgerufen worden, welche die Aufregung vermehrten und die Lage der Dinge für Cromwell bedenklich machten. Nach dem bekannten früheren Vorgange Hampden's hatte ein Sir Peter Wentworth die Landsteuer, ein Kaufmann Coney die Abgabe von der Einfuhr und Ausfuhr verweigert. Beide waren dafür zwar gepfändet und mit Geldbußen belegt worden; sie hatten sich aber an die ordentlichen Gerichte gewandt und vor diesen hatten dann die Advokaten das Volk um so leichter aufgeregt, da Cromwell ja selbst in seinem Regierungs-Instrument versprochen hatte, daß keine Steuer ohne Bewilligung des Parlaments erhoben werden solle. Cromwell hatte sich damit geholfen, daß er durch einen Machtspruch die gerichtliche Klage niederschlug, die Advocaten, welche dieselbe geführt hatten, in den Tower werfen ließ und die Richter, welche die Klage angenommen hatten, tüchtig schalt. Die Letzteren hatte Cromwell mit folgenden Worten angeredet: „Ihr großen — (hier gebrauchte er einen Ausdruck, den wir nicht wieder zu geben Lust haben), ihr habt euch gar nicht in das, was ich thue, einzumischen. Ich für mein Theil weiß ganz gewiß, daß Alles, was ich thue, für die Sicherheit der Republik (commonwealth) gethan wird. Wer hat euch zu Richtern gemacht? Welches andere Recht habt ihr die Leute zu richten, als das, welches ich euch gegeben habe? Wacht ein wenig besser über das, was mir vortheilhaft ist! Das allein kann euch aufrecht erhalten. Erlaubt darum den Rechtsgelehrten (lawyers, ein Ausdruck, welcher bei gemeinen Leuten in gewisser Beziehung gleichbedeutend mit Zungendrescher ist) nicht, daß sie vor euch mit einem Geschwätze auftreten, welches ihr gar nicht anhören solltet." *)

*) Um diese Zeit traten die holländischen Juden mit Cromwell in Verbindung, um ihren Glaubensgenossen die Rückkehr nach England zu ermöglichen, von wo sie seit Jahrhunderten ausgeschlossen waren. Die Verhandlungen führte der gelehrte Manasse ben Israel, geboren in Lissabon als Sohn eines Neuchristen. Manasse vertheidigte die Zulassung der Juden in einer Druckschrift und Cromwell berief zur Begutachtung der Sache im December 1655 eine Commission von zwei Juristen, sieben Bürgern und 14 Geistlichen; die Letzteren verwirrten die Debatte durch überlange Reden. Soviel ist sicher, daß

Wie jene Advokaten, so waren auch andere Widerspenstige eingekerkert worden; doch widerfuhr ihnen allen nichts Härteres. Unter ihnen befand sich auch der Generalmajor Ludlow. Dieser hatte, als Cromwell ihm seine Bestallung abfordern ließ, erklärt, er könne dieselbe, da sie von einem souverainen Parlament ausgefertigt worden sei, auch nur an ein solches zurückgeben. Er wurde, nachdem Cromwell in Bezug auf ihn alle Mittel der Güte und des Drohens erschöpft hatte, in Haft genommen. Der Protector sah zuletzt ein, daß er durch sein barsches, despotisches Benehmen das Uebel nur noch ärger mache. Er beschloß deshalb, es noch einmal mit einem Parlament zu versuchen und schrieb dasselbe auf den 17. September 1656 aus. Die Wahlen für dieses Parlament wurden zu einer Zeit vorgenommen, in welcher Cromwell's Generalmajors noch in voller Thätigkeit waren. Man hätte daher erwarten sollen, daß unter dem militärischen Einflusse derselben alle Wahlen unbedingt zu Gunsten des Protectors ausfallen würden; zu Cromwell's Schrecken wurden aber nur in Schottland und Irland diejenigen gewählt, welche der Kriegsrath unter der Hand empfohlen hatte; in England dagegen ward gerade durch jene Wahlen aller Welt kund, daß Cromwell's und seiner Generale Ansehen nicht maaßgebend sei. Dieses Resultat der Wahlen in England war um so mehr bedenklich, da dieselben keineswegs frei gewesen waren. Man hatte manche Republikaner, damit sie nicht wählbar seien, in einen Kriminal-Proceß verwickelt; man hatte ferner schon im Regierungs-Instrument alle Cavaliere und Katholiken, die sich der Sache des Parlaments nicht angenommen hatten, des Wahlrechtes für verlustig erklärt; man hatte die gesammte im Lande befindliche Militärmacht und den ganzen Einfluß der Regierung bei den Wahlen angewendet; man hatte endlich die Verbreiter einer Flugschrift verhaftet, in welcher die Wähler dringend ermahnt wurden, jetzt, wo vielleicht zum letzten Male sich eine Gelegenheit zur Rettung der Freiheit darbiete, nur erprobte Republikaner zu wählen. Nichtsdestoweniger fielen in den meisten Grafschaften Cromwell's Kandidaten durch. Um von dem neuen Parlament wenigstens die Anerkennung der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft zu erlangen, nahm Cromwell noch einmal zu einem militärischen Gewaltstreich seine Zuflucht. Er verordnete, daß das Verzeichniß der Gewählten den Kriegsräthen vorgelegt werden solle, und befahl den Generalmajors, genaue Nachforschungen über die politischen und religiösen Grundsätze der Gewählten anzustellen und die so geprüften Listen an den Protector einzusenden. Durch diesen wurden dann etwa 100 der Gewählten ausgestrichen.

seitdem einzelne Juden sich in London ansiedelten und daß sie schon 1663 eine Synagoge errichteten.

Bei der Eröffnung des neuen Parlaments (17. September 1656) wurden ebenso, wie bei der des vorigen, die Mitglieder im Conferenz-Saal durch den Protector auf seine gewöhnliche Weise angeredet. Auch waren wieder Soldaten der Garde am Eingange des Hauses aufgestellt. Diese Soldaten mußten alle diejenigen Deputirten, welche das vom vorigen Parlament bestrittene Document der Anerkennung des Protectors nicht unterzeichnen wollten, vom Eintritt ins Parlament abhalten. Cromwell's Rede im Conferenz-Saal war, wie gewöhnlich, sehr langweilig; doch kann man nicht leugnen, daß er mit einer ihm eigenen Kunst die Spanier und Karl Stuart einflocht, um von einem republikanischen Parlament die gewünschten Subsidien zu erhalten; besonders empfahl er fortwährenden Kampf gegen Spanien mit Anwendung des Bibelspruches: „Ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem Samen." Am Schlusse erläuterte er den 85sten Psalm und machte von seiner jüdischen Terminologie abermals einen Gebrauch, der uns, obgleich dies neuerdings auch in Deutschland wieder Mode wurde, sehr anstößig scheint. „Wenn," sagte er, „der Papst, die Spanier und der Teufel mit seinem ganzen Anhange wider uns sind und gleich einem Bienenschwarm uns einschließen, so werden wir ihnen doch im Namen des Herrn Trotz bieten. Der Herr der Heerscharen ist mit uns, der Gott Jakob's ist unsere Zuflucht."

Die ausgeschlossenen Mitglieder protestirten vermittelst einer sehr kühnen Berufung ans Volk; das Einzige aber, was sie dadurch ausrichteten, war die für Jedermann klarer werdende Gewißheit, daß der Protector sich weder auf die Stimmung des Volkes, noch auf die des Parlaments werde stützen können, ja, daß er sogar seine alten Freunde im Heere nach und nach von ihren Stellen und aus dem Heere werde entfernen müssen. Im Anfange schien es, als wenn sich das zweite Parlament wirklich folgsam gegen seinen Schöpfer beweisen wolle. Das Haus sprach aus, daß der Krieg mit Spanien gerecht und vortheilhaft sei. Es erklärte ferner alle Ansprüche Karl Stuart's und seiner Familie an die Regierung von England für nichtig und legte jedem Engländer die Verpflichtung auf, eine dahinzielende Erklärung zu unterschreiben. Einigen Widerspruch erfuhr ein anderes Gesetz, vermöge dessen es für Hochverrath erklärt wurde, wenn jemand einen Anschlag auf das Leben Cromwell's mache. Mehrere andere Parlaments-Beschlüsse gewährten dem Protector einen größeren Betrag von Steuern, als je dem Könige gewährt worden war, nämlich bis zu 400,000 Pfund. Sogar die Steuer von der Einfuhr und Ausfuhr ward dem Protector auf Lebenszeit zugestanden. Ueber die Art der zu erhebenden Steuern ward freilich zu Cromwell's Verdruß lange gestritten; er erhielt aber doch große Summen. Dabei wurde gerade

so verfahren, als wenn Cromwell ganz in die Rechte der alten Könige eingetreten wäre. Alle jene Parlaments-Acten wurden nämlich Sr. Hoheit (Highness), wie man Cromwell anredete, feierlich überreicht und von ihm bestätigt. Die Art, wie er dies als sein Recht in Anspruch nahm, war sonderbar genug; wir theilen deshalb unten seine eigenen Worte mit.*)

Trotz aller jener Beschlüsse des Parlaments hätte Cromwell doch gern nach den alten Gesetzen und unter einem Titel regiert, an welchen die Nation von jeher gewohnt war. Ebenso hätte er auch gern den Generalmajors die Gewalt entzogen, die sie auf empörende Weise zu mißbrauchen begannen. Er bemühte sich daher, den Königstitel zu erhalten. Um diesen zu erlangen, suchte er zunächst das Parlament zu überzeugen, daß es besser sei, sich einen gesetzmäßigen König und eine bürgerliche Obrigkeit gefallen zu lassen, als eine Anzahl militärischer Paschas zu dulden. Er selbst zwar hatte dieselben eingesetzt und hatte die Einrichtung als erprobt und wohlthätig angepriesen. Doch kam er zu der Ueberzeugung, daß dieselbe nunmehr ganz unpopulär sei und daß man sich seine eigene Erhebung um so eher gefallen lassen werde, wenn sie mit Beseitigung der militärischen Statthalter verbunden sei. Die Letzteren hatten eben ihre Verachtung gegen das Parlament in sehr anstößiger Weise kundgegeben. Als man in Betreff der Mißbräuche ihrer Amtsthätigkeit im Parlament den Vorschlag machte, für das Geschehene Vergessenheit zu gewähren und nur allen künftigen Mißbräuchen vorzubeugen, rief einer der anwesenden Generalmajors laut aus: das würden sie ihnen gar nicht Dank wissen; denn so lange sie ihre Degen an der Seite hätten, wären sie im Stande, sich selbst zu schützen und sich Straflosigkeit zu verschaffen. Dies rief von Seiten der Juristen im Parlament einen Antrag auf Abschaffung der Militär-Gewalt hervor, zugleich aber auch von der anderen Seite her den Vorschlag, daß das Parlament das Regierungs-Instrument und die den Generalmajors ertheilten Rechte bestätigen solle. Die Bestätigung des Regierungs-Instruments wurde ohne Schwierigkeit angenommen; der andere Punkt aber fand heftigen Widerstand, und wenn wir Ludlow Glauben schenken, so gab bei dieser Gelegenheit Cromwell selbst seine Creaturen, die Generalmajors, auf. Sein Schwiegersohn Claypole (vermählt mit Elisabeth Cromwell) erklärte nämlich damals, daß die Befugniß der Generalmajors sich nicht mit den englischen Gesetzen vereinigen lasse, und man glaubte, dieser Ausspruch sei ihm von Cromwell eingegeben worden. In dieser Meinung wurde man bestärkt, als ein Neffe des Protectors, Harry Cromwell, sich ebenfalls heftig

*) Er sagte: That it had been the custom of the chief governors, to acknowledge to the care and kindness of the commons on such occasions, so he did very heartily and thankfully acknowledge theirs

gegen die Oligarchie der Generalmajors aussprach. Jedermann hatte gemeint, daß Cromwell dies dem Letzteren sehr übel nehmen werde; es geschah aber gerade das Gegentheil. Als nämlich Harry noch an demselben Abend dem Protector den Vorfall berichtete, überreichte dieser ihm seinen prächtigen Scharlachmantel und seine Handschuhe, und Harry erschien mit Beiden bekleidet am folgenden Tage im Parlament. Ehe der Protector zur Aufhebung der militärischen Herrschaft schritt, ließ er einen Versuch machen, wie das Parlament den Vorschlag, ihn zum Könige zu ernennen, aufnehmen werde. Auch dies geschah von einem Manne, der sich gefallen ließ, daß der Protector, sobald die Unmöglichkeit, die Sache durchzusetzen, klar geworden war, sich stellte, als wenn er keinen Antheil an der Sache habe, und sogar sehr aufgebracht darüber sei. Der Antrag, Cromwell zum Könige zu ernennen, wurde von dem Obersten William Jephson, einem irländischen Deputirten, gestellt. Er wurde verworfen, weil, abgesehen von allem Anderen, dieser Mann zu wenig Anhang hatte, um ihn durchzusetzen. Cromwell spielte auch bei dieser Gelegenheit eine politische Komödie. Er sagte nämlich bei Tische zu dem Obersten Jephson, er begreife nicht, wie er dazu gekommen sei, jenen Vorschlag zu machen, und der Oberst, dem doch Cromwell selbst die Sache eingegeben hatte, antwortete ausweichend. Gleich darauf aber klopfte Cromwell demselben Manne, obgleich er ihn nach seiner nicht gerade feinen Art zu scherzen einen Thoren nannte, freundlich auf die Schulter, und verlieh dem Sohne desselben eine Compagnie. Die Generalmajors sahen sich schon im Januar 1657 von Cromwell ganz aufgegeben. Als nämlich damals aufs Neue der Vorschlag gemacht wurde, ihre Anstellung und ihr Verfahren durch ein Gesetz für rechtmäßig zu erklären, konnte derselbe, weil der Protector ihn mißbilligte, nicht durchgesetzt werden. Die Generalmajors dankten daher schon im Februar freiwillig ab, um sich nicht unzähligen Processen wegen der von ihnen geübten militärischen Gewalt ausgesetzt zu sehen.

Dies geschah um dieselbe Zeit, als ohne Cromwell's Zuthun einige seiner Clienten eine Verschwörung gegen sein Leben benutzten, um das Parlament zu bitten, daß er durch den Königstitel mit einem schützenden Nimbus umgeben werde. Cromwell hatte nämlich schon vorher aus den Debatten über sein Regierungs-Instrument erkannt, daß die in demselben gegebene Verfassung dem Parlament und der Nation nicht genügen könne, und ließ deshalb jetzt durch eine seiner Creaturen, den Deputirten der Altstadt von London, Rathsherr (alderman) Pack, eine andere Verfassung vorschlagen, in welcher von zwei Kammern und einem Könige die Rede war (Februar 1657). Dieser Vorschlag war zunächst „gehorsamste Adresse und Vorstellung",

nachher „gehorsamste Bitte und Rath (humble petition and advice)“ überschrieben und unter Cromwell's Augen verfertigt worden. Er wurde von Pack und anderen Deputirten eifrig vertheidigt. Pack war auch Referent in der Sache und berieth sich über dieselbe oft mehrere Stunden lang mit Cromwell, mit Lord Broghill, Pierpont, Wolseley und Thurloe. Schlauer Weise war in dem Vorschlage nur von zwei Kammern und einem Könige die Rede; wer aber König werden solle, war nicht gesagt, sondern man hatte eine Lücke für den Namen gelassen. Die Sache hatte die höheren Officiere und den Rest der Republikaner gegen sich und veranlaßte einen heftigen Sturm im Hause, so daß Pack sogar als Verbrecher vor die Schranken gerufen wurde. Dieser Sturm wurde jedoch bald gestillt. Die Debatte begann und es ward trotz heftigen Widerspruches ein Artikel nach dem anderen, zuletzt das Ganze mit 123 Stimmen gegen 61, angenommen. Man brachte es sogar dahin, daß die Lücke, welche für den Namen des zu erwählenden Königs gelassen war, mit Cromwell's Namen ausgefüllt wurde, so heftig sich auch sein Schwiegersohn Fleetwood und sein Schwager Desborough, bisher Generalmajor in fünf Grafschaften, dagegen erklärten; in ihrer Gegenwart sprach Cromwell gern von der Krone wie von einem Spielzeug, das man Kindern gewähren müsse. Auch die Benennung der beiden Kammern war nicht ausgefüllt gewesen; jetzt setzte man dafür: die Kammer der Gemeinen und die andere Kammer. Die Ernennung der 70 Mitglieder dieser anderen Kammer wollte sich anfangs das Parlament vorbehalten; der Protector brachte es aber dahin, daß sie ihm überlassen wurde. Auch die für ihn und für Heer und Flotte ausgeworfene Summe mußte, da er mit ihrem Betrage nicht zufrieden war, bedeutend erhöht werden.

Von Februar bis Mai 1657 ließ Cromwell sich um die Annahme der Königswürde, die er doch so angelegentlich suchte, heftig bestürmen; Lenthal gebrauchte sogar, um ihn zur Annahme zu bewegen, einen Grund, welcher dem Protector, der jetzt sein eigenes Regierungs-Instrument ein faules Brett nannte, zu jeder anderen Zeit sehr widrig gewesen sein würde. Lenthal behauptete nämlich, Cromwell könne den Königstitel schon aus dem einzigen Grunde nicht ablehnen, weil er ihm vom Parlament angeboten werde, welchem er als dem Souverain nichts abschlagen dürfe. Cromwell war endlich am 6. Mai entschlossen, den Königstitel anzunehmen, wagte es aber doch nicht, bis er seinen Schwiegersohn Fleetwood, an dessen Stelle er seinen Sohn Heinrich nach Irland geschickt hatte, und den mit des Protectors Schwester Anna vermählten Oberst Desborough darüber gehört hätte. Er bat sich daher bei dem Letzteren auf den folgenden Tag zu Tische und nahm Fleetwood mit sich. Von der Unterredung, welche er mit diesen beiden

Männern hatte, berichtet uns Ludlow, welcher, wie er sagt, seine Nachricht von Desborough selbst hatte. Die genannten beiden Männer hätten, sagt Ludlow, dem Protector gezeigt, daß er die Sache falsch ansehe, weil er nicht Alles wisse. Er irre sich nämlich, wenn er glaube, daß die Leute, welche ihm den Gedanken König zu werden eingegeben hätten, Karl Stuart's Feinde wären; dies sei keineswegs der Fall; wenn er also das, was jene Leute ihm angeboten hätten, annehme, so werde er unfehlbar sich und seine Freunde ins Verderben stürzen. Nichts destoweniger ließ Cromwell das Parlament in den Conferenz-Saal entbieten; er begegnete aber zufällig dem Oberst Desborough, dem er seinen Vorsatz kund that, und dieser sagte ihm: er halte dann die Sache der Familie Cromwell für gänzlich verloren; er selbst sei zwar entschlossen, nie gegen ihn zu handeln, allein er werde auch nie etwas für ihn thun. Zu Hause fand Desborough unmittelbar nachher jenen Pride, welcher einst für Cromwell das lange Parlament gelichtet hatte; und als er diesem ankündigte, was Cromwell thun wolle, erwiderte Pride: „Das wird er nicht thun; laß mich eine Petition aufsetzen, und ich will es schon machen." Die Petition ward vom Doctor Owen aufgesetzt; ehe sie aber noch fertig war, änderte Cromwell seinen Entschluß. Er hatte erfahren, daß Lambert, der nächst ihm selbst ein Heer und im Lande das größte Vertrauen genoß, und viele andere angesehene Officiere über das, was er vorhabe, unzufrieden seien; er ließ daher vorerst die Versammlung im Conferenz-Saale abbestellen und das Parlament ersuchen, einen Ausschuß zu ernennen und eine Deputation an ihn zu schicken, mit welcher er über die Sache berathschlagen könne. Ein Mißverständniß veranlaßte, daß der Deputation kein specieller Auftrag gegeben wurde, daß also auch keine Berathschlagung statt fand.

Als einen Tag später das Parlament die Sache wieder vornahm, erschien der Oberst Mason mit noch 26 Officieren und ließ den Oberst Desborough herausrufen, weil sie im Auftrage des Heeres eine Petition übergeben wollten. Desborough, welcher wohl wußte, daß diese Petition der auf seine Veranlassung von Owen verfertigte Aufsatz sei, nahm dieselbe nicht ab, sondern erklärte im Parlament, die Officiere wünschten eine Vorstellung zu überreichen. Dies ward augenblicklich zugestanden, weil man glaubte, die Petition enthalte die Bitte, daß Cromwell zum Könige ausgerufen werden möge. Nun aber bei der Vorlesung vernahm das Parlament mit Bestürzung, daß die Petition einen ganz andern Inhalt hatte; die Bittsteller erklärten die beabsichtigte Veränderung für durchaus verderblich und drangen darauf, man möge an der guten alten Sache festhalten, für welche sie alle ihr Leben einsetzen wollten. Dies war für die Majorität des Parlaments und für Cromwell ein Blitzstrahl, weil die Zahl der Officiere, welche sie

unterschrieben hatten oder im Parlamente sitzend ihren Inhalt billigten, mehr als die Hälfte der in den umliegenden Gegenden befindlichen betrug. Cromwell ließ sogleich den Generallieutenant Fleetwood rufen und machte ihm Vorwürfe, daß er es mit der Petition so weit habe kommen lassen, da ihm ja recht gut bekannt sei, daß er ohne die Zustimmung des Heeres die Krone nie annehmen werde. Zugleich forderte Cromwell ihn auf, in das Parlament zurückzukehren und zu verhindern, daß dieses weitere Schritte thue. Fleetwood erklärte dann der Versammlung, sie brauche die Vorstellung der Officiere nicht in weitere Erwägung zu ziehen und möge die Berathung über sie aufschieben, bis der Protector selbst sich ausgesprochen habe, ob er das Anerbieten überhaupt billige. Cromwell ließ hierauf das Parlament nicht in den Conferenz-Saal rufen, in welchem er sonst seine Reden zu halten und die Parlamentsbeschlüsse zu bestätigen pflegte, sondern in den großen Ballsaal von Whitehall. Hier erklärte er nach seiner Weise, wie wenn er selbst nie an das Königthum gedacht hätte, daß weder die Debatte des Hauses, noch sein eigenes Nachdenken, noch das Zureden des Ausschusses und der Deputation ihn überzeugt hätten, daß er den Königstitel annehmen dürfe. „Darum", setzte er nach einer frommen Wendung über Glauben und Sünde hinzu, „kann ich die Regierung unter dem Titel König nicht übernehmen, und dies ist mein Bescheid in dieser großen und wichtigen Angelegenheit." (8. Mai 1657). Er erhielt indessen dafür vom Parlament alles Andere, was er wünschen konnte; namentlich wurde das Staatseinkommen auf drei Jahre hinaus um 300,000 Pfund erhöht.

Die neue Verfassung, welche Cromwell hatte verfertigen und durch Pack einreichen lassen, wurde noch im Mai 1657 mit unbedeutenden Aenderungen angenommen. Nach ihr sollte dem Protector wie einem Könige förmlich gehuldigt werden. Er sollte ferner seinen Nachfolger im Protectorat selbst ernennen. Es ward ihm außerdem für Flotte und Heer, für seinen Haushalt, für seine Hof- und Staatsdiener eine ansehnliche jährliche Summe angewiesen. Man ertheilte ihm endlich noch das Recht, die Mitglieder des neben dem Hause der Gemeinen bestehenden anderen Hauses auf Lebenszeit zu ernennen. Dies sollte während der Vertagung des Parlaments geschehen, und nachher sollte die Liste der vom Protector Ernannten zuerst im Hause der Gemeinen und dann auch in dem anderen Hause geprüft werden. Mit den angegebenen Vortheilen, die man dem Protector gewährte, waren jedoch auch zwei wichtige Beschränkungen verbunden, welche zugleich eine öffentliche Mißbilligung seiner früheren Schritte enthielten. Es ward ihm nämlich erstens untersagt, fernerhin irgend jemand vom Parlament auszuschließen und eine Wache am Parlaments-Gebäude aufzustellen; das Recht, die Befähigung der Unterhaus-Mitglieder zu

prüfen, sollte einzig dem Hause selbst zustehen; und zweitens sollte er zwischen den Sitzungszeiten des Parlaments nicht mehr eigenmächtig Gesetze geben dürfen. In Bezug auf die Religionsform sollte der Protector mit dem Parlament eine Vereinbarung treffen; denjenigen, die derselben nicht zustimmten, wurde Gewissensfreiheit und freie Uebung ihres Gottesdienstes zugesichert, sofern sie nicht etwa die Dreieinigkeit läugneten oder sich zu prälatistischen, papistischen oder unmoralischen Grundsätzen bekennten.

Nachdem diese neue Verfassung beschlossen worden war, erfolgte am 26. Juni eine Ceremonie, durch welche einem Volke, das dergleichen Dinge nicht entbehren kann, die Freude des Gaffens bei einer Krönung ersetzt werden sollte. In Westminsterhall ward ein Gerüst mit einem prächtigen Thronsessel aufgestellt. Auf jenes Gerüst stellte sich der Protector und hierauf ward er von dem Sprecher und seinen Beigeordneten zuerst mit einem Purpurmantel bekleidet, welcher mit Hermelin eingefaßt war. Dann überreichte derselbe Sprecher ihm eine mit goldenen Buckeln reich verzierte Bibel, umgürtete ihn mit einem Schwerte, gab ihm ein goldenes Scepter in die Hand und nahm ihm den Eid ab. Zur Linken des Protectors stand in einiger Entfernung der holländische, zur Rechten der französische Botschafter; der Graf Warwick trug das Schwert der Republik, der Lord-Mayor das der Bürgerschaft und zum Schlusse rief man unter Trompetenschall: „Lang lebe seine Hoheit, Gott erhalte den Lord Protector!" Der übrigen Possen und der Rednerei, welche diese Ceremonie begleiteten, erwähnen wir nicht, weil hinreichend deutlich gemacht ist, welche Freude jetzt Cromwell den Anhängern der alten Ordnung gewährte. Die große Mehrheit des englischen Volkes, besonders die Besitzer des Grundeigenthums waren nämlich den Neuerungen abgeneigt. Bei dem prächtigen Mahle, welches Cromwell nach seiner feierlichen Einsetzung seinen Anhängern gab, fehlte schon Lambert, welcher von dieser Zeit an in Ungnade war, weil er dem Protector erklärt hatte, daß er, wenn er das Königthum suche, auf die Truppen nicht mehr rechnen könne.

Nach der Huldigung wurde das Parlament auf sechs Monate vertagt. Inzwischen erhöhte sich das Ansehen Englands durch einen glücklichen Kampf gegen Spanien; Blake hatte bereits im April im Hafen von Cadix einen glänzenden Sieg erfochten; doch starb er auf der Heimkehr, als er eben an der Rhede von Plymouth landete. Obwohl dieser Seeheld stets erklärt hatte, daß er nur für das Vaterland, nicht für die Regierung kämpfe, ließ ihn doch Cromwell höchst feierlich in der Westminster-Abtei bestatten. Seine nächste Sorge war um diese Zeit, sein Parlament zu vervollständigen. Er ernannte 62 Mitglieder des anderen Hauses, und ertheilte denselben den Titel Lords;

in der Form der Einberufung hielt er sich ganz an das königliche Herkommen. Zu den neuen Lords gehörten seine beiden Söhne Richard und Heinrich, acht Pairs aus der königlichen Zeit, von welchen aber sechs die Wahl nicht annehmen wollten, einige Officiere, unter ihnen auch die Obersten Hewson und Pride, von denen der eine früher Schuster, der andere Kärcher gewesen war, Lenthal und andere ehemalige Mitglieder des Unterhauses, von welchen jedoch mehrere vorzogen im Unterhause zu bleiben, sowie endlich einige reiche Leute und Gutsbesitzer, Officiere und Rechtsgelehrte. Durch dieses Oberhaus beleidigte der Protector seine Anhänger, ohne, wie er gehofft hatte, die Freunde des Alten zu gewinnen.

Auf den Januar 1658 berief Cromwell das neue Parlament. Bei der Eröffnung desselben wurden die in der königlichen Zeit gebräuchlichen Formen und Formeln angewendet. Die Mitglieder des Hauses der Gemeinen wurden vom Thürhüter des schwarzen Stabes in das Oberhaus gerufen, wo Se. Hoheit der Protector unter einem Baldachin königlich thronte. Auch Cromwell's Anrede an die beiden Kammern lautete wie früher die königliche: „Meine Lords und meine edelen Herren vom Hause der Gemeinen." Am Schlusse der Rede erklärte Cromwell dem Parlament den 85. Psalm. In Betreff der Geschäfte aber wies er die Versammlung an den Siegelbewahrer. Er gerieth gleich anfangs mit dem Parlament in Streit, weil dieses die von ihm in der vorigen Sitzung willkürlich ausgeschlossenen 100 Mitglieder, nachdem dieselben den geforderten Eid geleistet hatten, wieder in seinen Schoß aufnahm. Von den alten Pairs hatten sich nur zwei im Oberhaus eingefunden, Lord Eure und Lord Falconberg, welcher Letztere sich kurz vorher mit Cromwell's dritter Tochter vermählt hatte. Haslerig, den Cromwell gerade wegen seines Einflusses und seiner Beredsamkeit vom Hause der Gemeinen entfernt halten wollte und unter die Lords berufen hatte, nahm diese Berufung nicht an; ja, er wie auch Scott und andere weigerten sich, das andere Haus als Pairs-Kammer anzuerkennen, bestritten sogar die dem Protector von einem nicht vollständigen Hause zuerkannten Rechte, und rissen die Mehrheit mit sich fort. Während des Monats Januar sah Cromwell dem Sturme in den Kammern ruhig zu; dann entschloß er sich aber, wiewohl höchst ungern, wieder zu einer gewaltsamen Auflösung der Versammlung, weil er wußte oder doch fürchtete, daß die Republikaner im Parlament sich mit den Unzufriedenen im Heere in Verbindung gesetzt hätten. Auf diesen Gedanken eines neuen Staatsstreiches kam er so plötzlich, daß er, als er am 4. Februar 1658 ihn ausführte, nicht einmal seinen Wagen und seine Garde abwartete, sondern sich in einen zufällig dastehenden zweispännigen Miethwagen warf und, nachdem er einigen

Gardisten zugerufen hatte, ihm zu folgen, nach dem Parlaments-Gebäude fuhr. Hier ließ er Fleetwood herausrufen, theilte ihm mit, daß er das Parlament wieder auflösen wolle, und führte dies dann, ohne auf Fleetwood's dringende Gegenvorstellungen zu achten, sogleich aus. Er ließ die Mitglieder des Unterhauses zu sich in das Oberhaus bescheiden, hielt eine Rede voll frommer Scheltworte und Schimpfreden und schloß mit dem Ausrufe: „Ich denke, daß es hohe Zeit ist, eueren Sitzungen ein Ende zu machen. Ich löse daher dieses Parlament hiermit auf. Möge Gott zwischen mir und euch richten!" „Amen! Amen!" rief ein Theil der Opposition.

Von diesem Augenblicke an stützte sich Cromwell ganz allein auf sein Heer. Auch war dasselbe ihm bis an seinen Tod behülflich, das Vaterland mit gewaltsamer Hand zu regieren. Freilich ist zu bedenken, daß dieses Heer nicht aus Prätorianern, aus berufsmäßigen Söldlingen bestand, deren einzige Heimath das Lager ist, sondern aus tüchtigen, stolzen Menschen, die aus den verschiedensten Lebenskreisen hervorgegangen waren, selbstständige Ansichten hegten und ihren Werth als Bürger fühlten. Zucht, Entschlossenheit und gläubige Strenge herrschten in ihren Reihen. So sehr sie auf gute Nahrung und Kleidung hielten, befand sich unter ihnen doch kein Raubgesindel. Sie verehrten zudem in Cromwell den Feldherrn, welcher damals Englands Kriegsruhm gegen die Spanier geltend machte und Frankreich dahin brachte, daß es ihm Dünkirchen überließ. Diese wichtige Seefestung, von den verbündeten Engländern und Franzosen unter Turenne's Oberbefehl bedrängt, capitulirte nach einer verlorenen Schlacht im Juni 1658; Ludwig XIV. übergab die Schlüssel persönlich dem Botschafter Cromwell's. Dieser, von Glanz umgeben, befand sich gleichwohl in seinem letzten Lebensjahre in einer sorgenschweren Lage; die zunehmenden Geldbedürfnisse setzten ihn in Verlegenheit, da er kaum noch hoffte, sie durch regelmäßige Bewilligung eines Parlamentes decken zu können. Die Kunde von Mordanschlägen erhöhten sein Mißtrauen, so daß er zuletzt stets Waffen und ein Panzerhemde trug, sich überall bewachen ließ und, wie von Tyrannen des Alterthums erzählt wird, sein Schlafzimmer häufig wechselte. Auch die Wahrnehmung, daß in seiner nächsten Umgebung, ja in seiner Familie andere Grundsätze herrschten, als die seinigen, kann ihn trüb gestimmt haben. Mag auch das Verhältniß, in welchem seine Tochter Elisabeth Claypole zu ihm stand, in das Romanhafte und Empfindsame ausgemalt worden sein, so steht doch fest, daß der Tod dieser jungen Frau (7. August 1658) ihn tief erschütterte. Bezeichnend ist die Frage, die er in seiner letzten Krankheit an den Kaplan Sterry richtete: ob es möglich sei, aus der Gnade zu fallen? Als Sterry dies verneinte, rief der Sterbende: „Dann bin

ich sicher, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin." Cromwell starb 1658 im Palast Whitehall an seinem Glückstage, dem 3. September. Die Ereignisse, welche nach seinem Tode eintrafen, hängen mit der Geschichte der Restitution der kraftlosen Stuart's, sowie diese wieder mit den Revolutionen in Holland und mit Mazarin's Herrschaft in Frankreich aufs Engste zusammen. Wir müssen uns daher jetzt zunächst der holländischen und der französischen Geschichte zuwenden.

IX. Niederländische Geschichte von dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande bis zum Tode Wilhelm's II. von Oranien (1650).

1. Entstehung des Streites und der Parteiung der Remonstranten und Contra-Remonstranten.

Die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande, welche seit ihrem Abfalle von Spanien eine Republik bildeten, hatten 1609, unter der Leitung des Prinzen Moritz von Oranien und durch die Bemühungen der französischen Regierung, von Spanien eine sehr auf Schrauben gestellte Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre erhalten (s. Bd. XI., S. 339). Von diesem Augenblicke an ward die neue Republik eine Hauptmacht von Europa. Sie war jedoch dabei ein zugleich sehr reicher und sehr armer Staat. Die neue Republik hatte nämlich in dem langen Kriege mit Spanien als Staat große Schulden auf sich geladen, während dagegen die Bürger selbst durch Industrie, Handel, Schiffahrt, Mäßigkeit und Sparsamkeit das reichste Volk in Europa geworden waren. Diesen kamen auch die schweren Abgaben, die sie zur Verzinsung der Staatsschuld zahlen mußten, wieder zu Gute, weil damals nur die Bewohner der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande oder, wie man nach ihrer Haupt-Provinz sie zu nennen pflegt, die Holländer im Stande waren, den eigenen und fremden Staaten ungeheuere Summen darzuleihen. Dagegen litt die holländische Republik seit ihrer ersten Entstehung an einem unheilbaren Uebel. Dieses bestand darin, daß sowohl in den einzelnen Provinzen, als in der Gesammt-Republik oder den Generalstaaten ewige Reibungen und Streitigkeiten unvermeidlich waren, weil die fürstlichen Rechte, welche das Haus Oranien über ganze

Grafschaften, Marquisate und Herzogthümer des Landes theils erblich besaß, theils von den Staaten selbst erhalten hatte, sich mit den aristokratischen Rechten und Ansprüchen der Generalstaaten und der einzelnen Provinzen nicht vereinigen ließen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts kam sogar noch eine religiöse Spaltung hinzu, die man am wenigsten in einem Lande hätte erwarten sollen, in welchem die allerverschiedensten Secten nicht blos neben einander bestanden und geduldet wurden, sondern auch ihre abweichenden Meinungen mündlich und schriftlich verbreiten durften.

Dieser religiösen Spaltung müssen wir hier zunächst darum gedenken, weil die oranische oder statthalterische Partei sich auf sehr künstliche Weise der ausgebrochenen theologischen Streitigkeiten bediente, um die Aristokraten und Republikaner durch fanatische Geistliche dem Volke als teuflische Ketzer verdächtig machen zu lassen, und die edelsten, gelehrtesten Männer, wie in Sachsen längst geschehen war, wegen ihrer theologischen Meinungen grausam zu verfolgen. In das Innere theologischer Zänkereien über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, über das Verhältniß der drei Personen in Gott zu einander, über die Schöpfung aus Nichts oder, worüber in den Niederlanden auf den Kanzeln getobt ward, über das Verhältniß der göttlichen Vorherbestimmung zur menschlichen Willensfreiheit näher einzugehen, ist für unseren Zweck nicht erforderlich; wir bleiben daher beim Aeußeren stehen. In Holland, wo Oldenbarneveld's Einfluß galt, brachen Verfolgungen später aus als in anderen Provinzen. Zu Sneek in Friesland legten die Prediger dem Magistrat ein Werk von Beza über Tödtung von Ketzern vor und fügten die Bitte hinzu, es möge nach den Grundsätzen desselben gehandelt werden, und ob auch der Verkehr mit den Nachbarn dadurch Schaden nähme. Die friedlichen Mennoniten oder Taufgesinnten zu Sneek und zu Gröningen klagten, sie hätten unter der katholischen Regierung bessere Zeiten gehabt als unter der calvinistischen. Vor Allem aber veranlaßten zwei Professoren der Theologie zu Leyden, welche zugleich Geistliche waren, durch ihren höllischen Eifer in der Bewachung des himmlischen Zion, wie sie es bauen wollten, nicht blos einen Brand, der in Holland, England und der Schweiz unsägliche Verheerungen anrichtete, sondern sie bewirkten auch, daß die bis dahin ganz freie reformirte Kirche ebenso, wie im vorhergehenden Jahrhundert die Lutherische in Deutschland, neben der Bibel, der bisherigen einzigen Richtschnur des Glaubens, an spitzfindige Lehren zänkischer Theologen gefesselt wurde.

Die beiden gelehrten reformirten Theologen, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts in Holland denselben Lärm erregten, den die Lutherischen Zeloten der Wittenberger und Tübinger Schulen am

Ende des 16. in Deutschland erregt hatten, waren Gomarus und Hermanns oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Jacob Arminius. Der Erstere war aus den Schulen der finsteren deutschen Theologie oder der erneuerten deutschen Scholastik hervorgegangen; er hatte sich längere Zeit in Heidelberg, dem damaligen Mittelpunkte des deutschen Calvinismus, aufgehalten und war 1594 als Professor nach Leyden berufen worden. Der Andere war ein in jeder Hinsicht gebildeter und in die Studien, welche damals in Holland blühten, eingeweihter Mann. Arminius war zu Oudewater, Gomarus zu Brügge geboren; Beide aber hatten, ehe sie in Leyden auftraten, nicht blos auf den reformirten Universitäten Deutschlands, sondern auch in Genf und in England gelehrt. Um zu begreifen, wie diese beiden Professoren das ganze phlegmatische Volk der Niederländer in eine Bewegung bringen konnten, welche kaum unter Franzosen und Italienern erklärlich wäre, muß man wissen, daß die fleißigen, eingezogen und sparsam lebenden Holländer ihre Bibel und die Theologie sehr eifrig studirten und ihre Pfarrer (dominees) sowie deren Predigten mit eben der Wichtigkeit betrachteten und anhörten, als die Italiener ihre Sänger. Das holländische Volk wurde daher auch in große Verlegenheit gebracht, als in Leyden zwei Schulen entstanden, welche über Theologie ganz entgegengesetzte Grundsätze hatten und einander verketzerten. Da nämlich die Kirche in den Niederlanden ebenso besucht wurde, wie anderswo das Theater, so war es ein wahres Unglück für die frommen Familien, daß die Prediger anfingen, ganz entgegengesetzte Lehren über Sätze vorzubringen, an welche der gute Holländer seine Seligkeit knüpfte und über die er Tag und Nacht grübelte, ohne ein Licht zu finden. Es war oft der Fall, daß in einer und derselben Kirche ein Prediger am Morgen den Gläubigen mit der Hölle drohte, wenn sie dasjenige für wahr hielten, was sein College am Nachmittage als allein seligmachende Wahrheit dem Gedächtnisse einzuprägen empfahl. Dem damals sehr frommen, jeder Zerstreuung abgeneigten, häuslich und mäßig lebenden Holländer und seiner ganzen Familie war dieser Streit unerträglich, weil er bei dem besten Willen in Gefahr war, seine Seele dem unrechten Pastor anzuvertrauen. Das Volk gerieth daher durch die Zänkerei der Theologen in heftige Bewegung. Die Streitpunkte selbst waren leider solche, welche von Christus und seinen Aposteln absichtlich im Dunkel gelassen wurden, weil sie der menschlichen Forschung niemals erreichbar geworden sind, obgleich man sich mit ihrer Erforschung seit Zoroaster und Buddha unsäglich gequält hat. Die beiden Professoren stritten über den Rathschluß Gottes, welcher doch nach der Schrift ewig dunkel sein wird, über die Vorherbestimmung des Menschen zum Glück oder zum Unglück, über die

göttliche Gnade und ihre Eigenschaften, die man empfinden, aber nicht erklären kann, über die Erbsünde, über den freien Willen und dergleichen mehr, wie einst die Byzantiner über die Gottheit Christi, über die Naturen in ihm und über seinen einfachen oder doppelten Willen. Gomarus hatte in Leyden schon längere Zeit die von Calvinus mit unerbittlicher Strenge aufgestellten Grundsätze über die so eben erwähnten Lehren vorgetragen, als 1603 der Streit dadurch begann, daß Arminius sich in Leyden einen Anhang bildete, indem er (1604) einige Thesen zur Vertheidigung der milderen Auffassung aufstellte, welche Gomarus für seelenverderbend erklärte und als Pelagianismus (s. Bd. III., S. 373), ja als Papismus verschrie und verschreien ließ. Doch beschränkte sich der Streit nicht auf die Lehre von der Prädestination; Arminius und seine Anhänger wollten das Glaubensbekenntniß und den Heidelberger Katechismus einer Revision unterwerfen, während Gomarus beide Schriften für unantastbare Formulare der Einigkeit erklärte und verlangte, es solle Niemand, der sie nicht unterzeichne, zum Predigen zugelassen werden. Die Arminianer entwarfen eine sehr schlicht gehaltene Anweisung zum Religionsunterricht für Kinder; die Gomaristen aber erklärten, auf diese Weise könnten die gräulichsten Lehren Eingang finden, da es doch gegen die Ketzerei starker Dämme bedürfe. Die Sache kam schon zu Lebzeiten des Arminius, welcher 1609 starb, dahin, daß die Staaten von Holland oder mit anderen Worten die souveraine Regierung dieser Provinz sich in den Streit einmischen mußten, obgleich der große und weise Groß-Pensionarius der Republik oder, wie wir sagen würden, ihr Kanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Oldenbarnevelд, durchaus keine Bedeutung auf dieses Schul- und Kanzel-Gezänke legte. Oldenbarneveld erklärte den zankenden Professoren geradezu, er halte dafür, daß dieser Streit die Grundlehren des Christenthums gar nicht berühre. Dies erbitterte den groben Gomarus heftig. Er bat um die Erlaubniß, antworten zu dürfen, und sagte dann dem Minister, er seines Theiles getraue sich nicht, mit Behauptung solcher Lehren, wie diejenigen seines anwesenden Collegen wären, vor Gottes Angesicht zu erscheinen. Die Staaten der Provinz Holland suchten den Streit auf freundliche Art auszugleichen; sie machten aber dadurch die Sache nur noch ärger, da sich seit dieser Zeit die geistlichen Herren erst recht wichtig zu fühlen begannen, ihre Sache an die Generalstaaten brachten und förmliche Secten bildeten. Die beiden Besprechungen, die Gomarus und Arminius persönlich in der holländischen Staatsversammlung hatten, blieben eben so fruchtlos wie alle ähnlichen. In der ersten (December 1608) führten die beiden Häupter allein das Wort, in der zweiten (1609) hatte Jeder von ihnen einige Mitkämpfer

zur Seite. Da Arminius die freiere Lehre vertheidigte und den Heidelberger Katechismus nicht, wie in Deutschland geschah, als Glaubensnorm oder symbolisches Buch anerkennen wollte, so neigten sich Oldenbarneveld, der furchtbarste Gegner des nach monarchischem Ansehen strebenden Hauses Nassau-Oranien, sowie Hugo Grotius und Andere, die ebenfalls zu den Gegnern dieses Hauses gehörten, mehr auf seine Seite; die Anhänger des Prinzen Moritz von Oranien dagegen waren für den strengsten Calvinismus. Doch muß man zu Gomarus Ehren eingestehen, daß er und die Seinigen nicht, wie die Orthodoxen unserer Zeit zu thun geneigt sind, auf gut byzantinisch jeden Menschen, der nicht in ihren Zelotismus einstimmte, mit polizeilicher Gewalt in ihre Kirche treiben lassen wollten, sondern daß sie sich vielmehr jede Einmischung der weltlichen Obrigkeit in geistliche Dinge verbaten.

Fast überall hatten die Gomaristen die Menge und die polternden Prediger für sich, die Arminianer dagegen die wenigen Verständigen. Fast überall wurden Verfolgungen und Absetzungen von Pfarrern verfügt; und da der Statthalter, um seine Anhänger in die Magistrate zu bringen, die strengere Partei begünstigte, so wurden auch diese gewechselt. Im Jahre 1609 ward die Spaltung noch ärger; denn als damals Arminius gestorben war, wollten die Curatoren der Universität Leyden den Konrad Vorstius aus Steinfurt an seine Stelle berufen, obgleich man demselben nicht blos Pelagianismus, sondern sogar Socinianismus Schuld gab. König Jakob I., auf den die Niederlande Rücksicht zu nehmen hatten, schrieb gegen Vorstius auf die heftigste Weise; er nannte denselben einen Erzketzer, eine Pest, ein Monstrum, das man verbrennen müsse, und erklärte, kein englischer Unterthan solle künftig die verpestete Universität Leyden besuchen. In den Generalstaaten, vor denen Arminius noch im letzten Jahre seines Lebens disputirt hatte, war der Einfluß des Prinzen Moritz von Oranien stark und die Zahl der Arminianer klein; in den Staaten von Holland dagegen, wo Oldenbarneveld und Hugo Grotius viel vermochten, hofften die Arminianer Duldung zu finden. Sie faßten im Jahre 1610 den Inbegriff ihrer Lehre in fünf Sätze und überreichten diese in einer sogenannten Remonstration, in welcher sie um Schutz oder wenigstens um eine gesetzliche und freie Synode baten, den Staaten von Holland*). Seit dieser Zeit bezeichnete man sie mit dem Namen Remonstranten. Ihre Gegner reichten darauf ebenfalls eine Schrift ein, in welcher sie jene fünf Sätze zu widerlegen

*) Die fünf Sätze lauteten: Gott habe beschlossen, die Gläubigen selig zu machen; Christus sei für Alle gestorben; der Mensch bedürfe Gottes Gnade; diese wirke jedoch nicht rücksichtslos; ein Rückfall von der Gnade sei unmöglich.

suchten; sie erhielten davon nachher den Namen Contra-Remonstranten. Die Staaten forderten Schweigen und Duldung; das Volk tobte aber immer ärger und Gomarus fuhr fort, das Feuer zu schüren. Das Volk gerieth zuletzt in eine solche Wuth, daß die Staaten befürchten mußten, durch die Bestätigung der Wahl des Konrad Vorstius neue Unruhen zu veranlassen. Sie ließen daher diesen in Leyden nicht zu, und verboten den Predigern, in der Kirche über die fünf Punkte zu streiten; auf den Kathedern dagegen ward dies gestattet. Die Arminianer sahen sich endlich sogar in der Provinz Holland genöthigt, besondere Prediger zu halten oder mit anderen Worten eine Secte zu bilden. Das Volk aber begann überall, die arminianischen Prediger zu insultiren und ihre Gemeinden zu stören und zu verfolgen. Amsterdam protestirte gegen das Verbot, die streitigen Punkte auf der Kanzel zu behandeln; vergebens suchte Hugo Grotius noch 1616 in einer trefflichen Rede den Magistrat zu überzeugen, daß jene Punkte nicht zum Wesen des Christenthums gehörten und daß man über sie verschiedener Ansicht sein könne, ohne das Band des Friedens zu zerreißen. Ein Jahr später wurde die Scheune, in welcher die Remonstranten ihren Gottesdienst hielten, vom Pöbel überfallen und das Innere zerstört.

Wir brechen die Geschichte der Zänkerei, welche damals nicht nur die Regierung der niederländischen Republik, sondern auch alle Stände und Klassen in derselben beschäftigte und theilte, hier vorerst ab, um hervorzuheben, auf welche Weise diese Zänkerei gegen den Wunsch des republikanischen Theiles der Regierung eine politische Angelegenheit ward, seitdem Prinz Moritz rathsam gefunden hatte, sie dazu zu machen.

2. Moritz von Oranien und seine Gegner bis zum Schlusse des Dortrechter Conciliums.

Prinz Moritz hatte dem Groß-Pensionarius Oldenbarneveld viel zu verdanken. Dieser war es gewesen, der ihn seit seinem 17. Jahre bei den Generalstaaten stets unterstützt und dieselben bewogen hatte, ihm das gleiche Zutrauen zu schenken, das sie seinem Vater Wilhelm I. geschenkt hatten. Er hatte ihn ferner durch seinen Rath zu der Zeit geleitet, als Moritz zwar den Titel eines Generalstatthalters und General-Kapitains schon erhalten, der englische Graf Leicester aber alle eigentliche Gewalt an sich gerissen hatte (s. Bd. XI., S. 248). Moritz zeigte im Kabinet wie im Felde große Talente; er wußte die Soldaten und die Seeleute für sich zu begeistern und zu gewinnen; er verstand es, durch Freundlichkeit und Vertraulichkeit die niederen Stände zu bezaubern. Unglücklicher Weise überschätzte aber Moritz, wie große Männer zu thun pflegen, seine Verdienste; er schrieb daher Alles, was er der Zeit, den Umständen und den durch diese gebildeten

Männern verdankte, sich allein zu, und wollte endlich nur unbedingt gehorchende, nicht selbstständige Theilhaber der Gewalt um sich sehen, weil er seine Größe vorzugsweise seinen militärischen Fähigkeiten verdankte, an strengen Gehorsam gewöhnt war und, wie die meisten tüchtigen Feldherren, jeden, der nicht unbedingt gehorchte, für einen Feind des Staates hielt. Endlich hatte er auch noch eine herrschsüchtige Französin zur Gemahlin. Mit seinem ganzen Wesen und Streben war die Aristokratie des Landes, welche schon seinem Vater oft entgegen getreten war, um so unzufriedener, je klassisch gebildeter in jenen Zeiten die Redner derselben waren. Männer wie Hugo Grotius und Oldenbarneveld eiferten daher nicht blos gegen den übermäßigen Einfluß des Hauses Nassau-Oranien, sondern auch gegen die Obergewalt der Generalstaaten, in welchen dieses Haus mehrentheils die Stimmen für sich hatte, und behaupteten, daß die Staaten jeder einzelnen Provinz innerhalb derselben souverain seien. Aus allen diesen Umständen wird man es sich erklären müssen, daß Moritz daran denken konnte, die edelsten Männer, welche in Staatsgeschäften und in jeder Art von Wissenschaft gleich tüchtig waren, durch den unwissenden und deshalb auch blindgläubigen Pöbel zu verderben. Die rohe Masse des Volkes, die Weiber, die herrschsüchtigen Pfaffen und Kanzelschreier waren insgesammt Gomaristen; dagegen gehörten Männer wie Oldenbarneveld, Groß-Pensionarius von Holland, Hoogerbeets, Pensionarius von Leyden, Hugo Grotius, Pensionarius von Rotterdam, van der Haen, Pensionarius von Haarlem, van Ledenberg, Staatsschreiber in Utrecht, Uytenbogaert im Haag und andere bedeutende Republikaner zu der Partei der Arminianer.

Moritz selbst bekümmerte sich eigentlich viel weniger, als die genannten wissenschaftlichen Männer, um Philosophie oder um die Spitzfindigkeiten der theologischen Professoren, und war von der Furcht vor der Hölle, welche den Pöbel zu Gomarus trieb, ganz frei; man sagt sogar, er habe anfangs die Lehre des Gomarus für die seiner Gegner gehalten; allein er fand in dem theologischen Zwiste ein gutes Mittel, seine Creaturen nach und nach in alle Stellen zu bringen. Er erklärte sich zwar nicht offen gegen die Arminianer; er unterstützte aber unter der Hand ihre Gegner bei allen Wahlen mit seinem Einflusse. Die Stadt-Magistrate, die geistlichen und weltlichen Aemter wurden mit Anhängern der strengen Lehre besetzt. Im Jahre 1615 zeigte Moritz sogar öffentlich, daß er der fanatischen und demokratischen Partei gegen die verständige und aristokratische, aber wenig zahlreiche Partei allenfalls auch militärische Hülfe leisten werde, da fast in allen Städten das Volk und die Magistrate mit einander in Kampf waren. Er gab nämlich seinen bisherigen Freund und Hofprediger Uytenbo-

gaert auf und besuchte die Klosterkirche, in welcher ein strenger Calvinist predigte. Von diesem Augenblicke an trat zwischen den gebildeten Aristokraten, welche Arminianer waren, und der Demokratie, die von Moritz begünstigt wurde, ein ganz anderes Verhältniß ein, nachdem der Prinz schon vorher von den Leuten, welche in den Staaten von Holland den größten Einfluß hatten, Widerspruch und Feindseligkeit erfahren hatte.

Um das Folgende etwas verständlicher zu machen, müssen wir hier einige dürftige Notizen über die sehr verwickelten Verfassungsverhältnisse der sieben Provinzen einschieben; eine genauere Darstellung würde zu vielen Raum erfordern. Die sogenannten Generalstaaten, welche im Haag zusammen kamen, bestanden aus den Deputirten aller Provinzen und bildeten die Gesammt-Regierung, deren erster Beamter der Statthalter war. Die Zahl der Deputirten, welche jede Provinz zu den Generalstaaten abordnete, war unbestimmt; jede Provinz hatte aber, auch wenn sie 40 oder 50 Deputirte schickte, immer nur eine einzige Stimme, und die Entscheidung wurde also stets blos durch sieben Stimmen gegeben. Jede Provinz hatte für sich allein ihre besonderen Staaten oder Stände, sowie jede Stadt, falls sie nicht einem großen Herrn als Erbstück gehörte, ihren freigewählten Magistrat hatte. Jede Provinz konnte Gesetze geben; diese waren aber nur für sie selbst bindend. Außerdem konnten die Generalstaaten keine Gesetze geben, welche denen der einzelnen Staaten entgegen waren. Da Holland allein mehr als die Hälfte der schweren Steuern bezahlte, welche für die Unterhaltung des Heeres und der Flotte und für die Verzinsung der Staatsschuld erhoben wurde,*) und da außerdem der Pensionarius von Holland vermöge seiner Stelle beständiges Mitglied der Generalstaaten war und in der Versammlung derselben zwar keine entscheidende Stimme, wohl aber den Vortrag hatte, so standen seit der letzten Zeit Prinz Moritz und Oldenbarneveld, der damalige Pensionarius von Holland, einander feindlich entgegen. Uebrigens saßen in den Staaten von Holland 18 Deputirte der Städte neben nur 10 der Ritterschaft; daher der Eifer beider Parteien, die Stellen der städtischen Magistrate mit den Ihrigen zu besetzen.

Moritz, der sich schon längst Prinz genannt hatte, aber erst nach dem Tode seines älteren, katholisch erzogen Stiefbruders, des Grafen von Büren (s. Bd. XI., S. 44), welcher 1618 starb, den Namen Prinz von Oranien annahm, hatte seit dem Waffenstillstande einen Kampf mit Oldenbarneveld gehabt. Er hatte nämlich damals den Vorschlag gemacht, daß die Staaten nur über Krieg und Frieden Beschlüsse

*) Im Jahre 1612 trugen zu 100 Gulden Steuern die Provinzen Geldern, Utrecht und Gröningen nur je sieben (zusammen 21), Over-Yssel und Friesland zusammen elf, Seeland neun, Drenthe einen, Holland allein aber 58 Gulden bei.

fassen, alle anderen Angelegenheiten aber einem unter seinem Vorsitze zu errichtenden Staatsrathe überlassen sollten. Dies hatte Oldenbarneveld hintertrieben. Oldenbarneveld war es auch gewesen, welcher bewirkt hatte, das 1609 Gomarus und Arminius, jeder von vier Geistlichen unterstützt, in der vollen Versammlung disputiren durften, was natürlich ohne Erfolg geblieben war. Vorstius, welcher nicht nach Leyden gelangen konnte, und Gomarus, der nach Gröningen gerufen ward, traten freilich in den Hintergrund; dafür thaten sich aber Lübbert und Bogermann mit jener theologischen Derbheit und Zuversicht hervor, welche damals ebenso in Holland, wie jetzt in Deutschland, die Gläubigen auszeichnete. Unter diesen Umständen konnten die beiden Remonstranten Episcopius (Bisshops) und Uytenbogaert nicht immer der ihnen eigenen Milde und Sanftmuth gemäß handeln. Ihre Beschützer Oldenbarneveld und Hugo Grotius wurden daher dem Volke immer mehr als arge Ketzer verhaßt, besonders als auch die zweite Disputation, welche auf ihren Betrieb zu Delft am 26. December 1613 gehalten wurde, das Uebel ärger machte. Da auch König Jakob I. von England heftige Briefe nach Holland schrieb und zur Verfolgung der Arminianer aufforderte, indem er als Glaubensbeschützer nicht mit Kirchen Gemeinschaft halten könne, wo man verfluchte Ketzereien dulde, so geriethen die aufgeklärten und aristokratischen Mitglieder der Staaten von Holland und der Generalstaaten sehr ins Gedränge. König Jakob war überdies damals gegen Oldenbarneveld und dessen Anhang aus einem besonderen Grunde sehr aufgebracht. Oldenbarneveld hatte ihn nämlich beredet, die Städte Vliessingen und Brille und das Fort Ramekens, welche noch als Unterpfand in den Händen der Engländer waren, gegen Empfang der Pfandsumme zurückzugeben, was in England sehr heftiges Geschrei veranlaßte. Als Jakob sein Versehen erkannte, warf er die Schuld auf Oldenbarneveld, der ihn beredet hatte, und verfolgte die Arminianer ärger als vorher.

In Holland nahmen auch die Juristen, welche, wenn sie orthodox sind, noch fanatischer und despotischer als andere Klassen zu sein pflegen, Partei in dem Religions-Streite, als man fürchtete, der Prinz möchte das Heer gebrauchen, um die Beschlüsse der Generalstaaten durchzusetzen. Es war nämlich in mehreren Städten, zuletzt in Leeuwarden, der Hauptstadt von Friesland, der arminianisch gesinnte Magistrat gewaltsam abgesetzt worden; in Leeuwarden hatte dazu Wilhelm Ludwig von Nassau, unterstützt von der heftig aufgeregten Mehrzahl der Bürgerschaft, die Hand geboten und es war dabei nicht ohne wilde Scenen abgegangen. Die Staaten von Holland hatten daher, damit die oranischen Soldaten nicht gegen sie gebraucht würden, am 4. August 1617 die Städte aufgefordert, städtische Milizen oder sogenannte

Waardgelders in Sold zu nehmen. Zugleich hatten sie den Gerichten verboten, Klagen über diese rein politische Angelegenheit anzunehmen, über welche einzig die Staaten selbst zu richten hätten. Gegen diesen, dem Grundsatz nach allerdings bedenklichen Beschluß erklärte sich der Hof von Holland. Auch Prinz Moritz nahm denselben als eine gegen ihn gerichtete Maaßregel auf. Es entstand darüber eine förmliche Spaltung, da der Prinz, die Generalstaaten und auch die Städte Amsterdam, Enkhuyzen, Edam und Purmerend den offenbar den Gomaristen feindseligen Beschluß verwarfen. Der Billigung der Generalstaaten und des wüthenden gomaristischen Pöbels versichert, that der Prinz dann einen militärischen Schritt gegen die Aristokraten. Er erschien nämlich, begleitet von allen Gliedern des Hofes von Holland, im hohen Rathe, um dort den gegen ihre Magistrate und gegen die Staaten klagenden Bürgern beizustehen, für welche die Gerichte ohne Rücksicht auf das erwähnte Verbot entschieden hatten. Der hohe Rath nahm sich in der That wenige Tage darauf einiger Bürger von Haarlem an, welche gegen ihren Magistrat klagten, und schrieb den Staaten, daß er sich dem Verbote vom 4. August 1617 nicht fügen könne.

Die Trennung der aristokratischen und der demokratischen Partei in allen Provinzen ward jetzt durch den in den Kirchen gepredigten Secten-Haß immer bedenklicher, obgleich die Städte Haarlem, Leyden, Gouda, Rotterdam, Schoonhoven, Hoorn und andere für die Staaten-Partei nahmen und auch Waardgelders werben ließ. In den Provinzen Holland, Utrecht und Over-Yssel war die Mehrzahl der Stimmen für Oldenbarneveld und die Republikaner; in Geldern waren die Stimmen getheilt; in Seeland, Friesland und Gröningen aber herrschten die Gomaristen oder Contra-Remonstranten unbedingt. Diese verlangten auch auf oranische Weise, d. h. militärisch drohend, ein National-Concilium, um nachher den Anspruch desselben allen Andersdenkenden als Gesetz aufzudringen. Die gomaristischen Geistlichen schämten sich sogar nicht, ihren Gegnern Schuld zu geben, daß sie eine Verbindung mit den Spaniern einzugehen gedächten. Die Staaten von Holland, sowie ein Theil der Staaten von Geldern und die oben genannten Häupter der aristokratischen und remonstrantischen Partei in Holland und Utrecht, besonders Oldenbarneveld, Hoogerbeets, van Ledenberg und Hugo Grotius, waren gegen die Berufung einer Kirchenversammlung. Allein in Holland, wo bereits sechs Städte zur Gegen-Partei übergegangen waren, gewannen die Contra-Remonstranten täglich mehr Anhang. Die Letzteren drangen immer heftiger auf ein National-Concilium. Im November 1617 wurde wirklich von den Generalstaaten mit vier Stimmen gegen drei beschlossen, eine Kirchenversammlung zu Dortrecht zu halten. Es drohte daher jetzt

wegen theologischer Spitzfindigkeiten ein innerer Krieg auszubrechen. Die Republik kam dadurch um so mehr in Gefahr, weil Moritz bereit war, seine militärische Stellung und Macht zu Gunsten der Contra-Remonstranten zu gebrauchen. Dies that er auch wirklich im März 1618 zu Nymwegen. Er hatte nämlich früher für die Zeit des Krieges das Recht erhalten, die Magistrate zu verändern, und obgleich dieses Recht durch den mit Spanien geschlossenen Waffenstillstand erloschen war, so änderte er doch, auf dasselbe gestützt, den Magistrat von Nymwegen. Er zog dadurch Geldern zu seiner Partei herüber. Da er gleich nachher auch Over-Yssel zu gewinnen wußte, so standen endlich Holland und Utrecht allein. Ja selbst in Holland hatte die Remonstranten-Partei ihre Stärke nur noch in Rotterdam, Gouda, Hoorn, Alkmaar und Leyden. Jetzt konnte Moritz vermöge der Generalstaaten, in welchen die meisten Stimmen ihm angehörten, die ganze Republik regieren, indem er sich das, was er wollte, durch die Generalstaaten befehlen ließ. Dies säumte er auch nicht zu thun. Er zwang die Utrechter, ihre Waardgelders abzuschaffen, obwohl die Stände von Holland zwei Gesandte abschickten, um den Magistrat von Utrecht in seinem Rechte zu schützen. Diese Gesandten waren Hoogerbeets und Hugo Grotius. Moritz ging noch weiter und änderte eigenmächtig die Stadtverfassung von Utrecht. In Folge dessen traten lebenslängliche Beamten an die Stelle der jährlich gewählten, und zwar Contra-Remonstranten an die Stelle der Remonstranten; die Letzteren wurden gezwungen, ihren Gegnern die Hauptkirche zu überlassen. Sogar in Holland, wo man doch auf die Souverainetät der Staaten sehr eifersüchtig war, brachte Moritz es dahin, daß man die Waardgelders entließ und in Betreff der Veranstaltung eines National-Conciliums nachgab.

Dieses Concilium sollte eine Regel aufstellen, durch welche die bisher ganz freie und blos an die Bibel gebundene reformirte Kirche verpflichtet würde, gewisse Grübeleien der Theologen für seligmachend, gewisse andere dagegen, wenn sie auch noch so viele Stimmen für sich hätten, für seelenverderbend zu halten. Sobald eine solche Formel beschlossen wäre, sollte ebenso in Holland, wie einst in Byzanz und wie im vorhergehenden Jahrhundert in Sachsen und Würtemberg geschehen war, durch weltliche Mittel Jedermann zur Unterschreibung derselben gezwungen werden. Moritz ließ sich bei dieser Gelegenheit nur gebrauchen, weil dasjenige, was die Theologen wollten, blos mit Hülfe des Heeres, welches allein von ihm abhing, durchgesetzt werden konnte, er also, wenn dies einmal geschehen war, der eigentliche Herr im Lande war und blieb. Um Glauben und um Orthodoxie war der Prinz keineswegs kleinlich besorgt, wie die byzantinischen Kaiser und die deutschen Fürsten, welche in Betreff des

Haltens von Concilien und des mit demselben verbundenen militärischen Glaubenszwanges seine Vorgänger gewesen waren. Er dachte nämlich über das theologische Gezänke gerade so, wie sein Vater Wilhelm I. gedacht hatte. Wenigstens sprach er im Jahre 1618, als er die Provinz Ober-Yssel zur Partei der Gomaristen herüberzog und die oben erwähnten Aenderungen in Utrecht vornahm, öffentlich aus, er werde keine Religions-Verfolgung und keine Unterdrückung der Remonstranten dulden und verbürge ihren Predigern den fortwährenden Besitz ihrer Stellen. Nichtsdestoweniger hielt er gerade zu derselben Zeit, als er sich so duldsam äußerte, für nöthig, über die Staatsmänner, ohne welche die Remonstranten sich gegen ihre Feinde nicht behaupten konnten, einen Kriminal-Proceß zu verhängen oder mit anderen Worten, gegen sie ein Verfahren einzuleiten, bei welchem man durch die Folter Alles, was man als Verrath bestrafen wollte, herauspressen konnte, ohne daß Jemand an die Schuld der Verklagten glaubte.

Der Anfang ward mit dem würdigen, greisen, gelehrten Groß-Pensionarius Oldenbarneveld gemacht, welcher während der Kindheit und Jugend des Statthalters dessen Erzieher, Freund und Beschützer gewesen war. Oldenbarneveld wurde am 29. August 1618 im Haag in dem Sitzungsgebäude der Staaten von Holland verhaftet. Moritz, welcher in diesem Gebäude wohnte, ließ den Pensionarius, als derselbe sich in die Staaten-Versammlung begeben wollte, auf sein Zimmer rufen und dort „im Namen der Generalstaaten" durch seine Leibwache festnehmen. Auch Hugo Grotius, Hoogerbeets und einige andere Männer wurden auf Moritzens Befehl verhaftet, Ledenberg zu Utrecht festgenommen. Moritz hatte jedoch keineswegs unter Mitwissen der General-Staaten, sondern nur im Einverständniß mit den Häuptern seiner Partei gehandelt. Die holländischen Stände protestirten, die Städte Rotterdam und Leyden erklärten, ihre Pensionarien hätten in ihrem Auftrag gehandelt und könnten nur von ihnen gerichtet werden. Weil es nun aber auch in Holland genug grundgelehrte Juristen gab, die, wenn jemand gehängt werden sollte, nicht in Verlegenheit waren, einen Strick dazu zu finden, so wurden die Verhafteten ihrem natürlichen Richter entzogen und vor ein Gericht von 24 Richtern gestellt, welche insgesammt politische Gegner und zum Theil auch persönliche Feinde derselben waren. Dies war leicht zu machen, indem der Prinz selbst an der Spitze einer Anzahl Soldaten von einer holländischen Stadt zur anderen gezogen war und überall die Remonstranten in den Stadträthen durch seine Anhänger ersetzt hatte. Die Anklage lautete auf Störung der öffentlichen Ruhe und Versuch zur Trennung der vereinigten Staaten. Welche Bewandtniß es mit dem über die Häupter der Remonstranten verhängten,

ganz nach dem alten juristischen System zu führenden Kriminal-Processe hatte, wird man daraus schließen können, daß Ledenberg, um der Folter zu entgehen, sich selbst im Gefängnisse das Leben nahm und daß der bejahrte, allgemein geachtete Uytenbogaert, sowie Oldenbarneveld's Schwiegersohn, van der Myle, und viele andere angesehene Aristokraten aus dem Lande flohen, um ihr Leben zu retten. Dies hätte auch Oldenbarneveld thun können; denn er war am Tag vor seiner Verhaftung gewarnt worden. Er zog aber vor, seine Standhaftigkeit bis ans Ende zu bewähren.

Der 72 Jahre alte Oldenbarneveld und seine Freunde Hugo Grotius und Hoogerbeets zeigten sich, als auf die angegebene Weise ein Kriminal-Proceß über sie verhängt worden war, als echte Republikaner weit größer im Unglücke, als Prinz Moritz in allen seinen Siegen und glänzenden Thaten. Man darf nur das Leben des edeln Oldenbarneveld kennen und den Inhalt des Todesurtheiles, welches die 24 Juristen am 24. Mai 1619 über ihn sprachen, in Erwägung ziehen, um einzusehen, daß der wackere Mann dem Hasse seiner Feinde und dem Ehrgeize des Prinzen geopfert ward. Die Stände von Holland hatten lange nicht zugeben wollen, daß ihr Pensionarius, den sie für unschuldig erklärten, von den Generalstaaten und dem Prinzen verurtheilt werde; sie hatten aber der Gewalt und dem Geschrei der Priester nachgeben müssen. Seine Verurtheilung, welche in Holland bis zum zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts allgemein mißbilligt wurde, hat dort neuerdings, als auch in Deutschland ganze Schaaren sophistischer und zelotischer Zions-Wächter aufstanden, ziemlich viele Vertheidiger gefunden; wir trauen aber diesen Holländern ebenso wenig, als den ihnen ähnlichen Deutschen*). Das über den alten, verdienten Staatsmann gesprochene Urtheil lautete: Oldenbarneveld habe den Tod verdient, weil er die enge Verbindung der einzelnen Provinzen aufzulösen gesucht habe, und weil er (was ganz die Heuchler bezeichnet, die jetzt auch unter uns das große Wort führen) G o t t e s K i r c h e s e h r b e t r ü b t habe. Dies sei dadurch geschehen, daß er behauptet habe, jede Provinz habe das Recht, über ihre religiöse Verfassung zu verfügen. Er habe außerdem die Ausübung der wahren Religion gehindert, eigenmächtig Kriegsvolk angeworben, die Ausführung der Urtheile der Gerichtshöfe gehindert, den Prinzen Moritz verläumdet und von fremden Mächten Geschenke angenommen. Prinz Moritz, welcher das Begnadigungsrecht hatte, bestand darauf, daß der große und edle Mann ihn um Gnade bitten müsse; Oldenbarneveld und sogar seine Gemahlin verweigerten dies aber standhaft. Vergebens hatte Wilhelm's I.

*) Vor Allen waren es der berühmte Dichter Bilderdijk und sein Verehrer da Costa, welche sich bemühten, Oldenbarneveld als schuldig darzustellen.

Wittwe dringende Fürbitte für Oldenbarneveld eingelegt; man achtete nicht einmal auf die Vorwürfe und Drohungen des französischen Hofes, der zu diesem Zweck einen außerordentlichen Gesandten abschickte, dessen Anhänger man aber absichtlich verderben wollte. So wurde denn im Mai 1619 der Stifter der zur Großmacht gewordenen niederländischen Republik hingerichtet. Dies geschah mit großem militärischen Gepränge. Dem um das Schaffot versammelten Volke rief Oldenbarneveld zu: „Ihr Männer, glaubt nicht, daß ich ein Verräther sei; ich habe aufrichtig und fromm als guter Patriot gehandelt, und so will ich auch sterben." Hoogerbeets und Hugo Grotius wurden zu ewigem Gefängnisse wie zum Verlust ihrer Güter verurtheilt und auf die Festung Loevestein gebracht, nach welcher später die Gegen-Partei der oranisch Gesinnten genannt wurde. Auch des Hugo Grotius Gemahlin, Maria van Reigersberg, lehnte mit dem festen Ton der Ueberzeugung von ihres Gatten völliger Unschuld jede Zumuthung ab, den Prinzen um seine Freilassung zu bitten; sie sprach: „Wenn er es verdient hat, so enthauptet ihn." Sie ward nachher dadurch weltberühmt, daß es ihr gelang, ihren Gemahl, nachdem er zwei Jahre im Gefängnisse zugebracht, in einer Bücherkiste aus demselben zu befreien und ihn als Maurer verkleidet nach Gorkum zu schaffen, von wo er über die Grenze entkam (März 1621). Hugo Grotius fand günstige Aufnahme in Schweden und spielte als schwedischer Gesandter in Paris eine bedeutende Rolle, wo er auch sein weltberühmtes Staatsrecht (de jure belli et pacis) ausarbeitete. Hoogerbeets wurde erst nach acht Jahren aus der Haft entlassen und starb kurz darauf (1626).

Während des über die drei Häupter der aristokratischen Partei verhängten Processes war auch die Dordrechter Synode gehalten worden. Sehr gern hätte man diesem im November 1618 eröffneten National-Concilium, dessen Acten wir seiner Zeit ebenso, wie die der byzantinischen Concilien, nur mit Schaudern gelesen haben, das Ansehen einer allgemeinen Kirchenversammlung gegeben; dies gelang jedoch nicht nach Wunsch. Die reformirten Gemeinden aller Länder wurden aufgefordert, Deputirte zu schicken, und es erschienen auch Abgeordnete aus England, Schottland, der Pfalz, Hessen, Bremen, Emden, Hanau, Herborn, Genf und aus einigen anderen Orten der Schweiz. Die Holländer konnten jedoch nicht erlangen, daß die Beschlüsse der Synode für alle Kirchen der Reformirten verbindlich wurden, weil die Deputirten der Schweizer und deutschen Gemeinden dazu keine Vollmacht hatten und weil der König von Frankreich gleich anfangs den französischen Kirchen verboten hatte, Abgeordnete nach Dordrecht zu schicken. Die Synode zählte im Ganzen 89 Mitglieder. In Betreff der Verhandlungen und Beschlüsse dieser Synode ist es

glücklicher Weise nicht unsere Aufgabe, die Acten der einzelnen Sitzungen genau durchzugehen, weil wir nicht Kirchengeschichte, sondern politische Geschichte schreiben. Doch können wir, da wir zu anderer Zeit auch die Acten der byzantinischen Concilien sehr aufmerksam gelesen haben, die Versicherung geben, daß der grobe Pfarrer Bogermann von Leuwaarden, welcher zu Dordrecht das Wort führte, und seine zänkischen Genossen den Bischöfen und Aebten der byzantinischen Synoden wie ein Ei dem anderen glichen. Die remonstrantischen Geistlichen, deren Sache Episcopius führte, wurden gleich von vorn herein als Ketzer angesehen, da Episcopius damals Arminius' Stelle bekleidete und dessen System vortrug. Sie wurden nämlich nicht als Besitzer zugelassen, sondern blos an den Schranken angehört. Ja bereits im Januar 1619 wurde den Vertretern der Remonstranten eröffnet, sie könnten sich nun entfernen, da man ihre Lehre aus ihren Schriften zu beurtheilen entschlossen sei. Bogermann und seine Collegen polterten in der Versammlung, wie sie auf den Kanzeln zu thun pflegten, und wirkten auf das Volk, welches stets Demjenigen Recht gibt, dem die Regierung das ärgste Schimpfen erlaubt. Am 9. Mai 1619 wurden die auswärtigen Beisitzer der Synode entlassen und am 29. Mai diese selbst geschlossen. Den gefaßten Beschlüssen wurde in den Niederlanden durch die Generalstaaten und durch den Prinzen Moritz Gesetzeskraft verliehen. Vermöge dieser Beschlüsse wurden nicht nur die fünf Sätze der Remonstranten und ihre ganze Lehre als ketzerisch verdammt, sondern es verloren auch alle remonstrantischen Geistlichen und Lehrer ihre Stellen und ihren Gehalt; ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte wurden auch auf freiem Felde nicht mehr geduldet und der Widerstand, der sich noch in einigen Städten, wie Rotterdam, Hoorn und Gouda regte, durch schwere Einquartierung beseitigt. Das geistliche Spektakel der Synode hatte sieben Monate gedauert und eine Million Gulden gekostet. Man wunderte sich daher blos darüber, daß die Generalstaaten, wenn sie so tumultuarisch hatten verfahren wollen, wie sie nach den Beschlüssen der Synode thaten, wenigstens nicht eine so bedeutende Summe sparten. Mit den verdammten remonstrantischen Lehrern und Predigern ward auf eine solche Weise verfahren, daß ihr ganzer zahlreicher Anhang von jener Zeit an gegen das Haus Oranien und seine Creaturen, welche damals in den Generalstaaten und in allen obrigkeitlichen Aemtern die Mehrzahl bildeten, einen Haß faßten, der sich auf ihre Enkel vererbte. Man legte ihnen eine Schrift, die Acte des Ruhestandes betitelt, vor, deren Unterzeichnung sie verpflichtete, sich des Lehrens zu enthalten, wogegen für ihren Unterhalt gesorgt werden sollte. Alle bis auf einen einzigen, Heinrich Leo, verweigerten mit

großem Unwillen ihre Unterschrift. Sie wurden dafür verbannt und aus dem Lande gebracht. Nur einige wenige von ihnen bereuten später diesen Schritt und unterschrieben nachträglich die Acte des Ruhestandes. Viele Arminianer fanden freundliche Aufnahme bei dem Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp und erbauten (seit 1621) in dessen Gebiete Friedrichstadt an der Eider.

3. Die Zeit vom Dortrechter Concilium bis zum westfälischen Frieden.

Da die Magistrate in allen Städten geändert und die Anhänger des Prinzen-Statthalters in allen Provinzen ans Ruder gebracht worden waren, so fürchtete man, Moritz möchte immer weiter gehen; dazu war er jedoch zu klug. Er sah ein, daß er eine zu heftige Gegen-Partei habe und daß besonders in Holland die mittleren Stände ihm grollten; er hielt daher für besser, aufs Neue den Krieg zu suchen und sich durch denselben unentbehrlich zu machen. Er konnte in dieser Hinsicht seinen Willen leicht durchsetzen, weil alle diejenigen, welche seine Gegner waren und auf dem Frieden bestanden, alle, welche nicht blos der Vermehrung, sondern auch der Anwendung der Landmacht abgeneigt waren, ihren Einfluß verloren hatten. Vielleicht erkannte Moritz aus den vielen kleineren Unruhen, die er seinen sehr beschwerlichen Freunden, den Contra-Remonstranten, zu Gefallen bald hie, bald da mit Gewalt dämpfen mußte, daß die Zeit, sich in einer Republik zum souverainen Herrn aufzuwerfen, für ihn noch nicht gekommen sei. Er fand jedoch schon zur Zeit der Dordrechter Synode Gelegenheit, sich unentbehrlich zu machen und als großen Feldherrn zu zeigen, ohne darum gerade den mit Spanien geschlossenen Waffenstillstand zu brechen. Diese Gelegenheit verschaffte ihm der bekannte Streit über die Nachfolge in Jülich, Cleve und Berg. Von diesem Lande ließ der brandenburgische Erbe, der zum Calvinismus übergetretene Kurfürst Johann Sigismund, einen Theil durch das protestantische Heer der sieben Provinzen, der katholisch gewordene Prinz von Pfalz-Neuburg den anderen durch die in den spanischen Niederlanden liegenden spanischen Truppen besetzen (s. Bd. XI., S. 399 und 400). Es erschienen also dort die Spanier und die Holländer unter den beiden ausgezeichneten Feldherren Ambrosius Spinola und Moritz von Oranien gegen einander im Felde, ohne daß ihre Regierungen sich darum den Krieg erklärten. Als der Waffenstillstand ablief (1621), war das Glück Spaniens wie Oestreichs hoch gestiegen; auch wurde ein spanischer Gesandter, Peckius, nach dem Haag geschickt, um Unterwerfung zu begehren. Dies wurde natürlich mit Unwillen zurückgewiesen und der Kampf begann; indessen wurde der Waffenstillstand noch mehrere

Male erneuert. Nach Moritzens Tode aber (1625) geschah dies nicht mehr. Der Kampf beider Theile in Jülich war eine Schule der Kriegswissenschaft und Belagerungskunst für protestantische wie für katholische Herren und Fürsten. Für die allgemeine Geschichte dagegen ist er weniger wichtig, als für die fortschreitende Entwickelung der Kriegswissenschaft neuerer Zeit.

Während der vier Jahre des Kampfes mit Spinola mußte Moritz die Folgen davon empfinden, daß er die wahrhaft großen Männer seines Landes von der Regierung und der Gesetzgebung verdrängt und durch kleinliche Menschen, welche keines großen und edlen Gedankens fähig waren, ersetzt hatte. Statt der großartigen Unterstützung, die er bei seinen früheren Unternehmungen durch Oldenbarneveld's und seiner Freunde Bemühungen erhalten hatte, ward jetzt geknausert und gemäkelt, so daß Moritz nie etwas wirklich Bedeutendes ausführen konnte, weil es ihm zu der rechten Zeit am Nöthigsten mangelte. Uebrigens erging es dem Anführer der spanischen Truppen damals ebenso. Spinola entriß im Januar 1622 den Holländern die von ihnen besetzt gehaltene Festung Jülich und belagerte hierauf Bergen op Zoom, welches nur dadurch gerettet ward, daß die aus der Pfalz entlassenen Truppen des Grafen Mansfeld (s. Bd. XI., S. 445) sich mit Moritz vereinigten und Spinola nicht rathsam fand, diese Truppen vor Bergen op Zoom zu erwarten. Im Jahre 1623 war Moritz mit der Untersuchung und Bestrafung einer von Oldenbarneveld's unwürdigen Söhnen angestifteten Verschwörung beschäftigt. Ein jüngerer Sohn Oldenbarneveld's nämlich, Wilhelm von Stoutenburg, hatte mit einigen Verwandten und mit leidenschaftlichen Führern der Remonstranten-Partei einen Plan zur Ermordung des Statthalters entworfen; der ältere Sohn, Renatus von Groeneveld, ließ sich nur aus Schwäche zur Theilnahme verleiten. Das Vorhaben wurde entdeckt; Stoutenburg entfloh, trat später zum Katholicismus über und kämpfte gegen sein Vaterland. Für den minder betheiligten Groeneveld bat seine Mutter den Statthalter fußfällig um Gnade, doch vergebens; er wurde hingerichtet *). Die Remonstranten, die im Allgemeinen Unglück und Verbannung sehr würdig ertrugen, erklärten sich in einem offenen Briefe sehr entschieden gegen die Verschwörung. Während dieser Vorgänge war Spinola mit Maaßregeln gegen eine furchtbare Ueberschwemmung und gegen Christian von Braunschweig, welcher damals von Tilly bei Stadtlohn geschlagen wurde, beschäftigt. Im folgenden Jahre (1624) kämpften die beiden Feldherren um Breda,

---

*) Als Moritz die Gattin Oldenbarneveld's fragte, warum sie für ihren Sohn bitte, für ihren Gemahl aber dies unterlassen habe, erwiderte sie: „Mein Mann war unschuldig, mein Sohn ist schuldig."

welches von Spinola belagert wurde. Alle Anstalten, welche Moritz im letzten Jahre seines Lebens machte, um diese Stadt zu retten, wurden von Spinola vereitelt, und der Prinz erkannte noch vor seinem Ende, daß sie sich nicht werde behaupten lassen Er starb am 23. April 1625, in seinem 58sten Jahre.

Schon am folgenden Tage ward sein Bruder Friedrich Heinrich, der ihm bisher stets mit Auszeichnung zur Seite gestanden hatte, zum General-Kapitän der sieben Provinzen zu Wasser und zu Lande erwählt. Er war Wilhelm's des Schweigsamen Sohn aus dessen vierter Ehe mit der Tochter Coligny's. Diesen tapferen Prinzen, welcher die politischen und religiösen Vorurtheile seines Bruders nie getheilt hatte, wählten im folgenden Monat die Provinzen Holland, Seeland und Westfriesland auch zu ihrem besonderen Statthalter. Er war durch eine günstige Fügung der Umstände, besonders aber weil die Spanier in den Niederlanden von dem Minister ihres Königs nicht gehörig unterstützt wurden, glücklicher, als sein Bruder. Doch wurde die zu den Erbgütern des Hauses Nassau gehörende Stadt Breda trotz der Anstrengungen Friedrich Heinrich's, welcher sogar zweimal Spinola durch Angriffe auf Antwerpen von der Belagerung abzuziehen suchte, von den Spaniern erobert. Uebrigens waren in jener ganzen Zeit die Unternehmungen der Holländer in Europa ohne Bedeutung. Dagegen gründeten die Holländer gerade damals in Ostindien und zur See auf Unkosten der Spanier ihren Reichthum und ihre Macht. Diese Seekämpfe und die Unternehmungen der holländisch-ostindischen Gesellschaft liegen jedoch ebenso, wie das fast unglaubliche Wachsthum der Seemacht, des Handels und der Gewerbe Hollands, außerhalb des Kreises unserer Aufgabe. Wir wollen nur erwähnen, daß Portugal, welches seit 1581 unter spanischer Herrschaft stand, um diese Zeit sein so heldenmüthig erkämpftes Uebergewicht in Ostasien und Indien völlig an die Niederländer verlor. Diese erhielten den ausschließlichen Gewürzhandel mit der zu den Molukken gehörenden Insel Amboina; die erwähnte Compagnie schloß ferner einen äußerst vortheilhaften Vertrag mit dem König von Candi auf Ceylon und mit den Beherrschern der Sunda-Inseln. Im Jahre 1610 wurde ein Generalgouverneur nach Indien geschickt, der zuerst zu Bantam auf der Insel Java, dann in der neu gegründeten Stadt Batavia seinen Sitz nahm. Eine Quelle des Reichthums eröffneten ferner die Beziehungen zu Japan. Ferner nahmen im Jahr 1651 die Holländer das Cap der guten Hoffnung, anfangs nur als Schiffahrtsstation für Ostindienfahrer in Besitz; in diesem Gebiet jedoch wurden ausnahmsweise bald umfassende Ansiedelungen und Ackerbau-Colonieen angelegt.

Wir wenden uns wieder zu Friedrich Heinrich's Thaten. Dieser

sah sich im Jahre 1629, als Spinola nach Spanien zurückgerufen ward, von einem furchtbaren Gegner befreit. Er wollte damals seine Landsleute für den Verlust von Breda durch die Einnahme von Herzogenbusch trösten, fand jedoch bei der langen Belagerung dieser Stadt an dem Grafen van der Berg, welcher an Spinola's Stelle getreten war, einen seiner würdigen Gegner. Die Belagerung von Herzogenbusch ist aus dem Grunde historisch wichtig, weil durch sie ein bedeutender Theil der spanischen Macht 1629 und 1630 in den Niederlanden festgehalten und folglich der schwedische König Gustav Adolf in seinen Unternehmungen weniger gehindert ward. Sie gehört außerdem zu den merkwürdigsten militärischen Ereignissen des dreißigjährigen Krieges, zugleich aber auch zu denjenigen, deren Darstellung wir Männern vom Fach überlassen müssen. Die Niederländer belagerten Herzogenbusch mit einem Heere von 24,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern; andererseits zog van der Berg der Stadt mit 30,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern zu Hülfe, konnte aber doch die Uebergabe derselben nicht verhindern. Noch ehe Friedrich Heinrich Herzogenbusch erobert hatte, wurde auch die Stadt Wesel, welche Spinola 1614 besetzt hatte, von einer kleinen holländischen Truppenschaar besetzt; eine sehr folgenreiche Unternehmung; denn auch Montecuculi trat alsbald den Rückzug an. Die Spanier verloren zudem gleich darauf ihren tüchtigen Feldherrn, den Grafen van der Berg; denn dieser mußte den Oberbefehl an den Marquis von Santa Croce abgeben, welcher nicht, wie er, das Zutrauen der spanischen Niederländer besaß. Während die Spanier schlecht geführt wurden und noch dazu an Allem Mangel litten, ward Friedrich Heinrich, welcher keine Souverainetät in Anspruch nahm und auf allen seinen Zügen von Deputirten der Staaten begleitet war, durch seine Landsleute mit bewunderungswürdiger Selbstaufopferung unterstützt. Die Holländer hatten 1629 und 1630 gegen 120,000 Mann im Felde, welche zum Theil durch freiwillige Steuern unterhalten wurden. Der Prinz richtete nachher seine Unternehmungen besonders nach Geldern hin, und eroberte 1632 Maastricht. Der verständige Statthalter wußte auch allmälig den Remonstranten wieder Duldung zu verschaffen; sie errichteten 1630 zu Amsterdam eine Kirche und ein Prediger-Seminar.

Seit die Franzosen ihren Bund mit Schweden geschlossen hatten, gab Richelieu, obgleich er erst im Jahre 1635 den Spaniern den Krieg erklärte, sich alle mögliche Mühe, die sieben Provinzen zu einem Bunde gegen Spanien zu bewegen. Auch ließen dieselben sich wirklich schon 1632 mit Frankreich auf die Weise ein, daß ein abenteuerlicher Plan einer Theilung der spanischen Niederlande zwischen beiden Staaten entworfen ward. Dieser sonderbare Einfall scheiterte jedoch ebenso,

wie später zu Cromwell's Zeit der Plan, England und die sieben Provinzen in eine einzige Republik zu vereinigen, weil die Staaten ihr Geld lieber auf die Flotten und auf die glänzenden Unternehmungen in beiden Indien verwenden wollten. *) Im Jahre 1635 ward jedoch der Bundesvertrag mit Frankreich auf sieben Jahre geschlossen. Frankreich dachte dabei Artois, Hanegau, Namur und einen großen Theil von Flandern zu gewinnen, Brabant sollte an die Republik fallen, die katholische Religion in den bestehenden Verhältnissen, d. h. in ausschließender Herrschaft bleiben. Dieser Vertrag verschaffte den Holländern eine Million Subsidien und eine Unterstützung an Truppen, wogegen sie sich verpflichten mußten, nur in Gemeinschaft mit Frankreich Frieden zu schließen. Ein französisches Heer unter den Marschällen Brezé und Chatillon vereinigte sich hierauf mit dem niederländischen Heere unter Friedrich Heinrich und Richelieu stellte sogar diese beiden Marschälle unter des Statthalters Befehl. Die verbündeten Heere eroberten Tirlemont, das zu des Statthalters Entrüstung geplündert wurde; doch mußten sie die Belagerung von Löwen aufgeben, dem ein östreichisches Heer unter Piccolomini zu Hülfe zog. Ueberhaupt erkämpften die Franzosen und Niederländer keinen glänzenden Vortheil, da ihnen in dem spanischen Kardinal-Infanten Ferdinand ein tüchtiger Feldherr gegenüber stand. Dieser eroberte das wichtige Schenkenschanz (an dem Punkte, wo die Waal sich vom Rheine trennt); jedoch wurde es nachher (1636) von den Holländern erobert. Ungeachtet der Verpflichtung, keinen Separat-Frieden zu schließen, faßte Friedrich Heinrich im Jahre 1636 einmal den Gedanken, sich mit den Spaniern abzufinden; aber die französischen Gelder und das Prädikat Hoheit, welches Richelieu statt des bisherigen Titels Durchlaucht ihm zugestand, bewirkten so viel, daß der Prinz die Sache nicht vor die Generalstaaten brachte.

Im Jahre 1637 zog das vereinigte Heer der Holländer und Franzosen vor Dünkirchen, mußte sich aber wieder mit Verlust zurückziehen. Dagegen erwarb sich Friedrich Heinrich durch die vom Juli bis zum October fortgesetzte Belagerung von Breda, welche zugleich

*) Gerade um diese Zeit wurde Johann Moritz von Nassau, ein Vetter des Statthalters, als Generalgouverneur der holländischen Besitzungen in Südamerika (Pernambuco, Rio Grande und anderer Gebiete) nach Brasilien gesandt. Er blieb dort sieben Jahre; die Stadt Olinda in Pernambuco und die Klippen-Insel Recife gewährten den Niederländern einen überaus günstigen Standpunkt. Johann Moritz wurde gerade in einem Zeitpunkte zurückgerufen (1643), wo die Portugiesen ihre Selbstständigkeit wieder gewannen, so daß sie nun mit mehr Kraft und Erfolg als vorher den Holländern entgegen treten konnten. Johann Moritz verherrlichte seine Verwaltung auch dadurch, daß er von bedeutenden Gelehrten eine Naturgeschichte Brasiliens in lateinischer Sprache ausarbeiten ließ.

ein Erbgut des Hauses Oranien und ein Bollwerk des Landes war, den höchsten militärischen Ruhm. Der Kardinal-Infant bot nämlich Alles auf, um diese Stadt zu retten; sie fiel aber gleichwohl wieder in die Gewalt der Holländer. Diese nahmen, ob sie gleich den Krieg noch zehn Jahre lang fortsetzten, auf die Artikel des Bundes mit Frankreich, welche die Theilung der spanischen Provinzen betrafen, keine Rücksicht. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit und ihr Geld auf die Flotten und Colonieen, drängten die Spanier und Portugiesen überall zurück und herrschten im südöstlichen Weltmeere vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis nach China und Japan.

Friedrich Heinrich hätte die sieben Provinzen zur Hauptmacht von Europa machen können, wenn er, anstatt dahin zu arbeiten, daß seinem Sohne Wilhelm II. eine Art Königthum geschaffen werde, sich bemüht hätte, ihn so zu erziehen, daß er, gleich seinem Vater, die republikanischen Formen achtete und nicht um dynastischer Zwecke willen Herkommen und bestehendes Recht verletzte. Friedrich Heinrich erlangte durch die Generalstaaten Alles, was er wünschen konnte. Der Bund, den er mit Frankreich geschlossen hatte, war zwar von den Holländern nicht gebilligt worden, weil sie keinen Krieg zu Lande führen wollten und selbst unter einem Feldherrn wie Friedrich Heinrich, der nie die Formen verletzte, eine große Landmacht für gefährlich hielten; die Städte Amsterdam und Dortrecht hatten sogar in den Staaten von Holland gegen jenen Bund protestirt. Nichtsdestoweniger war derselbe, wie wir wissen, 1635 auf sieben Jahre geschlossen worden. Bemerkenswerth ist das Benehmen der Stadt Amsterdam im Jahr 1638, als Friedrich Heinrich sich zur Belagerung von Antwerpen anschickte; sie fürchtete nämlich ihr Uebergewicht in Handel und Verkehr gefährdet zu sehen, wenn Antwerpen zum Gebiete der Republik käme. Ein Amsterdamer Kaufmann versah die belagerte Stadt mit Kriegsbedarf; als man ihn vor Gericht stellte, berief er sich auf einen Auftrag des Königs von Dänemark und wurde freigesprochen. Wilhelm II. verfehlte, obgleich er schon in der Wiege zum Nachfolger seines Vaters in dessen sämmtlichen Aemtern erwählt worden war, alle seine Zwecke, weil er seinen Willen auf eine ganz andere Weise durchzusetzen suchte, als sein Vater. Er erhielt noch zu Lebzeiten seines Vaters, wegen der Verdienste desselben, die Anwartschaft auf die Statthalterschaft von sechs Provinzen. Sein Vater verschaffte ihm dabei die Anwartschaft auf dieselbe Stelle in den Provinzen Friesland, Gröningen und Drenthe, welche bisher einen besonderen Statthalter aus der Neben-Linie Nassau-Diez gehabt hatte. Als nämlich einer dieser Statthalter, Heinrich Kasimir, ohne Hinterlassung eines Sohnes gestorben war, (1640), suchte Friedrich Heinrich den Bruder des Verstorbenen, Wilhelm Friedrich, von der

Wahl auszuschließen und dieselbe auf seinen Sohn Wilhelm II. zu lenken. Die Generalstaaten unterstützten ihn dabei nachdrücklich und Wilhelm II. wurde auch wirklich in Gröningen und Drenthe gewählt. In Friesland dagegen fiel die Wahl auf Heinrich Kasimir's Bruder. Die Sache fand jedoch Widerspruch von Seiten der Demokraten und nun unterstützte Friedrich Heinrich diese Partei, aber nur so lange, bis der Gewählte dem Sohne Friedrich Heinrich's die künftige Nachfolge zugesichert hatte. Dann ließ Friedrich Heinrich die Demokraten Friedland's fallen, ohne sie vorher zu warnen. Dies ward ihm nachher sehr übel genommen. Seinen Sohn Wilhelm hatte Friedrich Heinrich stets von den Geschäften entfernt gehalten und in monarchischen Principien erziehen lassen. Schon im 15. Lebensjahre verlobte er ihn noch dazu mit der Tochter eines Königs, welcher ein Feind jeder freien Verfassung war. Der junge Prinz ward nämlich zur unglücklichen Stunde (1641) mit Karl's I. von England Tochter Maria verlobt und bald darauf vermählt. Die Republikaner in Holland beobachteten ihn daher schon vor seines Vaters Tode mit Mißtrauen. Im Jahr 1642 kam, wie wir früher berichtet haben, die Mutter der Neuvermählten, die Königin von England, nach Holland, um ihre Juwelen gegen Kriegsbedarf umzusetzen. Die oranischen Prinzen unterstützten das verschwägerte Haus mit Geld; die Staaten aber hielten um so mehr auf Neutralität, als der Gesandte des Parlamentes, Walter Strickland, auf dieselbe drang und nachzuweisen suchte, der Kampf des Parlaments gegen den König sei ein Freiheitskampf, wie der der Holländer gegen Spanien.

Der mit Frankreich auf sieben Jahre geschlossene Vertrag wurde zwar, als seine Zeit abgelaufen war, wieder erneut; schon 1643 aber, nach dem Siege des Herzogs von Enghien bei Rocroix, ward es den Holländern einleuchtend, daß sie in Gefahr wären, in Flandern und Brabant an den Franzosen gefährlichere Nachbarn zu erhalten, als die Spanier waren. Sie neigten sich daher zum Frieden. Doch blieb Friedrich Heinrich, welcher von einer französischen Mutter, Louise Coligny, erzogen worden war, dem französischen Bunde stets getreu, obgleich er sich nicht widersetzte, als die Generalstaaten Willens waren, auch ohne Rücksicht auf Frankreich mit Spanien zu unterhandeln. Er litt damals an einer unheilbaren Wassersucht, belagerte und eroberte aber trotz derselben die Stadt Hulst in Flandern. Die neuen Unterhandlungen wegen des Friedens überließ er, seinen Grundsätzen bis ans Ende getreu, der republikanischen Regierung der Generalstaaten. Diese Unterhandlungen wurden gleichzeitig mit denjenigen geführt, durch welche in Osnabrück und Münster der dreißigjährige Krieg geendigt werden sollte. Alles, was die Niederlande anging, wurde nach Münster ver-

wiesen, wo jedoch die niederländischen Bevollmächtigten nicht früher als im Jahre 1646 erschienen. Die sieben Provinzen schickten acht Bevollmächtigte dahin, zwei aus der Provinz Holland und einen von jeder der übrigen Provinzen. Die Eintracht dieser Bevollmächtigten unter einander und mit dem Statthalter, sowie ihr ganzes Verhalten bildete einen sehr auffallenden Kontrast mit den Zumuthungen der Franzosen, mit der Arglist der Spanier und mit dem Benehmen aller deutschen Fürsten gegen einander, gegen ihren Kaiser, gegen Spanien, Frankreich und Schweden. Das Resultat der Berathungen war daher auch für die Niederlande ebenso vortheilhaft und ehrenvoll, als es für Deutschland nachtheilig und schimpflich war. Friedrich Heinrich erlebte den Abschluß des Friedens nicht mehr. Er starb schon im März 1647. Die Holländer schlossen aber erst im Januar 1648, und zwar ohne weitere Rücksicht auf Frankreich, mit den Spaniern ab.

Die Franzosen hatten zwar ihren Eroberungskrieg mit den spanischen Niederlanden bisher ununterbrochen und mit dauerndem Erfolge fortgesetzt; die Holländer hatten sich aber durch den Vertrag mit ihnen nicht für verbunden gehalten, sie zu unterstützen, obwohl ihnen Tromp mit einer Flotte noch im October 1647 zur Eroberung von Dünkirchen behülflich war. Sie hatten, obgleich sie allerdings nicht offen dem Bunde mit Frankreich entsagen konnten, schon seit 1646 allein mit den Spaniern unterhandelt, um nicht die übertriebenen, auf Enghien's Siege gegründeten Forderungen Frankreichs unterstützen zu müssen. Die Spanier gaben den Holländern gern in vielen Dingen nach, damit sie wenigstens desjenigen Feindes entledigt würden, der ihre Colonieen eroberte, ihre Silberflotten wegnahm, ihre Seemacht und ihren Handel vernichtete. Spanien erkannte im westfälischen Frieden oder eigentlich schon in dem eben erwähnten Separatfrieden von Münster am 30. Januar die Republik der sieben Provinzen endlich als unabhängige europäische Macht an. Es trat ferner bedeutende Landstriche und Städte in Flandern, Limburg und Brabant an Holland ab, dessen schon an sich verworrene, den neuen Verhältnissen unangemessene Verfassung dadurch noch verworrener ward. Die Generalstaaten der plutokratisch-aristokratischen Republik erhielten nämlich jetzt viele Unterthanen und ein bedeutendes Gebiet, dessen bewohnte Plätze nicht zu den mitregierenden, sondern zu den gehorchenden Städten gehörten. Diese Städte waren: Sluys, Axel, Philippine, Sas van Gent, Hulst mit ihrem Gebiet in Flandern, Bergen op Zoom, Breda, Ypern, Grave und Herzogenbusch nebst den dazu gehörigen Landschaften, sowie Maastricht in Brabant nebst der größeren Hälfte der Provinz Limburg. Man nannte die damals an die sieben Provinzen abgetretenen Orte und Landstriche die Generalitäts-Lande. Die

Engherzigkeit einer rein plutokratischen Regierung bewiesen die Holländer dadurch, daß Spanien im Friedensvertrage versprechen mußte, die Schelde zu schließen, um der Stadt Amsterdam zu Gefallen den Handel von Antwerpen zu Grunde zu richten. Dies war freilich einer Regierung ganz würdig, welche vorher, um sich das Monopol und den hohen Preis der Gewürze zu sichern, den Anbau derselben auf vielen Inseln hindern, mitunter sogar einen Theil der Jahresernte verbrennen und die Engländer, welche dieses Monopol beeinträchtigten, auf Amboina unter so schauderhaften Grausamkeiten morden ließ, daß Cromwell noch nach langen Jahren nöthig fand, die Holländer dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Sie hatten nämlich im Jahr 1621, da sie noch mit den Engländern gemeinschaftlich die Vortheile des Handels mit Gewürznelken auf Amboina genossen, plötzlich diese einer Verschwörung angeklagt, gefoltert und, ohne sich an das Gouvernement von Batavia oder nach Europa zu wenden, zehn von den Angeklagten hinrichten lassen. Die Spanier mußten im Frieden von Münster endlich noch versprechen, sich in Ostindien nicht weiter auszubreiten und die vielen dortigen Besitzungen, welche ihnen und den Portugiesen entrissen worden waren, in der Gewalt der Holländer zu lassen. Dies war das Ende des achtzigjährigen Kampfes; die Bande aber, welche die Niederlande an das deutsche Reich geknüpft hatten, waren seit dem westfälischen Frieden endgültig gelöst.

4. Die sieben vereinigten Provinzen während der Zeit von Wilhelm's II. Statthalterschaft.

Beim Abschluß des Friedens nahm Holland in Bezug auf Handel und Seemacht unbestritten den ersten Rang ein. Abgesehen von Ostindien und Brasilien hatte es seine Macht auch in Nordamerika ausgebreitet. Im Dienste der Republik hatte Hudson den nach ihm benannten Strom entdeckt; auf der Insel Manhattan war Neu-Amsterdam (das jetzige New-York) angelegt worden. Von den Eingeborenen kauften die Holländer die Landschaft Connecticut und am Delaware legten sie das Fort Nassau an. Neuholland wurde entdeckt und Abel Tasman*) befuhr die Küste des Landes, das er nach dem berühmten Generalstatthalter von Indien (van Diemen) van Diemensland benannte. Mit dem ersten Zaar aus dem Hause Romanow stand Holland in enger Verbindung; es bezog aus Rußland wie von der Ostsee her Getreide und Rohproducte. Mit der osmanischen Türkei schloß es 1612 einen Freundschaftsvertrag, schickte Kolonialwaaren nach Smyrna und errichtete 1624 eine aus

*) Er war aus der Stadt Hoorn, der Heimath mehrerer großen Seefahrer. Nach ihr führt die äußerste Inselspitze von Südamerika (gewöhnlich Kap Horn geschrieben) ihren Namen.

acht Directoren bestehende Kammer für den levantischen Handel. Aber zu derselben Zeit, als die Holländer durch Betriebsamkeit, Schiffahrt, Handel, unermüdete Thätigkeit, Sparsamkeit und ungeheueren Reichthum ein neues europäisches Reich gründeten, entstand in England eine Republik, welche unter Cromwell der niederländischen Republik gefährlich ward. Für die Letztere war es daher ein Glück, daß die Engländer bald nachher das entartete Haus Stuart auf ihren Thron zurückriefen und aufs Neue unter einander zerfielen; denn wenn sie noch längere Zeit hindurch einen Mann wie Cromwell an ihrer Spitze gehabt hätten, so wären sie den Holländern, an deren Kleinlichkeit sie nicht litten, in vielen Stücken ganz gleich, in anderen sogar überlegen geworden. Die Landmacht der Holländer bestand aus Deutschen, Schweizern und Wallonen, welche mit Geld geworben waren und nur um Geld, nicht für das Vaterland dienten. Diese Truppen wurden von einem Fürsten befehligt, der ein ganz anderes Interesse hatte, als die sämmtlichen Staaten, denen er auf der einen Seite unterworfen war, auf der anderen aber gebieten konnte.

Es war schon ein Unglück, daß Wilhelm II. nicht nur bereits im 21. Lebensjahre und also ohne alle Erfahrung in Geschäften seinem Vater als Statthalter nachfolgte, sondern daß er auch monarchisch dachte und doch republikanisch handeln sollte. Es kam aber noch seine Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Stuart hinzu, deren Familie sich später nach Holland flüchtete und den Plutokraten, welche Alles mit ihrem kleinlichen Maaßstabe maßen, nicht geringe Verlegenheiten bereitete. Das Verhältniß des neuen Statthalters zur Regierung und die Besorgniß wegen seines militärisch-monarchischen Sinnes zeigte sich gleich bei seines Vaters Tode, als in den Generalstaaten vorgeschlagen wurde, ihm eine Instruction zu geben, was bisher nie geschehen war. Man wollte den Prinzen daran erinnern, daß er erster Diener der Republik, aber nicht ihr Fürst und Herr sei. Es blieb freilich beim bloßen Vorschlage; man hatte aber doch von Seiten der Republikaner schon übeln Willen gezeigt. Aerger ward es, als man mit dem Gedanken umging, das Verhältniß der künftig zu unterhaltenden See- und Landmacht zu bestimmen. Die Republikaner, welche nur an Handel und an Seemacht dachten, behaupteten, Alles von England, nichts von Spanien und wenig von Frankreich zu fürchten zu haben. Sie wollten also, um Kosten zu ersparen, einen Theil des stehenden Heeres entlassen haben. Darauf bestanden außer der Stadt Amsterdam besonders die Staaten von Holland, welche über die Hälfte zu den Abgaben beitrugen und deshalb auch, als der Zinsfuß der ganzen Staatsschuld herabgesetzt werden sollte und darüber ein großes Geschrei erhoben ward, ein Kapital niederlegten, damit, was nachher

Niemand verlangte, allen denen, welche ihr Geld zu dem herabgesetzten Zins nicht hergeben wollten, ihr Kapital zurückgezahlt werde.

Diese ganz demokratisch-republikanischen Staaten von Holland zeigten sich, als 1650 die Entlassung der Truppen zur Sprache kam, sehr unfreundlich gegen den Prinzen Wilhelm, welcher von den Generalstaaten unterstützt wurde. Dieser erklärte, es seien 60 Festungen zu bewachen und das Heer dürfe demnach nicht allzusehr verringert werden; Holland machte Zugeständnisse, so daß der Unterschied zuletzt kaum 1000 Mann betrug; aber auf diesem Unterschiede bestanden sie mit der äußersten Hartnäckigkeit. Sie zeigten zugleich auch ganz offen, daß sie ihn für fähig hielten, die Truppen gegen die Verfassung zu gebrauchen. Der General-Kapitän verlangte nämlich, daß die Reduction gleichmäßig alle Regimenter treffen solle, ohne Rücksicht darauf, von wem dieselben in Sold genommen worden seien; die Staaten von Holland wollten dagegen diese Reduction blos auf die fünf Regimenter französischer Infanterie, sowie auf die fünf englischen, die drei schottischen, die drei deutschen und die 15 flämischen beschränkt haben. Die Staaten von Holland suchten gegen den Prinzen und gegen die Generalstaaten den oft aufgestellten und eben so oft bestrittenen Grundsatz durchzusetzen, welchen Friedrich Heinrich auf dem Kongreß in Münster hatte gelten lassen, daß nämlich die Souverainetät bei den Staaten der einzelnen Provinzen, nicht blos bei der Gesammtheit sei. Sie handelten daher, ohne sich an die Gegenvorstellungen des Staatsrathes und des Prinzen zu kehren. Sie ließen nämlich, nach langem Streiten mit dem Staatsrathe und den Prinzen, den einzelnen Hauptleuten der erwähnten Regimenter sagen, daß sie gegen Juli (1650) die Soldaten jeder Compagnie bis auf die von den Staaten vorgeschriebene Zahl verringern sollten und daß für eine größere Zahl vom Juli an keine Soldanweisung mehr werde gegeben werden. Dies veranlaßte um so mehr eine öffentliche Spaltung, da dieselben Staaten schon vorher den Admiral de Witt und die Schiffs-Kapitäne, welche gegen des Prinzen Willen Brasilien den Portugiesen eingeräumt hatten, in Schutz nahmen, während der Prinz dieselben wegen Insubordination in Haft gesetzt hatte und bestrafen lassen wollte. Die Hauptleute der Truppen, die man verringern wollte, wandten sich an Wilhelm und an den Staatsrath und diese an die Generalstaaten; die Staaten von Holland beharrten aber dessenungeachtet auf ihrem Beschlusse.

Der Streit betraf jetzt weniger die Zahl der beizubehaltenden Truppen und die Bestimmung der zu entlassenden Regimenter, als vielmehr die Frage, ob die Republik aus sieben von einander unabhängigen, wiewohl unter sich innig verbundenen Republiken bestehe, oder ob die

Generalstaaten das oberste Regierungsrecht hätten. Schon im April 1650 war es nach langem Streiten dahin gekommen, daß die Generalstaaten sich mit dem Statthalter zu einem Gewaltstreiche vereinigten. Sie forderten durch besondere Schreiben die Hauptleute und die Commandanten der Grenzplätze auf, den Befehlen der Staaten von Holland nicht zu gehorchen, und diese sistirten dann die Zahlungen. Nachdem hierauf der Streit noch bis Anfang Juni fortgedauert hatte, übertrugen die Generalstaaten dem Statthalter eine Gewalt, wie sie einst der römische Senat den Consuln zu übertragen pflegte, wenn das Wohl des ganzen Staates auf dem Spiele stand.*) Sie beauftragten nämlich durch ein Decret vom 5. Juni 1650 den Statthalter, „dafür zu sorgen, daß Alles in Ruhe und Frieden erhalten werde, und darüber zu wachen, daß die Union fortbestehe und Alles abzuwehren, was gegen dieselbe vorgenommen werden könne."

Dem Prinzen waren, als er eine solche Gewalt erhielt, sein Vetter Wilhelm Friedrich, Statthalter von Friesland, der Staatsrath, die Mehrzahl in den Generalstaaten, das geringe Volk, das Landheer und die Seeleute ergeben; die ganze höhere Bürgerschaft aber war gegen ihn. Diese hätte er also nicht durch eine militärische Ausführung des ihm ertheilten Auftrages noch mehr erbittern sollen. Er hätte nicht, wie er that, die einzelnen Städte drohend besuchen, sondern die Staaten von Holland versammeln und diesen als ihr Statthalter freundlich zureden lassen sollen. Er hätte namentlich nicht auf jener Reise einen Mann zu seinem Sprecher wählen sollen, welcher mit dem byzantinischen Rechtsbuche besser bekannt war, als mit den Grundsätzen der freien Römer. Dies war der Baron van der Capellen, der in gebieterischem Tone Nachgiebigkeit verlangte, Mitglied der Staaten für Geldern. Wilhelm und seine Anhänger hofften den einzelnen Stadt-Magistraten zu imponiren, welche die Deputirten für die Stände zu ernennen hatten. Zu diesem Ende wählten die Generalstaaten Deputirte aus den vier Provinzen, welche für die erwähnte Maaßregel gestimmt hatten (Geldern, Seeland, Utrecht und Gröningen), gesellten ihnen zwei Mitglieder des Staatsrathes sowie den General-Schatzmeister zu, und billigten, daß der Prinz-Statthalter an der Spitze dieser Commission in die einzelnen Städte reise. Wilhelm begab sich zuerst nach Dortrecht, wo die Deputation sehr schlecht empfangen wurde, weil der Wortführer derselben, der genannte Herr van der Capellen, eine ausweichende Antwort des Magistrats mit Drohworten beantwortete. Man brachte es durch ein solches Auftreten dahin, daß die Städte jede weitere Conferenz mit dem Prinzen von Oranien und

*) Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica.

mit den Deputirten der Generalstaaten ablehnten. Nur in wenigen Städten, z. B. in Rotterdam, ward die Deputation besser empfangen; dagegen verschlossen aber die Magistrate einiger Städte, unter welchen sogar sehr kleine waren, der Deputation geradezu ihre Thore, wenn sie sich auch bereit erklärten, den Prinzen zu empfangen. Zu diesen Städten gehörten Delft, Haarlem, Medenblick und, was von besonderer Bedeutung war, Amsterdam. Diese Stadt, welche für die sieben Provinzen dieselbe Bedeutung hatte, wie London für England, schickte dem Prinzen ihren Bürgermeister nebst den Präsidenten des Schöffenrathes und dem Stadtschreiber entgegen, und ließ ihm sagen, wenn er als Statthalter der Provinz Holland in ihre Stadt komme, so würden ihm alle seiner Geburt angemessenen Ehren erwiesen werden; als Deputirten der Generalstaaten aber könne man ihn nicht empfangen, weil zu befürchten wäre, daß der ihm zugethane Pöbel Unfug übe. Der Deputirte, welcher das Wort geführt hatte, stattete nach der Heimkehr im Haag den Generalstaaten den Bericht ab, daß der Prinz und seine Begleitung überall schlecht empfangen worden seien. Drei Tage später hielt der Prinz selbst in der Versammlung der Staaten von Holland eine sehr heftige Rede gegen den Magistrat von Amsterdam. Diese ließ er dann auch drucken und vertheilen, um den großen Haufen gegen die Aristokratie der Städte aufzuregen. Wirklich ward auch das Volk unruhig, und die dem Prinzen blind ergebenen zelotischen Prediger verschrieen von den Kanzeln herab seine Gegner.

Um dieselbe Zeit machten die Staaten von Holland die Souverainetät, welche sie gegen die Generalstaaten in Anspruch nahmen, auf andere Weise auch gegen den Prinzen geltend. Veranlassung dazu war der drohende Verlust des früher eroberten portugiesischen Landes Brasilien und die Preisgebung der vielen Holländer, die sich in demselben angesiedelt hatten. Als nämlich Portugal, welches bekanntlich seit 1580 den Spaniern unterworfen war, im Jahre 1640 seine Selbstständigkeit wieder erlangt hatte, erhoben sich die Bewohner von Brasilien, welche ihrer Abkunft nach Portugiesen waren, um mit ihrem alten Vaterlande wieder vereinigt zu werden. Sie führten den Kampf gegen Holland mit der äußersten Tapferkeit und Erbitterung. Man schickte daher zum Schutze der holländischen Colonisten eine Flotte unter dem großen Admiral Cornelius de Witt nach Brasilien. Dieser Admiral duldete Unglaubliches, indem er den wichtigsten Halteplatz der Niederländer, die Klippenstadt Recife, nicht aufgeben wollte. Er überzeugte sich endlich, trotz des vom Prinzen-Statthalter empfangenen Befehles, von der Unmöglichkeit, das Land zu behaupten, fürchtet er abevon den Colonisten, die er hatte schützen sollen, mit Ge-

walt zurückgehalten zu werden. Er und seine Schiffs-Kapitäne kehrten deshalb, ohne sich darum zu kümmern, daß zwar die Staaten und Magistrate von Holland, nicht aber die Landesregierung mit diesem Schritte zufrieden waren, nach Europa zurück. De Witt war kaum in Holland angekommen (April 1650), als Prinz Wilhelm in seiner Eigenschaft als General-Kapitän ihn und seine Officiere verhaften ließ. Die holländischen Magistrate ließen aber die Gefängnisse erbrechen und setzten die Officiere in Freiheit, worauf der Prinz, um einem ähnlichen Scandal im Haag zuvorzukommen, sich genöthigt sah, auch den dort gefangen gehaltenen Admiral wieder freizulassen.

Nach diesem und ähnlichen Vorgängen trug Wilhelm kein Bedenken, seinerseits dem oben erwähnten Decret der Generalstaaten gemäß gegen die Staaten von Holland zu verfahren. Er ließ sechs Deputirte derjenigen Städte, welche ihn nicht gut empfangen hatten, unter dem Vorwande einer Berathung mit ihnen, zu sich auf das Statthalter-Quartier im Haag rufen, unmittelbar nach ihrem Eintritte in das Vorzimmer festnehmen und in verschiedenen Gemächern durch seine Garden bewachen. Diese Gewaltthat verbreitete großen Schrecken, weil die Verhafteten zu den vornehmsten Personen der ersten niederländischen Provinz gehörten. Es befand sich unter ihnen Jakob de Witt, gewesener Bürgermeister von Dortrecht und Vater des nachher als Groß-Pensionarius durch sein Leben und durch die Art seines Todes unsterblich gewordenen Johann de Witt, sowie der Bürgermeister und der Pensionarius von Haarlem, der Bürgermeister von Delft, der Pensionarius von Hoorn und der Stadtschreiber von Medemblick. Auch der Bürgermeister Bikker von Amsterdam, Besitzer der Herrschaft Swieten, würde festgenommen worden sein, wenn er nicht einen warnenden Wink erhalten hätte. Die Verhafteten wurden nachher unter starker Bedeckung auf die alte Burg Loevestein gebracht, wo früher Grotius in Haft gewesen und welche ein Familien-Eigenthum des Prinzen war. Durch den Pensionarius von Holland (Cats) ließ Wilhelm den Staaten ankündigen, er habe diejenigen Mitglieder ihrer Versammlung, welche auf die Störung der Einheit der Republik bedacht gewesen wären und dieselbe schon seit langer Zeit betrieben hätten, verhaften lassen und zugleich den Statthalter von Friesland, Wilhelm Friedrich von Nassau, beauftragt, mit einer Abtheilung des Heeres die Stadt Amsterdam zu besetzen. Alles dies erregte sogar bei den Generalstaaten, welche das oben erwähnte Decret zu Gunsten des Prinzen erlassen hatten, großen Schrecken; denn sie hatten nicht geglaubt, daß derselbe so weit gehen würde, die angesehensten Holländer zu verhaften und Amsterdam zu belagern. Die ganze Absicht des Prinzen ward jedoch vereitelt, weil dasjenige, was er den Staaten von

Holland und den Generalstaaten bereits als eine Thatsache verkündigen ließ, die Besetzung der Stadt Amsterdam, durch einen Zufall verhindert worden war.

Die von Wilhelm beabsichtigte Ueberrumpelung von Amsterdam hatte Nachts statt finden sollen, und zwar so, daß das Fußvolk von der einen, die Reiterei von der anderen Seite her plötzlich vor den Thoren erscheine; gleichzeitig sollte der Major Gentillot, der sich am Abend vorher mit 50 Mann in die Stadt geschlichen hatte, die Wachen niederhauen und den heranziehenden Truppen die Thore öffnen. Die glückliche Ausführung dieses Vorhabens hing natürlich ganz und gar von der Geheimhaltung desselben ab; einige zufällige Umstände bewirkten aber, daß man in Amsterdam von dem Anmarsch der Truppen Nachricht erhielt, noch ehe diese sich vor den Thoren gesammelt hatten. Zuerst verfehlte Graf Dohna, welcher an der Spitze des Geldern'schen Regiments stand, den Weg, weil die Nacht dunkel und regnerisch war und weil man vergessen hatte, die Laterne auszustecken, die ihm als Leitstern zwischen den Gräben und Kanälen hatte dienen sollen. Außerdem war der Anführer der Cavallerie nicht in das eigentliche Geheimniß eingeweiht worden und trug deshalb kein Bedenken, die gerade in dieser Nacht ankommende Hamburger Post durchfahren zu lassen. Diese kam daher eher an, als die Truppen, die sich nach langem Hin- und Hermarschiren bei Tagesanbruch wieder an demselben Orte, wo sie am vorigen Abend gewesen waren, befanden und sich dann sogleich aufs Neue in Bewegung setzten. Die Post hatte kaum die Nachricht vom Anmarsche der Truppen überbracht, als der Bürgermeister Bikker sogleich die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt traf. Die Bürger dachten anfangs nicht daran; daß ein Ueberfall ihrer Stadt von Seiten der Regierung im Werke sei; man glaubte vielmehr, irgend eine der versprengten tollkühnen Banden, die auch nach dem Frieden sich hin und wieder zeigten, habe es auf eine Plünderung abgesehen. Immerhin war damit der ganze Anschlag vereitelt; denn an einen Sturm konnten die Truppen nicht denken, weil die gesammte Bevölkerung der Stadt rasch militärisch organisirt worden war. Sie zeigte sich noch eifriger, als man den wirklichen Sachverhalt erfuhr und als es den Anschein gewann, daß der Prinz sein Unternehmen gegen die Stadt fortsetzen wolle. Selbst diejenigen Bürger, welche aus religiösen Gründen früher jeden Waffendienst verschmäht hatten, boten diesmal willig ihre Dienste an. Die Bürgerschaft ward in Regimenter und Compagnieen eingetheilt und einige Kriegsschiffe wurden schnell ausgerüstet, um den Fluß und das Fort Amstel zu decken. Man machte im Stadtrathe den Vorschlag, die Deiche zu durchbrechen und die Schleusen zu öffnen, ja sogar durch den großen Seeteich im Osten

die Zuyderſee heranzuziehen, damit die ganze Gegend unter Waſſer geſetzt und ſo die heranrückenden Truppen ertränkt würden. Dies geſchah freilich nicht; der Vorſchlag wurde im Magiſtrat mit einer Mehrheit von zwei Stimmen verworfen; aber alle anderen Anſtalten waren mit ſolchem Eifer betrieben worden, daß der Statthalter von Friesland, als er vor dem Thore erſchien, es ſogleich als die größte Thorheit erkannte, feindlich aufzutreten. Er ſtellte ſich daher, als wenn er blos geſandt ſei, um dem Magiſtrat einen Brief zu übergeben, den er durch einen Trompeter in die Stadt ſchickte. Der Herr von Maarſeveen, Johann Huidekooper, Schöff der Stadt, kam darauf zu ihm heraus, um ihm im Namen des Magiſtrats zu erklären, daß man den Prinzen bitten laſſe, kein Blutvergießen zu veranlaſſen, weil der Magiſtrat eine Deputation an ſeinen Souverain, die Staaten von Holland, geſchickt habe, um ſich von dieſen Verhaltungsbefehle auszubitten.

Der Prinz gerieth bei der Nachricht, daß ſeine Leute vor den Thoren Amſterdams ſtänden und nicht eingelaſſen würden, ſo ſehr in Zorn, daß er ſeinen Hut auf die Erde warf. Sein Vorhaben gab er jedoch nicht auf. Er nahm ſogar auf die Gegenvorſtellungen der Tribunale, des Hofes von Holland und des Hofes von Brabant, durchaus keine Rückſicht. Er reiſte alsbald vom Haag ab, weil er durch ſeine perſönliche Anweſenheit entweder den Bürgern von Amſterdam zu imponiren oder die Truppen zu einem Sturm zu begeiſtern hoffte. Glücklicher Weiſe traf er unterwegs einen verſtändigen Mann, der ihm die Thorheit ſeines Beginnens handgreiflich machte. Der Herr von Beverweert nämlich, ein Anverwandter des Hauſes Oranien, führte den Prinzen auf einen Deich, von welchem herab er zugleich das Haarlemer Meer und den Ausfluß des Buſens, den man das Y (Ei) nennt, überſchauen konnte, und ſagte zu ihm: „Sehen Sie, welche Maſſe Waſſer! Sticht die heftig erbitterte Volksmenge den Deich durch, ſo ertrinken Alle.“ Dies war ſo einleuchtend, daß der Prinz ſogleich den Herrn von Beverweert erſuchte, ihm behülflich zu ſein, ſich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Zu dieſem Zwecke ſollte der Herr von Beverweert eilig nach dem Haag abgehen und die Generalſtaaten zur Abſendung einer Deputation bewegen, welche den Prinzen nach dem Haag zurückriefe, damit dieſer auf ſolche Weiſe dem erbitterten Volke zeigen könne, daß er in dem einen und dem anderen Falle der Staatsregierung gehorcht habe. Glücklicher Weiſe fürchteten nicht nur dieſelben Amſterdamer, welche vorher ſchon einige Deiche wirklich durchſtochen hatten, den Schaden, den das Waſſer anrichten könnte, noch mehr, als der Prinz, ſondern ſie wünſchten auch ihres Handels wegen die Belagerung um jeden Preis aufgehoben zu ſehen und der ihrem Credit nachtheiligen

Verbreitung der Nachricht von Unruhen in Amsterdam zuvorzukommen. Wilhelm II. hatte daher das Glück, daß der von ihm begonnene Kampf mit der sehr bedeutenden Provinz Holland durch Vermittelung der Generalstaaten auf eine für seine Ehre nicht gerade nachtheilige Weise beigelegt wurde. Er traf, noch ehe von den Generalstaaten ein entscheidender Beschluß über die Hauptsache, die Zahl und Gattung der zu verabschiedenden Truppen und die Rechte der einzelnen Provinzen gegen die Gesammtheit, gefaßt worden war, eine freundliche Uebereinkunft mit den Amsterdamern. Diese war für den Prinzen um so ehrenvoller, weil vorher die Generalstaaten ihn nicht blos zurückgerufen, sondern auch das von ihm mißbrauchte Decret vom Juni aufgehoben und ihm befohlen hatten, die Truppen wieder in ihre Garnisons-Plätze zurückzuschicken. Die Uebereinkunft mit Amsterdam wurde durch vier Abgeordnete des Prinzen schneller abgeschlossen, als sonst geschehen sein würde, weil der dem Prinzen ergebene gemeine Haufen schon in heftiger Bewegung gegen die Aristokratie war. Diese Uebereinkunft bestand aus folgenden Artikeln: Erstens solle der Prinz in die Stadt einziehen dürfen und als Statthalter von Holland im vollen Rathe Audienz erhalten. Zweitens solle die Provinz Holland ihre Rückstände bezahlen und in Betreff der Verabschiedung der Truppen den Beschluß der Generalstaaten annehmen. Drittens solle der Magistrat von Amsterdam sich bei den Staaten dahin verwenden, daß alles Geschehene vergessen werde. In einem geheimen Artikel ward außerdem noch festgesetzt, daß der Bürgermeister Bikker und sein Bruder, der Altbürgermeister, aus dem Rathe entfernt und nicht wieder in denselben aufgenommen werden sollten. Sobald Amsterdam gedemüthigt war, fügten sich auch die anderen Städte (außer dem kleinen Gouda), blos damit der Prinz die verhafteten sechs Deputirten wieder in Freiheit setzen lasse. Diese mußten aber, als sie freigelassen wurden, gleich den Bikker's ihre Stellen aufgeben. Diejenigen Provinzen, welche an dem Zwiste keinen Theil gehabt hatten, wetteiferten, dem Prinzen zu danken und die Geschicklichkeit zu rühmen, mit der er diesen gefährlichen Streit beendigt habe. Die Aristokratie und der wohlhabende Theil der Bürgerschaft aller Provinzen blieb jedoch beleidigt und grollte seit dieser Zeit dem ganzen Hause Nassau, welchem dagegen der gemeine Haufen stets ergeben blieb. Der junge Prinz empfand dies bitter. Er hegte damals große Entwürfe, zu deren Ausführung er sich auf einen Bund mit Frankreich einzulassen gedachte; wenn man den Berichten des Gesandten d'Estrades glauben darf, so handelte es sich dabei um einen neuen Plan zur Theilung der spanischen Niederlande, wobei Antwerpen dem Prinzen als Eigenthum zugefallen wäre. Im October 1650 reiste er nach Geldern, wo sein Haus große Privat-

Besitzungen hatte und die Ritterschaft zu seinen Anhängern gehörte. Dort erkrankte er an den Blattern. Er eilte nach dem Haag zurück, wo er dann (November 1650) im 25. Jahre seines Lebens starb.

Wilhelm's II. früher Tod rief große Veränderungen hervor. Erst acht Tage nach demselben nämlich ward sein Sohn, Wilhelm III., geboren, welcher später zuerst der Retter Englands und seiner Verfassung und dann die kräftige Stütze des Protestantismus in ganz Europa, sowie der furchtbarste Feind Ludwig's XIV. ward. Da weder Wilhelm III. als kaum geborenes Kind, noch auch der Graf von Nassau-Diez, Statthalter von Friesland und bald auch von Gröningen, Anspruch an die Statthalterschaften der übrigen Provinzen machen konnten, so erlangte die in den einzelnen Provinzen übermächtige aristokratische Partei das Uebergewicht auch in den Generalstaaten. Die holländischen Stände entschlossen sich sogar nur widerstrebend, der Wittwe Friedrich Heinrich's zur Geburt ihres Sohnes Glück wünschen zu lassen. Noch vor dieser Geburt hatten sie den Vorschlag gemacht, es solle eine große Versammlung aus allen Provinzen nach dem Haag berufen werden, um über die Union, die Religion und das Kriegswesen endgültige Beschlüsse zu fassen. Am 18. Januar 1651 wurde in der That eine solche Versammlung im Haag eröffnet. Die Union betreffend, zeigte sich bald, daß zwar Friesland und Gröningen für ihren Statthalter waren, daß aber die Mehrheit durchaus eine Regierung ohne Statthalter und ohne permanenten Oberfeldherrn wünschte; es wurde angeführt, auch die Griechen, Römer und Hebräer hätten einen solchen nicht gehabt. Der Oberbefehl des Heeres wurde den Generalstaaten zugesprochen; doch zeigte die republikanische Regierung von Anfang an eine Abneigung gegen die Stärkung der Landmacht, die leicht zur Dictatur zu führen schien; dem Seewesen dagegen wandte sie sich mit großer Vorliebe zu. Die Religion betreffend, mußten sich die Mitglieder dieser Versammlung um der Prediger und um des großen Haufens willen unduldsamer aussprechen als sie persönlich gesinnt waren. Namentlich wurden Klagen gegen Uebergriffe der Katholiken laut*). Doch blieb ihr Privatgottesdienst ungestört und auch die Remonstranten hielt man für hinreichend eingeschränkt. Nachdem man noch jene sechs Herren, die Wilhelm II. in Haft gesetzt, für vollkommen schuldlos erklärt hatte, wurde die große Versammlung von

*) In ihren Predigten schmähten sie die Regierung; ein Priester hatte ein Kind des Herrn von Wassenaar ohne Vorwissen des Vaters nach katholischem Ritus getauft. Um diese Zeit trat der berühmte und volksthümliche Dichter der Holländer, Joost van den Vondel, als Lobredner des Katholicismus auf; in einem seiner Trauerspiele wird Maria Stuart verherrlicht. Sein Uebertritt hatte schon 1639 stattgefunden.

dem auch als Dichter berühmten Pensionarius Jakob Cats mit einer zierlichen Rede geschlossen.

Der Holländer Johann de Witt ward Groß-Pensionarius, und verdrängte überall die Oranien-Männer, war aber sonst einer der würdigsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit. Uebrigens wurden die Republikaner, welche nach Wilhelm's II. Tod Holland regierten, zuerst von Cromwell hart bedrängt und nachher mußten sie von den wieder eingesetzten Stuart's Alles befürchten. Dies bewog sie, sich enger an Frankreich anzuschließen, als politisch klug und recht war. Sie führten dadurch, wie wir später erzählen werden, die Einsetzung Wilhelm's III. in alle Aemter seines Vaters herbei.

Um die Vormundschaft des erst nach dem Tode seines Vaters geborenen Wilhelm III. stritten sich dessen Mutter und Großmutter. Es kam dabei besonders auf die Erbherrschaften, Marquisate und Fürstenthümer an, welche das Haus Nassau-Oranien schon zu Karl's V. Zeiten besaß und zu denen nachher noch das französische Fürstenthum Oranien gekommen war. Den Streit entschieden die obersten Gerichte der Republik dahin, daß des Prinzen Mutter, eine Engländerin, und seine Großmutter, eine Deutsche, die Vormundschaft getheilt besitzen sollten. In Seeland waren die Besitzungen der Familie ebenso bedeutend, wie in Geldern, und die Anhänglichkeit des Volkes an ihren Erbherrn sehr groß. Hätten sich daher nicht die Staaten von Holland widersetzt, so würden die Seeländer den Prinzen Wilhelm III. schon in der Wiege zu ihrem Statthalter erwählt haben.

Von dem Augenblicke an, als in der Republik der sieben Provinzen die republikanische und anti-oranische Partei das Uebergewicht erlangte und mit Cromwell in Streit gerieth, neigte sich Holland zu einer engeren Verbindung mit Frankreich und ward in die Streitigkeiten dieses Reiches mit Deutschland und mit Spanien verwickelt. Wir glauben um so mehr die allgemeine Geschichte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der französischen Geschichte beginnen zu müssen.

Inhalt des zwölften Bandes.

Geschichte der neueren Zeit.

Schlosser, Friedrich Christoph, / Jäger, Oskar, / Kriegk, Georg Ludwig,

Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk mit Zugrundelegung der Bearbeitung ; mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart

Bd.: 12.

Oberhausen [u.a.] 1873